Baltische Monatshefte

Jahrgang 1937

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga

INHALT

I. Zu Tag und Stunde

Einige Bemerkungen zum Verständnis der Gegenwart (R. W.) 129
Bildung (H. B.) 132
Ruhm der Rückständigkeit? (R. W.) 65
Um die Schule (L. B.) 1
Nochmals die Schule (Die Schriftleitung) 67
Trägheit (H. B.) 549
Verstreute Gedanken über ein Buch (R. W.) 613
Wer die Heimat liebt (R. W.) 481

II. Aufsätze

Arbusow, L., Meinhard, Bischof der Liven 1186—1196 . . 3
Aschkewitz, M., Handwerksbrauch im alten Pernau . . 324
— Der Niedergang des baltischen deutschen Handwerks im 19. Jahrhundert 493
Becker, H., Ewiges Hellas 385
Bielenstein, A., †, Mit ungleichen Waffen 100
Bosse, H., Vom baltischen und litauischen Deutschtum . . 279
— Landarbeitswerk in Bewährung 683
Busch, N. †, Alt-Rigas Musikkultur 642
Giese, G., Erziehungsmächte und Erziehungsformen des XX. Jahrhunderts 394
Griese, F., Das deutsche Dorf 677
Gross, R., Von Art und Herkunft der Winterfelder Kolonisten 497
— Zur religiösen Auseinandersetzung im deutschen Volk . 257
Grussendorf, H., Rigas deutsche Bühne und ihr Wirkungsfeld 658
Guenther, K., Georg Schweinfurth 134
v. Hehn, Die deutschen Landpastoren in der Entwicklung des lettischen Schrifttums I 267
— Die deutschen Landpastoren in der Entwicklung des lettischen Schrifttums II 423
— Der Baltische Historikerkongress in Riga 483
Honisch, E., Spanien und der politische Katholizismus . . 35
von Hueck, L., Estländische Städtebilder. Reval 193
— Estländische Städtebilder. Pernau 321
— Estländische Städtebilder. Narva 697

Kölschbach, J., Die Musikbewegung der deutschen Jugend 654
Knappe, E., Der Kampf um die Macht in Sovetrussland . . 443
von Kohary, Th., Politische Kräfte im Donauraum . . . 436
Kraemer, R., Zur Geschichte der europäischen Nationalitätenfrage 79
Kuegler, H. P., Geburtenüberschuss und Volkstumszunahme in der Bevölkerung Lettlands 141
Masing, G., »Vous êtes allemand!« Zwei Briefe Parrots an Nikolai I. 228
Maydell, Baron E., Der bürgerliche Gutsbesitz in Alt-Estland 215
v. Mensenkampff, E., Raimund Mühlen und Hans Schmidt 630
Mitlacher, H., Eberhard Wolfgang Moeller und Gerhard Schumann. Zwei Dichter einer neuen Zeit 28
— Jüdisches im deutschen Schrifttum 528
Moritz, K., Deutscher Kulturrat in Estland 692
von Petersen, O., Schrifttum und Schicksal des baltischen Deutschtums 616
Rauch, E., Deutsches Kirchen- und Schulwesen in einer russischen Provinzstadt 15
Richter, W., Aus der Geschichte der Sudetendeutschen . . 285
v. Rohden, A., Dorpat, Dezember 1918 206
Schlau, H., Ärztliche Erbgesundheitspflege 571
Schloss, L., Junge Dichtung der Zeit 622
Seeberg-Elverfeldt, R., Die »Academia Petrina« . . 417
Seuberlich, E., Alte Familienverbindungen im baltischen Handwerk 564
Sintenis, H., Abendliche Häuser 199
v. Sivers, W., Landschaft und Mensch 338
v. Skerst, A., Baltisch-deutsche Seefahrer in der Südsee . 6
Sommer, E. F., Puschkin — der Russe und Europäer . . 156
— Napoleon und Russland 581
Speer, H., Heimatflucht 335
v. Stern, C., Die Pleskauer Annexion von 1476 148
— Der Kleinkrieg um die Ostgrenze im 15. Jahrhundert . 69
v. Stritzky, K., Zur Vorgeschichte Lettlands 210
v. Taube, A., Fünf Jahre deutscher Landdienst in Estland . . 692
Thomson, Paul W., Über die nacheiszeitliche Entwicklungsgeschichte der Wälder im ostbaltischen Gebiet . . . 342
von Ungern-Sternberg, Niels Frhr., Der mongolisch-mandschurische Raum im Kräftespiel des Fernen Ostens 449
Wittram, R., Historismus und Geschichtsbewusstsein . . 552

III. Politische Chronik

Lettland . . 40, 106, 165. 236, 290, 350, 458, 535, 595, 661, 703
Estland 47, 176, 239, 294, 358, 465, 598, 667, 707

IV. Aus dem Schrifttum der Zeit

P. Ernst, Aus dem Kaiserbuch 110
M. von Metzradt, Malatesta 300
H. von Hoerner, Die zweite Kugel 598
O. Reuter, Der Goggolore 243
L. Trenker, Aufstieg zum Kilimandscharo 539

Umschau

v. Fircks, Um das Lebensrecht der Studentenkorporationen 58
Ernst von Bergmann-Ehrung im Verein Estnischer Ärzte zu Dorpat . 62
Kuegler, H. P., Zur Frage der studentischen Korporationen . . . 60
Die Versteppung Deutschlands 365
Zwischen Wasser und Land 362

Deutsches Schauspiel zu Riga

Januarbericht 55
Märzbericht 187
Maibericht 312
Novemberbericht 670
Dezemberbericht 717

Kleine Beiträge

Das spanische Agrarproblem 52
Lettre à l'Empereur Nicolay 1-er du 1-r juin 1843 249
Masing, G., Geistige Übersättigung? — Indolenz! 601
Mitlacher, H., Hans Carossa 183
v. Sacken, H., Gedanken über das Pliggern 115
— »Kleine Frivolitäten« 372
Schreiner, K., Eine Ostlandreise zur Schwedenzeit 369
Stritzky, K., Über Geschichte und Vorgeschichte 113
Richter, W., Die sudetendeutsche Volksgruppe in Zahlen 308
v. Ungern-Sternberg, N., Mihkel Aitsam über »Das Jahr 1905« . . 181

Bücherbesprechung

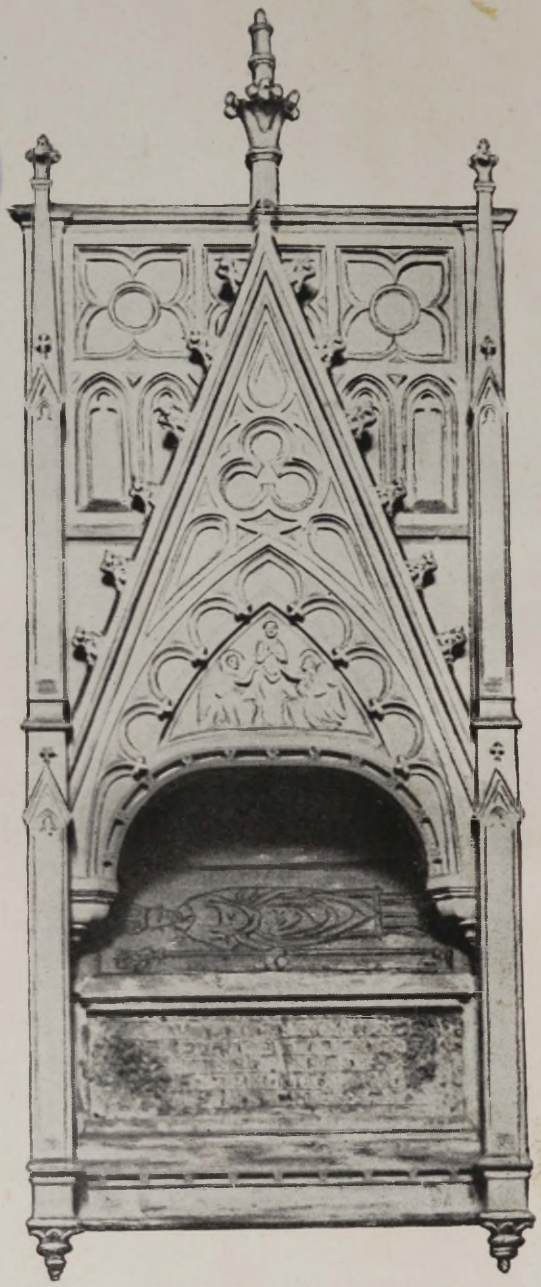
Ahlers, Joh., Polen. Volk, Staat, Kultur, Politik und Wirtschaft (R. W.) . 376
Bauer, Albert, Folkert der Schöffe (B.) 547
Beg-Laporte, Halil, Das Land der letzten Ritter (Bosse) 120
Blunck, Hans Friedrich, König Geiserich (B.) 118
Boehm, Max Hildebert, ABC der Volkstumskunde (B.) 255
Bojer, Johann, Die Auswanderer (B.) 117
von Bremen, Carl, Die Schifferwiege (B.) 719
Bublitz, E., Germanenglaube im frühdeutschen Christentum (Mackensen) 611
Buchholtz, Hans Georg, Jugend an der Grenze (Bosse) 121

v. Bülow, Wilhelm, Durch Stacheldraht und Steppe (B.) 722
Burchard-Nauck, Lotty, Nun wird es Abend (M.) 121
Busch, Nikolaus, Nachgelassene Schriften, Bd. II, Red. von L. Arbusow 716
Campbell, Viceadmiral Gordon, Wir jagen deutsche U-Boote (B.) . 723
Chamier, I. D., Ein Fabeltier unserer Zeit (G. Masing) 608
Cisek, Oskar Walter, Der Strom ohne Ende (H. Bosse sen.) 472
Diel, Louise, Mussolini. Kampf, Sieg und Sendung des Faschismus (Bosse) 377
Dobers, Ernst, Rassenkunde. Forderung und Dienst (B.) 382
v. Eckardtstein, Hermann Freiherr, Die Welt der Diplomaten (G. M.) 476
Engel, Carl, Aus ostpreussischer Vorzeit (S.) 124
Ernst, Paul, Der schmale Weg zum Glück (L.) 607
— Das Kaiserbuch (B.) 116
v. Essen, Nik., Nachrichten über das Geschlecht Ungern-Sternberg (B. v. H.) 191
* * * Die farbige Front (Bosse) 122
Fuchs, Hans, Lody. Ein Weg um Ehre (B) 723
Gabeln, Anton, Der Talismann (B.) 606
Gauguin, Pola, Mein Vater Paul Gauguin (B.) 607
Gauss, Paul, Das Buch vom deutschen Volkstum (R. W.) 253
Gesemann, Gerhard, Neue bulgarische Erzähler (Bosse) 119
Giere, Werner, Die ostbaltischen Staaten Litauen, Lettland, Estland (1928—1936) (Dr. H. von Knorre) 477
Gizycki, Georg, Die Weissen und die Schwarzen (B.) 546
»Die Glaubensgenossen«, (Hermann Bosse) 608
v. d. Goltz, Joachim, Einst auf der Lorettohöhe (B.) 724
Grabenhorst, Georg, Der Regimentstag (B.) 724
Griese, Friedrich, Das Kind des Torfmachers (B.) 548
Grimm, Hans, Des Elefanten Wiederkehr (Bosse) 120
— Glaube und Erfahrung (B.) 725
Gulbransson, Trygve, Das Erbe von Björndal (B.) 116
Gunnarsson, Gunnar, Der Graue Mann (B.) 732
Gunther, H. F. K., Frömmigkeit nordischer Artung (Mackensen) . . . 611
von Günzel, Bertha, Ein Frauenschicksal im Räderwerk der Zeit (B.) . 724
— Die Flucht des Grossen Pferdes (B.) 728
Sven Hedin, Die Seidenstrasse (B.) 728
Hohlbaum, Robert, Die Prager (B.) 730
von Hoerner, Herbert, Die letzte Kugel (Bosse) 602
Idries, Jon L., Lasseters letzter Ritt (B.) 730
Jugendbücher 1937 (B.) 733
Kaempfer, Adolf, Farm Trutzberge (B.) 544
Kaltwasser, Karl, Schicksalsbuch (B.) 725
Kersten, Udo, Der Rest der dritten Schwadron (Bosse) 121
Kiparsky, V., Fremdes im Baltendeutsch (O. M.) 377
Kirche, Volk und Staat (B—r.) 609
Kloepfer, Hans, Was mir die Heimat gab (Bosse) 121
Kluge, Kurt, Der Glockengiesser Christoph Mohr (B.) 604
— Die silberne Windfahne (B.) 604
— Das Flügelhaus (B.) 604

— Der Nonnenstein (B.) 605
— Die gefälschte Göttin (B.) 605
Kolbenheyer, Guido, Klaas Y, der grosse Neutrale (Bosse) 121
Koll, Kilian. Urlaub auf Ehrenwort (B.) 724
Koren, Dr. Hans, Volksbrauch im Kirchenjahr (Mackensen) 610
Korrespondenzblatt des Naturforscher-Vereins zu Riga (R. Mettig) . . . 380
Kramer, Walter, Die heiligen Nächte (B.) 722
Kraze, Friede H., Einer Mutter Weg (B.) 731
Kwonnesin, Wäscha-, Grau-Eule, Kleiner Bruder (v. H—n.) . . . 732
Langsdorff, Alexander, Flucht aus Frankreich (B.) 722
v. Langsdorff, Werner, U-Boote am Feind (B.) 723
Lattermann, Dr. Alfred, Einführung in die deutsche Sippenforschung in Polen (H. v. Ramm-Helmsing) 319
Lindt, A. R., Im Sattel durch Mandschukuo (B—r.) 729
Mackensen, Lutz, Baltische Texte der Frühzeit (F. A. Redlich) . . . 124
von Metzradt, Mathilde, Gismondo Malatesta. Der Unheilige Gottes (Dr. H. Bosse sen.) 317
Michelson, Nicholas, Abba (B—r.) 472
von Möller, Karl, Grenzen wandern (B—r.) 602
Nierentz, Hans-Jürgen, Gedichte grosser Gegenwart (B.) 375
Pleyer, Wilhelm, Gasthaus zur Deutschen Einigkeit (B.) 725
— Die Brüder Tommahans (B.) 603
Ponten, Josef, Novellen (H. Bosse d. Ä.) 726
v. Ramm-Helmsing, Dr. H., David Hilchen, 1561—1610, Syndikus der Stadt Riga (O. v. Petersen) 318
Raschke, Martin, Wiederkehr (B.) 606
Reiser, Hans, Einer ging in die Wildnis (Bosse) 119
Reitmann, Erwin, Horst Wessel (B.) 729
Reuter, Otto, Der Goggolore (Bosse) 253
Roelling, Ruth M., Volkstum, Tod, Tänzerin (B.) 724
Ross, Kolin, Die erwachende Sphinx (B.) 727
— Unser Amerika (B.) 727
Röttger, Karl, Das Unzerstörbare (B.) 607
Rucker, Franz, Noldin, Ein deutsches Schicksal (B.) 116
Sadovnanu, Michail, Nechifor Lipans Weib (B.) 120
Schäfer, Wilhelm, Wendekreis neuer Anekdoten (B.) 726
— Der Dichter des Michael Kohlhaas (O. v. Petersen) 127
Schmid Noerr, Friedrich Alfred, Unserer Lieben Frauen Einzug (Bosse) 118
Schnack, Anton, Der Finstere Franz (B.) 730
Schneider, H., Germanische Religion vor dreitausend Jahren (Mackensen) 611
v. Scholz, Wilhelm, Gefährten (B.) 726
Solonewitsch, I., Die Verlorenen (Bosse) 471
— Die Verlorenen, Bd. II. (B.) 607
Springenschmid, Karl, Saat in der Nacht (Bosse) 374
— Helden in Tirol (B.) 548
Steinhausen, Prof. Dr. Georg, Geschichte der deutschen Kultur (Bosse) 254
v. Stern, K., Der Vorwand zum grossen Russenkriege 1558 (L. Arbusow) 122

Stieve, Friedrich, Vom Volksstamm zum Volksstaat (E. M.) 474
Streuvels, Stijn, Liebesspiel in Flandern (G. M.) 605
Šturms, Eduard, Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum (S.) 123
Talvio, Maila, Die Kraniche (Bosse) 546
v. Taube, Michael Freiherr, Der grossen Katastrophe entgegen (B—r.) . 475
Thoma, Ludwig, Meine Bauern (B.) 374
v. Tiling, Magdalena, Die Altersstufen im menschlichen Leben (B—r.) . 675
Trampler, Kurt, Um Volksboden und Grenze (B.) 255
Trenker, Luis, Leuchtendes Land (Bosse) 544
Tümler, Franz, Der Ausführende (B.) 730
Vesper, Will, Geschichten von Lieben, Traum und Tod (B.) 726
Voigt, Bernhard, Die Vortrecker. Der Südafrisanische Lederstrumpf Bd. I. (B.) 545
Welding, Olaf, Familiengeschichte der Hoffmanns (Dr. O. Frh. v. Taube) 378
Wildberger, Erich, Die grosse Mannschaft (Bosse) 547
Windelband, Wolfgang, Die auswärtige Politik der Grossmächte in der Neuzeit von 1434 bis zur Gegenwart (B.) 375
Wittek, Erhard, Durchbruch anno achtzehn (B.) 721
— Männer (B.) 721
Wittstock, Erwin, Station Onefreit (Bosse) 120
— Miesken und Riesken (B.) 725

A/S »ERNST PLATES«, RĪGĀ, M. Mentzu ielā 5.



Grabmal Bischof Meinhards im Dom zu Riga

Zu Tag und Stunde

Um die Schule

Seit Jahrzehnten haben nur wenige Fragen das baltische Deutschtum so beschäftigt wie die der Erhaltung und des Ausbaus der Schulen. Durch die Begründung des lettländischen Staates vor völlig neue Voraussetzungen gestellt, ging die zum überwiegenden Teil auch neue Führung daran, durch deutsche Schulen das Fortbestehen der Volksgruppe zu sichern. Ausgangspunkt war dabei die bekannte liberale Ansicht, die Volkszugehörigkeit erkenne man an der Sprache; durch die Vermittelung einer deutschen Bildung sei daher die Erhaltung des Volkstums gewährleistet. —Auch heute sehen wir in der Sprache eines der höchsten Güter des Volkes, wir wissen aber, dass nicht sie allein, sondern die durch Blut und Geschichte bedingte Gesinnung die Volkszugehörigkeit bestimmt. Die selbstverständliche Notwendigkeit eines Unterrichts in der Muttersprache wird nicht im geringsten dadurch berührt, dass wir der Schule nicht die alle anderen Gebiete des völkischen Lebens überragende Stellung einräumen können, wie es damals geschah.

Eine jede Erziehung dient der Einordnung des Jugendlichen in die Gemeinschaft; von der Schule fordern wir daher, dass sie den jungen Menschen zum Staatsbürger und zum brauchbaren Gliede seines Volkes erzieht; dazu gehört natürlich auch die Vorbereitung für das Berufsleben.

Der Sinn dieser Betrachtung ist es nicht, Fehlleistungen der deutschen Schulpolitik (z. B. bei der Mädchenerziehung) aufzudecken (für die man gewiss zahlreiche Entschuldigungen anführen kann), sondern zu versuchen, ihre Ursachen festzustellen und einige Hinweise zu geben, welche Massnahmen eine Besserung herbeiführen könnten. — Der Hauptgrund, weshalb unsere Schulen als Erziehungsfaktoren nicht den Erwartungen entsprechen konnten, ist das Fehlen einer einheitlichen weltanschaulichen Ausrichtung der Lehrerschaft. Es gab und gibt bei den Lehrern — auch ein- und derselben Schule — Weltanschauungen aller Schattierungen; höchstens konnte der Direktor seiner Schule wenigstens äusserlich ein bestimmtes Gepräge geben; der eine, indem er zäh am Althergebrachten festhielt, der andere ge-

rade umgekehrt als Förderer aller modernen Bestrebungen; natürlich gab es auch alle möglichen Zwischenstufen. — In der Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen wurde in der Regel kaum ein Fehler, oft dagegen ein Vorzug gesehen. »Der Schüler könne und solle sich seine eigene Meinung bilden.« Es kann heute daher niemand wundern, dass nicht wenige Absolventen der Schulen innerlich haltlos waren. Vorhängnisvoll war es ferner, dass — vorwiegend aus pekuniären Gründen — sehr gern Fremdstämmige (vor allem Juden) in deutschen Schulen aufgenommen wurden, die eine völkische Erziehung erschwerten und dort sogar unmöglich machten, wo sie der angeblich deutschen Schule das eigentliche Gepräge gaben. Instinktlosigkeit in Rassenfragen zeigte sich auch bei Besetzung leitender Posten, ebenso im Deutschunterricht, bei der Auswahl der Bücher für Schulbibliotheken usw.

Als Versagen müssen wir es auch ansehen, dass die Schule die anderen Erziehungsmöglichkeiten, vor allem die Jugendorganisation, oft viel zu wenig ausnutzt. Über die Notwendigkeit des Bundes ist oft gesprochen und geschrieben worden, trotzdem wird er von seiten der Schule — auch ganz abgesehen von etwaigen weltanschaulichen Gegensätzen — vielfach angefeindet. Man fürchtet eine zu starke Ablenkung vom Lernen und übersieht die grossen Möglichkeiten, die in einer Zusammenarbeit zwischen Lehrern und Jugendführern liegen. Ähnliches galt lange für die freiwillige Landarbeit. — Eine besondre Frage ist die des Lehrerbestandes. Es lässt sich nicht bestreiten, dass nicht wenige Lehrer — bei den Lehrerinnen ist es damit besser bestellt — den Beruf nur aus Not ergriffen haben. Keineswegs selten ist der Typ des gewissermassen »unerlösten« Wissenschaftlers. Hier kann eingewandt werden, dass eben einfach keine anderen Lehrkräfte vorhanden waren. Wenn dies auch früher galt, so wird die Entschuldigung doch von Jahr zu Jahr weniger stichhaltig.

Wie lassen sich nun alle diese Misstände beseitigen? Zunächst muss die Forderung der einheitlichen weltanschaulichen Ausrichtung aller Lehrer erhoben werden. Es muss daher schon in der Erzieherbildungsanstalt die nötige Siebung vorgenommen werden. Für die bereits im Amte befindlichen Lehrkräfte empfiehlt sich der obligatorische Besuch von Lehrerarbeitstagungen, wofür durchaus positive Erfahrungen vorliegen. Eine Förderung der Bünde und der Landarbeit als Ergänzung (statt Konkurrenz) der Schule könnte dann von seiten aller Lehrer einheitlich erfolgen.

Auf etwaige Änderungen im Unterricht, die erstrebenswert erscheinen, soll hier nicht näher eingegangen werden, es gilt nur mit Entschiedenheit zu fordern, dass für den Lehrer zu jeder Zeit nicht das Fach, auch nicht der einzelne Schüler, sondern die Ausrichtung der Gemeinschaft, in die er gestellt ist, ausschlaggebend sein muss.

Die hier angedeutete Entwicklung in unserem Schulwesen wird zwangsläufig erfolgen; wann sie erfolgt, hängt zum nicht geringen Teile von uns ab.

L. B.

Meinhard

Bischof der Liven 1186—1196

Von Leonid Arbusow

Am Anfang der Livenmissionsgeschichte steht Holstein, das damals erst kürzlich von Sankt Vizelin bekehrte Slavenland. Für die Heidenmission war dort im Jahre 1136 das Stift Segeberg als Konvent von Augustinerchorherren oder Priestern nach der Regel Sankt Augustins gegründet und Vizelin unterstellt, daneben auf dessen Rat von Kaiser Lothar eine Burg zum Schutz des Christentums errichtet worden. Aber Vizelins Bekehrungsarbeit hatte noch nicht im Zeichen der Kreuzzüge gestanden; sie war nur Predigt des Wortes gewesen. Im Schatten solcher Überlieferungen stand das Leben der Chorherren von Segeberg. Darunter war einer, Meinhard, der den 1154 als Bischof von Oldenburg gestorbenen Vizelin noch gekannt haben wird, vielleicht von dessen Vorbilde seine schliessliche Lebensaufgabe empfangen hat.

In den Jahrzehnten nach Vizelins Wirken hatten deutsche Fernhändler, die aus Lübeck über Visby auf Gotland auf uralten Wikingerkursen über die Ostsee zu den Märkten Russlands segelten, neue Küsten, Flussmündungen und Heidenvölker in den Gesichtskreis der Deutschen in Holstein gerückt. Durch sie ist Meinhard zu den Liven gelangt, wie einst auch Anskar von Bremen im 9. Jahrhundert mit Kaufleuten zu den heidnischen Schweden nach Birka gekommen war.

Der christliche reisende Kaufmann über See konnte die tägliche Messe auch in Heidenlanden nicht entbehren. Wie (um 1170) der Priester Gottschalk aus Bardowiek auf den Fischereiplätzen der heidnischen Insel Rügen die zusammengeströmten christlichen Kaufleute mit Gottes Wort versorgt hatte, wie bei dem »guten Gerhard«, dem Fernhändler aus Köln,

»ein Schreiber blieb,
Der seine Zehrung anschrieb,
Und Gottes wegen ohne Streit
Beging die sieben Tageszeit« —

so segelte auch Meinhard aus Lübeck mit Kaufleuten nach dem Osten, denen er

»sang und las,
Denn er ein reiner Priester was.«

Diese reisenden Fernhändler aus Lübeck und Visby waren, die Märkte des russischen Hinterlandes suchend, am Ufer und auf Inseln nahe der Mündung eines grossen Stromes, an dem sich einmal Riga erheben sollte, mit Liven in Verbindung getreten, die dem griechisch-rechtgläubigen Russenfürsten von Polozk tributpflichtig waren, doch ungetauft in ihrer Väter heidnischem Ritus lebten. Sie zu bekehren wurde für Meinhard, der sich schon dem Greisenalter näherte, zur Lebensaufgabe. Der Fürst von Polozk, selber gleichgültig gegen das Heidentum seiner »Knechte«, gab dem ausländischen Priester seine Erlaubnis dazu und sandte ihm Geschenke. Meinhard erbaute beim Livendorf Ykeskola eine kleine Kirche und suchte — im Zeitalter der Kreuzzüge fast wie ein Anachronismus wirkend — wie einst Vizelin die holsteinischen Slaven, nun die Liven in Güte, durch Geschenke und durch den Bau einer Steinburg gegen die Litauerplünderungen, am meisten aber durch beschwörende Ermahnungen für den neuen Glauben zu gewinnen. Ihn unterstützten mehrere andre Geistliche, unter denen durch Energie und Weitblick ein Cisterzienser Dietrich hervortrat. Auch fand Meinhard »Hilfe beim deutschen Kaufmann, der von Visby zu segeln pflegte«.

Die Liven, die im vorausgegangenen Zeitalter durch intensive skandinavische Überfremdung, besonders von Gotland her, zu einem üppigen Auftriebe ihrer materiellen Kultur gelangt waren, hatten für den neuen Glauben fast nur Ablehnung. Auch die Frauen, anderswo so häufig Vermittlerinnen neuer Religionen, stellten sich feindlich gegen die Missionare, weil deren Erfolg mit einem Umsturz der Ehesitten drohte. Einige Liven taufte Meinhard dennoch. Zur Sicherung des christlichen Werkes weihte ihn der Erzbischof Hartwig II. von Bremen zum Bischof.

Man schrieb das Jahr 1186. Ein alter Wunsch der Bremischen Erzkirche, zusammengesetzt aus frühen Missionstraditionen und weitausgreifendem hierarchischem Machtstreben, hatte sich erfüllt: der

»Bischof der Inseln des Baltischen Meeres«, den Hartwigs grosser Vorgänger, Erzbischof Adalbert, zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. noch nicht in Tätigkeit setzen gekonnt — ein Bischof in einem überseeischen Suffraganbistum Bremens — in Meinhard war er Wirklichkeit geworden.

Freilich, Meinhards zehnjährige bischöfliche Wirksamkeit erscheint in der verblassten und abgerissenen geschichtlichen Überlieferung, in der sein jüngerer und wirklichkeitsnäherer Mitarbeiter Dietrich sein Bild fast schon zu verdrängen begonnen hat, als eine Kette von Misserfolgen und Enttäuschungen. Zwar gelang ihm, während Dietrich die Liven an der heutigen Gauja bekehrte, durch einen zweiten Burgbau die Taufe mehrerer Liven auf einer nach Sankt Martin benannten Insel nahe seiner ersten Niederlassung, wo noch heute die Ruinenfundamente einer Kirche und Burg aus Meinhards Zeiten stehen. Aber die grosse Menge brach nach Fertigstellung der Burg ihre Taufzusage; man plünderte sogar die Kirchenwidme des Bischofs aus, misshandelte seine geistlichen Gehilfen, beschloss seine Vertreibung aus dem Lande, und die Getauften wuschen das fremde Sakrament im Wasser ihres Stromes wieder ab.

Die Misserfolge liessen Meinhard an Rückzug auf den Schiffen der Kaufleute nach Visby denken. Das hätte das Ende des ganzen christlichen Unternehmens bei den Liven herbeigeführt. Zum weiteren Ausharren bewogen, doch von den Liven abermals durch ein nicht gehaltenes Taufversprechen getäuscht, plante Meinhard wiederum die Abfahrt mit den Kaufleuten — diesmal über Estland. Aber Warnungen eines bekehrten Liven vor einem Hinterhalt am Wege bewogen ihn abermals zur Rückkehr an seinen bescheidenen Bischofssitz. So ohne Aussichten im Lande festgehalten, sandte Meinhard seinen Hauptmitarbeiter Dietrich heimlich zum Papst nach Rom um Rat. Cölestin III. entschied, dass die Getauften zum Festhalten an dem freiwillig übernommenen Glauben zu zwingen seien und erliess eine Kreuzzugsbulle zur Aufrechterhaltung des Christentums im Livenlande. Damit war die Mission dort grundsätzlich an die Waffen von Kreuzfahrern gebunden worden.

Doch Meinhard kam nicht mehr zur Ausnutzung dieses Mittels. Krank, altersschwach, den Tod voraussehend, berief er die Livenältesten und liess sich die Annahme eines bischöflichen Amtsnachfolgers zusichern und damit den Fortbestand des Begonnenen gewährleisten. Im Jahre 1196 beschloss Meinhard sein Leben. Er wurde in

seiner kleinen, heute in Ruinen am hohen Flussufer stehenden Bischofskirche beigesetzt, aber sein Gebein späterhin, vielleicht um 1380, in den Dom zu Riga übergeführt und im Chor in einem Wandnischengrabe, das dem Grabmal des 1370 gestorbenen und heiliggesprochnen Papsts Urban V. in St. Victor zu Marseille nachgebildet ist, bestattet. Die Frömmigkeit seiner Zeit hat ihm den Ehrentitel eines Konfessors, eines Bekenners, zuerkannt. Seiner Pflanzung sollte ein Fortleben beschieden sein, das nun, in mancherlei Wandlungen, 750 Jahre überdauert hat.

Baltisch-deutsche Seefahrer in der Südsee

Von Arnold von Skerst

1.

Der alte Seehandel, die Zugehörigkeit aller nennenswerten baltischen Städte zur deutschen Hanse, die seit Jahrhunderten von der Stammbevölkerung betriebene Küstenschiffahrt — all diese Umstände haben im Laufe einer langen Entwicklung in den baltischen Landen Geschlechter hervorgebracht, deren Namen in der Seefahrt aller Zeiten weiterleben. Unausrottbar sind freilich auch die Sagen, die von heimlichem Küstenraub oder gar offenem Piratenwesen einzelner Naturen zu berichten wissen, deren wildes Blut sie vom Wege der Gesetzlichkeit abführte. Aber gross ist die Zahl der baltischen Seefahrer, die der Fahne, der sie in ihrer wechselreichen Geschichte zugehörten, Ehre machten und ihr Achtung auf den Meeren erkämpften. Das sogenannte »Gottesländchen«, das sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, allerdings unter polnischer Oberhoheit, als Herzogtum einer gewissen Selbständigkeit erfreute, besass sogar eine Zeitlang eigene Kolonien an der afrikanischen Westküste, ungefähr zur gleichen Zeit, als auch der Grosse Kurfürst die ersten deutschen Kolonien an derselben Küste gründen liess.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass, nachdem im 18. Jahrhundert die baltischen Provinzen unter die Herrschaft der Kaiser von Russland kamen, baltisch-deutsche Namen in der 200jährigen Geschichte der kaiserlich-russischen Marine an hervorragendster Stelle genannt werden. Erwähnt sei nur der Admiral von Essen, der glänzende Führer des Wladiwostoker Kreuzergeschwaders im russisch-japanischen Kriege und der russischen Ostseeflotte im Weltkrieg.

2.

Im Beginn des 19. Jahrhunderts hatte Russland seine grösste Ausdehnung erreicht. Es erstreckte sich nicht nur von der Ostsee und dem Schwarzen Meer bis an die asiatischen Gestade des Stillen Ozeans, sondern Kosaken und Pelzhändler waren über die Beringstrasse nach Alaska vorgedrungen, und bald zogen sich sogenannte Faktoreien der Russisch-Amerikanischen Kompanie entlang der amerikanischen pazifischen Küste bis weit hinunter nach Kalifornien, wo das südlichste russische Front an der Stelle des heutigen San Francisko gebaut wurde.

Es ist eine wenig bekannte historische Tatsache, dass im Jahr 1815 auf Befehl des tatkräftigen Gouverneurs von Russisch-Amerika, das wie gesagt sich von Alaska bis in die Gegend von San Francisco erstreckte, des gleichfalls baltischen Grafen Baranoff, die zu der Hawai-Gruppe gehörige Insel Kauai besetzt wurde. Die Expedition auf dem Schiff »Suworoff« wurde von dem aus Würzburg stammenden Arzt Scheffer geleitet, der in Göttingen studiert hatte und nachher, wie übrigens auch August von Kotzebue, bei der russischen Geheimpolizei diente. Ein russisches Fort wurde auf der Insel Kauai bei Waimea gebaut, ausserdem eine halbkreisförmige Redoute am Fluss Hanalei. Nicht nur dort, sondern sogar auf der Insel Oahu, wo heute Honolulu sich befindet, flatterte eine Zeitlang die Flagge der russisch-amerikanischen Kompanie. Die Besetzung von Kauai dauerte jedoch nur bis 1817, da die russische Regierung keine neuen Verpflichtungen in Pazifik auf sich nehmen wollte. Die Expedition hat im übrigen der russisch-amerikanischen Kompanie 250.000 Rbl. gekostet.

Während der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden zwischen Russland und den damals selbständigen Hawaii-Inseln die freundschaftlichsten Beziehungen unterhalten, russische Kriegsschiffe liefen die Inseln dauernd auf der Fahrt nach Kamtschatka und Alaska an und immer wieder traten verschiedene Abenteurer an die russische Regierung mit Vorschlägen der Besitzergreifung heran. Die einheimische Dynastie von Kamehameha war Russland sehr wohl gewogen, daher befand sich in St. Petersburg wohl die beste Sammlung der hawaiischen Federhelme und sonstiger Kunstgegenstände. Noch 1863 wurden die Inseln von einem grossen russischen Geschwader unter Admiral Popoff aufgesucht.

Bis zur Zeit des russisch-japanischen Krieges blieb Russland überhaupt die Vormacht im Pazifik. Es dürfte wenig bekannt sein,

dass die Befestigungen von Sydney, der erste Bau von Kriegsschiffen in Australien, die Schaffung der australischen Miliztruppen, ausschliesslich auf die damals in London spukende »russische Gefahr« zurückzuführen sind. So in Sydney das bekannte Fort Dennison. In der bereits erwähnten Mitchell Bibliothek in Sydney befindet sich eine sehr interessante, im Jahr 1883 in Sydney gedruckte Broschüre: »Tagebuch eines russischen Kapitäns zur See«, in dem eine Blockade von Sydney durch ein russisches Geschwader und die darauf folgende Besetzung der Stadt durch ein über Vaucluse vordringendes Landungskorps beschrieben wird. Dass diese russische Gefahr damals in England als durchaus reell angesehen wurde, gerade im Pazifik, dürfte aus diesen kurzen historischen Hinweisen klar werden.

Sowohl die asiatischen, als die amerikanischen Niederlassungen Russlands an der pazifischen Küste waren für ihren Unterhalt, die Versorgung mit Waffen, Geld, sogar Lebensmitteln, vom Mutterlande abhängig. Einen Suezkanal gab es damals noch nicht, und so wurden gewöhnlich zum mindesten zweimal im Jahr russische Kriegsschiffe von der Ostsee um das Kap Horn in den nördlichen Pazifik geschickt, wobei ihnen in vielen Fällen von der russischen Regierung auch wissenschaftliche Forschungsaufgaben in dem damals noch wenig bekannten Gebiet des Stillen Ozeans gestellt wurden.

Diese Schiffe, die unter der russischen Kriegsflagge, dem blauen Andreaskreuz auf weissem Felde segelten, wurden nun, wo es sich gleichzeitig um die Erfüllung wissenschaftlicher Aufgaben handelte, unter das Kommando erfahrener und kühner deutsch-baltischer Seefahrer gestellt.

3.

Die erste russische Weltumseglung wurde im Jahre 1803 von Kaiser Alexander I. dem estländischen Edelmann Adam Johann von Krusenstern befohlen. Krusenstern hatte von 1793 bis 1799 in der britischen Flotte gedient, im letzten Jahr in indischen Gewässern, und kannte die asiatische Küste bis herauf nach Kanton. Nach Russland zurückgekehrt, machte er dem Kaiser Alexander I. den Vorschlag, den Handel mit Indien und China zu entwickeln. Gerade zu der Zeit sollte eine russische diplomatische Sondermission den zum Gesandten nach Japan ernannten Kammerherrn Resanoff zum geheimnisvollen Reich der Aufgehenden Sonne bringen. Das hierzu bestimmte Geschwader bestand aus den zwei Schiffen »Nadežda« (Hoffnung) von 450 t unter dem Kommando von Krusenstern (1770 bis 1846) selbst und »Newa«

von 370 t unter dem Kommando von Lisiansky, der gleichfalls in der britischen Marine in Amerika, Indien und Südafrika Dienst getan hatte.

Die Expedition, die die erste russische Weltumseglung ausführte, dauerte von 1803 (Juli) bis zum August 1806, als die beiden Schiffe nach Kronstadt, der vor St. Petersburg gelegenen Seefestung zurückkehrten. Dank der mustergültigen Organisation von Krusenstern und der ausgezeichneten Verpflegung, war der Verlust von nur einem Mann zu beklagen. Ausser Krusenstern nahmen noch die folgenden Deutschen als Offiziere, Ärzte und Gelehrte an der Fahrt teil: von Romberg, Freiherr von Bellingshausen, von dem später noch die Rede sein wird, die Doktoren Espenberg, von Langsdorff und Tilesius, Horner und Laband, von Löwenstern und von Friderici und als Seekadetten die beiden Brüder Otto und Moritz von Kotzebue, 15 und 14 Jahre alt, Söhne des bekannten Komödienschriftstellers und in russischen Diensten stehenden August von Kotzebue, der im Jahre 1820 vom Studenten Sand ermordet wurde.

Nach der Umseglung von Kap Horn führte die Expedition Forschungsarbeiten auf den Marquesas, der Osterinsel und in der Hawaii-Gruppe aus. Der dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales vom Londoner Auswärtigen Amt angekündigte Besuch der Schiffe in Sydney blieb jedoch aus. Von der Südsee segelten die Schiffe nach ihrem Bestimmungsort — Kamtschatka und Alaska, von wo die Rückfahrt nach Russland unternommen wurde. Das Ergebnis der Expedition ist der monumentale »Atlas de l'Ocean Pacifique«. Der Bericht erschien in den meisten europäischen Sprachen.

Viele Jahre später, 1839, als Krusenstern das 50jährige Jubiläum seiner Dienstzeit bei der kaiserlich-russischen Flotte feierte, beschreibt das Journal de St. Petersbourg, in seiner Nummer 24 vom 25. Februar 1839 die rührende Szene, wie drei alte Matrosen, Teilnehmer der Weltumseglung, hinter den Stuhl des Jubilars traten und über seinem Haupt dieselbe Andreasflagge entfalteten, unter der Krusenstern die denkwürdige Weltumseglung ausgeführt hatte. Er starb im Jahre 1846. Mehrere seiner Originalbriefe befinden sich in der Mitchell Library von Sydney.

Als im Jahre 1815 die russische Regierung eine neue Expedition nach dem Stillen Ozean ausschicken wollte — Russland befand sich damals auf dem Gipfel von Macht und Ansehn unter der Regierung des Kaisers Alexander I., der in der ganzen Welt als der Befreier Euro-

pas von Napoleon gefeiert wurde, — wurde zum Leiter auf Empfehlung von Krusenstern, der damals erst 28jährige Marineleutnant Otto von Kotzebue berufen. Kotzebue, gebürtiger Revalenser, später auf dem Gut Mäks in Estland ansässig, hatte als Seekadett die Weltumseglung unter Krusenstern mitgemacht. Die von ihm selbst geleitete Expedition auf dem bloss 180 t grossen »Rurik«, führte um das Kap Horn nach der Oster-Insel, die Paumotu-Inselgruppe nach der Bering-Strasse im hohen Norden, wo der nach Kotzebue benannte Sund entdeckt wurde. Auf der Rückfahrt wurden die Radak-Inseln im Marschall-Archipel erforscht. Über die hierbei geleistete Arbeit schreibt Krusenstern in seinem Vorwort zum Bericht von Kotzebue, dass Kotzebue einen so unerschrockenen Mut und eine so grosse Beharrlichkeit, verbunden mit so viel seemännischer Gewandtheit gezeigt habe, dass er in dieser Hinsicht wohl dem berühmten Flinders an die Seite gestellt werden kann. Er meint damit Matthew Flinders, den berühmten Erforscher der australischen Küste.

Auf dieser Fahrt wurde Kotzebue von dem bekannten deutschen Dichter Adalbert von Chamisso, dem Verfasser des »Peter Schlemihl«, als Naturforscher, dem Zoologen Dr. Eschholz, dem deutschen Maler Choris begleitet. Die Expedition kehrte 1818 um das Kap der Guten Hoffnung nach Kronstadt zurück.

1823 bis 1826 unternahm Kotzebue eine zweite Weltreise auf dem russischen Schiff »Predprijatie«, in deren Verlauf eine Reihe bisher unbekannter Inseln im Marschall-Archipel, die Bellingshausen-Inseln und andere, entdeckt wurden. In seiner Begleitung befanden sich wiederum viele Deutsche: Pfeiffer, von Moller, Graf Heyden, von Siegwald, Eschholz, Preus, Lenz, Hofmann.

4.

Der berühmteste aller baltischen Seefahrer, die jemals die Südsee aufgesucht haben, war aber Fabian Gottlieb Freiherr von Bellingshausen (1778—1852). Gebürtiger Öselaner, hatte Bellingshausen bereits als Leutnant zur See die erste russische Weltumseglung unter Krusenstern mitgemacht. 1819 wurde er zum Leiter einer russischen Expedition ernannt, die Forschungsfahrten in der Südsee ausführen sollte. Er tat nicht nur dies, sondern führte auch als erster eine Umseglung des antarktischen Kontinents aus, und zwar in Breiten, die bedeutend südlicher liegen, als die seines Vorgängers, des berühmten Kapitäns Cook. In englischen Fachbüchern wird unumwunden zugegeben, dass — wenn Grossbritannien keinen grösseren Seefahrer als

Cook hervorgebracht hat. — Bellingshausens Name unmittelbar nach demjenigen von Cook zu nennen ist.

Im Jahre 1819 wurden von der russischen Regierung vier Schiffe zu Forschungsfahrten nach dem Pazifik ausgesandt. Zwei davon: »Otkrytie« und »Blagonamerenny« unter dem Kommando der Kapitäne Wassilieff und Schischmareff waren für den Nord-Pazifik bestimmt.

Die Schiffe wurden in der Zeit vom 2. bis 28. März 1820 in Sidney neu ausgerüstet. Zwei weitere Schiffe: »Wostok« (Osten), eine aus Fichtenholz gebaute, mit Kupferplatten beschlagene Korvette von 130 Fuss Länge und 33 Fuss Weite unter dem Kommando von Bellingshausen und »Mirny« von 120 Fuss Länge und 30 Fuss Weite unter dem Kommando von Leutnant Lasareff, der früher in der britischen Flotte gedient hatte, waren für Forschungen in der Südsee und zur Umseglung der Antarktis bestimmt.

Die persönlichen Instruktionen von Kaiser Alexander I. an Bellingshausen lauteten: Jedermann gegenüber freundschaftlich zu sein und nie Waffen gegen wilde Eingeborene zu verwenden, es sei denn in Fällen äusserster Not.

Die Mannschaften wurden mit grösster Sorgfalt ausgewählt und die Schiffe so ausgezeichnet ausgerüstet und mit warmer Kleidung und Verpflegung versehen, dass während der ganzen über 2 Jahre dauernden Reise kein einziger Fall von Skorbut vorkam und ein Verlust von nur drei Mann zu beklagen war.

Ende 1819 trafen die beiden Schiffe über Teneriffa und Rio de Janeiro in Südgeorgien ein und entdeckten einige neue Inseln in der Gruppe der Süd-Sandwich-Inseln. Von hier legten sie sich auf einen östlichen Kurs und vollführten damit die erste und einzige russische Umseglung der Antarktis. Der Seegang war durchwegs ein sehr hoher, sodass z. B. am Neujahrstag, dem 1/12. Januar 1820 alten Stils, die Offiziere des »Mirny« nicht zur Feier an Bord des »Wostok« kommen konnten. Die Route lag fast durchwegs südlicher als diejenige von Cook. Decks und Takelagen waren über und über mit Eis und Schnee bedeckt, schwere Seen brachen über die Schiffe ein, und Bellingshausen war von der grössten Sorge erfüllt, dass die kleinen Schiffe dem ungeheuren Anprall der Wogen nicht würden standhalten können. Schneegestöber machte jeden Ausblick unmöglich und triftende Eisberge wurden erst gesichtet, als die Schiffe fast mit ihnen zusammenprallten. Die Takelagen und Sparren waren so vereist,

dass es beinahe unmöglich war, die Segel zu setzen und zu manövrieren.

Die Vorräte gingen zur Neige und so musste denn der Kurs auf Sydney genommen werden, wo die Ankunft der Schiffe durch eine Depesche von Earl Bathurst dem Gouverneur Macquarie angezeigt war. Der »Wostok« traf in Sydney am 29. März 1820 ein.

Nach einer Beschreibung, enthalten in der »Weltreise« von Dumont d'Urville, war Sydney zu der Zeit ein durchaus englisch aussehender kleiner Ort von etwa 15,000 Einwohnern, darunter 400 Soldaten und 2,000 Sträflinge. Die Stadt bestand aus ein- und zweistöckigen Häusern, aus Sandstein gebaut, die weitzerstreut von einander lagen, an breiten und geraden Strassen, die ungepflastert und sehr staubig waren. Die Stadt litt an Mangel an Schatten, da die meisten Bäume vernichtet waren und neu Angepflanzte nur langsam wuchsen. Die Hauptgebäude waren das Gouverneurs-Palais, Kasernen, Gefängnisse, Marine-Vorratshäuser, eine grosse katholische und eine kleinere protestantische Kirche. Trotz der grossen Anzahl von Sträflingen waren Verbrechen nicht häufiger als in Europa.

In Sydney traf der »Wostok« mit den beiden anderen russischen Schiffen »Otkrytie« und »Blagonamerenny« zusammen. Die junge Kolonie von Neusüdwales mit Gouverneur Macquarie an der Spitze tat ihr Bestes, um den Offizieren und Mannschaften den Aufenthalt so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Auch die Nachbarstadt Paramatta, die damals etwa 4,000 Einwohner zählte, nahm sich ihrer an. Als eines Tages Macquarie seine Gäste in Equipagen zum soeben erbauten neuen Leuchtturm auf dem South Head bei der Hafeneinfahrt brachte, sahen sie zu ihrer Freude den vermisst geglaubten »Mirny« in die Bucht von Sydney, Port Jackson, einlaufen. Nach gründlichen Reparaturen verliessen beide Schiffe Sydney am 19. Mai 1820 und begaben sich zunächst in tropische Gewässer des Paumotu-Archipels, wo 19 neue Inseln entdeckt wurden und dann nach Tahiti, wo sie vom Häuptling Pomare und christlichen Missionaren sehr freundlich empfangen wurden. Am 19. September trafen sie wieder in Sydney ein, wo ihnen vom russischen Konsul die Mitteilung von der Entdeckung der neuen Süd-Shetlandsinseln durch William Smith im Jahr 1819 gemacht wurde. Sie blieben in Sydney bis zum 11. November.

Über diesen Besuch berichtete Gouverneur Macquarie wie folgt: »Ich hielt es für meine Pflicht, den Offizieren des kleinen Geschwaders jede nur mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen, solange sie hier weil-

ten, und ihnen die Anschaffung der notwendigen Lebensmittel zu erleichtern, sowie ihre Schiffe für die weitere Reise neu ausrüsten zu lassen. Ich habe jede Veranlassung zu glauben, dass sie im höchsten Grade mit den Aufmerksamkeiten, die ihnen während ihres Aufenthalts in Port Jackson erwiesen wurden, zufrieden waren.«

Von Sydney wurde der Kurs zunächst nach dem Süden auf die Macquarie-Insel genommen. In seinem Bericht beschreibt Bellingshausen das Leben der Jäger der See-Elephanten auf dieser einsamen Insel. Für drei Flaschen Rum wurde auch ein Exemplar der seither ausgestorbenen Art eines nicht-fliegenden Papageis, des allersüdlichsten Vertreters dieser Vogelart, erworben und später dem naturwissenschaftlichen Museum in St. Petersburg übergeben, das dieses einzige Exemplar in der ganzen Welt besitzt. Die Schiffe passierten den 60. Grad südlicher Breite und die Offiziere tranken an diesem Tage das Wohl ihrer Landsleute am 60. Grad in der nördlichen Halbkugel. Darauf ging die Weiterfahrt südlich von Neuseeland, bedeutend südlicher als Cooks Route, wobei der südlichste Punkt — fast der 70. Grad südlicher Breite — am Neujahrstag 1821 erreicht wurde. Weiter nach dem Süden konnten die Schiffe sich nicht wagen, da die Gefahr des Zerdrückens durch Eisberge zu gross war. Die Insel Peters des Grossen wurde entdeckt. Übrigens ist sie zusammen mit der Bouvet-Insel 1928/29 von Norwegen für die Bedürfnisse der norwegischen Walfänger annektiert worden. Weiterhin wurde auch das Alexander I. Land entdeckt.

Es war nur kurz nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon und so wurden verschiedenen neu entdeckten Inseln im Süd-Shetlands-Archipel anti-französische Namen gegeben, wie Jaroslaw, Waterloo, Borodino, Smolensk, Leipzig. Mit der Rückkehr nach dem Südgeorgien-Archipel war die Umseglung der Antarktis vollendet. Von dort ging es heimwärts, und die Rückkehr nach Kronstadt erfolgte am 5. Juli 1821.

Bellingshausen leitete später im Türkenkrieg 1828 die Operationen bei Varna, erhielt darauf als Vize-Admiral das Kommando über die russische Ostseeflotte und wurde zuletzt als Admiral zum Militär-Gouverneur der Festung Kronstadt ernannt. Als solcher ist er daselbst im Jahr 1852 gestorben. Eine von Schröder entworfene Bronzebüste von Bellingshausen auf einem Granitsockel wurde 1869 an einer baumbepflanzten Allee von Kronstadt aufgestellt.

5.

Bellingshausens Bedeutung besteht nicht bloss in seiner epochemachenden Umseglung des Südpols, sondern auch im Nachweis, dass es südlicher des 60. Breitegrades eisfreies Meer gibt. Der Bericht über seine Expedition wurde zwar 1831 veröffentlicht, jedoch nur in russischer Sprache, und wurde ausserhalb Russlands kaum bekannt, so dass die ganze Fahrt sogar in Vergessenheit geriet. Erst im 20. Jahrhundert erinnerte man sich wieder des kühnen baltischen Seefahrers, und seitdem ihm von englischer Seite die grosse Anerkennung zuteil wurde, an die Seite von Cook gestellt zu werden, wurde von der britischen Admiralität eine Übersetzung seiner Tagebücher verfügt.

Wenn auch die Besatzungen der Schiffe aus russischen Matrosen bestanden und auch die Offiziere grösstenteils Russen waren, so ist der Erfolg dieser mit winzig kleinen Schiffen ausgeführten grossartigen Südpolumseglung doch das Werk deutscher Tüchtigkeit, Ausdauer und Wagemuts, durch die das baltische Deutschtum sich stets ausgezeichnet hat.

Ein Wort möge auch den Mannschaften gewidmet sein. Krusenstern schreibt an einer Stelle, dass bei aller Anerkennung der Eigenschaften englischer Matrosen er für die Ausführung der gefährlichsten Aufgaben am liebsten stets russische Seeleute gehabt hätte.

Die letzten Besuche russischer, von baltischen Edelleuten kommandierter Kriegsschiffe in der Südsee, die in den australischen Annalen erwähnt werden, ist die Fahrt des Kapitäns Grafen T. Luetke mit dem »Senjawin«, der die den Namen seines Schiffes führende Inselgruppe in den Karolinen im Jahr 1826 entdeckte, sowie der Besuch des 18 Kanonen führenden Kriegsschiffs »Krotzky« und des Schiffes der Russisch-Amerikanischen Kompanie »Helena«, beide unter dem Kommando von Kapitän Hagemeister, im Jahr 1829 in Port Jackson (Sydney), von wo die Schiffe nach dem Norden Asiens und Amerikas ihren Weg fortsetzten. Der damalige Gouverneur von Neusüdwales stellt diesen Besuchern in seinem offiziellen Bericht das folgende gute Zeugnis aus: »Ich habe in ihren Handlungen nichts Verdächtiges gesehen, das Vermutungen über ihre etwaigen Kolonisationspläne in Neu-Holland (so wurde Australien damals genannt) hätte hervorrufen können. Sie benahmen sich höchst anständig und ich erwies ihnen meinerseits alle Aufmerksamkeiten, die ich nur erweisen konnte.«

Deutsches Kirchen- und Schulwesen in einer russischen Provinzstadt

Von Eugenie von Rauch

1.

Dort, wo die munter-plätschernde Pskowa in die breite Welikaja mündet, welche ruhig dem pleskauschen See zuströmt, liegt die Stadt Pskow, die schon seit altersher von den Deutschen Pleskau genannt wird. Die Entstehungsgeschichte Pleskaus reicht weit in die legendenumrauschte Warägerzeit zurück. Die Heilige Olga (Helga), Gemahlin des Grossfürsten Igor (Ingvar), soll hier im Jahre 957 die erste christliche Kirche haben erbauen lassen. An derselben Stelle entstand später die weitragende Kathedrale, der Ssobor, dessen weisse, kuppelgekrönte Türme noch heute über die estländisch-russische Landesgrenze hinüberleuchten. 1240 drangen deutsche Ordensritter in kühner Offensive in Pleskau ein und zwei Jahre lang war die Burg der Sitz eines Ordensvogtes. Alexander Newsky drängte die Deutschen durch die Eisschlacht auf dem Peipus wieder zurück; von da an war die Narowa und der Peipus die Grenze zwischen Westen und Osten.

Pleskau aber entwickelte sich als »jüngerer Bruder« Nowgorods sehr günstig dank dem Handel mit den Hansekaufleuten und den baltischen Städten; besonders rege war der wirtschaftliche Austausch zwischen Pleskau und Dorpat. Die Moskauer Grossfürsten machten den Freiheiten der aufstrebenden Stadt ein Ende. 1510 zog Wassili III in Pleskau ein und liess die mächtigen Wetscheglocke und 500 Kaufmannsfamilien nach Moskau hinwegführen. Viele Legenden kreisen um den Einzug Iwan des Schrecklichen in die Stadt, dem ein schwachsinniger Mönch hierbei die Wahrheit über seine Grausamkeit offen vor Augen gehalten haben soll.

Der Zusammenbruch des Zarenreichs im Weltkriege führte zum deutschen Vormarsch nach Osten und am 12. Februar 1918 rückten deutsche Truppen in die Stadt an der Welikaja ein, sie vom roten Terror befreiend. Bis zum 23. November des Jahres dauerte die deutsche Besetzung Pleskaus; vom Mai bis zum August 1919 war die Stadt nochmals vorübergehend von weissen russischen und estnischen Truppen besetzt: dann begann endgültig die rote Zeit und jäh wurden dadurch die jahrhundertalten Beziehungen zum Westen unterbrochen.

2.

Oft macht man sich falsche Vorstellungen über das Leben und die Bedeutung der deutschen Bevölkerung im Innern des ehemaligen zarischen Russland. Es waren nicht nur die beiden Hauptstädte, Petersburg und Moskau, die eine zahlreiche deutsche Bevölkerung aufwiesen; auch in kleineren Provinzstädten entfaltete sich oft ein reges deutsches Leben. Gewiss war die Gefahr der Verrussung bei vielen deutschen Familien, die in eine reinrussische Umgebung gestellt worden waren, sehr gross und wieviele kerndeutsche Menschen sind auf diese Weise im Innern des Riesenreiches dem Deutschtum verloren gegangen! Wo sich aber ein Kreis deutscher Kaufleute, Literaten oder Beamten zusammenfand, war die Gefahr nicht so gross; man fand Rückhalt aneinander und die dem Deutschen im Blute steckende »Vereinsmeierei« zeigte sich hier von ihrer guten Seite: boten doch die verschiedenen hier und dort entstehenden Gemeinschaftsformen das nötige Gegengewicht gegen zu starke russische Einflüsse.

So war es auch in Pleskau. Es war ein reiches und blühendes deutsches Leben, sowohl auf wirtschaftlichem, als auch auf kulturellem Gebiet, welches meine Eltern hier vorfanden, als sie sich im Jahre 1863 in Pleskau niederliessen, um hier gemeinsam 55 Jahre ihres Lebens zu verbringen. An der Spitze der Verwaltung standen in den 60-ger und 70-ger Jahren eine derartige Fülle von deutschen Beamten, dass es im Volksmunde scherzhaft hiess, nur der »Archierei«, der Erzbischof der griech.-orthodoxen Kirche, wäre ein Russe, alle übrigen aber Deutsche! Gouverneur von Pleskau war Graf Pahlen, der spätere Justizminister, Vizegouverneur war Baron Üxküll, Präsident des Gerichts: Baron Rahden; Medizinalinspektoren: Dr. Matthias Hanecke, Dr. Kirchberg, Dr. Jeannot Stern, später mein Vater (1887—1907).[1]) Höhere Militärchargen waren Baron Budberg, Oberst v. Dehn, Chef des Kameralhofs: Baron Wrangell, Chef der Domänenverwaltung: Oern, Chef der Akzise: Pichlau, Tahlberg, v. Sahmen, Postmeister: Koeber, Gerichtsbeamte: v. Magnus, Busch, Spitz, v. Dehn, Hitz.

Sehr stark war das deutsche Element im Geschäftsleben der Stadt vertreten. Vor allem lag der Flachshandel in Pleskau ausschliesslich in deutschen Händen. Die Gebrüder Gustav und Wilhelm Alberti aus

---

[1]) Dr. med. Cornelius v. Rauch, geb. in Dorpat 24. 7. 1835, gest. in Sagnitz 18. 2. 1921.



Ruine der Kirche zu Ikšķile



Alter Taufstein aus Ikšķile (vermutlich aus Bischof Meinhards Zeit). Heute im Kreuzgang des Doms zu Riga

Waldenburg in Schlesien hatten hier ein Flachsexportkontor errichtet welches später in die Hände einer englischen Firma Malcolm überging; die Firmen Hans Dietrich Schmidt aus Pernau, Gent und Sutthof aus Narwa hatten hier ihre Filialen; in späteren Jahren arbeiteten die Firmen Schierer und Luchs in der Flachsbranche. Eine Fülle deutscher Beamter und Angestellten waren an diesen Unternehmungen tätig, ebenso an der Pleskauer Kommerzbank (Direktor Alexander Brock, später Timm). Deutsche Gastwirtschaften und Bierbrauereien waren jahrzehntelang in Pleskau tätig und es gab kaum einen Zweig des Kleinhandels und Handwerks der nicht auch durch Deutsche vertreten gewesen wäre. Aus Deutschland eingewanderte Handwerker vererbten ihr Geschäft oft über mehrere Generationen und gelangten nicht selten zu einem ganz ansehnlichen Wohlstand. Ein besonders deutliches Beispiel deutschen Gewerbefleisses und Unternehmungsgeistes stellte der Wurstmacher Wickenhäuser dar. Er kam fast ohne Kapital nach Pleskau und arbeitete sich binnen kurzem soweit herauf, dass er sich eins der schönsten steinernen Wohnhäuser der Stadt erbauen konnte. Mit grossem Eifer machte er sich dann an den Bau eines Wasserturms und die Anlage einer Wasserleitung, die die Stadt mit Trinkwasser versorgte und damals viel bewundert wurde. Nicht genug: 12 Werst von Pleskau entfernt pachtete er an der Welikaja ein Waldgelände, welches er mit Villen bebaute und mit der Stadt durch eine Dampferverbindung verknüpfte. Auf diese Weise erhielt Pleskau dank der Initiative dieses rührigen deutschen Unternehmers und Organisators seinen ersten »Datschenort« und Sommerfrische.

Hier kann das deutsche Geschäftsleben Pleskaus nur kurz gestreift werden; es wäre aber entschieden wert, eingehender geschildert zu werden, um der Nachwelt einen Einblick in das Wirken jener Pioniere deutschen Wirtschaftslebens in einer russischen Provinzstadt zu vermitteln: heute wo man sich nur mit Wehmut an dies zerstörte und vernichtete Leben erinnern kann.

3.

Schon im Jahre 1783 gab es in Pleskau eine deutsche St. Jacobigemeinde. Die Überlieferung berichtet, dass die Jacobikirche aus dem Stein- und Holzmaterial einer alten baufälligen griechisch-orthodoxen Kirche erbaut worden war, welches von der russischen Geistlichkeit zur Verfügung gestellt worden war. Im Jahre 1861 war die Jacobikirche selbst soweit baufällig geworden, dass ein Architekt in seinem

Gutachten vermerkte, es wäre sträflicher Leichtsinn, noch fernerhin Gottesdienst in ihr abzuhalten. So wurde denn die Kirche verrammelt und verschlossen. Die Gemeinde mietete ein Haus an der Stadtmauer, neben dem Flachsgeschäft der Brüder Alberti. Hier wurde in drei Zimmern der Gottesdienst abgehalten. Pastor Joh. Georg Berg, aus Kurzeme, hatte als leidenschaftlicher Jägersmann und Kartenspieler die Seelsorge in seiner Gemeinde stark vernachlässigt und diese verweltlichte sichtbar. 1861 wurde er emeritiert; er verliess das Pastorat und das Konsistorium berief statt seiner Pastor Robert Hesse, der aus Ösel stammte und als sehr tüchtig galt, nach Pleskau.

Pastor Robert Hesse [2]) wurde hier vor eine grosse Aufgabe gestellt. Galt es doch in der nicht kleinen deutschen Gemeinde Ordnung zu schaffen und ein neues Gotteshaus zu errichten. Mit Energie und zielbewusstem Willen trat er, ein rechter Feuergeist, sein neues Amt an. Er berief sogleich die Kirchenräte zu sich und verlangte, sie sollten einen Plan zum Bau einer neuen Kirche aufstellen. Hierbei stiess er aber auf heftigen Widerstand. »Dieser Pastor will sich ja als Papst aufspielen«, sagte ein kleinmütiger Kaufmann, — »eine Kirche brauchen wir garnicht so notwendig, viel eher eine Schule«. Pastor Hesse bestand aber darauf, dass die baufällige Kirche und das provisorische Bethaus eine Schande für die Gemeinde sei und hielt an seiner Forderung fest. Auch wandte er sich an das Konsistorium und die ev.-luth. Unterstützungsbank in St. Petersburg mit der Bitte um ein Darlehn, welches ihm zugebilligt wurde.

Der Anfang war gemacht. Nun erwachte auch innerhalb der Gemeinde die Anteilnahme an dem Kirchenbau und es liefen eine Fülle freiwilliger Spenden ein. Unermüdlich war Pastor Hesse im Erfinden neuer Mittel, die nötigen Summen flüssig zu machen. So erhielten fast alle Frauen und jungen Mädchen der Gemeinde in der Sakristei eine Sparbüchse, in welche sie sich jeden Sonnabend aus jedem deutschen Haushalt 5 Kopeken erbitten sollten. Soviel, meinte er, könne doch iede Hausfrau wöchentlich entbehren. Die Pastorin Jenny Hesse, geb. Schiemann, ging selbst mit dem guten Beispiel voran und bald hatte die Kollekte eine hübsche Summe erbracht. Ferner erbat sich der Pastor aus jedem Haushalt die gänzlich überflüssigen silbernen Zuckerzangen, die er selbst, von Haus zu Haus gehend einsammelte. Später wurde es bekannt, dass die Kanzel nur von dem Erlös der silbernen Zangen erbaut worden war.

---

[2]) Geb. in Vidzeme 1835, gestorben in Petersburg 1887.

Schliesslich gründete er einen Lesezirkel unter seinen näheren Freunden und Bekannten. Einmal in der Woche fand der Leseabend abwechselnd in den verschiedenen Familien statt[3]). Noch jetzt existiert ein Bild dieses Lesekreises. Man las die Neuerscheinungen der deutschen Literatur, besprach und kritisierte sie, und zum Schluss gab es ein kleines Abendessen. Einer der Herren las gewöhnlich vor — meist Dr. Girgensohn —, die Damen machten dabei Handarbeiten. Wer zu spät kam, hatte nach der vom Pastor getroffenen Anordnung eine Summe in die Schuldkasse zu zahlen. Im Sommer wurden oft vor dem gemeinsamen Lesen Kurni-Spiele veranstaltet; wer hierbei verlor, hatte auch seine Summe in die Kasse zu hinterlegen. So kam einiges zusammen.

Der Bau der neuen Kirche schritt allmählich vorwärts. In 4—5 Jahren stand die hübsche aus Ziegeln erbaute Kirche an der Kreuzung zweier Strassen sichtbar da. Zur feierlichen Einweihung kam eine Reihe von Pastoren aus Petersburg herüber. Die Gemeinde war glücklich. Die anfangs widerspenstigen Kirchenräte waren gefügig geworden und bemühten sich, dem Pastor ihre Achtung zu bezeugen. Pflegten früher ins Bethaus nur wenige Gemeindeglieder, Frauen zu kommen, so war die Kirche jetzt Sonntags meist gefüllt. Reicher Segen breitete sich über die Gemeinde aus.

Es gab in Pleskau auch Esten und Letten, und ihre Zahl nahm von Jahr zu Jahr zu. Die estnische Gemeinde kam in der deutschen Kirche zusammen. Während die Deutschen ihren Gottesdienst um 10 Uhr hatten, fand der estnische um 1 Uhr statt. Pastor Hesse sprach geläufig Estnisch. Schwieriger war es mit den Letten. Der Pastor versuchte, Lettisch zu erlernen, um wenigstens Kranken und Sterbenden die Sakramente reichen zu können. Er liess sich darin auch durch den Küster Gulbe, der selbst ein Lette war, nicht beirren, obwohl dieser ihm nach der ersten lettischen Predigt gesagt hatte: »Herr Pastor werden wohl nie Lettisch ganz auslernen!« »Unsinn«, hatte dieser darauf erwidert, »wenn Sie das Deutsche erlernt haben, werde ich doch wohl auch Lettisch erlernen können«. Die Letten strebten aber nach einem eigenen Prediger. Später ist ihr Wunsch in Erfül-

---

[3]) Zu diesem Zirkel gehörten der Bankdirektor Alexander Brock und Frau Adele geb. Lütschg, Fabrikbesitzer Wilhelm Alberti und Frau Johanna geb. Scheibler, Dr. med. Otto Girgensohn und Frau Maria geb. Girgensohn, Dr. med. Max Reymann und Frau Katharina geb. Britzky, Frl. Emmy Schiemann, Schwester der Pastorin, Frl. Agnes Alberti, Schwester von Wilhelm A. und meine Eltern.

lung gegangen. Pastor Struck, dann Pastor Tschischko wurden an die lettische Gemeinde berufen; letzterer ist von den Bolschewiken ermordet worden.

Die Jahre vergingen und unermüdlich war Robert Hesse in seiner Gemeinde tätig. Nicht wenig Mühe bereitete ihm die Betreuung der umliegenden Diaspora; es gab in den kleineren Städten des pskowschen Gouvernements eine ganze Anzahl Lutherischer, die auch bedient werden mussten. In Petersburg war man aber auf ihn aufmerksam geworden und berief ihn dorthin; zuerst an die Jesus-, dann an die Annenkirche. Um seinen Kindern in Petersburg eine bessere Ausbildung geben zu können, nahm er den Ruf an und verliess Pleskau im Jahre 1875. Die Gemeinde trauerte tief und wollte ihren Seelsorger nicht ziehen lassen. Pastor Hesse schickte die Familie voran nach Petersburg und blieb noch eine Weile in Pleskau, um seinen Nachfolger ins Amt einzuführen.

»Ich lege mein Amt voll Vertrauen in die Hände meines lieben Amtsbruders«, sagte er bei der ihm bereiteten Abschiedsehrung und fuhr dann scherzend fort: »der Kirchenrat wird wohl mit dem Wechsel nicht unzufrieden sein, denn ich pflegte ja meinen Willen oft etwas barsch durchzusetzen!« — Gross war die Freude, als Hesse nach vielen Jahren einmal auf der Rückreise von einem Kuraufenthalt in Deutschland Pleskau einen Besuch abstattete. Bald darauf ist er in Petersburg gestorben.

Der neue Prediger war Pastor Hermann Bresinsky. Er war als Sohn des Teilitzschen Postmeisters im Jahre 1839 geboren, hatte in Dorpat studiert und war dann Hauslehrer geworden. Später wurde er Pastor in Nowgorod. Von dort berief man ihn nach Pleskau. Bresinsky war weder ein Feuergeist noch ein so begnadeter Redner, wie sein Vorgänger. Er hatte aber ein ausgeglichenes und stilles Gemüt, gepaart mit Glaubensstärke und einem grossen Administrativtalent. Sein Wesen wirkte unendlich anziehend und beruhigend.

Sehr intensiv nahm er sich der in der Diaspora, in den kleineren Städten des Gouvernements zerstreut lebenden Lutheraner an. Überall, wo er in Begleitung des Küsters Gulbe erschien, gab er Ratschläge und griff auch oft tatkräftig helfend ein. Zu seiner Zeit sind im Gouvernement 11 lutherische Kirchen entstanden. In Pleskau gründete er einen literärischen Verein, dem sich allmänlich alle gebildeten deutschen Kreise anschlossen. Es war eine Erweiterung des Lesekreises: man las gemeinsam und schaffte sich Bücher an — so entstand mit

der Zeit eine kleine Leihbibliothek, die allmählich der ganzen Gemeinde zu Gute kam. Die Bibliothek war zuerst in einem Privathause untergebracht; später wurde sie in ein Zimmer der Kirchenschule übergeführt, wo ein Katalog eingerichtet und regelmässige Besuchstunden eingeführt wurden. Gleichzeitig entstand in der Kirchenschule eine kleine Schulbücherei. Für uns junge Lehrerinnen der Schule war es eine Wonne, in freien Stunden in der Bibliothek zu schmökern.

Die Damen der deutschen Gesellschaft schlossen sich auf Initiative des Pastors mit ihren Töchtern zu einem Nähverein zusammen: man kam jeden Montag abend zusammen. Es wurde fleissig gearbeitet, Bazare veranstaltet und der Erlös der Kirchenschule oder der Armenfürsorge der Gemeinde zugeführt.

Unermüdlich war Pastor Bresinsky tätig, um das geistige und kulturelle Leben innerhalb des pleskauer Deutschtums zu fördern: auch einen Musikverein hat er ins Leben gerufen. In den Räumen des russischen Adelsklubs fanden regelmässig die Übungen statt. Der Musiklehrer Bergmann war Kapellmeister eines kleinen Liebhaberorchesters. Pastor und Pastorin wirkten hier auch selbst mit: sie am Klavier und er mit der Violine. Auf Bitten des Pastors veranstaltete schliesslich Oberlehrer Carl Johannsohn mit grossem Eifer Liebhaberaufführungen. Die Schauspieler waren Glieder der deutschen Gesellschaft, Johannsohn selbst Regisseur, Intendant und Souffleur in einer Person. Die Aufführungen brachten ganz hübsche Summen ein, die wiederum zu Wohltätigkeitszwecken in der Gemeinde verwendet werden konnten. Sie wirkten aber auch verbindend und brachten viel Heiterkeit in das gesellige Leben. Ab und zu fuhr man nach Werro und gab dort eine Vorstellung.

Als es unmittelbar nach der Revolution von 1905—1906 an die Dumawahlen ging, organisierte sich in Pleskau ein deutscher Klub, der den Zweck verfolgte, die deutschen Stimmen zu sammeln um unter Umständen auch einen deutschen Abgeordneten in die Duma durchbringen zu können. Auch an der Gründung des Klubs nahm naturgemäss der Pastor regen Anteil.

Die kleine Sterbekasse der Gemeinde wurde vom Pastor ebenfalls betreut. An der Kirche wurden Kindergottesdienste eingeführt; wir Lehrerinnen aus der Kirchenschule und andere junge Mädchen waren hierbei die Helferinnen.

Während ich diese Zeilen schreibe, sehe ich das gütige, ruhige Gesicht des Pastors vor mir. Es war einmal nach einem sehr gelun-

genen Examen in der Kirchenschule, bei dem sich die Schülerinnen ausgezeichnet hatten. Da fragte die betreffende Lehrerin: »Herr Pastor, haben Sie kein Wort des Lobes oder der Anerkennung für die geleistete Arbeit an der Schule?«. Da sagte er freundlich: »Ich halte das Leben für wertlos, wenn man nicht seine Pflicht tut. Loben aber macht eitel, und das ist nicht gut.«

Als Pastor Bresinsky seine Silberhochzeit feierte, nahm die ganze deutsche Gesellschaft daran Anteil und unzählige Beweise von Liebe, Hochachtung und Anerkennung wurden ihm zuteil. Bei zunehmendem Alter begann er die Bürde seiner zahllosen Pflichten immer mehr zu spüren; er litt häufig unter Schwindelanfällen und musste schliesslich seinen Abschied nehmen. »Drei Sorgenkinder lege ich Dir geliebte Gemeinde ans Herz« sagte er beim Abschied: »die Sterbekasse, die Kirchenschule und die Bibliothek«. Aber auch weit darüber hinaus war ihm die kleine Pleskauer deutsche Gemeinde zu warmem Dank verpflichtet. Er zog mit seiner Frau nach Cēsis. Nach einigen Jahren besuchte er seine alte Wirkungsstätte, um von dort weiter nach Ostrow zu einem Neffen zu reisen. Hier in Ostrow traf ihn plötzlich ein tötlicher Herzschlag. Auf dem lutherischen Kirchhof Pleskaus ruht er neben seiner Adoptivtochter Anna v. Mende. Die Pastorin kehrte nach Cēsis zurück.

4.

Der dritte unserer Pleskauer Pastoren war Pastor Hornberg. Er kam aus Valtaiki und hoffte über Pleskau später nach Petersburg versetzt zu werden. Er kam 1910 nach Pleskau. Pastor Hornberg war ein temperamentvoller, fröhlicher Mensch und ein ausgezeichneter Redner, der es glänzend verstand, mit allen Menschen auszukommen. Er fand Sympathie und Liebe in den Kreisen der Literaten und Grosskaufleute; er verstand es aber auch in freundschaftlicher Weise mit den deutschen Handwerkern zu verkehren, er suchte all die alten Frauen im Altersheim auf und gab in der Kirchenschule so vorzüglichen Unterricht, dass alle Schüler und Schülerinnen für ihn schwärmten. Die Schülerinnen der untersten Klasse stellten einen Extrastuhl neben den Lehrertisch und sagten der Lehrerin, als diese erstaunt nach dem Grunde fragte: »vielleicht kommt der Pastor auch mal zu uns um uns auch etwas zu fragen!«. Alle Lehrkräfte hatten ihn gern. Er brachte es fertig, das Gehalt der Lehrerinnen wesentlich zu erhöhen. Der Nähverein, der bis dahin einen etwas exklusiven Kreis gebildet hatte, wurde auf seine Initiative erweitert, indem alle Frauen

der Gemeinde hinzugezogen wurden. Die Abende fanden hinfort nicht mehr in Privathäusern, sondern in der Kirchenschule statt und zwar ganz schlicht, ohne nachfolgende Beköstigung.

Als Pastor Hornberg 1913 nach Petersburg berufen wurde, war er der Gemeinde trotz seiner kurzen Amtszeit schon sehr ans Herz gewachsen. Während des Weltkrieges nahm er sich der Leidenden, Verdächtigten und Verschickten an, spendete überall Trost und griff helfend ein, bis ihm selbst über all dem Elend das Herz brach. Er ist plötzlich gestorben.

In Pleskau haben nach seinem Abgang die Pastoren Hans Eisenschmidt aus Dorpat (kürzlich in Ostpreussen gest.), Pastor Habicht aus Dorpat (zur Zeit in Stettin) und Drechsler aus Südrussland (z. Zt. in Sachsen) kandidiert und Probepredigten gehalten. Drechslers Vater war früher in einem Flachskontor in Pskow tätig gewesen; in Südrussland vertrugen seine Kinder das Klima nicht und daher wandte er sich an meinen Onkel mit der Bitte, seine Kandidatur zu befürworten. Pastor Drechsler kam nach Pleskau. Es dauerte aber nicht lange, da musste er in die Verbannung ziehen, und Pleskau war wieder ohne Seelsorger.

Im Jahre 1918, zur roten Zeit, wandten sich einige Glieder der deutschen Gemeinde an die Behörden, um für Pastor Wühner die Erlaubnis zu erwirken, einen Gottesdienst in Pleskau abzuhalten. Pastor Wühner kam nach Pleskau, wurde aber gleich verhaftet und zum Tode verurteilt. Ein Bekannter begegnete der Gruppe von Soldaten, die ihn zum Richtplatz führten. Pastor Wühner sagte kurz: »Jetzt gehe ich mein Golgatha«.

Am 6. Juli 1919 verliess ich Pleskau. Später hörte ich, der Kirchen- und Schuldiener Jöggi hätte sich zum Pastor aufwerfen wollen. Er war nach Petersburg gegangen und hatte dort den Kursus eines »Wanderpredigers« durchgemacht. Die Pskowiter wollten ihn aber nicht anerkennen, und so soll er sich dann nach Südrussland gewandt haben. Ob unsere schöne kleine Kirche jetzt zum Volkshaus oder Kino gemacht worden ist —, ich weiss es nicht.

5.

Das Schulleben.

Die erste deutsche Elementarkirchenschule in Pleskau wurde 1833 gegründet. Der Küster und Organist war zugleich Lehrer. Die Lehrfächer waren Religion, Deutsch Lesen und Schreiben, Rechnen und

Geographie. Dann erwies es sich später, dass die Kenntnis der russischen Sprache notwendig wurde, und der Küster erhielt einen russischen Lehrer als Gehilfen. Sonst war die Unterrichtssprache selbstverständlich die Deutsche. Es gab eine Klasse mit 2 Abteilungen; der Schulraum war ein grösseres Zimmer in der Küsterei oder im Pastorat. Der Pastor hatte die Aufsicht über die Schule, über ihm war das Konsistorium und die Oberaufsicht hatte das Ministerium des Inneren. — 1838 ging die Schule in den Zuständigkeitsbereich des Ministeriums für Volksaufklärung über und unterstand von da an dem Schulendirektor des Pleskauschen Gouvernements.

Von 1864 an wurden Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet; es gab 2 Klassen mit je 2 Abteilungen und das Schulgeld betrug 5 Rubel jährlich. 1869 wurde die Schule in eine Knaben- und eine Mädchenabteilung getrennt; paar Jahre darauf (1873) ging die Knabenabteilung ein, wurde aber 1879 wieder eröffnet. 1879 wurde eine Vorbereitungsklasse eröffnet. Damals waren 47 Schülerinnen in der Kirchenschule.

An einem Herbsttage brachte mich meine Mutter in die Kirchenschule. Eine hohe schlanke Dame, in schwarz gekleidet und mit langer goldener Kette um den Hals, nahm mich ernst und sachlich entgegen. »Liebes Kind,« sagte sie, »jetzt wirst Du also in die Zahl der Schülerinnen aufgenommen«. Es war Frl. Steek, die Leiterin. Die zweite Lehrerin, Frl. Kumberg, war auch streng, aber sie lachte doch auch bisweilen, wenn es etwas zum Lachen gab. Die dritte Lehrerin war Frl. Bärblinger; sie war hübsch und freundlich; da sie aber russische Stunden gab und ich kein Wort Russisch verstand, war sie für mich ein Alpdruck. Ich fürchtete mich vor ihr und der russischen Stunde. Ich wollte recht fleissig sein und weinte oft heisse Tränen, um den andern gleich zu sein, aber mein Vokabelschatz erweiterte sich nur langsam. Ja, sagte der Pastor zur Weihnachtszensur, Russisch, liebes Kind, ist Deine Achillesferse: Russisch 2—!

Frl. Steek heiratete bald, und Frl. Klumberg folgte ihrem Beispiel. Es kamen zwei neue Lehrerinnen. Die eine von ihnen war die Frau des Stadtsekretärs Alide Weltz, eine stattliche Dame mit grossen blauen Kinderaugen und schönem Haar. Sie gab uns Geschichtsstunden. Wie schwärmte ich für sie und ihr Fach! Ich lernte mit doppeltem Eifer und Frau Weltz hatte mich auch gern. Bei den Faulen aber war sie gefürchtet. Sie gab auch Religionsstunden, sprach sehr zu Herzen und ermahnte uns oft sehr ernst und streng.

Die zweite neue Lehrerin hiess Frl. v. Tahlberg, sie war lustig und jung und garnicht pedantisch und lachte viel in den Stunden. Sie gab Geographie und Französisch, aber recht oberflächlich und ohne Methode. Später habe ich Geographie sehr lieben gelernt und gern darin unterrichtet.

Aus der Kirchenschule kam ich dann in die Masingsche Schule, in eine hervorragende Lehranstalt mit Internat [4]). Die besten Lehrer aus dem Kadettenkorps, dem klassischen Gymnasium und der Realschule unterrichteten hier; eine Französin und eine Engländerin lebten im Internat. Unter den Schülerinnen gab es auch viele Russinnen und Polinnen. Wir ärgerten uns, dass der katholische Priester täglich in der Schule zu sehen war und die Polinnen protegierte. Im Jahre 1881, kurz vor dem Attentat auf den Zaren Alexander II, machte Frl. Masing Bankrott: sie hatte den ganzen Schulbetrieb in zu grossen Rahmen angelegt und war schliesslich der Konkurrenz der staatlichen Mädchengymnasiums nicht gewachsen. Mit heissen Tränen schied ich mit meiner Schwester Alice von der Anstalt, die wir liebgewonnen hatten, und traten ins russische Mariengymnasium ein.

Im Jahre 1886 absolvierte ich das Gymnasium. Ein Jahr darauf feierten wir den Geburtstag meines Vaters in der ländlichen Sommerfrische Kozibrod bei Pleskau. Da geschah es, dass Pastor Bresinsky und einige andere Herren mir den Vorschlag machten, die Stelle einer Lehrerin an der Kirchenschule anzutreten. Ich sagte zu und trat an derselben Schule, die mir die Anfangsgründe des Wissens beigebracht hatte, mein Amt an.

Inzwischen hatte sich die Kirchenschule hübsch entwickelt. Bei Gelegenheit der 400-jährigen Lutherfeier im Jahre 1883 waren eine ganze Reihe von Pastoren aus Petersburg herübergekommen und es fand die Grundsteinlegung des neuen Schulgebäudes statt. In den Jahren 1883—1906 wurde das stattliche Gebäude errichtet, an dessen Zustandekommen viele Glieder der Gemeinde, lebhaften Anteil genommen hatten. Die neue Schule hatte einen grossen Saal, geräumige Schulzimmer mit hohen Fenstern und praktischen Öfen, Wasserleitung, Elektrizität und alle Bequemlichkeiten. Im unteren Stockwerk wurde das Altersheim der Jacobigemeinde untergebracht, in dem jede Insassin ihr eigenes Zimmer hatte. Hier konnte sie ihre Zimmerblumen

---

[4]) Urspr. von einem Schweizer Ehepaar Dulneaux in Pleskau gegründete private Lehranstalt für junge Mädchen, die dann von deren Nichte, einem Frl. Masing übernommen wurde.

auf das Fensterbrett stellen und auf eigenem Herde kochen; im Korridor konnte man sich ergeben und Neuigkeiten austauschen. Im I. Stock befand sich auch in einem grossen Zimmer die Leihbibliothek.

Ich fand mich bald in meiner neuen und doch vertrauten Wirkungsstätte zurecht. Meine frühere Lehrerin, Frau Alide Weltz, war jetzt meine Kollegin geworden; sie war reizend gegen mich und machte mir das Einleben leicht. 16 lange und schöne Jahre haben wir in Frieden und Liebe zusammen gearbeitet. Ich hatte Deutsch, Französisch und Geographie als Lehrfächer, und ich unterrichtete mit Freuden!

1906 erwarb unsere Kirchenschule die Rechte eines Progymnasiums. Nun fanden zum Ende des zweiten Semesters die Schlussprüfungen der Schülerinnen im Beisein von Delegierten aus dem Klassischen Gymnasium oder der Realschule statt. Die Schülerinnen erhielten ihr Diplom, welches sie dazu berechtigte, im Herbst ohne weitere Prüfung in das örtliche Mädchengymnasium einzutreten. Das russische Gymnasium nahm unsere Kirchenschülerinnen mit Vorliebe an, da sie gut vorbereitet waren und ein recht gesittetes Betragen aufweisen konnten. Beim Austritt aus der IV. Klasse der Kirchenschule erhielten die Mädchen einen goldenen Ring zum Andenken. In früheren Zeiten war es üblich gewesen, nach Dorpat zu gehen, um dort das »kleine Gouvernantenexamen« zu machen und dann als »höhere Bonne« in einer Familie unterzukommen. Jetzt absolvierten viele unserer Schülerinnen nachher das russische Gymnasium; nicht selten mit der silbernen oder goldenen Medaille.

Als ich einige Zeit nach der Erhebung unserer Schule zum Progymnasium den Schuldienst für mehrere Jahre krankheitshalber unterbrechen musste, übernahm Frl. M. Christiani meine Stellvertretung. 1911 konnte ich die Arbeit an der alten Kirchenschule wieder aufnehmen. Kurz darauf wurde Frau A. Weltz pensioniert und Fräulein Christiani, die zu der Zeit schon 10 Jahre bei uns tätig war, zu ihrer Nachfolgerin gewählt. Sie hat die Schule bis zu ihrer Schliessung während des Wetlkrieges geleitet.

Der letzte russische Volksschuldirektor Tichowitzky war unserer Kirchenschule wohlgesinnt; er erbot sich für uns die Erlaubnis einzuholen, die Schule in ein richtiges Gymnasium umzuwandeln. Er war sogar so liebenswürdig, die Bittschrift selbst aufzusetzen. Damals zeigte sich auch ein Lehrer des Kadettenkorps, ein verrusster Lutheraner bereit, unseren Mädchen unentgeltlich Turnstunden zu

geben. Wir nahmen seinen Antrag dankend an und mit Freuden wurde von da an »Gymnastik getrieben«. Die Erhebung zum Gymnasium konnte nicht mehr durchgeführt werden. Der Weltkrieg brach an, und damit auch für unsere kleine Schule eine Zeit schwerer Prüfungen.

Der grösste Teil des Schulgebäudes wurde von der Militärverwaltung requiriert; eine Zeitlang arbeiteten wir weiter, die Küsterei und ein Privatquartier zu Hilfe nehmend. Im Mai 1916 wurde die Schule von der Schulbehörde auf unbestimmte Zeit geschlossen.

Voll Zuversicht sahen wir nach dem Einrücken der Deutschen im Herbst 1918 dem neuen Schuljahr entgegen. Als Knaben- und Mädchenschule wurde unsere Kirchenschule wieder eröffnet; ein deutscher Unteroffizier, von Beruf Lehrer, wurde auch als Lehrer eingestellt und mehrere der früheren Lehrerinnen stellten sich ebenfalls ein. Dann kam der bittere November und mit ihm der Abzug der Deutschen und der rote Terror. Inmitten all der Schrecknisse erhielten wir doch am 4. Februar 1919 die Erlaubnis zur Wiedereröffnung unserer Schule. Die roten Behörden stellten am Anfang ein recht umfangreiches Programm auf, welches genau eingehalten werden sollte. Täglich sollten die Kinder gespeist werden, und unentgeltlich sollten der Schule Vorräte an Hirse, Leinöl und Tee geliefert werden. Die Kinder hatten ihre eigenen Tassen, Teller und Löffel mitzubringen. Jeden Sonnabend sollte ein Ausflug veranstaltet werden, jeden Monat eine dramatische Vorführung. An die Schule wurde ein Kindergarten angeschlossen, dessen Leiterin Frl. Johanna Hitz wurde. Die Kinder durften nicht bestraft werden, so lautete die Vorschrift; höchstens durfte ihnen das Frühstück entzogen werden. Der Religionsunterricht wurde abgeschafft.

Mir wurde die Leitung der Schule übertragen und ich glaubte mich dieser Verantwortung nicht entziehen zu können. Galt es doch unsere Schule über diese schreckliche, aber wie es uns damals schien, vorübergehende Zeitspanne hinüberzuretten und die Kinder, so gut es ging, im bisherigen Geiste weiter zu unterrichten. Leicht war es nicht, mit den rohen Kommissaren auszukommen. Der Chef des Schulwesens war ein estnischer Kommunist, der im roten Hemd und hohen Stiefeln umherging und die Mütze ständig auf dem Kopf behielt. Wenn man an ihn ein Anliegen hatte, empfing er einen stets, indem er sitzen blieb und die Beine auf einen Stuhl stützte. Er machte sich nichts daraus, dem Publikum den Rauch seiner Papyros in die Augen zu blasen. Nachmittags trank er mit dem Schuldiener in einer Kneipe

Äther. Eines Tages kam er, während wir eine Elternsitzung abhielten, zu uns in die Schule. Im Schulsaal hingen die Bilder Luthers, Pastor Bresinskys, der früheren Direktrice Frau Weltz und Oberlehrer Johannsohns. Er sagte laut: „Слишкомъ много Лютеровъ у васъ тутъ болтается!"

Bald darauf sollte die Schule geschlossen werden. Sonderbarerweise hatten wir es damals einem jüdischen Rechtsanwalt zu verdanken, dessen Sohn bei uns Schüler war, dass der Befehl rückgängig gemacht wurde. Es kam der 1. Mai und man zwang uns, mit der ganzen Schule an den Feiern teilzunehmen. Auf dem Marktplatz war auf dem Sockel des gestürtzten Denkmals Alexander II. eine Tribüne errichtet worden, von der ein Matrose eine Ansprache hielt. Man zwang alle Schulen hier vorbeizumarschieren, und überall wehten die roten Fahnen.

Da standen eines Tages die weissen Truppen vor der Stadt; am 23. Mai rückten sie in Pleskau ein. Es waren estnische Truppen und die Scharen Oberst Balachowitschs. Die Roten zogen ab, drohten aber, bald zurückzukehren. Ich war entschlossen, die Ferien und den Einzug der Weissen dazu zu benutzen, meine bereits 1918 nach Estland geflüchteten Eltern in Dorpat zu besuchen. Am 6. Juli erhielt ich endlich nach langem Warten die Erlaubnis. Zum 1. September sollte ich wieder nach Pleskau zurückkommen. Aber am 25. August rückten die Roten wieder in die vielgeplagte Stadt ein. Eine Rückkehr war nicht mehr möglich. Man soll an der estnischen Grenze bei Isborsk die Kuppeln des alten Ssobors von Pleskau hinüberleuchten sehen. Ich habe sie nicht mehr gesehen.

Eberhard Wolfgang Moeller und Gerhard Schumann

Zwei Dichter einer neuen Zeit

Von Heinz Mitlacher

1.

Aus der unübersehbaren Flut des Schrifttums, das sich heute um Deutung und Sinngebung des grossen deutschen Geschehens müht, ragen zwei Namen: Eberhard Wolfgang Moeller und Gerhard Schumann. Es sind die Namen zweier ganz Jungen, aber ganz Zukunftsträchtigen.

Moeller ist der Ältere von beiden. Hier in Kürze die sachlichen Daten. 1906 in Berlin geboren, blieb er in seinem Lebensstil der Grosstadt verpflichtet, die ihn gebar; aber indem er die gigantische Zivilisationslandschaft Gross-Berlin in dem, worin sie Grösse besitzt: in ihrer Sachlichkeit ergriff, überwand er zugleich ihr Verderbliches und gewann einen neuen Stil, den wir die Neue Dynamik nennen möchten — im Gegensatz zur Statik der sogenannten »Neuen Sachlichkeit«. Nicht als ob hier Sachlichkeit vermisst würde! Im Gegenteil ist erst jetzt, nach Überwindung der frechen jüdischen Schnoddrigkeit der Erich-Kästner-Periode wahre Sachlichkeit, die Härte und Strenge der grossen reinen Formen möglich, die mit jenem Gemisch aus Sentimentalität und Verlogenheit nichts mehr gemein hat. Dennoch ist die Sachlichkeit nur e i n e, die formale Seite dieses neuen Stiles; das Eigentliche und Entscheidende ist: Eine neue Innerlichkeit und ein heldischer Willensimpuls.

So jung Moeller noch ist, darf er doch als Mitbegründer des neuen deutschen Dramas gelten. Seine Frühreife ist nicht das kränkliche Schillern eines überzüchteten Wunderkindes, sondern die natürliche Gedankenschärfe und Formfreude eines klugen und ernsthaften Mannes. Bereits 1929 erschien sein erstes Drama: »Douaumont oder die Heimkehr des Soldaten Odysseus«, noch tastend und unsicher im Szenarischen, noch papieren oft in der Sprache und nicht frei von Schlakken des kürzlich abgedankten Expressionismus; aber in Umrissen zeigte sich hinter allem Unreifen verhalten das Antlitz eines wahrhaften Dichters. Der grosse Wurf: der bittere Passionsweg des deutschen Soldaten von 1917 an der Westfront, ist durch die Inkonsequenz der Durchführung, mangelnde Einheitlichkeit von Handlung und Personen und zumal durch die mangelnde Straffheit der nur locker aneinandergereihten Bilder (die etwas vom frühen Georg Büchner haben) leider verbaut.— Straffere Durchkomponierung zeigte bereits die starke, im gleichen Jahre erschienene »Kalifornische Tragödie«, die denselben Stoff behandelte wie der zur Zeit in Deutschland laufende grosse Luis-Trenker-Film »Der Kaiser von Kalifornien«: das bittere Schicksal des deutschen Pflanzers August Suter, dem die riesigen, von ihm kultivierten Landstrecken in Kalifornien widerrechtlich entrissen wurden zur Zeit des hereinbrechenden Goldfiebers.

Bereits an den zwei genannten Dramen wird deutlich, worin die Zielsetzung Moellers besteht: er sucht sich — wie auch in den folgenden Werken — mit Vorliebe einen historischen Stoff, und zwar

ein historisches Ereignis in seinem fruchtbarsten Moment, da, wo es zum Brennpunkt und zur Wegscheide zweier Zeitalter und zweier Weltanschauungen wird. Gestaltet »Douaumont« den leidensvollen Aufstieg jener Lebenshaltung, die man heute als Frontkämpfertum bezeichnet und die uns längst mehr als eine historisch gebundene, einmalige Haltung bedeutet, so ist in der »Kalifornischen Tragödie« die grosse Auseinandersetzung aufgerufen und in dem Helden August Suter Gestalt geworden, die man als den Aufstand der Massen gegen den edlen Einzelnen nur ungenau, vielleicht besser als den Untergang des Individuums im Kollektiv formuliert. Dass dabei nicht nur Fortschritt, sondern viel Grausamkeit, Verlust und Untergang edelsten Menschentums zu verzeichnen ist, wird an der Gestalt des Suter erschütternd deutlich. Das grosse Erleben gibt dem Dichter hier schon streckenweise eine volle und tief tönende Sprache ein; das Glockenerz dieser Dichtung schwingt rein und heroisch.

Moellers innere Spannungsweite wird deutlich in seinen folgenden Dichtungen; vielleicht in keiner mehr als in seinem »Rothschild siegt bei Waterloo« — einer Neubearbeitung des bekannten und durch Zweigs »Sternstunden« fast trivial gewordnen, halb anekdotischen Faktums von der grossen jüdischen Börsenspekulation, die durch Napoleons Niederlage bei Waterloo ermöglicht wurde. Hier gelingt es dem jungen Dichter, so etwas wie eine neue — für uns Deutsche neue — Gattung zu schaffen: die der politischen Komödie. Aber noch erliegt er den Verführungen der geistreichen Zuspitzung, noch ist die Anekdotensprache nicht rein ins Bühnenmässige übersetzt, und es bleibt beim Buchdrama.

Echtes Theaterblut dagegen durchpulst seinen »Aufbruch in Kärnten«, ein echtes Volksstück, von einer nur vielleicht etwas zu bewussten Einfachheit; und doch steht es würdig neben Schönherrs »Glaube und Heimat«.

Am 2. August 1936 wurde im Rahmen der Olympischen Spiele zu Berlin bei der Eröffnung der Dietrich-Eckart-Bühne sein »Frankenburger Würfelspiel« uraufgeführt. Wieder zwingt ihn das dunkle Schicksal des deutschen Bauerntums zu notvoller Gestaltung. Im Stile etwa eines mittelalterlichen Mysterienspiels wird hier Kaiser Ferdinand der Zweite vor ein ewiges Gericht geladen und seine Schuld im Angesicht der Weltgeschichte — freventliches Vergiessen besten deutschen Bauernblutes — als unsühnbar und unverzeihlich auf ewiglich verurteilt. Zu mythischer Grösse erhebt sich die Szene, da die

Bauernführer vor ihrem Peiniger von Herbersdorf um ihr nacktes Leben würfeln müssen. Die Sprache ist von monumentaler Einfachheit, am George des »Neuen Reichs« geschult, nur gelegentlich vom grossgebärdigen Schwung ihres eigenen Rhythmus über das Wesentliche ins Schmuckhafte, hinausgeschleudert. Moeller hat hier ein gewaltiges Stück Geschichte verdichtet; dies packende Spiel glüht in einer volksnah gestalteten deutschen Tragik. Die Grossheit und Magie der Sprache gipfelt im »Nachspruch«:

Schliesse dich, Gruft der Erinnerung. Nimm deine Helden
wieder zurück in deinen befriedeten Schoss,
Siehe: über den Äckern und blutigen Feldern
grünt ein neues Geschlecht, unüberwindlich und gross.

2.

Es ist bezeichnend für die innere Unruhe und Sucherfreudigkeit Moellers, dass er sich — ganz im Gegensatz etwa zu dem formal sehr gebundenen Gerhard Schumann — in fast allen Formen versucht hat. So pflegte er mit Glück das volksliedhaft schlichte Laienspiel; seine Tätigkeit in der Hitlerjugend regte ihn an zu den Spielen: »Das Südender Weihnachtsspiel« (wo er die technische Atmosphäre Gross-Berlins hinzwingen will zu holzschnittartiger Wieder-Einfachheit — es will freilich nicht ganz glücken); »Die Insterburger Ordensfeier, ein Heldenspiel«; »Volk und König, ein Schwank«; »Anrufung und Verkündung der Toten, ein heroisches Werk«; »Die Verpflichtung — Marienburger Jungbannfahnenweihe«; u. a. m.

Er schreibt daneben Gedichte, die es nicht nur der Form nach sind; scheinbar kunstlose, ganz leicht und leise hingesagte Verse, die ohne allen Anspruch dastehen, aber manchmal überwältigen. Man könnte versucht sein, manche dieser Gedichte einer überwundenen, ichbezogenen Zeit zuzusprechen; aber es muss eben einmal gesagt werden, dass aus Kollektivismus und Dichterlagern keine Kunst werden kann: erst indem er sein höchst persönliches Schicksal entprivatisiert, schafft der Künstler Kunst; jeder Künstler!

Wir sitzen beide dann, du klein
und ungeduldig neben mir, dem Alten.
Ich höre zu, du redest auf mich ein
und lässt mich deine kleine Rechte halten.
Und wenn ich alt bin, so wie du,
sagst du. Ich sage: vieles wäre trüber.

Jetzt hörst du mir mit runden Augen zu.
Indessen geht der liebe Gott vorüber.

Es ist kennzeichnend für die grosse künstlerische Kraft Moellers, dass es ihm so oft gelingt, persönliches Erleben zu grosser, umfassender Gültigkeit zu werten.

Moellers wichtigste Gedichtbände sind: »Die erste Ernte«, München bei Langen/Müller 1934; »Berufung der Zeit«, ebenda 1935; »Briefe der Gefallenen, eine Gedichtfolge«. In dem Wort »Berufung der Zeit« kristallisiert sich Moellers innerer Auftrag; für dies Werk erhielt er den Staatspreis 1935.

Moellers erste grössere Prosaarbeit ist der Roman »Das Schloss in Ungarn«. Es ist gewiss noch kein völlig geschlossenes Werk. Wieder offenbart sich des Dichters Vorliebe, geschichtliche Knoten und Brennpunkte zu erfassen. Kernstellen wie etwa die düster flackernde Nachtszene auf der Pussta, der Brand des Schlosses Orczy, wo Stoff und Vortrag einander ohne Rest durchdringen, lassen Grösseres noch für die Zukunft erhoffen. Mit diesem Roman wandelt Moeller in keiner geringeren Nachbarschaft als in der unsrer grossen deutschen Erziehungsromane.

3.

Ist Moeller im wesentlichen Norddeutscher, so lässt sich dagegen der jüngere Gerhard Schumann nicht verstehen ohne seine süddeutsche Herkunft. Weniger vielseitig, scheuer und gebundener noch als der schweifende Moeller, scheint er doch tiefer, gespannter und in manchem zukunftsvoller als dieser zu sein. Gerhard Schumann ist 1911 in Esslingen am Neckar als Sohn eines Studienrats geboren. Eine farbige und schöne Jugend gab ihm Fülle, frühes Leid und die Hingabe an die Unbändigkeit des Daseins. Der Zusammenbruch des Deutschen Reichs im Weltkrieg ist nach eigener Aussage sein grösstes Erlebnis gewesen. Die schwäbische Landschaft mit ihrer herben Grösse und ernsten Lieblichkeit formte sein inneres Gesicht. Fahrten der Jugendbewegung erschlossen ihm die Herrlichkeit Deutschlands. Ein kunstfrohes und -übendes Vaterhaus förderte seine künstlerischen Neigungen. Der Elfjährige entwarf sein erstes Drama. Daneben versucht er sich im Zeichnen, Malen, Komponieren.

Da tritt der grosse Umschwung in sein bislang privatseliges Leben, als er als 19-jähriger Tübinger Student der Germanistik in Berührung mit der nationalsozialistischen Bewegung kommt; 1930 tritt er in Partei, SA. und Studentenbund ein. Es beginnt der politische

Dichter Schumann. Zwei Schichten sind es, aus denen er seine schöpferische Kraft gewinnt; die Synthese von Betrachtung und kämpferischem Handeln — und die Synthese des Religiösen und Politischen. »Ein Volk zu sein, das ist die Religion unsrer Zeit«, sagt Hermann Schwarz (in: »Deutscher Glaube am Scheidewege«). In der Tat ist für Schumann das Volk d a s aufwühlende Erlebnis.

Schon die erste Gedichtsammlung — »Ein Weg führt ins Ganze« (1933) birgt all die Keime, die in seinen späteren Werken ausgefaltet werden. Feine, überfeine Gedichte von hauchzarter lyrischer Schöne wechseln mit wild aufflammenden, welche die Qual der Einsamkeit eines jungen und schmerzvoll reifenden Herzens ausschreien. Das Ich findet dann endlich den »Weg ins Ganze«, d. h. die Erlösung von unfruchtbarer, privater Denkerqual im Dienste am Volke. Aus einem »wilden Sturm von Wollen und Verweigern«, wie der Dichter es formuliert, erwächst seine neue Haltung: eine Haltung der Zucht, der Entsagung und des demütigen Dienstes an und in der Gemeinschaft.

O liebe die Gewalten, die dich suchten!
Zwing zum Gesetz, was drängend dich gequält!
Denn auch noch dieses will dich stumm befruchten.
Dann gehe hin: getrieben und durchseelt.

Ein glühendes Bekenntnis iodert aus ihm; nicht Harmonie sucht er, nicht Privatseligkeit; nein — Schmerz: aber den Schmerz eines ganzen Volkes; und die geistige Form dieses Volkes ist das Reich. Es ist erschütternd zu erleben, wie dieser Gedanke allmählich zum einzigen und unerhört gläubig verehrten Stern des jungen Dichters wird:

Wer sich dem Reich verschrieb,
Ist ein Gezeichneter.
Auf seiner Stirn entbrennt
Ein jäh durchzuckend Mal.

Den Vielen ist er fremd,
Weil er sich selbst vergass,
Weil ihn ein Sternbild treibt,
Das zwingend vor ihm glüht.

Kaum einer sieht die Sucht.
Nur wenige lieben ihn.
Doch einmal springt sein Wort
Wie Feuer in den Kreis.

Da steht er leuchtend vorn.
Hält flatternd den Befehl.

Es ist kein Zufall, dass diese Verse in Form und Haltung an Georges »Stern des Bundes« antönen: vieles an Schumanns Haltung ist dem späten George pflichtig, wenn er selber auch behauptet, mehr von Rilke beeinflusst zu sein. Auch dem Expressionismus dankt er, wo nicht den Gehalt, doch die Auflockerung seiner Sprache. Gedichte wie »Kampf des Frühlings«, wo der Erlöste

»ins Herz des Lichtgefildes kniet«

sind ohne die Vorarbeit des Expressionismus kaum denkbar.

Immer wieder bewegt ihn das schmerzliche Ringen um eine Vereinigung der beiden Pole, zwischen denen sein Leben heroisch gespannt ist: Tragik und Idylle, Geist und Natur, Ich und Gemeinschaft. In seinem reifsten Werk, dem Gedichtband »Wir aber sind das Korn«, das mit dem Nationalen Buchpreis 1935/36 gekrönt wurde, stehen neben ganz einsamen Gedichten chorische Gemeinschaftsdichtungen, die das Beste darstellen, was es bis heute an nationalsozialistischer Dichtung gibt. So gab er der Mitternachtsstunde des 8./9. November 1935 in einem monumentalen Chorwerk dichterische Gestalt, im strengen Pathos der Wechselrede zwischen einem Sprecher und seinem respondierenden Chor, liturgisch karg, erzen; der Sprecher segnet das Opfer, deutet das Geschehen. — So auch seine »Kantate der Arbeit« 1936.

Noch formlos und unreif ist das Drama — besser: die Bilderfolge »Das Reich«, das im Tukan-Verlag erschien; die dramatische Form ist dem jungen Dichter noch nicht gelungen; wohl aber bereitet sich in seinen Chorwerken eine neue Zwischenform zwischen Lyrik und Drama vor. So in seinen chorischen Spielen »Siegendes Leben«, die die Überwindung des Todes durch kameradschaftliche Treue feiern. Wie Moeller hat er sich auch im heiteren Laienspiel versucht; wichtig an diesem Versuch (»Liebe übers Kreuz«) ist freilich nur das Vorwort, wo er u. a. sagt: »Neben den Stunden aufreissender Erschütterung und Erhebung gibt es im Leben der Gemeinschaft auch solche unbelasteter Fröhlichkeit. Auch sie sind notwendig«.

Auf den jungen Schultern lasten viele und verantwortliche Ämter; aber mit Stolz und Opferfreudigkeit trägt er sie neben seinem Dichterberuf. So ist er u. a. Leiter der Kulturabteilung der Landesstelle Württemberg des Propaganda-Ministeriums und Standartenführer der SA.

Das gehämmerte Pathos seiner letzten bisherigen Periode kennzeichnen vielleicht am besten die Verse, in denen sein preisgekröntes Buch ausklingt:

Wir bauen des Reiches ewige Feldherrnhalle,
Die Stufen in die Ewigkeit hinein!
Bis uns die Hämmer aus den Fäusten fallen;
Dann mauert uns in die Altäre ein!

Spanien und der politische Katholizismus

Von Egon Honisch

1.

Die jetzige blutige Katastrophe in Spanien wird jedem ein Rätsel bleiben, der Gelegenheit hatte, die liebenswürdige und immer hilfsbereite Seite des spanischen Volkscharakters persönlich kennen zu lernen. Das Wüten des Kommunismus in diesem Lande kam der Welt so unerwartet und furchtbar, ja es erinnert in seinem Entsetzen nur an manche Grausamkeiten des spanischen Mittelalters oder an die Vernichtungskriege des Altertums. Dabei hatte Spanien bei Kriegsbeginn nur eine verschwindend kleine kommunistische Partei, die im öffentlichen Leben eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Woher kommt denn nun plötzlich dieser furchtbare Hassausbruch grosser Volksmassen, der sich insbesondere gegen die katholische Kirche richtet?

Schon vor dem Kriege hatte Spanien einmal einen solchen antikatholischen Ausbruch des Hasses erlebt. Das war im Jahre 1909, als in Barcelona gelegentlich der Abreise von Truppen an die Front des Marokkokrieges ein Aufstand ausbrach, der zur offenen Revolution emporflammte. Eine volle Woche wütete der Kampf um Barcelona, wobei zahlreiche Kirchen und Klöster von den Aufrührern zerstört und Priester, Mönche und Nonnen auf grauenvollste Weise gemartert und getötet wurden. Damals gab es noch keinen Kommunismus, und doch sehen wir dieselben kirchenfeindlichen Ausschreitungen, die zusammen mit anderen Greueln und Terrorakten aus Spanien heute ein Land des Grauens gemacht haben.

Etwas Licht in das Rätsel eines solchen Hassausbruchs fällt erst, wenn man einen Blick in die Geschichte Spaniens wirft. Es ist be-

kannt, dass die Kirche in Spanien nicht nur ihre religiöse Mission erfüllen wollte, sondern dass sie auch Jahrhunderte hindurch den Staat politisch und wirtschaftlich beherrschte. Die spanischen Könige und die spanische Politik waren Wachs in den Händen der Bischöfe und der kirchlichen Orden, insbesondere der Jesuiten und Dominikaner. Es lässt sich nun nicht leugnen, dass die Macht der Kirche vielfach auch zu ungeheuerlichen Greueln missbraucht wurde, die für immer und ewig ein dunkler Fleck in der Geschichte des Katholizismus bleiben werden. Die Grauenhaftigkeiten des spanischen Bürgerkrieges rufen Erinnerungen an die Inquisition wach, die von der katholischen Kirche in Spanien zunächst gegen die Juden, dann aber hauptsächlich gegen alle diejenigen Kräfte gerichtet wurde, welche in jener Zeit, als mit der Aufklärung auch eine geistige Selbständigkeitsbewegung über Europa ging, nicht im Sinne der Kirche zu denken gewillt waren. Der Masse gegenüber zeigte man zwar nur den religiösen, ja heiligen Zweck der Martern und Hinrichtungen, die an den Opfern vollzogen wurden. In Wirklichkeit war aber die Inquisition auch eine sehr politische Angelegenheit, da sie verhindern sollte, dass etwa politische Aufklärungsbestrebungen einen Einfluss auf das Volk nehmen könnten.

Die Tätigkeit der Inquisition nahm schliesslich einen so ungeheuerlichen Umfang an, dass durch die Verbrennungen, Einkerkerungen, Verbannungen und Vertreibungen die Bevölkerung Spaniens um ein Drittel verringert wurde. Dieser Volksteil setzte sich aus den wertvollsten Elementen zusammen, da es ja gerade die denkenden Spanier waren, die durch die Inquisitionspolitik ausgerottet wurden. Man darf in diesem Sinne das Wort von der negativen Auslese (gerade auch in rassischer Hinsicht) auf das Wirken der Inquisition im spanischen Volke anwenden. Politisch und kulturell machte sich daher bald ein gewaltiger Verfall in Spanien bemerkbar, so dass selbst der religiöse Glaube der breiten Masse auf die Stufe eines finsteren Aberglaubens herabsank. Ein noch schlimmeres Bild bietet sich uns in den ehemaligen spanischen Kolonien Mittel- und Südamerikas. Ein halbes Jahrhundert wütete dort der religiöse Fanatismus in einer Weise, die Ihresgleichen sucht. Damals wurden ungezählte Menschen im Zeichen des Kreuzes auf die grauenvollste Weiste hingeschlachtet. Die ausserordentlich hochstehenden Kulturen Amerikas wurden vernichtet.

2.

Es war klar, dass dieser kirchlich-politische Druck auf Staat und Volk einen Gegendruck auslösen musste, und da dies infolge der Inquisition nicht öffentlich geschehen konnte, wurde Spanien ein Land der Geheimgesellschaften und fiel so den Freimaurerlogen in die Hände. Bald sehen wir, dass sowohl diese Geheimgesellschaften wie auch die von der französischen Revolution ausgehende Weltanschauung ein solches Kraftfeld erzeugen konnten, dass die alleinige Macht der katholischen Kirche gebrochen wurde. Spanien wurde ein Spielball dieser gegensätzlichen Interessen, und in der Folgezeit pendelt es hilflos zwischen dem politischen Katholizismus und dem freimaurerischen Liberalismus hin und her. Die spanischen Könige waren auch jetzt nur Exponenten der sich bekämpfenden kirchlichen und antikirchlichen Mächte.

Der Bourbone Karl III. vertrieb im Jahre 1767 die Jesuiten als Antwort auf die kirchliche Vergewaltigung und Aussaugung des Volkes. Die furchtbare Misswirtschaft seines Nachfolgers Karls IV. nutzte Napoleon aus, um das Königshaus zu vertreiben und Spanien zu unterwerfen. Im Jahre 1814 kehrte aber der Sohn Karls IV. nach Spanien zurück, um mit den Jesuiten zusammen die politische Herrschaft der katholischen Kirche wiederherzustellen. Dies gelang, und es wurde nun wieder mit äusserst reaktionären und fanatischen Methoden regiert. Dieser neue rückschrittliche Kurs in Spanien trug die Schuld daran, dass das aufstrebende grosse spanische Kolonialreich in Amerika sich gegen das Mutterland erhob und eigene Staaten gründete. So zerfiel ein Weltreich, »in dem die Sonne niemals unterging«.

In Spanien selbst war es der Kirche allerdings gelungen, ihre politische und wirtschaftliche Macht wieder zu begründen, und diese Macht konnte sie mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1931 behaupten, als Spanien zur Republik erklärt wurde. Aber selbst in den fünf republikanischen Jahren seitdem blieb ihr Einfluss auf dem Umwege der katholischen Parteien ausserordentlich stark. Unter diesen Parteien unterscheiden wir zwei Gruppen: die grosse Partei der Volksaktion einerseits und die Monarchisten andererseits, die sich wieder in die Partei der spanischen Erneuerung und in die der Karlisten teilen. Die Monarchisten sind agrarpolitisch am Weiterbestehen der früheren Herrschaftsverhältnisse (Grossgrundbesitz) interessiert und weisen der Kirche als Garant dieser Gesellschaftsordnung eine

besonders wichtige Rolle zu, weshalb auch ihre Wiedereinsetzung mit aller Dringlichkeit gefordert wird. Die Karlisten unterscheiden sich von dieser Richtung eigentlich nur durch eine noch stärkere Betonung des katholischen Pathos und durch ihren Kronprätendenten. Diese Partei ist besonders in den Gebieten Aragoniens und Navarras stark vertreten.

Die Volksaktion ist zahlenmässig die stärkste bürgerliche Partei. Aus den Wahlen im Jahre 1933 ging sie als Siegerin hervor. Sie trat aber erst im Jahre 1934 in die Regierung ein, wodurch bekanntlich der Novemberaufstand dieses Jahres ausgelöst wurde, der besonders in Asturien furchtbar wütete und Erscheinungen zeitigte, die an den heutigen Bürgerkrieg erinnern. Die Volksaktion hat aber — abgesehen von einigen technischen Reformen — keine ernsthaften Versuche zur Erneuerung des spanischen Lebens unternommen, und so ist es nicht zu verwundern, dass diese Partei trotz grösster Wahlpropaganda bei den Februarwahlen dieses Jahres der Linkskoalition unterlag. Die Volksaktion ist die Partei des heiligen Stuhles und will die Wiedererrichtung der Vormachtstellung der Kirche auch in weltlichen Dingen. Ein Faschismus wird von dieser Partei scharf abgelehnt.

3.

Überblickt man nun die Entwicklung, so lässt sich nicht abstreiten, dass die katholische Kirche in Spanien und die von ihr abhängigen Parteien eine verhängnisvolle Verschlossenheit gegenüber allen neuzeitlichen Problemen gezeigt hatten. Das trat im Schulwesen besonders klar zu Tage. Bis zum Jahre 1931 unterstand die Masse der Schulen der katholischen Kirche und den kirchlichen Orden, die allem Anschein nach kein Interesse daran hatten, den Intelligenzstand des Volkes durch eine ausgebaute Schulbildung zu steigern. Das Ergebnis liegt in der Tatsache vor, dass heute etwa 40 v. H. der spanischen Nation nicht lesen und schreiben können. Mit Leichtigkeit konnten diese Analphabeten demagogisch eingefangen und für die verschiedensten revolutionären Theorien gewonnen werden. Das ist umso erklärlicher, wenn man berücksichtigt, dass die grosse Masse des spanischen Volkes in äusserster Armut dahinlebt und darum mit Begeisterung denjenigen glaubte, die ihnen ein Paradies auf Erden und nicht erst im Jenseits versprachen, wie es die Kirche tat. Angesichts des gleissenden Wortschwalls der jüdisch-marxistischen Volksverführer verblasste der kirchliche Einfluss zusehends.

Wir haben hierin also und in dem Umstande, dass die katholi-

sche Kirche offensichtlich an einer Aufrechterhaltung der überlieferten Zustände interessiert und jeder durchgreifenden Abänderung der sozialen Misstände abgeneigt blieb, einen der Gründe zu suchen, die zu dem nachmals so offen zu Tage getretenen Hass gegen Kirche und Orden geführt hatten. Hinzu kommt aber noch, dass auf der einen Seite die Kirche ungeheure Reichtümer und Schätze zusammentrug, während auf der anderen Seite ein grosser Teil des Volkes in elenden Dörfern, in Strohhütten, in fensterlosen Häusern und Höhlenwohnungen dahinlebte. Wer einen Blick in die von Reichtum strotzenden Kirchen und dann in den menschenunwürdigen Jammer etwa der andalusischen Landarbeiter geworfen hat, wer die körperliche Entartung jener Volksschichten beobachtete, der ist wohl nicht weit von der Spur, die zu der Wurzel des Übels führt.

Es ist nur allzu begreiflich, dass man für alle diese Misstände die katholische Kirche verantwortlich machte, die seit Jahrhunderten die führende und bestimmende Macht im Leben Spaniens war. Und da von Seiten der Kirche und der von dieser beeinflussten Parteien keine Abhilfe geschah, wuchs der Hass der proletarisierten Schichten ins Ungemessene, ständig geschürt von marxistischen Agitatoren. Aber die Volkswut wurde noch weiter aufgestachelt durch die Verflechtung der Kirche mit den Lebenskreisen der Reichen und der feudalen Oberschicht, wodurch für eine Sozialfürsorge nur ein beschränktes Interesse übrigblieb. Diese Oberschicht gab der Kirche und den kirchlichen Orden mit vollen Händen, so dass von diesen ungeheure Vermögen angesammelt wurden. Die Bevorzugung bestimmter Gesellschaftskreise durch die Kirche geschah ganz öffentlich. So schied man z. B. sehr sorgfältig bei der ersten Kommunion die Kinder der Vornehmen von den Kindern der Arbeiter. Die einen erhielten die Kommunion in einer mit Blumen prachtvoll ausgeschmückten Kapelle, während man den Kindern der arbeitenden Bevölkerung das Sakrament ohne viel Umstände reichte. Die Kirche liess nicht einmal von solchem Gebaren, als bereits grosse Massen des Volkes im Banne des Marxismus und Anarchismus standen. Es lässt sich deutlich die tragische Blindheit verfolgen, mit der die Kirche in Spanien ins Verderben lief, nachdem sie den Anschluss an die soziale Bewegung der Neuzeit verpasst hatte. Und die entsetzlichen Folgen traten im Bürgerkriege zutage, in dem Niederbrennen der Kirchen und Klöster, in der Niedermetzelung, Kreuzigung, Verbrennung der Priester, Mönche und Nonnen.

Man darf sich heute keiner Selbsttäuschung von dem »katholischen Spanien« hingeben. Dennoch bleibt den gläubigen und überzeugten Spaniern der Trost, dass die Kirchenfeindlichkeit der breiteren Massen sich vielleicht nicht einmal so sehr gegen die Religion, gegen die Kirche als solche, sondern im Grunde doch mehr gegen ihren Missbrauch zu politischen und wirtschaftlichen Zwecken richtet. Die Nationalisten rechnen mit der Religiösität, die noch in einem grossen Teil des spanischen Volkes verankert ist. Die entscheidende Frage ist nur, ob die zukünftigen Führer Spaniens nicht in den Fehler verfallen, den politischen Katholizismus wieder in seine alte Machtstellung einzusetzen, denn dann dürfte wohl letzten Endes der Sinn des jetzigen furchtbaren Kampfes verfehlt sein. Man hat aber guten Grund zu der Annahme, dass im Falle eines Sieges der Nationalisten eine moderne Staatsform geschaffen werden wird, die zur Basis das katholische Christentum, nicht aber den politischen Katholizismus haben wird. Dagegen spricht auch nicht, dass z. B. die »Mutter Gottes vom Pilar« in Zaragoza zum Generalissimus der spanischen Armee ernannt wurde. Durch ein jahrhundertelanges Brauchtum hängt das spanische Volk noch heute sehr an solchen Äusserlichkeiten und symbolischen Handlungen.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Aussenminister Munters nach der Rigaer Aussenminister-Konferenz

Vom 9. bis zum 12. Dezember 1936 fand in Riga die 5. Aussenministerkonferenz der Baltischen Staaten statt, deren Ergebnis, wie zu erwarten, wiederum die Betonung der Einhelligkeit der Ansichten über die behandelten aussenpolitischen Probleme war. Nach Abschluss der Konferenz empfing der lettische Aussenminister W. Munters die Presse, wobei er u. a. erklärte:

»Die gegenwärtige politische Lage, welche wir analysieren mussten, wird von mehreren Faktoren beeinflusst, und bei ihrer Bewertung können sehr verschiedene Ansichten laut werden. Ich bin daher sehr befriedigt über den persönlichen Kontakt mit meinen Kollegen, welcher die Möglichkeit bot, die politischen Ereignisse der letzten Monate allseitig und erschöpfend zu beleuchten und eine übereinstimmende Bewertung der gegenwärtigen Lage und der Zukunftsaussichten zu finden. Unser Grundgedanke ist, dass die Elemente der Unsicherheit,

welche in der politischen Atmosphäre Europas spürbar sind, nur auf dem Wege internationaler Zusammenarbeit und kollektiver Massnahmen überwunden werden können. Diesem Zweck dient am besten der Völkerbund, dem wir unbeugsam treu bleiben.

Hinsichtlich der Lage in Osteuropa kann man beobachten, dass sie immer klarer wird, und wo Klarheit ist, da kann man auch Methoden zur Überwindung von Konflikten finden. Die Grundelemente der osteuropäischen Politik sind Deutschland, die UdSSR und jene Staaten, die das Gebiet zwischen diesen beiden Staaten bilden.

Dieses Gebiet, zu dem auch die Staaten der Baltischen Entente gehören, hat eine grosse Bedeutung als Friedensfaktor, und wir sind uns völlig einig über die Wichtigkeit unserer gemeinsamen Mission.

Es ist nicht immer leicht, eine bestimmte und unabhängige Linie zwischen zwei Grosstaaten einzuhalten, zwischen denen gegenwärtig auf Grund ideeller Motive eine starke Spannung herrscht. Jedoch ist uns dieses bisher gelungen, und je mehr sich die Zusammenarbeit zwischen Lettland, Estland und Litauen entwickelt, desto bestimmter wird unsere Haltung und desto fester unsere Überzeugung, dass wir das Richtige tun, nicht nur um unserer engeren Interessen, sondern auch um des allgemeinen Friedens willen.

Unsere Politik beruht auf Freundschaft, wir hegen gegen niemand Hass und haben auch keine Streitobjekte mit anderen Staaten.«

Abgelehnte Bevormundung

Die »Brīvā Zeme« bringt folgende Nachricht aus Kaunas vom 18. Dezember. Anlässlich der Versetzung des sovetrussischen Gesandten in Litauen, Karski, auf einen hohen Posten im Moskauer Aussenkommissariat hatte dieser kurz vor seiner Abreise aus Kaunas einen Presseempfang gegeben, bei dem er auf die gegenwärtige internationale politische Lage zu sprechen kam. »Es sei,« so führte der Sovetdiplomat nach einem Referat der »Brīvā Zeme« darin aus, »Aufgabe aller Freunde des Friedens, sich zu vereinigen, damit der Angreifer zurückgeschlagen werden könne. Die Staaten Osteuropas und insbesondere die am Baltischen Meer dürften sich nicht in der Hoffnung wiegen, dass sie ausserhalb des Konfliktgebietes bleiben würden. Es sei nicht genügend, nur Neutralitätserklärungen abzugeben und zu versuchen, den Angriffsgefahren zu begegnen, indem man sich den Forderungen der Angreifer gegenüber nachgiebig erweise. Eine derartige Politik erleichtere dem Angreifer nur, seine Absichten durchzuführen.« Karski unterstrich, »dass Sovetrussland keinerlei aggressive Pläne

habe, sondern Moskau im Gegenteil bereit sei, in jedem Augenblick die Unabhängigkeit und Sicherheit der Baltischen Staaten zu schützen.«

Zu diesem Tatbestand brachte die »Brīvā Zeme« folgende scharfe Stellungnahme:

»Vor einigen Tagen widmete uns der kommunistische Machthaber Shdanow eine Rede, um derentwillen sich der Gesandte Sovetrusslands genötigt sah, später in unserem Aussenministerium Erklärungen abzugeben. — Nun versucht der Parteigenosse des Herrn Shdanow, Herr Karski, uns ein Schreckensbild zu malen, nämlich den Angriff von Westen. Wir müssen hier nochmals sagen, dass ähnliche Beeinflussungsversuche unsere konsequente Neutralitätspolitik nicht berühren können, welcher wir treu sind und auch in Zukunft treu bleiben werden.

Es wäre besser, wenn unsere Nachbarn bei ihren ideologischen Kriegen — im Rundfunk, in Presseartikeln oder in Reden von Amtspersonen — die Baltischen Staaten in Ruhe lassen würden. Es ist dabei gleichgültig, ob diese Reden und Artikel als Arzneien »für den inneren Gebrauch« im Lande der Autoren gedacht oder an die politischen Gegner adressiert sind.«

Neuer Gesandter in Moskau

Der Staatspräsident hat durch eine Verfügung den bisherigen Militärattaché in Kaunas, F. Kociņš zum lettländischen Gesandten in Moskau ernannt.

Lettische Pressestimmen zur deutschen Aussenpolitik

Unter der Überschrift »Drohende Anzeichen im Mittelmeer« brachte der »Rīts« eine Korrespondenz aus Genf, die sich mit der deutschen Aussenpolitik befasste und zu dem Schluss kam, dass die behauptete deutsche Einmischung in die spanischen Ereignisse keineswegs nur einen »Glaubenskrieg« darstelle, sondern dass sie breitere Grundlagen und Aufgaben habe.

»Der erste Schritt,« so hiess es, »der eine Kluft in den Beziehungen zwischen den europäischen Staaten gegenüber Spanien aufriss, war die Anerkennung der Regierung Franco als legale Regierung Spaniens durch Deutschland und Italien. Im ersten Augenblick wurde dieser Schritt mit der faktischen Lage im Bürgerkriege motiviert, wenn es auch schwer war, von dem Sieg der einen oder der anderen Seite zu sprechen. Deshalb bedeutet die Anerkennung der Regierung Ge-

neral Francos ihrem Wesen nach eine zweifellose Einmischung in den spanischen Bürgerkrieg und die Stellungnahme für eine Partei.«

»Jeder Zweifel,« so fährt der Verfasser an anderer Stelle fort, »wird durch einen Artikel des »Völkischen Beobachter« vom 1. Januar zerstreut, der die Überschrift »Von Riga bis Madrid« trägt. Unter Bezugnahme auf die Ereignisse in Spanien war in dieser Zeitung ein Erinnerungsaufsatz darüber abgedruckt, wie die Deutschen im Jahre 1919 nach Riga gingen, um angeblich gegen den Kommunismus zu kämpfen und ganz Europa davor zu bewahren. Damals war es bei Riga, und nun »retten die Deutschen Europa« wieder bei Madrid. Solche Parallelen, solche Worte erklären uns in grossem Ausmass die Ereignisse in Spanien. Zu gleicher Zeit bezeugen sie, welch eine Bedeutung der deutsch-japanische Vertrag über den Kampf gegen den Kommunismus hat und welche Ereignisse aus der Anwendung dieses Vertrages entstehen können.«

Gegen bestimmte Äusserungen der reichsdeutschen Presse polemisiert in den »Jaunākās Ziņas« der durch frühere Verlautbarungen, die sich gegen das lettländische Deutschtum richteten, bekannte Nordicus. In der Behandlung der Vorgänge von 1919, die die baltischen Staaten und ihre Territorien berührten, durch die »Tatgemeinschaft Wehrarbeit« (ein Schulungsblatt der Arbeitsfront) und die »Frankfurter Zeitung« erblickt Nordicus eine Einstellung, der ein expansiver Geist zugrunde liege. Es gäbe allerdings auch andre Pressestimmen (zitiert wird das »Deutsche Wollen«), für die diese Haltung nicht zutreffe.

Der Artikel schliesst mit den Worten: »Wir haben mit Absicht zwei Gruppen deutscher Presseartikel nebeneinander gestellt. Wenn wir in einer (der letzteren) Gruppe die Tendenz erblicken, unsere Politik vom deutschen Gesichtspunkt aus zu klären (wenn auch in ziemlich unmissverständlichen Hinweisen über die Abhängigkeit der Wirtschaftspolitik von der Aussenpolitik), so sehen wir in der anderen Gruppe eine offene, brutale Herausforderung, die uns veranlasst, die Lage ernsthaft zu überprüfen und nolens volens unsere Politik mit der Erinnerung an die bisherigen traurigen Erfahrungen zu verknüpfen.«

Bauerntage

In die Berichtszeit fallen 4 Bauerntage in den Kreisen Aizpute, Talsi, Jelgava und Bauska. Auf den Bauerntagen hat der Bauer das Wort zu Vorschlägen, Berichten und zur Aussprache.

Eine besondere Aufmerksamkeit wurde der Frage der Landarbeiter

zugewendet. Die Beschäftigung ausländischer Landarbeiter ist als unnormale Erscheinung anzusehen. DieHebung der Wohnverhältnisse auf dem Lande und eine Angleichung des Lebensstandards an die Stadt wurden als besonders dringliche Forderungen erkannt, um den einheimischen Landarbeiter an das Land zu binden. Dem Landarbeiter müsse als Deputatknecht die Möglichkeit gegeben werden, eine Familie zu gründen, dazu sei auch Wohnraum nötig. Der verheiratete Knecht sei der zukünftige neue Landwirt auf eigener Scholle.

Als bedeutungsvoll wurde auch die Frage der agronomisch-technischen Anleitung und Hilfeleistung bei der Anlage von Obst- und Schmuckgärten, bei der Durchführung von Meliorationen, bei Ausführung von Bauten, bei der Überwachung des Viehbestandes u. a. m. unterstrichen. Instruktoren müssten in noch grösserem Masse auf dem Lande untergebracht werden.

Einen grossen Raum nahmen Anregungen betreffend industrieller Neuanlagen in verschiedenen Gegenden ein: z. B. Bauten von Torfbearbeitungsfabriken, von Stärkefabriken zwecks Kartoffelverwertung, ebenso von Dämmen zur Seeschlammgewinnung zu Düngezwecken, von Flussregulierungen zur Vorbeugung gegen Überschwemmungen, weiter Strassen und Stationsbauten.

Eine Reihe von Anregungen bezog sich auf die Änderung bestehender Bestimmungen: so etwa die Verlängerung der Termine für Unterstützungen beim Bau feuerfester Häuser, Verlängerung der Annahmetermine für Kartoffeln bei den Brennereien, Verlängerung der Arbeitszeit der landischen Telefonzentralen, Änderung der Bestimmungen über Ausreichung von feuerfestem Material und Durchführung einer obligatorischen Versicherung des beweglichen Inventars. Besondere Beachtung wurde der Frage der ärztlichen Hilfeleistung geschenkt, die ungeachtet der vielen Bezirksärzte noch nicht für alle befriedigend gelöst ist, da die ärztliche Hilfeleistung bei den grossen Entfernungen noch immer umständlich und auch kostspielig ist. Im gleichen Zusammenhang steht auch die Frage der Geburtshilfe und die Hilfeleistung an Mütter und kinderreiche Familien.

Der Erfolg der Bauertage hat erwiesen, dass die Aussprache mit dem arbeitenden Volke eine Fülle von wertvollen Anregungen zu geben vermochte.

Die Einkommensteuer

Die Einkommensteuer für 1936 hat sich von 9,6 Mill. auf 12,7 Mill. Lat erhöht. An die Stelle der Krisensteuer ist eine Erhöhung der Einkom-

mensteuer um 40% getreten. Zwecks Aufholung eines Steuerjahres wird im Laufe von 3 Jahren die Einkommensteuer um je ⅓ erhöht, da in Zukunft die Steuer bereits für das laufende Jahr erhoben werden soll.

Hebung des Aussenhandels

Laut Daten des Staatlichen Statistischen Amtes ergibt die Ausfuhr Lettlands in den ersten 11 Monaten des Jahres 1936 einen Überschuss von 12,8 Mill. Lat gegenüber der Einfuhr. In den ersten elf Monaten betrug die Ausfuhr 120 Mill. Lat, die Einfuhr dagegen nur 107,2 Mill. Lat.

Neue Brücke über die Daugava

Am 16. November v. J. wurde die neue Eisenbahn- und Strassenbrücke über die Daugava zwischen Krustpils und Jēkabpils in Anwesenheit des Staatspräsidenten Dr. K. Ulmanis eingeweiht. Die Brücke ist 279 m lang und 33 m hoch. Die Eisenkonstruktionen wurden von der englischen Firma »Braithwait« aufgestellt. Der Staatspräsident wies bei der Weihe darauf hin, dass die Brücke ein lebenswichtiges Gebiet beträchtlich der Hauptstadt Riga nähere.

Phönix-A.-G. übernommen

Das Ministerkabinett bestätigte die Statuten der Aktiengesellschaft »Vairogs«, welche das Eigentum der A/G. »Phönix« übernimmt. Das Grundkapital beträgt 8,5 Mill. Lat, dass sich auf 850 Aktien in Höhe von je 10.000 Lat verteilt.

Anlässlich der Übernahme der ehemaligen Phönixwerke durch die A/G. »Vairogs« hielt der Vorsitzende der Handels- und Industriekammer A. Bērziņš eine Ansprache, in der er die Frage des in Lettland arbeitenden Auslandkapitals behandelte. Der Besitzwechsel, so führte er aus, habe die Bedeutung des Beginnes eines neuen Wirtschaftsabschnittes. Die Beteiligung ausländischen Kapitals im lettländischen Unternehmertum könne nicht abgelehnt werden, ebensowenig wie die Beschäftigung von ausländischen Sachverständigen.

Die Phönixwerke hätten es jedoch nicht verstanden, mit allen ihren Wurzeln mit diesem Lande zu verwachsen, gleichermassen wie alles, was aus Deutschland in den vielen hundert Jahren hierher kam, fremd geblieben, nur Tributnehmer gewesen sei, »ein eigennütziger, jedoch erfolgloser Kolonisator«. In der letzten Zeit hätten sich um den Phönix verschiedene Kreise internationaler Spekulanten beworben,

unter denen sich auch Namensträger des baltischen Adels befunden hätten, und — was das Erstaunlichste sei — im Dienste jüdischer Händler.

»Ich wiederhole nochmals,« so schloss Direktor Bērziņš seine Ausführungen, »dass die Letten weder gegen das Auslandskapital, noch gegen ausländische Sachverständige sind. Wir stellen jedoch die Forderung aller zivilisierten Länder auf, dass diejenigen, die das Brot dieses Landes essen, ohne Heuchelei und ehrlich diesem Lande und Volke dienen. In diesem im Feuer des Phönix veränderten Unternehmen sind nunmehr nur lettische Mittel, nur lettische Hände werden es leiten und darin arbeiten. Alles, was wir unserer Arbeit opfern, werden wir für uns selber opfern, und alles, was wir aus unserer Arbeit erzielen, erwerben wir für uns selber.«

Hierzu schrieb die »Rigasche Rundschau«: »Mit erfreulicher Klarheit hat Dir. Bērziņš hervorgehoben, dass, so sehr auch der Abbau der Überfremdung unserer Industrie von Auslandskapital zu begrüssen ist, damit jedoch keinesfalls eine feindliche Einstellung gegen die weitere Mitarbeit ausländischen Kapitals und Sachverständiger in der lettländischen Wirtschaft verbunden ist. Abgesehen von der für uns nicht annehmbaren Wertung der geschichtlichen Leistung Deutscher hierzulande, geben jedoch seine Ausführungen zu der Sorge Anlass, dass der Erwerb von Industrieunternehmen in den Besitz Lettlands auch einen Abbau der Mitarbeit von Nichtletten in solchen Unternehmen zur Folge haben könnte. Wir wollen in diesem Anlass frühere Äusserungen und Handlungen von Dir. Bērziņš nicht anführen, die dafür zeugen, dass er ein solches Ziel nicht verfolgt, sondern nur die Bitte aussprechen, den vielen andersstämmigen lettländischen Bürgern die Sorge um ihr weiteres Schicksal im »Vairogs« zu zerstreuen.

Rigaer Geschichtliches Museum

Der lettischen Presse entnehmen wir, dass die Sammlungen des ehemaligen deutschen Dommuseums vom Geschichtlichen Museum des Rigaer städtischen Bildungsamtes übernommen werden. Ein Teil der Sammlungen wird dem staatlichen und dem Kriegsmuseum übergeben werden. Das Rigaer Geschichtliche Museum wird demnächst eröffnet werden.

Ehen und Scheidungen 1935

Die Zahlen der Staatlichen Statistischen Verwaltung über die natürliche Bevölkerungsbewegung nach Nationalitäten im Jahre 1935 er-

geben, dass die Anzahl der Mischehen im Vergleich zum Jahre 1934 angewachsen ist. Im Jahre 1935 sind insgesamt 16.474 Ehen in Lettland geschlossen worden, davon 2151 resp. 13,1% Mischehen. Nach Nationalitäten geordnet wurden paritätische Ehen geschlossen: bei Juden 98,36%, bei Letten 92,65%, bei den Russen 79,97%, bei den Deutschen 65,95%, bei den Polen 43,88%, bei den Litauern 36,33% und bei den Esten 21,57%. — Von 11.643 getrauten lettischen Männern haben 1039 resp. 8,9% keine Lettin geheiratet und zwar haben: 379 Russinnen, 293 Polinnen, 169 — Litauerinnen, 142 — Deutsche, 42 — Estinnen und 7 haben Jüdinnen geheiratet. Von 11.282 getrauten Lettinnen haben 648 resp. 5,74% andersstämmige Männer geheiratet, und zwar 243 Russen, 147 Polen, 144 Deutsche. 75 Litauer, 23 Esten und 4 Juden.

Beim Vergleich der geschlossenen und geschiedenen lettischen Ehen ergibt sich auf 100 geschlossene Ehen folgender Hundertsatz der Ehescheidungen: wenn beide Teile Letten waren — 8,51%; bei einem litauischen Ehepartner 9,43%, bei einem polnischen 11,14%, bei einem russischen 12,54%, bei einem deutschen 20,63%, bei einem estnischen 23,08%, bei einem jüdischen 27,97%. Der kleinste Hundertsatz der geschiedenen lettischen Ehen trifft solche, bei denen beide Teile Letten waren. Der Hundertsatz der Ehescheidungen bei den Mischehen ist durchweg höher, am höchsten bei solchen, wo ein Partner Jude war.

Bei den Russen ergibt sich bei gleichstämmiger Ehe der kleinste Hundertsatz der Ehescheidungen mit 3,57%. Der Hundertsatz der Ehescheidungen ist am höchsten bei russisch-deutschen Mischehen, und zwar beträgt er 42,86%.

ESTLAND

Wahlen zur Nationalversammlung

Vom 12.—14. Dezember fanden die Wahlen zur ersten Kammer der kommenden Nationalversammlung statt. Gewählt wurde eigentlich nur in den 30 Wahlbezirken, in denen mehrere Kandidaten aufgestellt worden waren. In den übrigen Wahlbezirken war nur ein Kandidat aufgestellt worden, der als solcher nach dem Gesetz als gewählt galt. Wo gewählt wurde, da war die Wahlbeteiligung wenig rege, sie betrug je nach dem Wahlkreise 30—69%. In den Wahltagen wurden in Reval und auch in andern Orten des Landes auf dünnem Seidenpapier gedruckte Flugblätter verteilt, die offensichtlich aus dem Auslande nach Estland gebracht worden waren. In diesen Flugblättern wurde

erklärt, dass die Nationale Mittelpartei, die Ansiedler, die Sozialisten, die Gewerkschaften und die kommunistische Partei Estlands beschlossen hätten, die Wahlen zu boykottieren, da die Regierung die Freiheit der Wahlpropaganda unterbunden habe.

Zu diesem Aufruf schrieb das der Regierung nahestehende »Uus Eesti«:

»Eine nette Demokratie, die unter Teilnahme der Kommunisten dem estnischen Volke angeboten wird. Interessant, ob die Kommunisten auch in Estland die Bildung einer Volksfront versuchen werden, wie sie mancherorts im Auslande unter der Teilnahme der Kommunisten geschaffen worden ist und den entsprechenden Staaten grosse Schwierigkeiten und Gefahren gebracht hat.«

Baltische Aussenministerkonferenz

Mitte Dezember fand in Riga die 5. Aussenministerkonferenz der drei Baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen statt. In der offiziellen Verlautbarung über die Ergebnisse dieser Konferenz bekannten sich die Baltischen Staaten erneut zum Völkerbunde, der das beste Mittel zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Weiterentwicklung der internationalen Zusammenarbeit sei. Weiter war gesagt, dass die drei Baltischen Staaten gegen die geplante internationale Kontrolle in Spanien keine Einwendungen zu machen hätten, sich aber vorbehielten, selbst darüber zu entscheiden, in welcher Form sie an dieser Kontrolle teilnehmen würden. Der Termin für die nächste Aussenministerkonferenz, die in Kaunas stattfinden wird, wurde auf den Mai 1937 festgesetzt.

Sehr ungehalten äusserten sich einige estnische Blätter anlässlich eines dieser Aussenministerkonferenz gewidmeten Artikels der »Polnischen politischen Information«. In diesem polnischen Artikel war gesagt, dass Litauen den Baltischen Bund daran hindere, eine ausgeglichene Tätigkeit zu entfalten. Ungeachtet der dauernden und festen Freundschaft, die Polen mit Estland und Lettland verbindet, könne die polnische Regierung im Baltischen Bunde kein positives Element der internationalen Politik sehn. Die weiteren Ausführungen beschäftigten sich mit der Wahl Lettlands in den Völkerbundrat, die als ein Erfolg Lettlands, nicht des Baltischen Bundes anzusehen sei.

Zu diesen polnischen Ausführungen schrieb der Dorpater »Postimees«:

»Die Auffassung der »Polnischen politischen Information«, als sei der Baltische Bund kein positives Element der internationalen Politik,

wirkt sehr befremdend. Und dieses umso mehr, als das Blatt nichts zur Begründung seiner Auffassung vorbringt.«

Estlands Generalstabschef besucht Berlin

Der Chef des estnischen Generalstabes, General Reek, stattete Anfang Dezember, einer Einladung der deutschen Heeresleitung folgeleistend, der deutschen Reichshauptstadt einen mehrtägigen Besuch ab. Estnischerseits wurde der unpolitische Charakter dieses Besuches mehrfach betont und dabei darauf hingewiesen, dass General Reek unlängst einer russischen Einladung zufolge auch in Moskau gewesen ist. Trotzdem zeigte sich die räterussische Presse über diesen Besuch beunruhigt, und auch der Pariser »Temps« brachte einen »Rigaer Brief«, in dem u. a. zu dem Berliner Besuch des General Reek gesagt war: »Die diplomatische Lage Räterusslands hat sich in der letzten Zeit ungünstiger gestaltet, und die Baltischen Staaten wollen daher nicht länger die Möglichkeit ungenutzt lassen, mit Deutschland ein Gelegenheitsbündnis zu schliessen, obschon es allgemein bemerkbar ist, dass die Baltischen Völker sich nur ungern auf einen derartigen Vertrag einlassen.«

Änderung der Agrarpolitik

In einer grossen Rede, die der Staatsälteste am 29. November auf dem Kongress der Landwirtschaftskammer hielt, kündigte er eine Reihe von Reformen auf dem Gebiete der Agrarpolitik an. So werde z. B. durch gesetzliche Bestimmungen die Aufteilung des Landes in zu kleine Einheiten verboten werden, denn landwirtschaftliche Einheiten, auf denen nicht einmal ein Pferd mehr gehalten werden kann, seien ein Unding. Ferner erklärte der Staatsälteste, dass die seit der Agrarreform geltende Höchstnorm von 50 ha für den Zusammenkauf von Ansiedlerstellen aufgehoben werden wird, da mehr Wirtschaften notwendig seien, die so gross sind, dass sich eine Bearbeitung des Bodens mit Maschinen lohnt. Die Mustergüter des estnischen Staates hätten bewiesen, dass auch grössere Güter positive Wirtschaftsresultate ergeben. Und, so meinte der Staatsälteste, die Gefahr, dass wieder zu grosse Güter entständen, wenn die 50 ha Grenze aufgehoben wird, bestände zurzeit nicht, denn niemand in Estland verfüge über das zum Zusammenkauf eines grossen Gutes notwendige Kapital. Auch in Bezug auf das Erbrecht kündigte der Staatsälteste Reformen an, und zwar in der Richtung der Schaffung unveräusserlicher, unteilbarer und nicht mit Schulden belastbarer Erbhöfe.

Zu dieser Rede des Staatsältesten äusserte das »Päevaleht« das Bedenken, ob nicht durch die Aufhebung der 50 ha-Norm das Land wieder in die Hände der völkischen Minderheiten geraten könnte. Der Staatsälteste habe zwar erklärt, dass in Estland die Bildung grosser Güter aus Kapitalmangel nicht zu befürchten sei. Man müsse aber doch die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, dass »ein Teil der früheren Gutsbesitzer in einem sehr engen Kontakt mit ihrem Mutterlande stehe und daher direkte Beziehungen zu den Fonds habe, die in Deutschland geschaffen worden sind, um die Position der Auslanddeutschen in ihren heutigen Siedlungsgebieten zu festigen.« Ferner wies das Blatt darauf hin, dass die Handelsverträge Estlands für gewöhnlich die wirtschaftlichen Freiheiten und Rechte der beiderseitigen Staatsbürger, also auch das Recht auf den Erwerb von Immobilien, nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit regeln. Das Blatt kam zum Schluss, dass bei der Aufhebung der 50 ha-Norm gesetzliche Massnahmen des Inhalts getroffen werden müssten, dass der Erwerb grösserer Güter nur Esten, nicht aber Personen andrer Volkszugehörigkeit gestattet wird. »Denn,« so schloss der Artikel, »der Landwirtschaftsminister hat zwar unlängst gesagt, dass wir mit einer zweckmässigen Bearbeitung des Bodens das estnische Land und die estnischen Wälder auf ewig für Estland sichern. Wir aber meinen, das estnische Land und die estnischen Wälder sollen nicht nur bei Estland bleiben, sondern speziell bei den Männern und Frauen aus dem estnischen Volke.«

Die vom Staatsältesten angekündigten Reformen sollen demnächst in einer Reihe von Gesetzen ihren Niederschlag finden, deren Entwürfe im Landwirtschaftsministerium bereits fertiggestellt sind und die demnächst der Staatsregierung zur Beschlussfassung vorgelegt werden.

Englisch — erste Fremdsprache

Durch Dekret des Staatsältesten ist eine Novelle zum Gesetz betr. die Mittelschulen erlassen worden, nach welchem in allen estnischen Mittelschulen englisch als erste Fremdsprache eingeführt wird.

Ferner enthält die Novelle die Bestimmung, dass der Staatsälteste den Schulen der völkischen Minderheiten vorschreiben kann, dass Geschichte Estlands, Bürgerkunde und ähnliche Fächer in estnischer Sprache gelehrt werden müssen. Bisher wurden diese Fächer wie alle übrigen in der Muttersprache der Kinder gelehrt.

Sterilisierungsgesetz

Durch Dekret des Staatsältesten ist ein Gesetz über die Sterilisierung minderwertiger Personen erlassen worden, das am 1. April 1937 in Kraft tritt. Nach diesem Gesetz können minderwertige Personen, bei denen zu befürchten ist, dass ihre Defekte sich auf ihre Nachkommen vererben, zwangsmässig sterilisiert werden. Jedem Sterilisierungsbeschluss muss eine genaue ärztliche Untersuchung vorausgehen. Auf Alkoholiker erstreckt sich das neue Gesetz zunächst noch nicht.

Erzbistum Estland

Auf der Mitte Dezember stattgehabten Kirchentagung der evang.-luth. Kirche Estlands wurde grundsätzlich beschlossen, dem Bischof der lutherischen Kirche Estlands die Würde eines Erzbischofs zu verleihen. Motiviert wurde dieser Beschluss damit, dass es auf internationalen Tagungen auffalle, dass an der Spitze der lutherischen Kirche Estlands nur ein Bischof und kein Erzbischof steht, wie in andern Ländern.

Tag der Auslandesten

Wie alljährlich wurde auch in diesem Jahre am 27. November der »Tag des Auslandestentums« begangen. Bildungsminister Jaakson hielt im Rundfunk eine Ansprache an die Esten in der ganzen Welt. Er stellte in dieser Rede fest, dass ein Drittel aller Esten ausserhalb des estnischen Staates wohne. »Die Tage der Auslandesten,« so sagte der Minister, »sollen zur Vertiefung der Beziehungen zwischen den Volksgenossen in der Heimat und in der Fremde dienen und dazu beitragen, dass kein Este in der ganzen Welt dem Estentum verloren gehe.« Der Minister schloss seine Rede mit dem Hinweis darauf, dass keine räumliche Entfernung die Esten voneinander trennen kann, denn Blut und Geist verbinde sie untereinander.

Dorpat, d. 16. Dezember 1936 *Leo v. Middendorff*

KLEINE BEITRÄGE

Der europäische Monat:

Das spanische Agrarproblem

Der Bürgerkrieg, der in Spanien tobt, und dessen Ende und Folgen noch nicht zu übersehen sind, dürfte der blutigste sein, den dieses unglückliche Land erlebt hat, das an blutigen Bürgerkriegen wahrlich nicht arm ist und in Europa darin nur an Irland ein kleineres Gegenstück findet. Aber so merkwürdig es klingen mag — Spanien hat bisher noch keine Revolution erlebt, die sich an tiefgreifender sozialer Wirkung mit der Französischen Revolution oder mit dem Russischen Oktober, mit Mussolinis Marsch auf Rom oder mit der Machtergreifung Hitlers vergleichen liesse. Vielleicht dass sich heute derartiges vollzieht — aber man tut gut, bevor man urteilt, sich mit den Gegebenheiten des spanischen Lebens vertraut zu machen. Spanien jedenfalls hat seine sehr eigenen Probleme, wie sich sofort zeigt, wenn man tiefer einzudringen versucht, und diese Probleme sind auch da wirksam, wo sich Vergleiche mit ausserspanischem Geschehen aufdrängen.

Spanien ist ein Agrarland; die Industrie fehlt nicht, aber sie ist noch unentwickelt, ohne dass ihr bedeutende Möglichkeiten mangelten. Von dem industriellen Problem soll jedoch nicht gesprochen werden; hier ist nur der Agrarcharakter Spaniens zu betonen. Bei einem anderen Lande Europas möchte mit dieser Feststellung schon einiges gesagt sein — bei Spanien, auf das all die Feststellungen, die man bei andern Ländern, wenn ein Stichwort gefallen ist, automatisch machen kann, wenig oder gar nicht passen, ist damit noch nichts Wesentliches gesagt.

Das Gesamtareal (ausschliesslich der Kanarischen Inseln und Marokkos) beträgt etwa 500 000 qkm, auf denen nicht ganz 25 Millionen Menschen leben — bei einer durchschnittlichen Bevölkerungsdichte von 47 auf den Quadratkilometer. Betrachten wir die Dynamik der Bevölkerungsbewegung, so fällt gleich auf, dass Spanien seit jeher einen relativ hohen Geburtenüberschuss gehabt hat, seine Bevölkerung sich aber seit dem 16. Jahrhundert nur um das anderthalbfache vermehrte, während diejenige Gesamteuropas sich in derselben Zeit vervierfachte. Die ewigen Bürgerkriege mögen das ihre getan haben, aber der Hauptgrund dafür ist in der starken Auswanderung zu suchen — so haben z. B. in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts jährlich rund 80 000 Menschen das Land verlassen, in den Jahren 1909/13 jährlich im Durchschnitt sogar die dreifache Zahl. Die Auswanderer stammen vor allem aus den nordwestlichen Provinzen, vorzüglich aus Galicien, die bei relativ dichter Bevölkerung unter starker Bodenzersplitterung leiden. Der historische Grund liegt darin, dass unter der napoleonischen Herrschaft zwar der Latifundienbesitz in diesen Gebieten zerschlagen und als Bauernbesitz aufgeteilt wurde, man aber nicht durch geeignete gesetzgeberische Massnahmen die Zersplitterung in Zwergbesitz im Erbgange verhinderte und auch der Boden weiterhin mit den drückenden Abgaben an die früheren Besitzer belastet blieb, wodurch aus der zunächst unzweifelhaften Wohltat der Zerschlagung der Latifundien eine neue Plage für die Bevölkerung wurde. Es muss aber erwähnt werden, dass die jährliche Auswanderungsquote nach dem Weltkriege stark zurückgegangen ist und in den letzten Jahren durch Rückwanderung sogar mehr als ausgeglichen wurde.

Der »Gallego«, der Galicier, der seine Heimat verlassen musste, ist auch im übrigen Spanien eine bekannte Erscheinung. Man wird fragen, weshalb die anderen Provinzen Spaniens nicht in der Lage waren, die Abwanderung aus dem Nordwesten aufzunehmen, sondern selber sogar durch Auswanderung einen Teil nicht ihrer schlechtesten Bewohner verlieren mussten, wie etwa gerade das doch fruchtbare Andalusien. Die Gründe hat man wohl in einer absoluten Unfruchtbarkeit der iberischen Halbinsel gesucht, gestützt auf Schätzungen von Lucas de Mallada. In Wahrheit sind diese zu schwarz gesehen. Etwa 6 Prozent des Bodens mögen Unland sein, etwa 20 Millionen ha von 50 insgesamt sind Wald und Weide und zum grössten Teile auch wohl nur so zu nutzen wegen der grossen Zerklüftung des Landes und aus einigen anderen Gründen. Etwa 20—24 Millionen ha sind landwirtschaftlich genutzter Boden; nach den Schätzungen der Sachverständigen sind nicht ganz weitere 5,5 Millionen ha anbaufähig: die genutzte Fläche liesse sich also um ein gutes Fünftel vermehren. Weiter ist zu berücksichtigen, dass Spanien in einen feuchten und einen trockenen Teil zerfällt, wovon auf den letzteren rund zwei Drittel des Bodens kommen.

Die Trockenheit eines so grossen Gebietes stellt ein besonderes Problem dar, aber man kann nicht sagen, dass dieses Problem unlösbar wäre. Tatsächlich hat man seit der Jahrhundertwende — ganz abgesehen von der alten kunstvollen Bewässerung der Huértas von Valencia und Murcia — in dieser Richtung Bedeutendes, wenn auch noch nicht entfernt das Mögliche geleistet, sei es durch den Bau von Kanälen und Talsperren und durch die Nutzbarmachung vorhandener Kanäle für Bewässerungszwecke, sei es durch das Trockenfarmsystem, das die stete Ausnutzung des Bodens erlaubt, während man bisher immer zwei Drittel des Bodens, um ihn zu schonen, brach liegen lassen musste. In fast allen Gebieten, ausgenommen vor allem die grossen Cortijos Andalusiens, bei denen der Kostenaufwand noch zu hoch ist, begann man dieses Verfahren anzuwenden. Wenn man aber so die durch die Natur und durch eine fortgeschrittene Agrikultur gegebenen Möglichkeiten, von denen wir hier einige angedeutet haben, überblickt, dann wird man nicht zuviel behaupten, wenn man sagt, dass selbst bei noch mässiger Industrialisierung die Landwirtschaft den Wohlstand des Landes und seiner Bewohner garantieren könnte, wenn jene Möglichkeiten in angemessener Weise ausgenutzt würden.

Die Ausnutzung der durch Natur und Technik gegebenen Möglichkeiten pflegt eine Kapitalfrage zu sein. Man sollte denken, dass es nicht unrentabel wäre, das nötige Kapital in der doch offenbar aussichtsreichen Kultivierung des Landes zu investieren. Man kann nicht einmal sagen, dass das nötige Kapital in Spanien selber nicht vorhanden wäre, und man sollte meinen, es wäre nützlicher, die vorhandenen Schätze in den Boden zu stecken, statt in Bürgerkriege. Aber wie das spanische Agrarproblem eben nicht nur ein Finanzierungsproblem ist, so besteht das Problem der Finanzierung nicht nur in der Frage, woher in aller Welt man das nötige Kapital nehmen soll. Hinter beiden Problemen steckt ein und dasselbe soziale Problem oder, wenn man will, das gleiche Knäuel von sozialen Problemen, das zu lösen für das Land nachgerade eine Lebensfrage geworden ist.

Wir haben schon oben an das soziale Problem gerührt, als wir an die Zerschlagung des Latifundienbesitzes im Nordwesten des Landes während des napoleonischen Zwischenspieles erinnerten.

Mit Ausnahme dieser Gebiete im Norden ist Spanien aber ein Land des Grossbesitzes, doch sind Grossbesitz und Grossbetrieb hier keineswegs identisch. Der Latifundienbesitzer pflegt seinen Besitz nicht selber zu bewirtschaften, sondern verpachtet ihn. In manchen Gegenden lagern sich mehrere Schichten von Pächtern und Verpächtern übereinander, zu allerseitigem Nutzen ausser zu dem des Bauern, der das Land bearbeitet; denn die Gesetze erlauben dem Verpächter, den Pachtzins nach seinem Belieben zu erhöhen und den Vertrag aufzukündigen, wann er will. Wenn auch das Gesetz Pächter und Verpächter gleichstellt, so wird alle gesetzliche Gleichheit dadurch illusorisch, dass der Pächter auf das Pachten angewiesen ist, der Verpächter es sich aber leisten kann, das Land brach liegen zu lassen. »Der Grossgrundbesitzer ist fast immer ein Absenteist, der vielleicht ein paar Parzellen zur Bewirtschaftung freigibt und von ihrem Ertrag lebt, aber den Rest für Jagd, für die Aufzucht von Kampfstieren oder auch nur für die Ehre seiner herzoglichen Krone reserviert.« (S. de Madariaga.)

Man kann das Land einteilen in Gebiete mit Grossbetrieben und kurzen Pachtzeiten und solche mit Kleinbetrieben und langen Pachtzeiten (oder einem eigentümlichen Erbpachtsystem), und die Grenze zwischen den beiden Gebieten ist im wesentlichen die, die das trockene von dem feuchten Spanien trennt. Eine Ausnahme macht etwa die feuchte und fruchtbare Vega von Granada, die ein Gebiet grosser Betriebe ist. Das Gebiet der Kleinbetriebe umfasst etwa das nördliche Drittel Spaniens und zieht sich an der Ostküste nach Süden hin, um dann an der Südküste nach Westen abzubiegen. Die Fragen variieren hier naturgemäss bezirksweise.

Spanien verfügt so über ein grosses Landproletariat, das bei dem bestehenden System auch durch Pachtung kleiner Parzellen seine Lage nicht grundlegend verbessern kann. Die Löhne sind allgemein sehr niedrig, hinzu kommen lange Arbeitslosigkeitsperioden, die z. B. in Andalusien, das hierin für das Land typisch ist, zwischen 90 und 150 Tagen im Jahr andauern. Diese Schicht gibt seit langem einen empfänglichen Boden für anarchische Doktrinen ab, und bei der Beurteilung der gegenwärtigen spanischen Vorgänge muss man immer berücksichtigen, dass es diese breite Landbevölkerung ist, die das Reservoir aller Revolutionen von links bildet — ein Reservoir, das erst verschwinden wird mit den sozialen Verhältnissen, die es erzeugen. »Nicht nur eine Klasse kurzsichtiger Grundbesitzer und Verwalter, die zu anmassend oder zu stumpf sind, um die Zeichen der Zeit zu lesen«, so schreibt Madariaga, »sondern auch die Regierung selber hat diesen (anarchischen) Geist genährt. Jahrelang hat die sozialistische Partei ausgezeichnete Arbeit für die Bekehrung dieser Elendsmassen zum Glauben an die Rettung auf verfassungsmässigen und parlamentarischem Wege geleistet... Als aber die schliesslich bekehrten Wähler von ihrem Stimmrecht Gebrauch machen wollten, wurden alle fairen und faulen und besonders die faulen Mittel angewandt, um legitime Abstimmungen zu verhindern. Die Kandidaten wurden verhaftet oder nicht in ihre Wahlkreise gelassen, die Wahlergebnisse wurden gefälscht, und kein Trick war zu niedrig für die sogenannten konservativen und die sogenannten liberalen Regierungen, die die Wahlen von Madrid aus »machten«.«

Es soll natürlich nicht vergessen werden, dass von Seiten des Staates manches zur Abstellung der unmöglichen sozialen Verhältnisse getan worden ist. Aber energisch waren vielleicht nur die

Entwürfe, die Ausführung war es jedenfalls nicht. Das lag an der grossen politischen Macht der Grossgrundbesitzer, denen die Kirche, die Arbeitgeberverbände und last not least das Militär sekundierten. Das Militär hat zu den drei andern seit langem enge Beziehungen gepflegt. Die Arbeitgeberverbände haben sich in Spanien selbst konservativen Regierungen gegenüber, wie der von Sánchez Toca, klassenkämpferischer gezeigt als die gemässigten Arbeiterführer.

Die Kirche endlich ist ein Problem für sich. Sie hat mit der Confederación Nacional Católico-Agraria eine Organisation geschaffen, die auf dem Gebiet des landwirtschaftlichen Kreditwesens Bedeutendes leistet und ebenbürtig neben den alten Pósitos, den traditionellen Kreditgenossenschaften, und der Junta del Crédito Agrícola steht. Aber die Kirche steht unter den Latifundienbesitzern obenan, und es lässt sich keine durchgreifende Agrarreform denken, die nicht in deren zwar mehr oder weniger alten, aber nicht so unbedingt ehrwürdigen Rechte eingriffe, und wie anderen fortschrittlichen Reformen, so hat die stets auf ihre Macht bedachte spanische Kirche sich allen Ansätzen zur Agrarreform widersetzt. Dafür hat noch jüngst das Verhalten des Führers der katholischen Volksaktion, Gil Robles, ein bezeichnendes Beispiel gegeben. So wird man nicht übersehen dürfen, dass jene Confederación zugleich ein Machtmittel in den Händen des Klerus ist. Werfen wir noch schnell einen Blick auf das schon gestreifte Finanzproblem, so finden wir das Kapital in den Händen eben derjenigen, die den Grund und Boden besitzen — wieder der Latifundienbesitzer und der Kirche. Aber wie diese Schicht nicht daran denkt, den Boden so zu bewirtschaften, dass ein arbeitsames Volk wie das spanische — und dieses verdient so genannt zu werden — davon leben kann, so sitzt sie auf den Reichtümern, die sie in Jahrhunderten angesammelt hat. Sie thesauriert sie, legt sie in Gold und Juwelen an, gibt vielleicht einmal kurzfristige Kredite — verhält sich auch in diesem Punkte wirtschaftswidrig in jeder Weise.

Das ist das grosse Problem Spaniens. Von seiner Lösung hängt es ab, ob in Spanien nach Beendigung des Bürgerkrieges Ruhe und Ordnung einziehen werden. *»Deutsche Zukunft«*

Deutsches Schauspiel zu Riga

Im Deutschen Reich hat eine Verordnung des zuständigen Ministers kürzlich die Theaterkritik durch die »Kunstbetrachtung« ersetzt; schon vorher war die sog. Nachtkritik verboten worden. Beide Verfügungen liegen offensichtlich auf gleicher Linie; sie dienen dem Schutze des schaffenden Künstlers. Während die erste Bestimmung den Kritiker von dem Fluch befreite, einem snobistischen Kaffeetischleserkreis zuliebe tief in der Nacht, nach der Vorstellung, übermüdet, überhastet und jedenfalls ganz ohne Abstand zum Erlebnis der Aufführung, seinen ersten Eindruck zu Papier bringen zu müssen, führt nun die zweite Massnahme die Kritik endlich wieder auf ihr eigentliches Wesen zurück.

Es war doch so: die bisherige Kritik gab zumeist den persönlichen Eindruck wieder, den die künstlerische Leistung auf den Besprecher gemacht hatte (wobei im besten Falle ein an sich sehr gleichgültiger Privatgeschmack als Wertmesser diente, im schlimmsten aber ganz verschwiegene und jedenfalls ausserhalb

des Künstlerischen liegende Gründe Lob und Tadel verteilen liessen). »Kritik« aber hat nur dann eine allgemeine Berechtigung, wenn sie das Kunstwerk an seiner inneren Idee, die nachschaffende Leistung an dem nachzuschaffenden Kunstwerk misst. Lessing, Goethe, Hebbel und ihren Zeitgenossen waren diese Voraussetzungen noch selbstverständlich; ihr Vorbild hat ein entarteter Zeitungsstil unserem Bewusstsein entzogen. Die vielbesprochene Verfügung des deutschen Ministers stellt also einen erzieherischen Akt dar, indem sie den Kritiker zwingt, sich selbst Rechenschaft darüber zu geben, ob sein persönlicher Eindruck begründet sei oder nicht.

Keinesfalls aber bedeutet sie einen Freibrief für künstlerisches Unvermögen, eine Verneinung jedes begründeten Massstabes. Solche Masstäbe gibt es; keiner, der nicht der Relativitätsverzweiflung verfallen ist, wird sie ableugnen wollen. Nach ihnen richtet der ernste Künstler sein Werk ein; an ihnen soll der Kritiker das Werk des Künstlers messen. Hierzu gehören Wissen und Erfahrung, nicht nur Geschmack und Gefühl. Indem Kritik dem überschwänglichen oder überheblichen Zugriff der Zweiundzwanzigjährigen (oder sonstige Beflissener ohne zureichende Grundlagen) entzogen wird, hebt sie sich in den Bereich des Könnens, das allein der Kunst Genüge tun kann.

Die Theaterbesprechungen der »Baltischen Monatshefte« haben die von den beiden reichsdeutschen Verfügungen gerügten Misstände immer zu vermeiden gesucht. Zunächst auf einen Chronikstil abgestimmt, haben sie doch auf eine wertende Beurteilung nicht verzichtet, und sie werden das auch in Zukunft nicht tun. Masstab solcher Wertung war und bleibt die Aufgabe, die uns allen gestellt ist. Wir sind gehalten, uns immer wieder Rechenschaft darüber zu geben, was wir taten, um zu sehen, was wir in Zukunft tun müssen. In diesem Sinne haben künstlerisches und kritisches Schaffen bei uns seit langem nicht mehr einander entgegengesetzte Fronten gebildet, sondern sich kameradschaftlich verbunden gefühlt.

*

Die Leistungen unseres »Deutschen Schauspiels« werden, je länger stetes Zusammenspiel die Mitglieder zueinanderführt, immer abgerundeter und geschliffener. Die Einstudierung von Lessings »Minna von Barnhelm« zeigte aufs schönste, wie unverstaubt diese »wahre Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges« geblieben ist. Charlotte Christann gab die Minna, vielleicht ein ganz klein wenig zu gesetzt, aber doch köstlich in dieser reizenden Mischung von Überlegenheit und Verliebtheit und jedenfalls pointenreicher als ihr Gegenspieler Rathmann, der bei seinem Tellheim zwar die allgemeinen Züge (Vornehmheit, Herzensgüte usw.) ausgezeichnet herausarbeitete, dafür aber manchmal vergass, ihm auch ein besonderes Wesen einzugestalten und so zwar in allen Szenen untadelig, in einigen aber doch etwas herkömmlich-untadelig wirkte. Das andere Paar verkörperten Obsieger als prächtiger Wachtmeister Werner und Irene Rée als Franziska, die freilich zu ihrer Herrin gelegentlich betulicher war, als auch eine grosse Vertrautheit zwischen Dame und Zofe glaubhaft machen könnte.

Tobien als geriebener Wirt bildete das höchst lebendige und sehr witzige Zwischenglied zwischen den Paaren; auch Haussmann gestaltete seine Riccautszene sehr eindrucksvoll, Gisela Lohr gab ihre Dame in Trauer mit wirksamer Würde. Eine Überraschung bereitete uns Ruschmanns Just, eine liebenswür-

dige, durchdachte und einprägsame Leistung. So war der Abend ganz ohne falschen Ton, eine Interpretation dieses deutschesten aller Lustspiele, die wohl Anspruch auf Gültigkeit erheben durfte.

Erich Ebermeyer nennt sein Kaspar Hauser-Schauspiel eine »dramatische Legende« und möchte damit wohl andeuten, dass, was er geben will, dichterische Deutung, nicht geschichtlicher Tatsachenbericht sein will. Dem eigentlichen Wesen der Legende stellt sich übrigens der auf Wirkung zugespitzte Vorgang der Handlung, der oft ekstatische Stil der Sprache entgegen. Aber das letzte wird nicht gesagt, kaum angedeutet, und so sehr das Geschehen auf der Bühne den Zuschauer vom ersten Augenblick an packt, Rätsel und Frage bleiben schliesslich doch und erhöhen die Spannung bis zur Grenze des Erträglichen. Tragende und einzig voll beleuchtete Figur ist die Titelrolle, die Christian W. Radke in unerhört eindringlicher Weise ausformte: dieser Wandel vom Halbverblödeten zum Ehrsam-Gelehrigen, schliesslich zum Trotzig-Verzweifelten war eine erschütternde Leistung, die sich nicht vergessen lässt. Seine Berufskameraden boten seinem Spiel einen guten, von des Intendanten kluger Hand massvoll abgestimmten Rahmen; hier dürfen auch Meister Tschakstins höchst stimmungsvolle Bühnenbilder als wesentliche Brücken zum Erfolg nicht übersehen werden.

Der handfeste Griff auf die ehrsame, alte Posse »Kyritz-Pyritz« hat sich als ein Glücksgriff erwiesen. Die Erstaufführung sah ein bis auf den letzten Platz gefülltes Haus, das so viel frohe Weihnachtsstimmung mitbrachte, dass vom ersten Bilde an die notwendige Beziehung zwischen Bühne und Zuschauerschaft hergestellt war und die Funken deutlich knisternd hinüber und herüber zucken konnten. Am Schaltbrett stand der quicklebendige Tobien, ach, und wie hat er geschaltet: nicht nur sich selbst! Auch seine ganze Schar war an sein Kraftwerk angeschlossen. Das war ein Hüpfen und Singen auf der einen, ein Lachen und Klatschen auf der anderen Seite, wie wir es seit langem nicht erlebt haben. Fast alle unserer Schauspieler wirkten mit, alle höchst munter und alle bejubelt. Was nun eigentlich so durchschlagend auf die Zuschauer wirkte: die amüsante schauspielerische Leistung, die neckische Wanderung in die Vorkriegsmentalität (mit Kostümen!), gar die Spritze der Possendichter selbst oder die harmlose, gemütvolle Musik, die Jugenderinnerungen (ach, reden wir nicht darüber!) aufweckte und der Theodor Ahl beschwingten Reiz verlieh — wer will das sagen? Vielleicht war es alles zusammen; das Wunder wiederholt sich jedenfalls bei jeder Aufführung neu.

Was den Grossen »Kyritz-Pyritz«, war den Kleinen Dornröschen unter Obsiegers Spielleitung. Die Brüder Grimm drehen sich seufzend im Grabe um, die kleinen Zuschauer wissen nicht, ob sie vor Vergnügen schreien oder lieber ganz still sein sollen. Der Kunstbetrachter — — —

*

In der »Rigaschen Rundschau« vom 4. XII. 1936 las man in einer (übrigens nicht das »Deutsche Schauspiel« angehenden) Theaterbesprechung: »Nun sagte man dereinst, als die Menschheit noch von beneidenswerter Naivität war, dass die Schaubühne eine Bildungsstätte sein müsse, man verstehe recht: sein müsse, und vielleicht ist sie es in längst verschollenen Zeiten tatsächlich gewesen, doch wer denkt heute noch daran? Heute, wo der Direktor zuschauen muss,

dass er nicht vom Kientopp restlos verschlungen wird, wo der Schauspieler auf dem Standpunkte steht, dass es auf Gottes weiter Welt kein dümmeres Viech gebe als das sogenannte Publikum, das er mit Vorliebe Pöblikum nennt, und das Publikum denkt wohl ganz zuletzt an »Bildung«, wenn es sein gutes Geld für einen Theaterplatz hingibt.«

Man kann Kunst auch von dieser Seite betrachten, wie man sieht.

L. Mackensen

UMSCHAU

Um das Lebensrecht der Studentenkorporationen

Wir bringen zu obigem Thema zwei Betrachtungen, deren Standort verschieden ist. Gemeinsam ist ihnen die Bejahung der Korporation. Wir halten das Thema keineswegs für erschöpft.

Die Schriftleitung.

I.

Liberal und konservativ, das sind die beiden Seiten des Rades, das sich durch die Weltgeschichte dreht; mal ist die eine Seite oben, mal die andre, mal bleibt die eine Seite länger unten, mal ist sie rascher wieder oben und drückt einer längeren Periode ihren Stempel auf.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts neigte sich die konservative Seite, und die liberale begann ihre fast ein Jahrhundert währende Periode.

Es gab damals überall im deutschen Volke Menschen, die dieser neuen Periode verneinend gegenüberstanden. Menschen, die diese Periode des Individualismus, diese Zeit des »Ichs« aus ihrer Verbundenheit mit der Ganzheit ihres Volkes, ihres Standes, oder sonst einer Bluts- oder Arbeitsgemeinschaft ablehnen mussten. So auch der Grossteil der damals studierenden deutschen Jugend.

Diese fanden sich, und es kam zur Bildung von Corps, Landsmannschaften oder Burschenschaften, also zur Bildung von Gemeinschaften, die das Waffenprinzip hatten, denn sie hatten die Waffe als härtesten Prüfstein des Menschen in den Freiheitskämpfen kennen und schätzen gelernt. Diese Gemeinschaften kämpften, dem Zeitgeist zum Trotz, nicht für das »Ich«, sondern für das »Wir« als Höchstes und Wertvollstes. Aber diesen ausgesprochenen, bewussten Kampf führten nur die ersten Generationen dieser Verbindungen. Doch ist das überhaupt anders möglich? Selbst das Heer, das durch seine ständige Bereitschaft zu einer konkreten Aufgabe, die nur das Ganze als solches und nicht die Einzelglieder leisten können, ist bei längerer Dauer der liberalen Periode deutlich von ihren Gedankengängen beeinflusst worden. Sehen wir nur Strategie und Taktik darauf hin an, dann werden wir deutlich erkennen, wann ein Cannae Ideal und wann der Kampf der Vernichtung des Einzelnen durch den Einzelnen und dadurch erst Vernichtung des Ganzen Ziel der Kriegsführung gewesen ist.

Ebenso in den studentischen Verbindungen. Es drang, bestimmt durch den Zeitgeist und durch die dauernd in dieser damals liberalen Welt lebenden Einzelglieder, sehr viel des liberalen Geistes und der liberalen Formen in diese und verdeckte ihre Grundidee oft so stark, dass viele der Glieder selbst sie nicht mehr sahen.

Das Rad der Zeit drehte sich weiter, und wir stehen heute wieder, jedenfalls wir Deutsche schon wieder, in einer aus-

gesprochen konservativen Zeit. Der Begriff konservativ ist zu lange parteiliches Schlagwort gewesen, um nicht einer Präzisierung zu bedürfen. Er soll und muss hier so verstanden werden, wie ihn uns etwa Moeller van den Bruck, geläutert von allen Schlacken, die sich an ihn gehängt hatten, wiedergeschenkt hat.

Und hier beginnt die Tragik. Die Zeit kann nicht haltmachen vor diesen Gemeinschaften, die eigentlich ihre engsten Verbündeten sein müssten. Warum? Denn sie haben ja durch die ganze liberale Periode den »Wir«-Gedanken getragen. Aber auf anderen Gebieten ist schon so viel Fremdes in die Verbindungen eingedrungen, dass eine neuaufkommende Welt mit ihrem Totalitätsanspruch nicht warten kann, bis diese Gemeinschaften langsam dieses Fremde abstossen und sich auf ihren Urgedanken besinnen und nur auf ihn. Nein, die Zeit stellt diese Forderung sehr plötzlich, und wird sie nicht in ihrem Sinne gelöst, so sagt sie den Kampf an und wird und muss ihre nunmehrigen Gegner so bald wie möglich zerschlagen.

Auf der anderen Seite die studentischen Gemeinschaften: eigentlich ist die Zeit der Erfüllung des von ihnen hochgehaltenen Gedankengutes gekommen. Ihr Gedanke, der Gemeinschaftsgedanke, ist erkannt und auf den Schild gehoben worden von der gesamten Jugend ihres Volkes. Jedoch ist er nicht durch die studentischen Gemeinschaften, sondern durch die Frontgeneration der Jugend geschenkt worden, und das war gut so, denn hier war er neu und klar und war Kampfgedanke, hier war er wieder ursprünglich aus einem Erlebnis geboren und dadurch unbeeinflusst von den Gedankengängen und Formen einer langen »Ich«-Periode, die die studentischen Verbindungen schon durchlebt hatten. In dieser ganzen Periode waren sie die einzigen Träger dieses Gedankens, alleinige Hüter einer Idee gewesen. Und nur daraus, dass sie so lange allein auf diesem Posten gestanden und dass sie es leider nie als eine Mission empfunden hatten, diesen Gedanken für das gesamte Volk auch in die nichtakademische Jugend zu tragen, ist es zu verstehen, dass sie die neue Zeit nicht als ihre Zeit erkannten, sondern teils sprachlos, teils feindlich vor ihr standen, und nur in einem geringen Prozentsatz in den Reihen dieser Zeit, die aber jetzt für das ganze Volk und nicht für ihren Stand allein angebrochen war.

Klar tritt hier die Tragik, wo der Prozess sich schon vollzogen, und die Gefahr, wo der Prozess noch im Gange, zutage. Die studentischen Gemeinschaften erkennen unsere Zeit nicht als ihre Zeit und streifen das nicht ab, was doch nur eine ihnen fremde und von ihnen abgelehnte Zeit ihnen an Inhalt und Formen aufgedrängt hat. Und andererseits erkennt unsere Zeit die studentischen Verbindungen nicht als Gemeinschaften, deren tiefster Sinn derselbe ist, den sie heute auf ihr Banner geschrieben.

Die Gefahr, dass die grosse, im Ringen des Weltkrieges geborene, das gesamte Volk erfassende Welle und ihre ältere, aber weil nur einen Stand erfassende kleinere, im Ringen der Freiheitskriege am Anfang des vorigen Jahrhunderts geborene Schwester einander nicht erkennen und gegeneinander, anstatt zu einer mächtigen Woge vereinigt, miteinander laufen, ist ungeheuer gross.

O. v. Fircks, cur.

II.

Seit dem Kriege ist die schriftliche Auseinandersetzung mit der Frage: studentische Korporation im Gange. Wurde sie bis 1930 zum grossen Teil von Männern geführt, die selbst ihre aktive Stu-

dentenzeit hinter sich hatten, so ergreifen seitdem vornehmlich Studenten selber das Wort.

Bei häufig gleichem Aufbau wandelt sich die Fragestellung. Wird in den ersten Jahren bezweifelt, ob sich das alte Korporationsleben der Vorkriegszeiten werde fortführen lassen, so wird 1926 — in den Baltischen Akademischen Blättern — und 1928 — in der Baltischen Monatsschrift — dem Studenten die unerlässliche Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit der Gegenwart erläutert. Mit dem Beginn des neuen Jahrzehnts nimmt diese Auseinandersetzung ein grösseres Ausmass an, um in der Folge nun auch alle Schroffheiten solcher Frontbildungen zu zeitigen, deren völliges Fehlen früher bedauert werden musste. Und in einer Reihe von Stellungnahmen sind 1933 und 1934 die neuen Aufgaben gewiesen worden, deren Inangriffnahme und Lösung über das weitere Leben unserer Korporationen entscheiden.

Das in den vergangenen Jahren Gesagte hat im Wesentlichen seine Gültigkeit behalten. Doch ist es eine nicht zu leugnende Tatsache, dass das politische Gedächtnis unserer Studenten kaum einen längeren Zeitraum als den dreier Jahre umfasst. Das heisst, dass heute, 1937, fast alles wieder vergessen ist und von neuem zur Debatte steht, was 1933 bereits endgültig geklärt schien. Die Spanne gereiften Einflusses und Wirkens in Convent und Studentenschaft dauert bei nur wenigen länger als 5—6 Semester, und die oft um ihrer selbst willen betriebene Taktik, sowie der häufige Wechsel der verantwortlichen Personen machen das Fehlen zielstrebigen Handelns und die Kürze der Erinnerung leicht erklärlich.

Dennoch zeigt sich, dass der Erfahrungsschatz sich wandelt. Was zum Beginn einige wenige vorsprachen und vorlebten, entfällt im einzelnen allerdings dem Gedächtnis, wird aber allmählich doch zum Meinungsgute aller, die dann stets »auch« dafür gewesen sind. Und so verschieben sich die Dinge aus dem Bereich erregter Diskussion langsam in die Sphäre allgemeiner Befürwortung — wobei allerdings häufig nichts zur tatsächlichen Durchführung zu geschehen braucht.

Am Beispiel des »Burschenstaates« lässt sich das vielleicht besonders deutlich zeigen.

Er ist über hundert Jahre in Dorpat und Riga lebendige Wirklichkeit gewesen. Nach dem Kriege wurde er in seiner Bedeutung starkem Zweifel unterworfen; dieser steigerte sich dann zur Ableugnung jeder gesamtvölkischen Bedeutsamkeit für die Gegenwart. Der mit aller Schärfe geführte Streit ging nicht nur um die Formen, er ging um den in sich selbst liegenden Wert des Burschenstaates schlechthin, um seine eigenständige Existenz. Heute wird kaum noch ein Student ernstlich den Standpunkt verteidigen wollen, diesem »Staat« des 19. Jahrhunderts käme eine Bedeutung für die Zukunft zu. Denn sein Wesen lag doch in seiner Eigenständigkeit begründet (schon der Name sagt das!), die sich in gleicher Weise in Ehrbegriff und Ehrerziehung, Gerichtsbarkeit und Weltbetrachtung kundtut, und die es heute einfach nicht mehr gibt. Und es gilt nun bereits den zweiten Schritt zu tun: vom »auch« Anerkennen dieser Tatsache zum tätigen Neubau unserer Studentenschaft.

*

Der Gedankengang, als gäbe es in der Weltgeschichte einen regelmässigen Ablauf einander ablösender liberaler und konservativer Epochen — der an sich sachlich anfechtbar ist — erweist sich

in seiner Anwendung auf die heutige konkrete Lage der baltischen Studentenkorporationen als besonders unglücklich. Denn das, was die Korporation in der Zeit des Burschenstaates naturgemäss am meisten ablehnen musste: die Einordnung, die Möglichkeit, dass »von aussen« über sie verfügt wurde, eben die Aufgabe der Eigenständigkeit — das ist doch heute die erste unzweideutige Forderung, an der sich das Schicksal der Korporationen entscheiden wird. — Eine Anwendung des Begriffes: konservativ ist da nicht möglich.

Gegenüber ihren einzelnen Gliedern hat die Korporation das »Wir« in der Regel durchzusetzen gewusst, es erscheint daher auch nicht gerechtfertigt, der baltischen Studentenverbindung zu irgend einer Zeit ihres Bestehens Mangel an Wir-Bewusstsein vorzuwerfen. Doch ist die Korporation als Ganzes ihrerseits zum Ich geworden, oft mit einem Egoismus von zäher Verbissenheit. Es gilt für sie wie für die meisten Körperschaften der prägenden deutschen Schicht, dass deren Wir-Bewusstsein sich fast ausschliesslich auf diesen engeren Wir-Kreis bezog, was für den bisherigen baltischen Menschentyp überhaupt kennzeichnend ist. Mit Fug kann diese Haltung bezeichnet werden als »korporativer Individualismus«.

Dass einzelne Glieder mehr gesehen haben, soll nicht bestritten werden. Im ganzen kann in diesem korporativen Individualismus gerade der studentischen Korporationen und des von ihnen getragenen Burschenstaates keineswegs der »konservative« Ansatz zukunftstragender Neugestaltung gesehen werden, sondern ein Kristallisationspunkt vieler einer straffen gesamtvölkischen Ausrichtung entgegengesetzter Kräfte. Nicht durch die tiefe Einwirkung der liberalen Periode ist das so geworden, es gilt vielmehr als Merkmal des Burschenstaates seit dessen Bestehen.

*

Mit dem tatsächlichen Zerbrechen dieses korporativen Individualismus des alten Burschenstaates sind die Korporationen zwangsläufig vor die Wahl zweier Möglichkeiten gestellt. Die eine Möglichkeit ist, sich von den zerrissenen Grenzen des Burschenstaates auf das Gebiet der eigenen Korporation zurückzuziehen, ein Wirken nach aussen im Rahmen einer »Konventspolitik« zu sehen und im inneren Leben ein vorwiegend betrachtendes oder als »Sache des einzelnen« behandeltes Mitwirken an dem Neubau der Volksgruppe zu betreiben. Wiederum korporativer Individualismus, der allerdings tiefes Erkennen von Vergangenheit und Gegenwart nicht ausschliesst, wohl aber jedes verantwortungsbewusste Mittragen der Zukunft.

Die andere Möglichkeit ist die, Leben und Arbeit der Korporation auszuweiten bis zu dem der Volksgruppe. Neben die formal und grundsätzlich neu ausgerichtete Erziehung des Charakters tritt die Ertüchtigung zur künftigen Arbeit als Aufgabe der Korporation. Die Selbstverständlichkeit körperlicher Ertüchtigung gehört ebenso dazu wie der Einsatz im Landdienst während der Freizeit (nicht seine Befürwortung!) und das wirkliche Mithelfen in der Volkstumsarbeit während des Semesters, das mehr sein soll als einmaliger Einsatz. Nachbarschaftsarbeit, Jugendführung, statistische Hilfsdienste, Vortragsarbeit usw. — wir brauchen uns heute nicht mehr bang nach Aufgaben umzusehen. Sie stehen in so drängender Fülle vor uns, dass auch verstärkter Einsatz nicht alle zu lösen vermag.

Aus dieser neuen Haltung ergibt sich für die Gemeinschaft dann auch die neue Form des Zusammenseins in Arbeit und

Feier. Aus dieser Arbeit heraus verliert auch der frühere akademische Ehrbegriff die Ausschliesslichkeitsansprüche, die ihm anhafteten. Heute gilt für den Studenten keine andere Ehrauffassung als die eines jeden Deutschen. Die neue Form auch hier zu finden, ist Aufgabe unserer Tage.

Doch warum dann noch studentische Korporation? Lebt sie nur, weil sie früher berechtigt war? Nein! Sie soll leben, weil wir sie für die Zukunft brauchen! Als Form der studentischen Gemeinschaft glauben wir sie heute bei uns unerlässlich, denn zu den Zielen der Festigung des Charakters und der Ertüchtigung für die kommende Arbeit kann nur eine feste Gemeinschaft erziehen. Nicht aus einem Standesdünkel heraus schliessen wir Studenten uns zusammen. Die gemeinsame Ausbildung führt uns dazu, gemeinsame Interessen oft und gleiche landschaftliche Herkunft, vor allem aber eine gemeinsame Art der Frage und Auseinandersetzung mit den Dingen.

Dass wir aus dieser Gemeinschaft nur erhöhte Pflichten für uns ableiten, wollen wir nicht mit Worten verkünden, sondern beweisen in Arbeit und Bewährung.

H. P. Kügler, fr. Rig.

Ernst von Bergmann-Ehrung
im Verein Estnischer Ärzte zu Dorpat

Am 16. Dezember 1936, dem 100-jährigen Geburtstage Ernst von Bergmanns, hielt der Verein Estnischer Ärzte eine seinem Andenken gewidmete Festsitzung ab, zu der auch die Mitglieder der Medizinischen Gesellschaft sowie die Angehörigen der Familie v. Bergmann geladen waren. Die Sitzung fand im Auditorium der I. Chirurgischen Universitätsklinik statt, in denselben Räumen, in denen vor mehr als einem halben Jahrhundert (bis 1878) der grosse Chirurg gewirkt und gelehrt hat. Vor den von Lorbeerbäumen umstandenen Bildnissen — einem in Öl ausgeführten Portrait und zwei Ernst v. Bergmann darstellenden Statuen hielt der gegenwärtige Leiter der Klinik Herr Prof. U. Karell seinen Vortrag über das Lebenswerk Ernst v. Bergmanns.

Im Mittelpunkt der Darstellung standen Bergmanns Verdienste um die wissenschaftliche Erkenntnis der Sepsis, welche er zunächst vom damals gültigen humoralpathologischen Standpunkt aus zu erklären versuchte. Die chemische Gewinnung des »Sepsin« (Schmiedeberg) schien einen grossen Schritt vorwärts zu bedeuten; jedoch zögerte Bergmann nicht, als Pasteur, Koch und deren Nachfolger die Bakterien und deren Bedeutung kennen lehrten, diese Auffassung aufzugeben und dem neu gewiesenen Weg zu folgen. Er war es, dem die Kranken und die Ärzte es verdanken, dass aus dieser neu gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnis die epochemachenden praktischen Folgerungen gezogen werden konnten. Von der Antisepsis (Operieren unter 5%igem Carbolspray! Occlusivverband etc.) zeigte Bergmann den Weg zur Asepsis, unter welcher die Chirurgie erst ihre fernere triumphale Entwicklung nehmen konnte.

Bergmanns Werk über die Gehirnchirurgie gilt noch heute für klassisch für diesen wichtigen, so überaus schwierigen Teil der Chirurgie. Seine Betätigung in den Kriegen 1866, 1870 und 1877 förderte die Kriegschirurgie in bedeutsamer Weise. Er verwarf bereits das Sondieren der Schusswunden und führte die Behandlung der Gelenkschüsse mit immobilisierenden Verbänden ein.

Sein Buch über die Operationsübungen an der Leiche hat zahlreichen an-

gehenden Chirurgen Anleitung und Anregung geboten. Eine grosse Zahl von Vorträgen und Veröffentlichungen verdankte die Wissenschaft seinem unermüdlichen Fleiss; auch populär-wissenschaftliche Aufsätze von ihm sind in hervorragenden allgemeinen Zeitschriften erschienen.

Der Vortragende würdigte die Verdienste v. Bergmanns um den Neubau der im Barackenstil ausgeführten Chirurgischen Klinik; die früher gemeinsam mit der therap. Klinik benutzten Räume erwiesen sich bald nach dem Beginn von Bergmanns Tätigkeit als zu eng bei dem starken Andrang der Kranken. Unvergessen darf es bleiben, dass auf seine Anregung hin die »Gesellschaft zur Bekämpfung der Lepra« entstand, und lediglich durch private Mittel zwei Leprosorien begründet und unterhalten werden konnten. Er glaubte zwar noch nicht an die Übertragbarkeit dieser Krankheit — er stellte einen Leprösen in seinem Hause als Diener an —, hat aber durch seine Studien den Anstoss gegeben für emsige wissenschaftliche Bearbeitung der Lepra-Fragen gerade an der Dorpater Universität.

Bergmanns Tätigkeit fand bald in der wissenschaftlichen Welt volle Anerkennung. Seine Berufungen nach Würzburg und von dort sehr bald nach Berlin legen beredtes Zeugnis dafür ab. Der Vortragende hob v. Bergmanns Geschick als Lehrer und Redner hervor. Einen eindrucksvollen Abschluss gab er seinen warmen, von Pietät getragenen Ausführungen durch die Verlesung der Worte Bergmanns über das Wunderwerk der menschlichen Hand — Worte von geradezu dichterischem Schwung, die uns verstehen lassen, wie Bergmann als Lehrer mit seinen geistsprühenden Gedanken und seiner hinreissenden Beredsamkeit bei seinen Zuhörern Begeisterung auslösen musste.

Es war eine schlichte, eindrucksvolle Feier, der wir an der Arbeitsstätte Ernst von Bergmanns beiwohnen durften. Dem Vortragenden gebührt wärmster Dank.

Nur wenige von uns haben Ernst v. Bergmann noch erlebt. Diesen wenigen steht dieser Mann der Kraft, des Willens und der Tat unvergesslich vor Augen. »Nur nicht müde werden«, war seine Losung, der er treu geblieben ist, unermüdlich in seinem überreichen Lebenslauf. Seine unerhörten Leistungen als Forscher, Lehrer und Operateur hinderten diesen Lebenskünstler nicht, sich lebensfroh im Kreise seiner Freunde den Freuden des Lebens hinzugeben. Sein fröhliches Geniessen, sein unverwüstlicher Humor belebten jede Gesellschaft und gewannen ihm aller Herzen.

Das Andenken dieses grossen Landsmannes wird für alle Zeiten unvergessen bleiben.

ANZEIGE

Inhaltsverzeichnis der „Baltischen Monatsschrift", der „Deutschen Monatsschrift für Russland" und der „Baltischen Monatshefte" 1859—1934.

Zusammengestellt von Reinhard Wittram

Verlag A/G „Ernst Plates", Riga 1936 / Preis Ls 1.40

Die schmerzliche Lücke, die durch das Fehlen eines vollständigen und systematischen Inhaltsverzeichnisses der „Baltischen Monatsschrift" dem Forschenden immer wieder erneut bewusst wurde, ist durch diese Arbeit ausgefüllt. Die besondere Aufmerksamkeit des mit der Zusammenstellung beauftragten Bearbeiters galt der möglichst vollständigen Identifizierung der vielen anonymen Beiträge. Das nunmehr vorliegende, alphabetisch nach den Verfassern geordnete Verzeichnis wird die wissenschaftliche Benutzung der „Baltischen Monatsschrift" ausserordentlich erleichtern, in mancher Hinsicht überhaupt erst erschliessen.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Prof. D. Dr. *Leonid Arbusow*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Arnold von Skerst*, Sydney, Australien / *Eugenie v. Rauch*, Dorpat / Dr. *Heinz Mitlacher*, Bitburg / Dr. *Egon Honisch*, Barcelona, z. Zt. Danzig / Prof. Dr. *L. Mackensen*, Riga, Herderinstitut / *Otto v. Fircks*, Riga / *Hans Peter Kügler*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Nikolai Klot**, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Zu Tag und Stunde

Ruhm der Rückständigkeit?

Ein baltischer Ketzer hat seinen Landsleuten in den 1870er Jahren einmal einen »Schuss Amerikanismus« gewünscht. Ein gänzlich ungereimter Wunsch. Amerikanismus: das hiess die Traditionslosigkeit der Kolonistenbaracken, hiess Freibeutertum und Bedenkenlosigkeit, hiess Abenteurer des Erwerbs und der Liebe, des Elends und plötzlichen Reichtums, hiess Unsicherheit und Wagemut. In welche Umwelt fiel dieses Wort? Wenn etwas die vergangene Welt der baltischen Deutschen kennzeichnete, so war es die Selbstverständlichkeit der ererbten Ordnungen, die Sicherheit der Lebensbedingungen, das Eingebettetsein in eine unverbrüchliche Tradition. Die Ehrbegriffe wurzelten im ständischen Gemeinschaftsleben und in landtreuer Bodenständigkeit. Wer mit dem Grund und Boden Handel trieb, verging sich gegen den Geist der Erde und war missachtet; so auch jeder, der den Wald, der ihm zur Pflege anvertraut war, kapitalistisch auszubeuten gedachte. Handel und Gewerbe waren an die ungeschriebenen Gesetze ehrenhaften Bürgersinns gebunden. Nirgends wurde so viel ehrenamtliche Arbeit geleistet wie bei uns. Wer will daran zweifeln: die innere Stärke der baltisch-deutschen Lebensgemeinschaft hing an ihrer Solidität, ihrer Berufstüchtigkeit, ihrer Grundsatztreue.

Und doch wurde die deutsche Wirtschaft schon zur Zeit der Väter in mehr als einem Zweige überflügelt. War in der Stärke nicht auch eine Schwäche verborgen? Schlug die Vorsicht nicht oft in Bedenklichkeit um, machte die Gewohnheit nicht phantasiearm, wurde nicht manch ein Erbe nur noch verwaltet und nicht mehr gemehrt? Wir kennen solche Fälle. Man flüchtet sich in eine Vorstellung von bestrickendem Reiz: der Lebenskampf des Eroberns macht heiss, und ist nicht die Kühle uns angemessener? Ist nicht der Abstand uns Bedürfnis statt des Drangs, der gemein macht? Wieviel ist bei uns an der Skepsis der Müdigkeit oder der Langeweile gescheitert, an

der Phantasiearmut ruhiger Bürgerlichkeit, an der Trägheit der Gewohnheitsschädel vor Kartentischen und Likörgläsern, an Schreibtischen und Kontorpulten!

Schlimm aber ist es, wenn Völker — es gibt in der Geschichte Beispiele dafür — nur noch den Geist der Verwaltung kennen, wenn die Phantasie erlahmt und die Berechnung die Vorhand gewinnt. Heinrich Zillich, der Siebenbürger Sachse, lässt in seinem grossen neuen Roman »Zwischen Grenzen und Zeiten« den Wirtschaftsführer Robert Schlack die Worte sprechen: »Solche Männer wie Meier brauchen wir. Ich teile seine Ansichten nicht immer. Aber er hat Phantasie! Phantasie schafft alles, mag sie noch so wild wuchern — steckt der rechte Kerl dahinter, ist sie Leben ... Was wird aber mit uns, wenn wir den Krieg verlieren? Dann ist es Essig mit den grossen Zusammenhängen. Dann hat Meiers Phantasie und umfassende Schau endgültig an einer neuen Wirklichkeit Schiffbruch gelitten ... Dann müssen wir — na — was müssen wir dann?«

Er schlug auf den Tisch: »Dann müssen wir erst recht hundert Meiers haben, Meiers mit Phantasie, die uns neue Ziele geben — was weiss ich welche! Professor Meier hat das Deutsche gesehen wie ein Phantast, aber Phantasie ist Wirklichkeit, schaffende Wirklichkeit. Er ist kein Ideen-Engerling. Er wird das Bleibende schon finden, das zugleich Zukünftige. Wir anderen, wir Karrenbürger, wir müssen schuften, um Boden zu gewinnen durch Arbeit, durch Arbeit. Darin ist uns niemand über! Beides tut not, Arbeit und Phantasie!«

*

Es gab nach dem Weltkriege eine Zeit, in der eine Umwertung eingeleitet zu werden schien. Die neuen Parolen kamen aus dem Westen — aus dem amerikanisierten Grosstadtwesten — und fanden überall Boden, wo eine bürgerliche Gesellschaft ihren Schwerpunkt verlor. Leugnen wir es doch nicht: auch unter uns gab es öffentliche Schrittmacher des Fortschritts vom Dienen zum Verdienen, von der Ehe zur Liebe auf Probe, von der Zucht zur »Revolte im Erziehungshaus«. Wir haben gegen diesen Fortschritt den entschiedensten Rückschritt verkündigt: Rückschritt zur Einfachheit unserer Grosseltern, zur Härte ferner Altvorderen, zur Strenge und Gläubigkeit, — Rückkehr zu den unveränderlichen Gesetzen, nach denen Völker leben und sterben. Aber wir meinten damit nicht die Dauer des Gestrigen, die Verewigung der Haltung des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Eine neue Zeit hat dem Humbug des liberalen Fortschrittswahns ein Ende gemacht. Wehe uns, wenn wir meinten, nun aus dem Auto wieder in die Postkutsche steigen zu können. Der Graben der Zeit ist zu breit und zu tief. Aus tausend Erlebnissen formt sich ein Wille, der Ausdruck der veränderten Herzen ist. Möchte uns einmal, diesmal, nur jetzt erspart bleiben, hinter der Zeit herzuhinken. Möchten wir begreifen, dass der Alltag von uns beides verlangt: die wachsame Nüchternheit, die vom Kriege her gegen Enttäuschungen gewappnet ist, die Zähigkeit zum neuen Anfang, und den unermüdlichen Schwung des Gemüts, der sich die Quellen der Hoffnung nicht verschütten lässt.

*

Aus den angedeuteten Gedanken lassen sich praktische Folgerungen ziehen. Dass unser deutscher Handwerker und Kaufmann dem Wettbewerb oft nicht gewachsen sind, ist schon seit langem Gesprächsthema unter uns. Es ist hier nicht der Ort, viel besprochene Beispiele anzuführen. Für das Festhalten am Arbeitsstil der Neunziger Jahre gibt es Vorwände, aber keinen sittlich ausreichenden Grund. Solange wir das Versagen in diesem oder jenem Geschäftszweig als Sache des einzelnen ansehn — wie das bei uns die Regel ist — kommen wir nicht einen Schritt weiter. Es gibt Fälle, in denen mehr geschehen müsste als ein Kopfschütteln und Achzelzucken. Voraussetzung dazu ist freilich eine neue Einstellung auch auf dem Gebiet des Erwerbslebens. Vor allem die jüngere Generation sollte sie heute schon kennen. Eine Einstellung, die jedes Geschäft als Auftrag des Ganzen empfindet, an das es gebunden ist, jede Verrichtung als Dienst, der zur Höchstleistung verpflichtet. Eine Volksgruppe in der Lage der unseren kann sich berufliche Ruhekissen nicht leisten. Wir sollten in dieser Hinsicht weniger nachsichtig sein. *R. Wittram*

Nochmals die Schule

Die Ausführungen über Schulfragen, die wir im vorigen Heft an dieser Stelle veröffentlichten, haben zu Missverständnissen geführt. Es bleibe hier unerörtert, ob die Fassung unserer Notiz dazu Anlass gegeben hat. Uns ist an folgenden Feststellungen gelegen:

I. Ausgangspunkt der Betrachtung ist der unbestreitbare Wandel unserer Auffassungen von Sprache, Bildung, Kultur, Volkstum und Gesinnung. Es ist natürlich nicht wahr und wird im Artikel u. A. n. auch nicht behauptet, dass die Gesinnung früher in der Schule keine Rolle gespielt hat. Die deutschbaltische Schule hat sich immer durch

hohe Gesinnungsforderungen ausgezeichnet. — Worum es geht, ist ein Doppeltes: Gesinnung wird heute enger und z. T. bestimmter, jedenfalls anders gefasst, als das früher der Fall war; und zugleich erfahren der Volks- und Kulturbegriff einen wesentlichen Gehaltwandel. Da die Erkenntnis dieses geistigen Tatbestandes immer mehr Gemeingut wird, beschränkte sich der Artikel auf einige Stichworte, zu deren Verdeutlichung folgende Erwägung beitragen möge. Volkstum wurde früher zweifellos ausschliesslicher als heute im Element allgemeinkultureller Kräfte (Sprache, Bildung) erlebt, während es eines der Kennzeichen der Gegenwart ist, dass die durch Sprache, Blut und Geschichte bedingte, in einem neuen weltanschaulichen Ansatz umgeprägte Gesinnung einen im Verhältnis zu früher anderen geistigen Ort und ein — namentlich für das Gemeinschaftsleben — spezifisch anderes Bedeutungsgewicht hat.

2. Das baltische Deutschtum hat immer ein hochstehendes Schulwesen gehabt. Der Aufbau der deutschen Schule nach dem Weltkrieg ist einer seiner schönsten Kraftbeweise. Zweierlei bleibt jedoch bestehn: es hängt unzweifelhaft mit dem liberalen Bildungsbegriff zusammen, dass man vielfach an die Schule und die von ihr vermittelte Bildung zu hohe Erwartungen geknüpft hat, die sie ihrem Wesen nach nicht erfüllen kann, — dass man deshalb der Schule im Verhältnis zu anderen Erziehungsfaktoren einen zu hohen Rang eingeräumt hat. (Durch eine Neubewertung, wie sie nach unserer — auch im genannten Artikel zum Ausdruck kommenden — Meinung erfolgen muss, wird ihre grundlegende Bedeutung für alles völkische Leben, was nochmals unterstrichen sei, nicht im geringsten berührt). Zugleich wird freilich kaum in Abrede gestellt werden können, dass unsere Schule in der Zeitwende eine Neubesinnung vorzunehmen hat. Masstab eines Urteils über unsere Schule wie über unser ganzes Gemeinschaftsleben dürfen natürlich nur die Normen sein, die durch die Zeitwende zu einer wahrlich nicht mit dem Tage wechselnden, sondern sehr tief begründeten und verpflichtenden Geltung gelangt sind.

3. Unter diesem Masstab wurde im vorigen Heft von der deutschbaltischen Schule im wesentlichen zweierlei verlangt: vor allem und in erster Linie planmässige Förderung weltanschaulicher Einheitlichkeit, sodann möglichst vollständige und allseitige Ausnutzung der ausserschulischen Erziehungsmöglichkeiten. Indem wir unterstreichen — was auch im Artikel schon angedeutet war —, dass alle Forderungen natürlich nur im Rahmen des Zulässigen und Mög-

lichen zu verstehen sind, bekennen wir uns mit Nachdruck zu den im Artikel erhobenen Forderungen und fügen noch folgendes hinzu: Eine Zeitschrift kann bei der Kennzeichnung einer Lage verschieden verfahren. Während Vereinfachungen bei der Darlegung von Mängeln oder Missständen zu Missverständnissen führen können, sind Umschreibungen nur zu leicht geeignet, die Wirkung von Änderungswünschen herabzusetzen. Wem nicht die Kritik, sondern immer der Aufbau die Hauptsache ist, darf auf das Recht zur nachdrücklichen Verlautbarung lebensnotwendiger Forderungen unter keinen Umständen verzichten. *Die Schriftleitung*

Der Kleinkrieg um die Ostgrenze im 15. Jahrhundert

Von Carl von Stern

1.

Endlose Wälder, Sümpfe und Moräste haben einst in breiter Zone eine Schutzwehr unserer Heimat gegen Osten gebildet, und eines solchen Schutzes hat das Land wohl zu keiner Zeit in so hohem Masse bedurft wie im 15. Jahrhundert. Viele Jahrzehnte lang wurde damals ein zäher Kleinkrieg um die Ostgrenze geführt, und in diesem Kleinkrieg waren die Russen ständig die Angreifer, die ihren deutschen Nachbarn das Gesetz des Handelns vorschrieben. Denn seit der Tannenberger Niederlage konnte auch der Orden in den baltischen Gebieten nur noch auf Verteidigung bedacht sein: in seiner Russenpolitik war er zu einer kraftvollen Initiative nicht mehr imstande.

Es konnte ja natürlich nicht ausbleiben, dass Novgorod und Pleskau dieses veränderte Machtverhältnis von Anfang an zu ihrem Vorteil ausnutzten, indem sie die baltische Ostgrenze unter Druck setzten und »Grenzregulierungen« erzwangen. Gebietserweiterungen, welche die Deutschen im Jahrhundert vorher teils mit Waffengewalt, teils auf gewohnheitsrechtlichem Wege erreicht hatten, wurden jetzt rückgängig gemacht.

Die alte Ostgrenze von der Narova-Mündung herab bis zum Hauptstrom des Landes, über 500 km lang, zerfiel auf der russischen Seite in zwei sehr ungleiche Abschnitte, den novgorodschen und den pleskauschen Anteil, während sie auf der baltischen Seite sich auf drei Landesstaaten verteilte: das Ordensland (in drei Abschnitten), das

Stift Dorpat und das Erzstift Riga. — Nur auf der kurzen Strecke von der Narova-Mündung bis zur Einmündung der Pljussa — das sind in der Stromlinie etwa 20 km — schied die Narova das estländische Ordensgebiet von Novgorod, das sonst nirgends an baltische Lande grenzte, da sich das pleskausche Territorium auf der übrigen Strecke dazwischen schob. Dieser gewaltige Unterschied der Grenzstrecken (20 gegen 480 km) hat sehr wesentlich dazu beigetragen, dass die sog. Russenkriege zum weitaus grössten Teil mit Pleskau geführt werden mussten.

Aber die Narova war eine wichtige Handelsstrasse geworden und namentlich von Narva stromabwärts von grösster Bedeutung. Und gerade hier auf dieser kurzen Strecke von 12 km verlor der Orden 1448 endgültig die Alleinherrschaft über den Strom, die er lange tatsächlich ausgeübt hatte. Novgorod verlangte die halbe Breite des Stromes und die halbe Narova-Insel Kiffholm, und der Orden musste nach langwierigen Kämpfen und Verhandlungen nachgeben. So endete der letzte Krieg, den der Orden mit dem noch selbständigen Novgorod geführt hat. Es ist bezeichnend, dass schon 1417 Novgorod mit dem Bau einer Narova-Burg drohte — offenbar an derselben Stelle, wo 1492 die Trutzburg Iwangorod sich erhob [1]).

Das Stift Dorpat, die anschliessende Ordenskomturei (commendatura Marienburgensis), die erzstiftische Grenzmark Purnau und wiederum das Gebiet des Ordens (advocatura Rosittensis) — sie stiessen alle an pleskausches Territorium und hatten sich des pleskauschen Andrangs zu erwehren, der sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. bis zur Unerträglichkeit steigerte und erst durch Plettenbergs Sieg 1502 zum Stillstand gebracht wurde. Aussenpolitisch ist diese noch viel zu wenig erforschte Periode der baltischen Geschichte gekennzeichnet durch die von Moskau geleitete aggressive Politik Pleskaus und wiederholte schwere Kämpfe mit diesem unruhigen Nachbarstaat.

Das durch seine Lage am Peipus wirtschaftlich ungemein begünstigte Stift Dorpat musste 1463 seinen ergiebigsten Fischereibezirk Žalačko-Land und -Gewässer am Südende des Sees an Pleskau abtreten, ein schwerer Verlust, der auch den Orden in Mitleidenschaft zog und zuletzt noch einen sehr ernsten Konflikt zwischen ihm und dem Stift herbeiführte. — Diese Fischereifrage hat weit über 100 Jahre die Dorpat-Pleskauschen Beziehungen belastet und zuzeiten vollkom-

---

[1]) Livl. Urk.-Buch V n. 2142 Sp. 234 u. n. 2150 Sp. 248.

men beherrscht, endlose Streitigkeiten und blutige Fehden veranlasst, ist aber trotzdem in der baltischen Geschichtsliteratur bisher völlig unbeachtet geblieben [2]).

Von der lettisch-estnischen Sprachlinie ab haben wir im Mittelalter drei Abschnitte in der Richtung von Norden nach Süden zu unterscheiden: die kurze Ordensgrenze der damaligen commendatura Marienburgensis, die bis 1920 unverändert geblieben ist, dann die Grenze der erzstiftischen Landschaft Purnau und zuletzt die des Ordensgebiets im heutigen Latgale. Die Purnau deckt sich im grossen und ganzen mit dem heutigen Kreise Jaunlatgale; der südliche Teil der Landschaft ist ehemaliges Ordensland.

Hier hat der Orden seine äussere Grenze gegen Pleskau behauptet, während das Erzstift in dieser Beziehung vollkommen versagte. Die Aussengrenze der Purnau war der weitaus gefährdetste Abschnitt der ganzen Grenzlinie gegen Russland, weil ihr bis 1516 eine schützende Grenzburg fehlte, denn das ehemalige Svaneborch verdiente diese Bezeichnung nicht, da es schon in der Luftlinie fast 90 km, also viel zu weit von der Grenze entfernt war. Das Land schützte sich, so gut es ging, durch seinen Wildnischarakter. Von seinen Herren, den Erzbischöfen, scheint es stark vernachlässigt worden zu sein. Sylvester Stodewescher hat sich in sträflicher Gleichgültigkeit um seine Grenzmark die Purnau, nicht ernstlich gekümmert, ihm war sie nur ein Tafelgut, und er hätte nichts dagegen gehabt, sie ganz dem Orden zu überlassen, freilich unter schlechterdings unannehmbaren Bedingungen [3]). Hier in der Grenzmark wären schneidige Ordensherren am Platze gewesen oder kraftvolle Vasallengeschlechter, wie die Tiesenhausens, die bei der Eroberung dieses Landes »den Reussen und Unchristen an den Grentzen grossen Abbruch gethan und ihnen viel Landes abgenommen« haben [4]). Der Krummstab allein genügte natürlich

---

[2]) Eine vom Verfasser begonnene Arbeit über dieses Thema hofft er in absehbarer Zeit abschliessen zu können. In einem ungedruckt gebliebenen Vortrag, den d. Verf. vor Jahren in der »Gesellschaft f. Gesch. u. Altertumsk. zu Riga« gehalten hat, ist erstmalig auf die historische Bedeutung hingewiesen worden, die diesem Kampf um die Peipusfischerei zukommt.

[3]) Vgl. G. Kroeger, Erzbischof Silvester Stodewescher und sein Kampf mit dem Orden um die Herrschaft über Riga (in: Mitteilungen a. d. livl. Gesch. Bd. 24, S. 228 f.).

[4]) Des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhausen des Älteren von Berson ausgewählte Schriften u. Aufzeichnungen. Hrsg. ... von R. Hasselblatt, S. 11.

nicht zur Landesverteidigung, und der Orden griff zu spät und ohne Erfolg ein. So ging denn schliesslich ein grosser und zudem der wertvollste Teil der erzbischöflichen Grenzmark verloren.

Wie das geschah, wie verhängnisvoll dabei der Streit zwischen Orden und Erzbischof gewirkt hat und wie zuletzt noch die Sache mit russischen Entschädigungsforderungen an die Hansestädte verquickt wurde, ist m. W. noch nie eingehend und allseitig untersucht worden. Hier liegt ein anziehendes und dankbares Thema vor, das eines jüngeren Historikers längst wartet.

Die kurze Übersicht lehrt, dass sich im Laufe des 15. Jahrh. eine gewisse Lockerung des Grenzbestandes auf der ganzen Linie vollzog, ein langsames Zurückweichen, verbunden mit schwerem Prestigeverlust, aber räumlich angesehen im grossen und ganzen von nur geringer Tiefe. Bei genauerer Betrachtung lässt sich nicht verkennen, dass die territorialen Ansprüche der Novgoroder und Pleskauer weder übermässig gross noch historisch unbegründet waren, ja dass sie z. T. auf alten Verträgen beruhten. Demnach konnte eine dauerhafte Einigung mit Novgorod und Pleskau immerhin noch möglich erscheinen, nicht aber mit Moskau, dessen politische Endzwecke weit über jene Grenzverschiebungen hinaus und aufs Ganze gingen.

2.

Die Eigenart des Kleinkrieges an der Grenze war natürlich bedingt durch die Eigenart des Geländes, auf dem er sich abspielte. Die Natur des latgalischen Grenzsaums wird im polnischen Revisionsprotokoll von 1599 mit folgenden Worten charakterisiert: »Lettgallen und Moskovien sind durch Moräste, Heiden und weit ausgedehnte Wälder von einander getrennt, so dass nicht nur Truppen, sondern auch Privatpersonen nur unter Führung besonders dazu bestellter und mit den Wegen bekannter Wachen hier passieren können«[5]). Das von Pleskau 1476 annektierte Randgebiet der erzstiftischen Grenzmark Purnau hat allerdings nie zum nachmaligen Polnisch-Inflanty gehört, aber ihre alte bis zur Annexion bestehende Ostgrenze hat gewiss denselben Wildnischarakter getragen wie ihre neue Ostgrenze, über die das Protokoll von 1599 berichtet. — Diesem Bilde von 1599 entspricht weithin auch der landschaftliche Charakter der Grenzmark, wie ihn G. Manteuffel, ein Sohn dieses Landes, 270 Jahre später gekannt und

[5]) Inflanty I S. 1 (= Polska XVI wieku. T. XIII). Hrg. von Jakubowski u. Kordzikowski.

geschildert hat. Er schreibt: »Es gibt ... in der Gegend von Marienhausen nicht unbeträchtliche Waldstrecken, die noch kein menschlicher Fuss betreten hat, andere, die der Moräste wegen nur im Winter zugänglich sind, hier wie dort grausige Wildnis.« Und an einer andren Stelle erzählt er: »Merkwürdig ist die Lage einzelner Dörfer in den Morästen und Wäldern um Marienhausen; dieselben sind so unzugänglich, dass man zu einigen oft nur im Winter, wenn die Moore gefroren sind, zu anderen nur auf einzelnen Balken, die wersteweit, auf Pfählen ruhend, gelegt worden sind, gelangen kann. Wie diese Stege und die Knüppelbrücken unbequem sind, ebenso wild und gefährlich sind in jener abgelegenen Gegend die Wege in den Wäldern; man ist genötigt, oft grosse Strecken zurückzulegen, wo in trockenen Jahren der Waldbrand gewütet und im Spätherbst der Sturm gehauset hat und Baum über Baum den Weg versperrt« [6]). — So schildert Manteuffel i. J. 1868 jene Gegend.

Auf diesem so gekennzeichneten Hintergrunde einer wilden Natur hat sich nun jener durch Generationen andauernde Kleinkrieg zwischen den Grenzern entwickelt. Wie es dabei herging, wollen wir uns zunächst von einem rigaschen Erzbischof schildern lassen. Henning Scharfenberg, Erzbischof von 1424 bis 1448, schreibt 1428 Dez. 29 dem Kurfürst von Brandenburg, er und der Bischof von Dorpat seien wegen der Russengefahr nicht in der Lage, zur Kriegssteuer gegen die Hussiten beizutragen. Die Begründung seiner Absage ist hier — unter Verzicht auf den Wortlaut — sinngetreu wiedergegeben. »Die Russen,« sagt er und meint dabei nur die Pleskauer, »sind uns feindlich gesinnt und beweisen das bei jeder Gelegenheit durch Gewalttaten. Sie drohen uns und die Unsrigen zu überfallen, uns von unsren Grenzen zu Lande und zu Wasser (letzteres bezieht sich natürlich auf Dorpat) zu verdrängen; sie fangen unsre Grenzleute ab, wo sie nur können, berauben sie, hängen sie, oder foltern sie zu Tode; und wir in unsrem Unvermögen müssen uns das alles gefallen lassen, denn sie, die pleskauschen Russen, gedenken uns auf diese Weise zu Vergeltungstaten aufzureizen, um dann mit einem Schein des Rechts uns den Frieden aufzusagen, der nur eine vierwöchentliche Kündigungsfrist vorsieht. Wir müssen also beständig auf einen Angriff gefasst sein. Die Russen wollen den Krieg, um dieses Land, das sie einst zum Teil schon besessen haben, sich wieder zu unterwerfen, und die Macht dazu haben

---

[6]) Manteuffel, Polnisch-Livland, S. 16 u. 37.

sie.« — So charakterisiert Henning die Lage an der Grenze. Beachtenswert ist hier der Satz, dass die Russen auf den Krieg ausgehen, um »dyt arme cristenland ... under ere herschap, dar dit sulve land eyn deles ok in vortyden under geweset is, wedder to bringhende«[7]). Es liegt auf der Hand, dass Erzbischof Henning in erster Linie an seine eigene und einzige Grenzmark, die Purnau gedacht haben wird, deren Grenzsaum ganz besonders gefährdet war.

Das von Pleskau begehrte anbau- und besiedelungsfähige Randgebiet, 15 bis 25 km breit, reichte von der Opočna und der Ludza westwärts bis nah an den riesigen Stampa-Morast heran, eine damals noch unbewohnbare Wildnis, die das ganze Land von Norden nach Süden durchzieht. Hier hat auch der pleskausche Andrang haltgemacht, hier sind wir an der Grenze des nachmaligen Polnisch-Inflanty, der jüngeren Ostgrenze der Purnau. Jener Randbezirk, für den schon Erzbischof Henning fürchten musste, ist in den 60er und 70er Jahren des 15. Jahrh. tatsächlich von Pleskau annektiert worden, weniger aus Landhunger als aus dem sehr verständlichen Bedürfnis nach Grenzverbesserung[8]), und Pleskau begründete seine Ansprüche mit der unleugbaren Tatsache, dass die Purnau einst unter seiner Tributherrschaft gestanden hatte. Wir ersehen aber aus dem Briefe, wie schwer die Purnau schon 40 bis 50 Jahre vor ihrer endgültigen Annexion bedroht gewesen ist. Sie wurde eben bereits damals, im ersten Viertel des 15. Jahrh., der deutschen Herrschaft streitig gemacht.

Pleskau sah es gewiss nicht ungern, dass landlose Leute aus seinen dicht besiedelten Gegenden in das menschenarme und als herrenloses Niemandsland angesehene Grenzgebiet eindrangen, die lettischen Bewohner ausplünderten und vertrieben oder sie, wenn sie nicht gutwillig gingen, totschlugen, um sich selbst auf den leer gewordenen Plätzen festzusetzen. Pleskau hat diesen Vorgang als beginnende Grenzverschiebung, lange bevor es ihn durch seine von Staats wegen vollzogene Besetzung beendete, im Stillen gefördert. — Von irgendwelchen energischen Gegenmassregeln seitens des Erzstifts ist uns

---

[7]) Akten u. Rez. der livl. Ständetage I n. 368.

[8]) Vgl. C. v. Stern, »Livlands Ostgrenze« usw., in Mitt. a. d. livl. Gesch., Bd. 23, S. 225 u. 239. Die ältere Purnau-Grenze reichte viel zu tief in das linksseitige Flussystem der Velikaja, dieser Lebensader des Pleskauer Gebiets, hinein, um unangefochten bleiben zu können. An der Opočna-Linie näherte sie sich der Velikaja bis auf 9 km. In der übermässigen Vorgeschobenheit der erzstiftischen Grenze musste Pleskau eine dauernde Bedrohung sehen.

nichts überliefert; sie blieben aus, weil die Erzbischöfe auf keine Ordenshilfe rechnen konnten und darum jeden kriegerischen Zusammenstoss mit Pleskau ängstlich vermieden. Auf eigene Hand aber sich der russischen Zudringlichkeit zu erwehren, war das dünn besiedelte und von seiner Obrigkeit stiefmütterlich gehaltene Land nicht imstande, die Kräfte waren zu ungleich.

Wesentlich anders verliefen diese Dinge an der südlich anschliessenden Ordensgrenze. Hier haben sich die Ordensvögte und mehr noch die Grenzbauern selbst sehr energisch gegen die unaufhörlichen russischen Übergriffe zur Wehr gesetzt, freilich ohne sie dauernd verhindern zu können. Aber sie erreichten doch wenigstens so viel, dass die Grenze bis auf eine geringe Verschiebung unverrückt blieb. Mit der grösseren Aktivität, die von der Schwächlichkeit der erzstiftischen Verwaltung vorteilhaft absticht, werden auch unsre Quellen seit der Mitte des Jahrhunderts gesprächiger. 1443 war ein 10-jähriger Separatfriede zwischen Pleskau und dem Orden zustande gekommen, aber Pleskau kündigte ihn schon nach fünf Jahren und zwang dadurch den Orden zu einem für ihn ungünstigen Friedensschluss mit Novgorod. Seitdem hat Pleskau, obgleich es sich auch in den allgemeinen 25-jährigen Landfrieden von 1448 aufnehmen liess, seine herausfordernde Haltung, unter der die Stifte Riga und Dorpat schon seit Jahrzehnten zu leiden hatten, auch gegen den Orden gekehrt.

1450 berichtete der Ordensmeister Heidenreich Vinke dem Hochmeister, »wie die abgeschnittenen Reussen von Pleskau mit andern Heiden ... täglich in unsres Ordens zu Livland Lande mit grossen Haufen rücken, Dörfer aufheben, die Christen, unsres Ordens Untersassen an den Grenzen gesessen, mit sich wegführen und die in ewige Eigenschaft (Sklaverei) unter die Heiden [verkaufen], von wo sie nimmer zurückkommen können,« so dass der Orden wohl im nächsten Jahr mit ganzer Macht gegen Pleskau werde zu Felde ziehen müssen[9]). Die Kriegsgefahr steigerte sich in den nächsten Jahren, und 1453 sprach man in Ordenskreisen, dass die unaufhörlichen Rechts- und Friedensbrüche der Pleskauer auf die Länge nicht zu ertragen seien, und ein Krieg sich schwerlich werde vermeiden lassen. Dazu kam es damals noch nicht, aber die Pleskauer stellten ihre Überfälle keineswegs ein. Im Gegenteil! Je länger, desto mehr, schreibt damals (1454)

---

[9]) Livl. Urk.-Buch XI n. 27.

Meister Mengede, bestehen sie darauf, über die Grenzen ins Ordensland einzudringen [10]).

3.

Ein Fall dieser Art, der sich im Sommer 1453 zutrug, verdient hier hervorgehoben zu werden, weil er durchaus typisch ist für den Kleinkrieg zwischen den Grenzern. — Eine russische Bande von etwa 25 Mann hatte sich durch die Grenzwildnis ins Ordensgebiet geschlichen, sieben Bauern, also Untersassen des Ordens, gewaltsam abgefangen, drei von ihnen aufgehängt und vier mit sich aus dem Lande verschleppt. Sofort aber rotteten sich die Bauern aus der Nachbarschaft zusammen, jagten der Bande nach, holten sie jenseits der Grenze ein und schlugen sie samt vielen andren, die sich ihr angeschlossen hatten, Mann für Mann tot.

Derartige Selbsthilfe war Landfriedensbruch und mit Todesstrafe bedroht. Und doch wird man für diese entschlossenen Kerle Sympathie empfinden, die sich selbst halfen und mit dem Gesindel kurzen Prozess machten.

Aber ohne Eingreifen der Obrigkeit durfte der Vorfall nicht ausgehen, denn wohin hätte das geführt! Die Kette der beiderseitigen Racheakte und Vergeltungszüge wäre nie abgerissen. Diesmal lag ein besonders gravierender Fall vor, und Meister Mengede hielt es für notwendig, auch dem Hochmeister darüber zu berichten. Er meldet, die Bauern seien »mit dem Brande gestraft«, weil sie sonst voraussichtlich neues Unheil angerichtet hätten; im übrigen bleibe die Sache friedlichen Verhandlungen mit Pleskau vorbehalten, das will sagen, sie werde sich wohl durch Wergeldzahlungen bei gegenseitiger Verrechnung gütlich beilegen lassen [11]). Dieser Bericht enthüllt uns nur eine knappe Szene aus dem Grenzkriege.

Die russischen Drangsalierungen mussten einen mehr systematischen und darum um so gefährlicheren Charakter annehmen, als die Pleskauer 1464 mit Genehmigung oder auf Befehl des Grossfürsten

---

[10]) Livl. Urk.-Buch XI n. 325.

[11]) Livl. Urk.-Buch XI n. 325. — Vgl. His, »Das Strafrecht des deutsch. Mittelalters« I, S. 525 ff.: Die Strafen an Haut u. Haar, zu denen auch die Brandmarkung gehört, sind im MA als sog. »Gnadenstrafen« sehr häufig verwendet worden, bes. bei jugendlichen Verbrechern, u. waren in der Regel mit Verbannung verbunden. Sie galten grundsätzlich als ablösbar u. wurden häufig nur für den Fall der Zahlungsunfähigkeit angedroht. Die angeführte Stelle ist m. W. der einzige Beleg für die Anwendung der Brandmarkung im baltischen Mittelalter.

Iwan III. die Burg Krassnyj bauen liessen [12]). Bei ihrer weit vorgeschobenen Lage, nur 10 km von der Grenze entfernt, konnte sie den Druck auf diese verstärken, indem sie russische Siedlungsansprüche im strittigen Gebiet planmässig einleitete und förderte. Das gehörte gewiss auch zu ihren Aufgaben. Während dem gegenüber das Erzstift erst recht versagte, leistete der Orden mit seinen Grenzern um so kräftiger Widerstand. Ein lehrreiches Beispiel dafür, noch dazu eines von dramatischer Entwicklung, ist uns vom pleskauschen Annalisten überliefert [13]). Im März 1469, so erzählt er, sei bewaffnete deutsche und čudische (gemeint ist lettische) Mannschaft, geführt von zwei russischen Verrätern, trotz des Friedens beim »Sineje osero« (Blauer See) ins pleskausche Gebiet eingedrungen und hätte hier 26 pleskausche Russen erschlagen und ihre Wohnungen niedergebrannt. Es kann sich um eine von Ordensbeamten geführte Strafexpedition ins pleskausche Gebiet gehandelt haben, doch liegt eine andre Auffassung näher: Der Vorfall wird sich irgendwo in der menschenleeren, tatsächlich herrenlosen und darum strittigen Grenzwildnis zugetragen haben, wo russische »Lostreiber«, vermutlich nur Bienenjäger, Honigdiebe, Wilderer etc., sich unbemerkt festgesetzt und ihre primitiven Katen gebaut hatten. Ein keineswegs seltener Vorgang, den die deutsche Obrigkeit verständlicherweise nicht einreissen lassen durfte. Es wird sich somit um eine der gewiss nicht seltenen Säuberungsaktionen gehandelt haben, deren Zweck es war, unerwünschte Festsetzungen der Pleskauer in der Grenzzone im Keime zu ersticken bezw. auszuräuchern.

Die russischen Wegweiser der Ordensstreife — auch ihre Namen werden genannt — wohnten übrigens beide nicht weit vom Grenzsee auf pleskauschen Boden und unterhielten von dort aus verräterische Beziehungen in Grenzangelegenheiten zu den Deutschen. Dass sie sich dafür bezahlen liessen, versteht sich von selbst. Wir erfahren ferner, dass der eine von ihnen, Iwanko Torgoša (Krämer, Hausierer), nach dem Überfall sofort nach Pleskau eilte und dort Bericht erstattete, wofür er mit acht Rubeln belohnt wurde! Der Gauner liess sich also von beiden Seiten, sowohl von seiner pleskauschen Obrigkeit, wie vom Orden bezahlen. Erst anderthalb Jahre später wurde der Verrat aufgedeckt, der eine darauf am Pfahl zu Tode gefoltert, der andre, eben jener Iwanko Torgoša, auf dem Eise des Zilezer-Sees, also unmittelbar an der Grenze, an den Beinen aufgehängt.

---

[12]) Vgl. Stern a. a. O. S. 237.

[13]) Vollst. Samml. russ. Annalen IV S. 233. — Vgl. Stern a. a. O. S. 236 u. 239.

4.

Die Unsicherheit an der Grenze verlangte unbedingt eine ständige planmässige Bewachung. Es findet sich freilich in unsren Quellen nur ein einziger Hinweis auf Grenzwächter, auf »Wartleute« im Osten, aber sie können hier ebenso wenig gefehlt haben wie an der litauischen Grenze. Wie dieser Wachtdienst im Osten organisiert war, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Im J. 1468 verlehnte Meister Mengede einem Jacob Kock ein Gesinde, belegen im Dorf Bersegallen im dortigen Ordensgebiet, »mit twen wardgutern«, zwei Landstücken, das eine an der »pleschovischen scheidinge«. Hier handelt es sich wohl nach einer ansprechenden Vermutung v. Transehes um »eine Art Dienstlehen gegen Grenzdienst« [14]). Danach wird der Wartmann auf einer an der Grenze belegenen Landparzelle angesetzt, von wo aus er seinen Dienst zu versehen hat. Daneben wäre auch die Möglichkeit zu erwägen, dass wenigstens den in der Nähe der Grenze belegenen Dörfern oder Wacken (Pagasten) die Pflicht oblag, Grenzwachen, die »Wartleute« zu stellen und zu unterhalten. — Natürlich stand die Oberaufsicht über den Grenzdienst dem Orden zu.

Aber was waren denn das für Leute, diese Wartmänner? Sie rekrutierten sich natürlich aus der ortsansässigen Bauerschaft. An der Grenzwildnis aufgewachsen, waren sie wohlvertraut mit ihren Gefahren und ihren Geheimnissen, mit ihren Schlupfwinkeln und Schleichwegen in Wald und Sumpf und Moor; dabei gewiss auch geschickte Jäger und Fallensteller, bewandert in allen Schlichen und Künsten echter Waldläufer; hart, furchtlos und ausdauernd, wenn sie fremde Eindringlinge, etwa Wilderer oder Honigdiebe im Niemandsland stellten oder ihnen nachjagten, und wehe solchem Gesindel, das in ihre Hände fiel, sie machten kurzen Prozess — so werden wir uns die Grenzwächter vorstellen dürfen. Alles in allem eine sehr gefährliche und sehr gefürchtete Wachmannschaft.

Ihre Hauptaufgabe aber bestand im Kundschafterdienst. Sie hatten rechtzeitig zu alarmieren, wenn Gefahr im Anzuge war; dazu bedurfte es auch geheimer Beziehungen zu dunklen käuflichen Subjekten

---

[14]) Livl. Güterurk. I n. 443. Vgl. Bauer, »Die Wartgutssteuerliste der Komturei Goldingen« in: Mitteilungen a. d. livl. Gesch. Bd. 25, S. 126 ff., wo auch die sonstige Literatur angegeben ist. — Im Protokoll der poln. Revisionskommission von 1583 werden die Worte »mit twen wardgutern« durch »cum duobus hortulanis« wiedergegeben.

jenseits der Grenze, die sich als Spione gebrauchen liessen, Führerdienste leisteten, gefährliche Pläne verrieten usw.

Die stete Gefahr vor plötzlichen Überfällen zwang die lettischen Grenzanwohner beständig auf der Hut zu sein; der ewige Kleinkrieg konnte nur Todfeindschaft erzeugen, er muss aber auch diese Grenzer mit der Zeit naturgemäss zu einem Menschenschlag von besonders hartem und kraftvollem Gepräge entwickelt haben. Die zahllosen Kämpfe und Abenteuer, die sich einst in der wilden Einsamkeit jenes Niemandslandes abgespielt haben, sie harren noch ihres Cooper, und doch bietet der Wildost unserer mittelalterlichen Heimat Stoff in buntester Fülle für die schönsten einheimischen Abenteuer-Geschichten.

Zur Geschichte der europäischen Nationalitätenfrage

Von Rudolf Craemer

1.

Die Bedingungen des Nationalitätenkampfes im Osten, wie sie das 19. Jahrhundert kennzeichneten, sind seit dem Weltkriege mit den staatlichen Verhältnissen umgebrochen worden, im politischen Werden bilden sich ganz neue Möglichkeiten und Notwendigkeiten heraus. Je tiefer wir die Nöte und Aufgaben erkennen, deren Lösung hier gemeinsame Pflicht der im nachbarschaftlichen Raume verbundenen Völker geworden ist, desto unbefangener werden wir die Handlungen und Bestrebungen der Vergangenheit verstehen, aus denen unser Schicksal im Guten und Bösen erwachsen ist. Für jeden Angehörigen des ganzen deutschen Volkes ist Masstab jeder Würdigung der Dinge in diesem Bereiche die Verkündung, dass heisseste Liebe zum eigenen Volkstum die höchste Achtung vor anderem Volkstum bewirkt und den Versuch einer zwangsmässigen Entnationalisierung ausschliesst.

Die politische Nationalitätenfrage ist ein Problem der Neuzeit. Vorher war die Haltung des deutschen Volkes von der Weltaufgabe bestimmt, der es sich im mittelalterlichen Reiche und Kaisertum gewidmet hatte, Führung des christlichen Abendlandes zu sein. Wir wissen heute, dass diese Zielsetzung ein stolzes Volksbewusstsein der Deutschen keineswegs ausschloss. Die Deutschen sind damals zuerst zu einem Bewusstsein ihrer Art und Grösse gelangt, sie haben

sich scharf mit denen auseinandergesetzt, welche ihre Gegner wurden. Aber, so streitbar das alte deutsche Reich und Volkstum war, seine geschichtliche Geltung im Osten beruhte zuerst auf der christlichen Mission, dann auf der ausserordentlichen Leistung seiner Arbeit, der räumlichen Durchdringung und der Rechtsgestaltung. Es wird heute keinen ernstlichen Streit mehr darüber geben, dass in jenen Jahrhunderten deutsches Menschentum die Grundlagen der Kultur für die Völker Mitteleuropas überhaupt bestimmt hat. Deswegen braucht man garnicht zu behaupten, es sei vorher die leere Wüste dagewesen; es genügt zu würdigen, welcher deutsche Anteil Stadt und Land, Wirtschaft, Recht und Staat in Polen, Böhmen, Ungarn gebildet hat, gerade hier, wo die drei eigenständigen politischen Nationen sich dann ihrerseits kämpferisch gegen das Deutschtum durchgesetzt haben und nach Einverleibung des menschlichen und dinglichen deutschen Erbes zum Angriff gegen den deutschen Volksraum vorgestossen sind. Aus Selbstbesinnung, Widerstand und politischem Gründungswillen ist hier ein streitbares Nationalbewusstsein gegen die Deutschen früh entstanden und hat im 14. Jahrhundert mit der Tannenbergschlacht und dem Hussitensturm entscheidende Erfolge erlangt. Seitdem besteht die eigentliche Nationalitätenfrage und der Grenzkampf. Wir kennen ferner die deutsche Haltung angesichts dieser Entwicklung, bei allem Stolz ohne Bereitschaft zum Nationalitätenhass, etwas hochmütig vielleicht aus dem Bewusstsein altehrwürdiger Stellung und bedeutender Leistung, aber zunächst ohne die Rücksichtslosigkeit und Kraft, welche in dieser Auseinandersetzung Erfolge bringen könnte. Einerseits sieht sich das Deutschtum mit dem 16. Jahrhundert im Osten in die Verteidigung gedrängt, von der Ostseeküste bis Siebenbürgen dringt der Hilferuf ins Reich und erwächst der Wille, sich durch staatlichen Zusammenschluss zu behaupten, mit dem Ringen um Bewahrung des sinkenden deutschen Reiches römischer Überlieferung entsteht damals zugleich schon hier und da ein teils romantisches, teils zukunftsträchtiges Bewusstsein von der mitteleuropäischen Stellung und geschichtlichen Bestimmung des Deutschtums.

Aber die gesamtdeutsche Aufgabe fand damals keine Lösung. Von der Glaubensspaltung über den Untergang der Kaisermacht 1648 bis 1806, über die kleindeutsche Teillösung von 1866 und 1870 bis zum Ausgang des Weltkrieges blieb alle Volkstumspolitik gebunden an die getrennte Staatsbildung mit ihren beiden Kernen, Österreich und

Preussen. Ihr Dasein bestimmte das Schicksal der deutschen Nation, sie waren darüber hinaus beide nicht nur Grossmächte im aussenpolitischen System Europas, sondern Hoheitsgewalten im mitteleuropäischen Völkerraum. Man kann sagen, dass jeder dieser deutschen Staatskerne in seinem Vorfeld einen volkstumspolitischen Ansatz ähnlicher Art wie das Reich zur mittelalterlichen Kaiserzeit gewann.

2.

Betrachten wir zunächst die preussische Entwicklung, bei der das am wenigsten unmittelbar einleuchtend scheint. Der Zusammenschluss von Brandenburg und dem Herzogtum Preussen, aus dem sich die Grossmachtbildung ergab, war sicher rechtlich und politisch eine Lockerung des gesamtdeutschen Reichsverbandes; der König in Preussen als solcher stand nicht mehr unter dem Kaiser. Andererseits können wir durch Zeugnisse belegen, dass diese Vereinigung und die Bildung einer nordostdeutschen Macht begleitet war vom Bewusstsein, auch den deutschen Volksboden nach dem Zusammenbruch des deutschen Ordens zu behaupten. Dies völkische Bewusstsein ist verstärkt worden durch die evangelische Reformation, deren Verteidiger im Osten Preussen wurde, nachdem sein politisches Dasein eigentlich aus der religiösen Wendung erwachsen war. Und innerhalb des neuen Staates ist die Nationalitätenfrage entstanden.

Sie bestand in beiden Teilen der neuen Monarchie, im brandenburgischen durch den Rest alten Wendentums, im ostpreussischen durch die weit wichtigere Einwanderung der Litauer und Masuren. Die altpreussische Nationalitätenpolitik, soweit man diesen zielbestimmten und problemreichen Ausdruck schon verwenden darf, geht in ihrer Haltung eigentlich aus den Gewohnheiten des alten Reichs hervor. Wie im Sachsenspiegel das Sprachrecht der Wenden vor Gericht anerkannt war, es sei denn, sie hätten sich selbst der deutschen Sprache schon bedient, so hat auch der preussische Staat die nichtdeutschen Mundarten geachtet. Mit dem Siedlungsrecht bekamen die einwandernden Litauer und Masuren des 16. Jahrhunderts den Gottesdienst in eigener Sprache. Das war nicht völlig neu. Schon der deutsche Orden hatten bei den Preussen wie den neuen Einwanderern die christliche Predigt übersetzen lassen, auch sind die Leistungen von Kirche und Schule im evangelischen Gemeinwesen lange Zeit nicht allzu weit darüber hinaus gelangt. Aber die deutsche Bibel selbst zeugte die neuen Übersetzungen, die Reformation mit ihrer Verbindung von Glaubenswort und Muttersprache weckte im ganzen

Ostraum das sprachliche Bewusstsein der Nachbarvölker. Von der geistlichen Bildung her wurde im eigenen Lande die weitherzigste Sprachpflege angeregt. König Friedrich I. hat es dann geradezu ausgesprochen, er rechne es sich zum Ruhme an, dass seinem Zepter Leute fremder Zunge untertan seien. Die Kirche wandte sich den anderen Nationalitäten mit seelsorgerlicher Verantwortung zu, sie trug für das Gemeinwesen die Aufgabe einer sittlichen Erziehung und übte eine keineswegs schwächliche Zucht. Diese Zugewanderten in der neuen Heimat wurden in anderthalb Jahrhunderten gerade durch die Anerkennung ihres Eigendaseins als Glieder der evangelischen Gemeinde zugleich auf das engste an die deutsche Volksgemeinschaft dieses Landes gebunden. Und der preussische Staat des neuen Königtums war sich dieser Haltung bewusst, die Krone wurde bei ihrer Einsetzung mit der Idee königlicher Gerechtigkeit verbunden, und man wollte darin das Neue sehen, was die preussische Reformation im Gegensatz zur Ordensherrschaft gebracht habe, Gemeinschaft des Untertanenvolkes an Stelle der Unterdrückung durch eine mönchische Minderheit.

Das war an der Schwelle des Absolutismus. So sehr man nun die Staatsform des 18. Jahrhunderts für später sichtbare Gebrechen des politisch-gemeinschaftlichen Daseins zur Verantwortung ziehen mag, diese gedeihliche Entwicklung hat sich gerade damals vollendet. Als Friedrich Wilhelm I. das grosse »Reetablissement« in Ostpreussen durchführte, die neue Siedlung und Verwaltung, da hat er gewiss mit Schärfe ausgesprochen, dass er deutsche Menschen ins Land bringen wolle, er hat sogar gedroht, die Litauer und Masuren hinauszuwerfen, wenn sie sich nicht der Forderung tüchtiger Wirtschaft und treuen Dienstes fügten. In dieser Bedingung liegt jedoch das Wesentliche. Für den Soldatenkönig war das Deutschtum im Osten die erzieherische Kraft, die seinen Staat und die Volksgemeinschaft formen musste. Daran liess sich nicht rütteln, darum auch verlangte er einen Unterricht in deutscher Sprache. Aber wie gerade unter ihm die Pietisten die religiöse Unterweisung in der Muttersprache erst recht entwikkeln konnten, so ist auch die neue Siedlung nicht unter Ausschluss der Einheimischen in den anderssprachigen Gebieten durchgeführt worden. Wer tüchtig schien, dem ist der altpreussische Staat mit grossem Vertrauen begegnet. Auch beruht die Grösse des Königs darin, dass er nicht nur wirtschaftliche Leistung, sondern wahre Gemeinschaft erwecken wollte, nicht nur »bauen und bessern das Land«, sondern

»Christen machen«, wie er sich ausdrückt. Der Landesvater sieht sein Staatsvolk als Gemeinschaft und Gemeinde.

Bei Friedrich dem Grossen ist das bewusste reformatorische Christentum des Fürsten aus der Volkstumspolitik ausgeschieden, doch hat er die Überlieferung fortgeführt, wie sie war. Ja die neuen grossen Erwerbungen, Schlesien und Westpreussen, beides damals überwiegend deutsche Landschaften mit einer anderssprachigen Teilbevölkerung, sie sind nach diesen Grundsätzen der Monarchie eingegliedert worden. In Oberschlesien gab es zu jener Zeit keine polnische Frage, höchstens eine österreichische oder katholische, und auch die Kirche machte keine nationalpolitischen Schwierigkeiten. Wenn Friedrich für seine schlesische Siedlung den Wunsch aussprach, deutsche und polnische Bauern durcheinander zu siedeln, so leitete ihn dabei auch der Gedanke des deutschen Erziehungsberufs. Sogleich wurde die Volksschule als vordringliche Staatsaufgabe erkannt und damit dem Oberschlesier überhaupt erst die wirtschaftliche und sittliche Bildungspflege gebracht. Die Forderung des deutschen Sprachunterrichts wurde mit der Wohlfahrt, mit der Anteilnahme am gesamtpreussischen Leben begründet, aber nicht auf Ausrottung der polnischen Mundart abgezielt; hingegen wurde der Deutschunterricht an Stelle des von der Kirche auch auf dem Lande geförderten Latein gesetzt.

In Westpreussen wiederum hat der alte Fritz ganz wie sein Vater das Deutschtum als staatstragenden Volksteil ausdrücklich bezeichnet, er hat aber zugleich von seinen Beamten verlangt, dass sie Polnisch können müssten. Trotzdem sind hier bereits die Anfänge eines Nationalitätenkampfes vorhanden, denn allerdings wendet sich Friedrich von vornherein nicht nur gegen jene Teile des polnischen Adels die sich seiner Wohlfahrtspolitik entziehen, sondern gegen die Bestrebungen einer Abschüttelung der preussisch-deutschen Herrschaft. Damit taucht zuerst aus dem Erbe der polnischen Teilungen für Preussen die Gefahr eines politischen Volkskampfes gegen den Staat auf, sie verband sich schon damals mit dem Problem des polnisch-katholischen Klerus im evangelischen Gemeinwesen. Erst durch die zweite und dritte Teilung Polens sollten diese Schicksalsfragen wirklich entscheidende Geltung für den preussischen Staat erlangen. Unter Friedrich gerade hat die Gerechtigkeit des Königs ihre gemeinschaftsbindende Kraft so vollendet, dass er von einer preussischen Nation sprechen konnte. Mit Recht sah er diese Einheit in seiner Armee gegeben

deren Geist und Zucht das Ganze am stärksten band und gerade die besten wie die ungebärdigsten Kräfte der eingegliederten Völkerschaften für die gemeinsame Sache gewann. Noch in einer Jugendschrift Friedrich Ludwig Jahns finden wir den Patriotismus im »preussischen Reiche« gepriesen, der an die Hingabe gemeinsamen Königsdienstes band, und dort ist auch die Wurzel dieser Bindung bezeichnet, da er von den »preussisch-Litauern« spricht, denen der Staat ihre Sprache gab und ihre Treue dafür gewann. Das galt ohne jede Antastung der Wirklichkeit, die mit Preussens deutschem Charakter und Beruf gegeben war.

3.

In diesen Zeiten haben sich auch die Grundlagen Alt-Österreichs gebildet. Über Schlesien ist nicht nur der grosse Streit gegangen, wir finden für unsere Frage auch eine fruchtbare Verbindung in der Person jenes Abtes Felbiger, der das preussische Volksschulwesen Schlesiens einrichten half und dann der Urheber von Maria Theresias allgemeiner Schulordnung wurde. Die Bedeutung dieses Werkes für die sprachliche und geistige Entfaltung der Völkerschaften Österreich-Ungarns ist gross genug. Das Wechselspiel der Kräfte und Bestrebungen lässt sich etwa bei der ungarischen Siedlung erkennen. Sie ist nicht mit einer Germanisierungsabsicht verbunden, wohl aber wird das deutsche Bauerntum als das eigentlich führende und bildende Glied in der Aufbaugemeinschaft betrachtet. Das deutsche Schulwesen entsteht auch im Banat, aber zugleich nach seinem Bilde, getragen von der eigenen orthodoxen Kirchengemeinschaft, das serbische und teilweise das walachisch-rumänische. Noch wirkt jene christlich-abendländische Idee des deutschen Kaisertums, wenn zuerst im eroberten Belgrad die Deutschen die Vormauer der Christenheit bilden sollen; doch hat sich davon eigentlich nur ein gewisser soldatischer Vorrang der deutschen Sprache an der Militärgrenze erhalten. Schon entwickeln sich die Ansätze der magyarischen Staatlichkeit. Sie deuten nicht nur auf eine Begrenzung des Deutschtums im Südostraum sondern gleichzeitig auf die Gefährdung der anderen Völkerschaften.

Der Übergang der Schulverwaltung im Banat an die ungarischen Behörden gefährdet nicht nur das deutsche Schulwesen, sondern auch das eigenständige Erziehungsrecht der serbischen und walachischen Nation, wie der Ausdruck damals hiess, zugunsten einer beginnenden staatlichen Magyarisierung. Dieses Problem, gegeben in der ständisch-staatlichen Gliederung des dynastischen Habsburgerreichs, ist erst

durch den Rückschlag unter Josef II. ganz sichtbar geworden. Maria Theresia hat mit voller Anerkennung des Magyarentums die natürlich gewachsene Stellung des Deutschen im Aufbau Ungarns gewahrt und gemehrt. Wie damals die Sprachenfrage für den Gesamtstaat gewertet wurde, das zeigt praktisch die Behandlung Böhmens. Dort war zu Beginn der österreichischen Herrschaft der tschechische Nationalismus zur sprachlichen Entrechtung des Deutschtums vorgeschritten, und abgesehen von den schlesischen Randgebieten konnte das erst nach der Schlacht am Weissen Berge geändert werden. Damals wurde auch nicht germanisiert, aber die Brechung der Ständemacht gab dem Fürsten die Möglichkeit, die Gleichberechtigung der deutschen Sprache durchzusetzen. Im 18. Jahrhundert schien das Tschechische ganz abzusinken. Da hat die Kaiserin grundsätzlich den Wunsch nach Pflege der Landesmundart ausgesprochen und zugleich die Förderung besserer Kenntnis des Deutschen bei der Bevölkerung verlangt. Die Doppelseitigkeit entspricht dem preussischen Beispiel Friedrichs durchaus. Die »Nebeneinführung der deutschen Sprache« wurde im Staatsrat für die ganze Monarchie damit begründet, dass der Staat dahin streben müsse, »ein Volk zu werden«. Und unmittelbar dabei wurde versichert, es dürfe von keinem Zwange oder Unterdrückung des Bodenständigen die Rede sein. Als dann Josef II. diese Grenze überschritt, musste sich erweisen, wieviel schwieriger die deutsche Führung in solchem föderativen Nationalitätenstaate war, und dass die absolutistische Gewalt und äussere Gleichmachung das Deutschtum, verglichen mit Preussen, selbst gefährdete.

Auch Josef II. hat seine Einführung der deutschen Sprache ausdrücklich vor dem Vorwurf gewaltsamer Entnationalisierung verteidigt. Sie richtete sich an der entscheidenden Stelle ja nicht gegen das Ungarische selbst, sondern gegen die lateinische Amtssprache, in der sich die magyarische Nationalitätenherrschaft ausprägte. Damit aber hat der Kaiser geradezu den ungarischen Sprachnationalismus ins Leben gerufen. Der schon bestehenden Überlieferung gemäss wollte er die Nationalitäten Ungarns, Walachen und Serben auch vor der Gewaltherrschaft des magyarischen Adels schützen, da trafen sich seine sozialen Reformen mit den nationalen Bedürfnissen. Germanisieren lag ihm so fern, dass er den bestehenden Rechtsschutz des siebenbürgischen Volksbodens zugunsten der Gleichheit aller Staatsbürger aufhob und damit die bedeutendste deutsche Vorpostenstellung in den Daseinskampf hineinstiess. Aus dem Scheitern Josefs II.

ist die nationalstaatliche Wendung des ungarischen Adels entstanden, wie die Anfänge der tschechischen Nationaldemokratie eben damals unter hochadliger Förderung zu keimen begannen.

4.

Kein Geringerer als Herder hat beim Tode des Kaisers die Tragik des wohlwollenden Absolutismus gedeutet, der aus Ungeduld des Bessermachens das Wachstum der Gemeinschaft zerstört. »Wahrlich«, sagte er, »wie Gott alle Sprachen der Welt duldet, so sollte auch ein Regent die verschiedenen Sprachen seiner Völker nicht nur dulden, sondern auch ehren.« Das ist wie ein Rückblick auf den eben beschriebenen Zeitraum. In seinem Aufsatz »Preussische Königskrone« nimmt er die Gedanken jener völkischen Gerechtigkeit des Königs von Preussen auf, um daran dann Erwägungen über den Zusammenhang mit Österreich zu knüpfen. Sie beide sollen die deutsche Mittelmacht darstellen, welche die Freiheit der Völker Europas vor der russischen oder französischen Übergewalt schützt. Er begründet diese deutsch-mitteleuropäische Berufung mit einem Hinweis auf das Wesen des germanisch-deutschen Urvolks, welcher einerseits an Fichtes berühmte Reden, andererseits an das heutige völkische Bewusstsein Deutschlands gemahnt. So ist Herders Stellung ja nicht rückwärts gewendet, vielmehr wird er zum Erwecker der Volkstumsidee im Osten.

Mit nur allzu williger Bereitschaft zur Kritik an der deutschen Vergangenheit selbst hat Herder die geschichtliche Bedeutung der slawischen Nationen entdeckt und idealisiert. Er verkündet mit jenem höheren Bestande aufklärerischen Denkens, der ihm eigen ist, dass Nationalität und Humanität zusammengehören, dass echte Kultur auf dem sprachlichen Volkstum beruht und die menschliche Gemeinschaft den Völkerfrieden bedeutet. Herder hat derart nicht den Nationalitätenkampf zu entfesseln gemeint, nicht die nationalrevolutionäre Irredenta und den unterdrückenden Nationalstaat. Seine Lehren aber stehen am Eingang einer Zeit der Krise, die mit der Französischen Revolution beginnt und im Osten durch die zweite und dritte polnische Teilung ausgelöst wird, deren Verlauf wir vom Standpunkt des Deutschtums über die Revolutionen von 1848 bis zur kleindeutschen Einigung und zum österreichischen-ungarischen Ausgleich 1867 verfolgen können.

Es geht unmittelbar voran der bemerkenswerte Plan Graf Hertzbergs, des letzten Ministers vom grossen König her, durch das Bündnis zwischen Preussen und Polen zu einer sinnvollen Abgrenzung und

Ausgleichung der geschichtlichen nationalen Gebilde zwischen Preussen, Österreich, Russland und der Türkei zu gelangen. Nach dem Scheitern blieb nur die sicher verhängnisvolle Lösung einer zweiten und dritten Teilung Polens, wobei nun Preussen die grosspolnischen völkischen Kerngebiete mit Warschau erhielt, von denen nur Posen einen wesentlichen deutschen Volkstumsbestand aufwies. Hier mussten die Voraussetzungen der königlich-preussischen Volkstumspolitik fragwürdig werden. Die Leistung der preussischen Verwaltung blieb bedeutend genug, und sie hat auch keineswegs das Polentum unterdrückt, sondern in »Neu-Ostpreussen« den Versuch gemacht, sich ein polnisch-bodenständiges Beamtentum heranzuziehen aus jener Adelsschicht, die man gleichzeitig durch das Heer an die Idee Preussen zu binden bestrebt war. Die Wohlfahrtspolitik und der erzieherische Einsatz des Deutschtums bekam wohl immer stärker einen wirtschaftlich nutzhaften Zug, dem jene geistig-sittliche Bindung doch abgehen musste. Und alle Leistung des Staats hat nicht verhindern können, dass die nationalrevolutionäre Gärung, welche die Verknüpfung des polnischen Freiheitskampfes mit den Ideen der Französischen Revolution bewirkt hatte, fortdauerte und beim Einbruch Napoleons zum polnischen Aufstand von 1806 führte. Daraufhin wurde im Kreise der Staatsmänner zu Beginn der preussischen Reform eine Erörterung über die polnische Frage geführt, in welcher die Gegensätze und Lösungsversuche des 19. Jahrhunderts ihren Vorklang finden. Die Nassauer Denkschrift des Freiherrn vom Stein gibt der preussischen Überlieferung einen neuen Sinn und eine Wendung zu neuen Zielen. Er knüpft die Nationalitätspolitik an den Gedanken der Bauernbefreiung, der gerade im Zusammenhang der ehemals polnischen Gebiete bei ihm eingeführt wird, und der Selbstverwaltung. Er greift die landschaftlich-föderativen Gedanken Fürst Radziwills auf und stellt sich die Aufgabe, die Polen Preussens aus ihrem inneren Verfall zur tüchtigsten Entfaltung ihres eigenen Volkscharakters zu erziehen und sie eben damit zu echten Gemeinschaftsgliedern der Monarchie zu erheben. Preussischer Patriotismus und polnisches Volkstum scheinen für Stein keinen Widerspruch zu bedeuten, gerade für ihn, dem der deutsche Beruf Preussens damals schon eigentlicher Lebenssinn war.

Eben in jenen Jahren wurde für den ganzen preussischen Osten die Herdersche Frage aufgeworfen. Der Berliner Superintendent Zöllner, der 1804 »Ideen über Nationalerziehung« veröffentlichte, suchte die Notwendigkeit der erzieherischen Gemeinschaftsbildung aller Un-

tertanen und Völkerschaften Preussens in einem lebendigen Nationalgeist darzutun. Die deutsche Sprache, als die zugleich allgemeinste und gebildetste des Vaterlandes, müsse in allen Teilen eingeführt werden. Zöllner war sich dabei bewusst, mit der Sprache die führende Gesinnung deutschen Volkstums aufzuprägen. Von gewaltsamer Durchsetzung ist auch hier keine Rede, und es soll die Muttersprache nirgends ausgerottet werden. Aber man empfand es jetzt doch als untragbar, dass die bisherige Volksschulbildung Menschen weiter Gebiete des preussischen Landes überhaupt ohne wirkliche deutsche Sprachkenntnis habe aufwachsen lassen. Man sah mit Recht die staatsbürgerliche Gemeinschaft selbst dadurch gehemmt. Zöllner meinte die Wenden und die litauisch redenden Ostpreussen als die zugleich fortschrittsfeindlichen und deutschfeindlichen Primitiven bezeichnen zu sollen, deren Erziehung die dringlichste Aufgabe des preussischen Schulwesens sein müsse; im polnischen Sprachbereich schien ihm die Einfügung des Deutschen reibungsloser und rascher gegeben. Aber dann erwies es sich, besonders als mit dem Erlebnis des Freiheitskrieges die nationale Bewegung den preussischen Osten in der Tiefe ergriff, dass das Bestreben der Regierung, einen guten Deutschunterricht in die Volksschulen der Litauer, Masuren und Wenden einzuführen, nicht nur auf keinen Widerstand stiess, sondern von der Bevölkerung bereitwillig aufgenommen wurde. Die evangelischen Pastoren haben mit einigem Eifer darüber gewacht, dass der Religionsunterricht nicht durch Sprachzwang innerlich verkümmere und dass niemand in seiner Muttersprache gekränkt werde. Derart ist jede gewaltsame Germanisierung vermieden worden, der Vorgang innerer Eindeutschung, freiwilligen Bekenntnisses wurde umso deutlicher. Schon nach Abschluss des ersten Jahrhundertviertels wurde der nichtdeutsche Militärgottesdienst, für den vorgesorgt war, nur mässig von den Rekruten besucht. Das preussische Bekenntnis der Bevölkerung bestätigte das Gemeinschaftswerk der Könige.

Inzwischen aber war die Sprachenfrage infolge der polnischen Angliederungen viel weiter und tiefer wirksam geworden. Noch in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts entstand eine lebhafte Nachforschung und Erörterung zwischen Oberschlesien, Posen und den grosspolnischen Gebieten über die Erziehungsgrundsätze und die Bewertung der Sprachen. In diesem Zusammenhang hat der reformierte Pfarrer und spätere Schulrat in Oberschlesien Joh. Sam. Richter seine Schrift von 1797 über den oberschlesischen Landmann als

Mensch, Christ und Bürger gesehen, worin er die soziale Befreiung und die sittlich-geistige Bildung forderte, eine Schrift, in der aufklärerische und auch Herdersche Züge mit ganz praktisch-örtlichen Gedanken verbunden sind. Richter glaubt an die Erziehung in der Muttersprache und will den polnischen Unterricht in Oberschlesien. Gerade so hofft er einen vollen pädagogischen Erfolg und die wirkliche Einfügung in die staatliche Lebensgemeinschaft sichern zu können. So sehr er von aufklärerischem Optimismus und Fortschrittsgedanken, von humanitärer Kritik gegen die bestehenden Zustände erfüllt ist, wäre es doch unrecht, ihm den Patriotismus oder auch nur den deutschen Sinn zu bestreiten. Es ist die äusserst gesteigerte Objektivität humanitärer Auffassung vom Beruf der deutschen Herrschaft in diesem Lande, insofern freilich über das ostpreussische Beispiel hinaus gesteigert, als nicht die gegebene Mundart allein geehrt, sondern geradezu das Hochpolnische eingeführt werden soll und zwar mit Hilfe der grosspolnischen Landesteile, da dies von deutschen Lehrern nicht wohl zu verlangen war.

Als nach 1815 von dem grosspolnischen Staatsteil nur noch Posen bei Preussen geblieben war, bekamen die Dinge wieder ein schlichteres Ansehen. Die Frage nach dem Nationalgeist wurde auch für Schlesien mit der preussisch-deutschen Erhebung neu gestellt. Die Schulmänner Benda und Holenz, die Beamten Massow und Hippel waren keine Verfechter gewaltsamer Entnationalisierung, aber sie sahen die unglückliche Zwischenstellung des Oberschlesiertums, das kein Polentum war und auch nicht lebendig am preussisch-deutschen Werden Anteil nahm. Sie vertraten eine klare Förderung der deutschen Sprache neben der heimatlichen Mundart, eine Verdeutschung nur, soweit sie sich natürlich und freiwillig aus der Kraft der deutschen Leistung ergeben sollte. — Es war auch ein Mann der preussischen Reform und des deutschen Freiheitskampfes, ein Mann zugleich der geistigen Bildung und des völkischen Sprachbewusstseins, wie es Herder, Schlegel und Humboldt vertraten, der den Standpunkt der preussischen Regierung festgelegt hat. Der Kultusminister v. Altenstein wollte mit seinem Erlass von 1822 für Posen sich grundsätzlich zur ganzen Erörterung, wie sie von Oppeln bis Gumbinnen im Gange war, erklären. Das Ziel wird hier bezeichnet als »ein allgemeines Verstehen der deutschen Sprache«, hingegen wird es ausdrücklich abgelehnt, »die ganze (poln.) Nation zwar allmählich und unmerklich, aber nichtsdestoweniger so vollständig wie möglich zu germanisieren«

Religion und Sprache seien die »höchsten Heiligtümer einer Nation«, und eine Regierung, die hier Zwang übe, schaffe sich nur schlechte Untertanen. Der ganze Erlass, und noch mehrere dieser Art aus der zwanziger und dreissiger Jahren, ist von ernster Hinwendung zum andersstämmigen Mitbürgertum bestimmt.

Für Oberschlesien wurde die Erziehungspolitik Richters durch den katholischen Schulrat Bogedain fortgesetzt und ausgebildet. Er hat den polnischen Unterricht gefördert, bekannte sich aber zum Deutschtum, er war 1848 von Posen nach Oberschlesien gekommen, weil er nicht in einem nationalpolnischen Staatswesen leben wollte, wie er es dort werden sah. So sehr wir den Zusammenhang der schlesischen Fragen mit dem gesamten Polenproblem des preussischen Ostens hier gegeben finden, so wenig gab es eine polnische Frage oder ein polnisches Unabhängigkeitsbestreben in Oberschlesien. Die Grosszügigkeit des preussischen Staats, der Idealismus seiner Erzieher barg Gefahren für eine kommende Zeit des allgemeinen nationalrevolutionären Kampfes, einstweilen gewann sie dem preussischen Staate treue Untertanen andrer Zunge und dem deutschen Volke Bekenner gemeinsamer politisch-kultureller Nationalität.

Jener Altensteinsche Erlass zeigt, mit welcher idealistischen Bewusstheit Preussen damals die in Ostpreussen und Oberschlesien geschichtlich wirksamen Grundsätze der Volkstumspolitik auch auf die altpolnischen Teile Posens anzuwenden bestrebt war. Nicht unredlich hatte die Proklamation von 1816 dem Polentum ein Vaterland ihrer Sprache und Art unter der preussischen Krone verheissen. Mit äusserster Selbstbescheidung des Deutschtums ist unter Heranziehung des polnischen Adels regiert worden, und erst der polnische Aufstand von 1830, der den verschwörerischen Hang weiter Kreise dieses Adels zeigte, bewirkte auch eine militärisch und verwaltungspolitisch gerichtete Stärkung der deutschen Stellung Preussens in dieser grossenteils deutsch besiedelten und von deutschen wirtschaftlichen Kräften erschlossenen Landschaft. Aber gerade die Flottwellsche Germanisierung ist keineswegs von völkischem Bewusstsein durchdrungen. Sie knüpft vielmehr an die Gedanken Theodor v. Schöns an, welcher grundsätzlich den Staat als Kulturmacht über die Nationalität stellen will. Aus dem Erziehertum der Deutschen wird die Lehre von der zivilisatorischen Mission des Deutschtums.

Die Behauptung einer überlegenen Zivilisation mochte wohl das deutsche Selbstbewusstsein steigern, sie hat sich auf die Dauer als

politische und geistige Schwäche des völkischen Lebensgefühls und zugleich als Hindernis der unmittelbaren Begegnung und Auseinandersetzung mit dem nachbarschaftlichen Volkstum erwiesen.

Worum es sich in dieser Begegnung handeln musste, das haben die Polen selbst bereits ausgesprochen, als sie im posenschen Landtag 1843 gegen die neue preussische Versöhnungspolitik den Begriff des preussischen Patriotismus ablehnten und ausdrücklich auf die Preussisch-Litauer und Preussisch-Wallonen hinwiesen, denen sie nicht gleichen wollten, deren Sprachrecht ihnen schon als Entnationalisierung erschien. Der preussische Staat selbst, der in Ost und West eine übernationale Herrschaftsform sein wollte, wurde damit bestritten. Nicht die weitgehende Selbstverwaltung im Grossherzogtum Posen konnte dann mehr genügen, sondern nur der eigene Nationalstaat. Das posensche Deutschtum sollte sich einem polnischen Lande assimilieren.

Man sieht, wie hier die politische Idee der Französischen Revolution dem Herderschen Volkstumsdenken entgegentritt. So wurde freilich der Volkstumskampf unvermeidlich. Bemerkenswert ist seine Form auf dieser Stufe. Wir sehen, wie gerade die Anfänge des wirtschaftlichen Gemeinwesens der Polen durch Marcinkowski, die Entstehung einer bürgerlichen Schicht unter freundnachbarlicher Förderung des altgesessenen und eingezogenen deutschen Bürgertums gediehen. Das war nicht Blindheit, sondern Gesinnung, war auch nicht Schwäche. Denn dieses Bürgertum hat 1848 den grössten Teil des Landes kämpfend behauptet, als die Berliner Regierung vor dem polnischen Aufstand zurückgewichen war. Nachdem sich das Polentum als nationalrevolutionäre Macht enthüllt hatte, ist der preussische Staat zu einer allerdings nicht immer folgerichtigen Politik der Selbstbehauptung übergegangen. Aber wir haben das Zeugnis eines so klar wollenden und führenden Mannes wie des Oberpräsidenten Horn aus den 60er Jahren für die grosse Achtung und den unbedingten Gerechtigkeitswillen, mit dem er dem Polentum gegenübertrat, indem er die politische und geistige Eindeutschung des Gebietes auch als ein tragisches Schicksal für die nationalstaatlich bekennenden Polen begriff.

5.

Die Krise des Nationalitätenstaats in Österreich ist einen anderen Weg gegangen. Nach dem Scheitern Josefs II. hat sich gerade in den Zeiten Metternichs und seines rationalistisch-konservativen Mitteleuropasystems der nationalstaatliche Herrschaftswille in Böhmen und

Ungarn entwickelt. Schon hat die tschechische Volkstumsbewegung, ganz aus dem Erbe Herders und der deutschen Romantik hervorgegangen, den Anspruch des »historischen Staatsrechts« geltend gemacht, schon hat das geistige Deutschtum in Böhmen sich gegen den Entnationalisierungswillen der Tschechen wehren müssen. Als dann in der liberalen und nationaldemokratischen Revolution von 1848 die slawische Bewegung aufbrach, haben die Tschechen freilich Gesamtösterreich verteidigen helfen, zum Teil, weil sie Deutschböhmen nur so am Anschluss nach Deutschland glaubten hindern zu können, zum Teil auch, weil sie die deutsche Führung der Monarchie zur Wahrung der slawischen Rechte gegen Ungarn einsetzen wollten. Ungarn ist damals in einer national-aristokratischen Revolution losgebrochen, welche nicht nur ein Freiheitskampf war, sondern zugleich ein Wille zur Unterdrückung der nichtmagyarischen Sprachen und Volkstümer auf ungarischem Boden. Der an Herder und der Romantik genährte edle Volkstumswille Szechenyis wurde früh aus einer berechtigten freiheitlichen Erhebung , aus einer Besinnung des magyarischen Adels auf seine Bindung an das Volksganze zu jener Lehre vom alleinigen Herrschaftsrecht der magyarischen Sprache im Reiche der Stefanskrone, das kein Vaterland der schicksalsverbundenen Völkerschaften bleiben durfte. Damals wurde der slawische und rumänische Hass gegen die Magyaren geweckt, damals aber auch empfing das Deutschtum seine Quittung für die Rettung aus der Türkenzeit und den Wiederaufbau Ungarns, indem das eingesessene deutsche Menschentum als fremd und feindselig verfolgt wurde.

Gerade nun aus der Unterdrückung des ungarischen Aufstandes zugleich mit dem Niedergang der innderdeutschen liberalen Bewegung schien dem Hause Habsburg noch einmal der deutsche Beruf einer mitteleuropäischen Gestaltung zuzufallen. Dass die Auflehnung gegen die habsburgische Herrschaft mit der Erklärung des Volkskampfes gegen das Deutschtum verbunden gewesen war, führte in den Zeiten Fürst Schwarzenbergs zu einem germanisierenden Zentralismus josefinischer Art. Gleichzeitig wurde noch einmal die österreichische Vorherrschaft über Deutschland mit politischer Strategie gegen Preussen versucht. Diese Diplomatie und Bürokratie war anfangs entschlossener und politisch von viel grösserer zupackender Kraft als Metternichs Regime, sie war freilich von Anfang an trotz aller Siege Radetzkys unheilbar krank im Kampfe gegen die geschlossene und politisch revolutionäre italienische Nation in Lombardo-Ve-

netien. Doch unter der Selbstherrschaft Franz Josefs nach dem Tode Schwarzenbergs ist in den fünfziger Jahren noch einmal eine bedeutende Planung vertreten worden. Ihr Vorkämpfer war der Handelsminister Bruck, ein evangelischer Grossdeutscher und geistiger Erbe Friedrich Lists. Er wollte den Gesamtraum von der Nord- und Ostsee bis an die Adria zu einer wirtschaftlich-politischen Verbindung einigen, welche den weltwirtschaftlichen Machträumen Russlands und Englands ebenbürtig gegenübertreten könne. Leidenschaftlich hat Bruck die Erhaltung eines gesamtdeutschen Reichs gegen die kleindeutsche Nationalstaatspartei verfochten. Und er wollte das Deutschtum in der österreichisch-ungarischen Monarchie zum Träger des Zusammenhangs, vor allem zum Urheber der wirtschaftlichen gemeinsamen Entwicklung machen. Er hat hervorgehoben, wie sehr alle diese Völker geschichtlich und gegenwärtig von der deutschen Kultur lebten. Aber zugleich war es Bruck, der den Gedanken sprachlicher Germanisierung von sich wies: gerade die Eigenständigkeit, die geistige und politische Freiheit der benachbarten Nationen im gemeinsamen Reichsraum sei die Voraussetzung der Entfaltung dieses Ganzen, und die Grösse der deutschen Führung und Leistung beruhe auf solcher eigenständigen Freiheit. Es ist wahrhaft tragisch, dass Bruck, dessen völkischer Freiheitssinn für die nationalen Rechte Italiens eingetreten war, durch die Katastrophe des italienischen Krieges von 1859 um den Erfolg seines Lebens gebracht und bald in einen frühen Tod getrieben wurde.

Diese Niederlage Österreichs hat die innere Umbildung zum föderativen Parlamentarismus hervorgerufen, ihr ist die deutsche Scheidung von 1866 gefolgt und dieser wiederum der ungarische Ausgleich, der den Magyaren ihren Nationalstaat in der habsburgischen Personalunion und lockeren Gesamtreichsgemeinschaft schenkte. Aus den nun abermals erwachten Nationalitätenkämpfen Böhmens ging 1869 jene merkwürdige Schrift des alten Achtundvierzigers Adolf Fischhof hervor: »Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes«. Hier wird ein föderatives Österreich mit den ständisch-landschaftlichen Freiheitsrechten seiner Nationalitäten dem nationalstaatlichen unterdrückenden Imperialismus Frankreichs und Russlands gegenübergestellt. Das Deutschtum selber soll sich als Träger der Humanität die Zuneigung der benachbarten Völker erwerben. Auch Fischhof sieht eine deutsche Kulturmission im Südosten als unverlierbares Erbe, auch er will den mitteleuropäischen Gesamtbund unter deutscher Führung.

Aber gerade in seiner Gedankenführung drückt sich aus, wie sehr das Deutschtum seit der Trennung von 1866 in die Verteidigung gedrängt ist. Von Germanisierung könne schon deshalb in keinem gefährlichen Sinne die Rede sein, sucht er die Slawen zu beschwichtigen, weil ja die Deutschen nur ein Viertel der Bevölkerung Österreichs (ohne Ungarn) ausmachten.

6.

Es war der Preis für Bismarcks Einigungswerk am deutschen Staat, der hier im Volksraum gezahlt werden musste. Aber bemerkenswert erscheint uns doch heute der Zusammenhang, der hier im Geschick volkstumspolitischer Entwicklung zwischen Preussen und Österreich besteht. Ich ging davon aus, wie beide in ihrer Eigenstaatlichkeit das Erbe der Reichsidee fortgebildet haben. Wollte nicht Bruck die deutschösterreichische Vormacht in ganz Mitteleuropa denselben Weg führen, wie ihn Preussen bis dahin gegangen war; eine Gerechtigkeit der Krone, deren Wesen als völkischer Beruf und Krafterweis zugleich übervölkische Führung und Gemeinfreiheit war; eine Reichsstellung des Deutschtums, die nicht Entnationalisierung sondern gemeinnützige Leistung und Erziehung der raumverbundenen Völkerschaften zu ihrer eigenständigen Wohlfahrt sein sollte.

Das entsprach freilich nicht mehr der volkspolitischen Wirklichkeit der Zeit um 1870. Um sie zu verstehen, wollen wir an zwei Beispielen betrachten, wie weit jenseits der Grenzen des Deutschen Reiches deutsches Volkstum schon vereinsamt und umstellt um die Wahrung seiner geschichtlichen Stellung zu ringen gezwungen war. Siebenbürgen hatte die schwere Bedrohung der josefinischen Politik mit Mühe überstanden. Aber schon damals hatte Samuel von Brukenthal, der Vorkämpfer des Sachsenstammes gegen die Wiener Bürokratie und den Budapester Nationalismus, darauf hingewiesen, dass die Deutschen ein anderes Volkstum im eigenen Lande nicht nur abwehren, sondern auch pfleglich und nachbarlich annehmen sollten, nämlich die Rumänen. Neben den drei Nationen, auf deren Gleichberechtigung die siebenbürgische Landesgemeinschaft gebaut war, den Ungarn, Sachsen und Szeklern, hatte sich das eingewanderte walachische Element mit wachsender biologischer Kraft entfaltet, es war durch seinen eigenen griechisch-orthodoxen Glauben zusammengehalten und mit dem Rumänentum jenseits der Grenze verbunden, der Versuch einer staatlich geförderten griechisch-katholischen, uniierten Sonderbildung war nicht geglückt. Das Rumänentum hatte sich an der hohen Schulbildung im Sachsenlande allmählich selbst geistig zu entwickeln begonnen, es

bedrohte den sächsischen Volksboden und stand doch bald gemeinsam mit den Deutschen gegen die magyarische Unterdrückung, es lebte dabei auf dem siebenbürgisch-deutschen Volksboden als Unterschicht mit Sonderrecht. Im Sturmjahre 1848 ist dann auch hier die Stunde des Kampfes gekommen. Der Pfarrer und Lehrer Stefan Ludwig Roth wurde damals zur Verkörperung des sächsischen Stammesschicksals. Schon 1842 hatte er in einer Schrift über den siebenbürgischen Sprachenkampf die Magyarisierung angegriffen und sich nicht nur für das geschichtliche deutsche Recht, sondern auch für den Anteil des Walachentums und seiner Volkssprache an der Heimat eingesetzt. Er hat später den Gedanken einer Einbeziehung des ganzen rumänischen Volksbereichs in den österreichischen Nationalitätenstaat erwogen. Als dann die Siebenbürger Sachsen, selbst treu zu Kaiser und Reich, vermittelnd zwischen der ungarischen Revolution und dem walachischen Aufstand gegen Ungarn standen, ist Roth zum Märtyrer der volkspolitischen Treue und Gerechtigkeit geworden. Die Magyaren haben ihn erschossen. Mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 aber ist dann Siebenbürgen auch endgültig dem ungarischen Staate einverleibt worden. Wohl gab es da zunächst ein freisinniges Sprachengesetz, aber es erfolgte auch sofort die Vernichtung der Nationsuniversität, des völkischen Bodenrechts, der ständischen Selbstverwaltung. Die Kirche wurde der organisatorische Raum, in dem die deutsche Kultur Siebenbürgens sich gegen die magyarische Bedrängnis seitdem behauptete.

Was die Nationsuniversität in Siebenbürgen war, das bedeutete dem baltischen Deutschtum sein Ständestaat. Hier freilich war es nicht die umfassende Selbstverwaltung eines allständischen Gemeinwesens, sondern der deutsche Stamm war durch das Schicksal seiner Siedlung zugleich Oberschicht von Adel und Bürgertum. Hier wie in Altpreussen hatte die Reformation zur pfleglichen Wahrnehmung der lettischen und estnischen Bauernschicht durch die Kirche geführt; lettisches Schrifttum war entstanden. Dann war zu Ende des 18. Jahrhunderts die Kritik dieses ständisch-kirchlichen deutschen Gemeinwesens gerade von innerdeutscher Seite geführt worden. Dem oberschlesischen Vorstoss eines Richter entsprach im Norden der Angriff Garlieb Merkels, der die aufklärerischen Züge bei Herder und dessen Ideologie von den kleinen Völkern mit den Gedanken der französischen Vorrevolution, Rousseau und Raynal, verband und damit zum geistigen Nährvater der lettischen Nationalrevolution geworden ist. Als dann die Bauernbefreiung, für welche Merkel gefochten, ver-

wirklicht wurde, da finden wir 1819 eine bedeutsame Aussprache unter den deutschbaltischen Pastoren und Lehrern. Wohl trat einer von diesen für die Germanisierung der Letten ein, »deren barbarisches Idiom der fortschreitenden Zivilisation geopfert werden müsse«, aber alle anderen widersprachen dem. Der Sprachenzwang, heisst es da, sei nächst dem Religionszwang der verwerflichste. Und nun finden sie sich unter verschiedenen Betrachtungsweisen zusammen in dem Bestreben, die »Heiligkeit des Volksartigen« für beide Seiten zu wahren, dass »dem Undeutschen die für ihn zum Recht erhobene Duldung nicht verkümmert werde — dem Deutschen als Schöpfer alles höheren Lebens auch hierin sein erworbenes Recht unbestritten bleibe«. Noch 1864 hat Georg Berkholz die Dinge so gesehen. Er hat den Nationalitätenkampf als rückschrittliche Barbarei abwehren wollen, er hat den geschichtlichen Standpunkt der deutschen Oberschicht gewahrt, dass die höhere Kultur der Landschaft eine deutsche bleiben müsse. Für ihn waren Letten wie Litauer und Masuren noch ein Bauernvolk, dem durch geschichtliches Schicksal die Grösse und Fülle zur Eigenständigkeit der Kultur und zur Herausbildung einer politisch-geistigen Ganzheit versagt sei, die deshalb auf die deutsche Führung angewiesen blieben. Aber in seiner Darlegung wurde auch schon die Möglichkeit von Veränderungen sichtbar. Das Deutschtum stand ja auch hier nicht nur einer von ihm selbst erzogenen Bauernschicht gegenüber, sondern zugleich dem russischen Reich, wo eben damals in den verhängnisvollen sechziger Jahren, der Panslawismus, als unterdrückender Zentralismus verwandt der westlichen Nationaldemokratie, durchbrach und von oben her die baltische Eigenständigkeit zu zerbrechen begann.

7.

Damit befinden wir uns bereits im Beginn des dritten Zeitraums, dem nur noch eine kurze Betrachtung gewidmet sein soll. Bismarck steht da zunächst im Mittelpunkt, seine Politik ist der tragische Versuch, die preussische Überlieferung zu bewahren und fortzusetzen und in gewissem Sinne zugleich die mitteleuropäische Gesamtstellung umgebildet wieder aufzubauen. Wir wissen, dass dieser Versuch im grossen aussenpolitischen Zusammenhang seines konservativen Dreikaiserbündnisses mit Österreich und Russland zwar für die ersten zwei Jahrzehnte der neuen deutschen Staatlichkeit den Schutz und Schirm gebildet hat, dann aber von seinen Nachfahren zur hoffnungslosen Ausgangslage des Weltkrieges missbildet worden ist, wie aus

seinem deutsch-österreichischen Bündnis dann die Bindung Deutschlands an alle Gebrechen des Habsburgerstaates wurde. Bismarcks Aussenpolitik nach der Gründung eines preussisch-deutschen Nationalstaats stand unter dem Zeichen der Sorge um den europäischen Frieden und der Bedrängnis Deutschlands durch die Nachbarn in West und Ost. So hat er das Eintreten für die Balten vermieden, so hat er die Deutsch-Österreicher ermahnt, den Gesamtstaat im Südosten erhalten zu helfen, weil er eine Stellung des Deutschtums sei; so hat er die Deutschen in Ungarn aussenpolitisch preisgegeben.

Aber wir finden auch schon 1872 sein Zeugnis, dass er in Posen den Boden des preussischen Staates selbst untergraben fühle, und aus dieser Sorge um die innere volkspolitische Zukunft kommt ihm der Polenkampf, den er dann in den 80er Jahren mit nationalliberaler Unterstützung hat führen wollen, die Ansiedlungspolitik. Freilich war er dabei von anderen Zielen bestimmt als die liberalen Verfechter des Nationalstaats und der Germanisierung. Bismarck hat es nachdrücklich bestritten, dass er den eingesessenen polnischen Bauern und Arbeiter vom Boden verdrängen und ihm seine Muttersprache nehmen wolle. Umso entschiedener hat er das Recht des deutschen Volksanteils im Lande vertreten und vor allem das Recht des preussischen Staates, sich gegen eine Unterwühlung seiner Grenzen zu sichern. Er suchte jenen preussischen Patriotismus der polnisch sprechenden Untertanen zu erneuern, wie ihn die preussische Armee in ihren Kriegen kannte, er mahnte mit Recht an die Wohlfahrt, welche der preussische Staat dem polnischen Bauern erst gegeben hatte. Von einer sozialen und nationalen Staatsgerechtigkeit aus wandte er sich gegen den nationalrevolutionären Adel und den zugleich nationalistischen und gegenreformatorischen Klerus. Die Lösung in Ostpreussen, in den kaschubischen Gebieten und — damals noch gültig — in Oberschlesien sah auch er als das wünschenswerte Gesamtziel.

Aber der Volkskampf war nicht mehr rückgängig zu machen. Ihn hat jenes polnische Bürgertum geführt, welches unter deutscher nachbarschaftlicher Förderung entstanden war, ihn deckte ein Klerus, für welchen der posensche Erzbischof zugleich Palatin und Verweser eines kommenden polnischen Staates war. Und er wurde schliesslich entscheidend bestimmt durch die Zusammenschlüsse der internationalen Politik gegen die Mittelmächte. Die Stellung des Deutschtums selbst, unter schwankender und schwacher Führung, war schliesslich auch von seiner inneren Schwäche im Osten vor dem Weltkriege bedingt. Allzu lange war die städtische Führung des

Deutschtums auf die Unterstützung des Judentums gebaut worden, das seine Plätze dann grossenteils den Polen einräumte oder endlich zu diesen überlief. Die ostdeutsche Landflucht konnte von der Ansiedlung nicht ausgeglichen werden. Der Versuch eines staatlichen bürokratischen Bodenkampfes musste zumal in seiner wechselnden grundsatzlosen Halbheit die heimischen Polen verbittern, ohne dem Deutschtum zu fruchten. Endlich stand alles am Vorabend einer allgemeinen Umwälzung, für die das damalige deutsche Reich völkisch nicht gerüstet war.

8.

Für Preussen-Deutschland handelte es sich damals um die Grenzfrage eines Nationalstaats, die Habsburger Monarchie hiergegen hatte nach 1866 den Versuch unternommen, sich als Nationalitätenstaat neu zu begründen. Tatsächlich wurde seitdem der gesamte Südosten das Feld eines allgemeinen, immer anarchischer gestalteten Volkskampfes, während der Staat Österreich aus seiner Not und seinem Versagen die Aufgaben und Grundlagen eines Nationalitätenrechts gebar. Ungarn ging andere Wege. Dort ist unter freiheitlicher Verfassung durch eine unterdrückende und beschränkende Verwaltung die Entnationalisierung mit dem Ziele eines einheitlich ausgeglichenen Magyarenstaats so fortgeführt worden, dass ein gut Teil Vorgeschichte des Weltkriegs darin beschlossen lag. Die südslavische und die rumänische Freiheitsbewegung lehnte sich dagegen auf, und für die eingesessenen Deutschen konnte ihre teilweise Abtrennung durch die Zerstückelung Ungarns in Trianon nicht der Verlust einer mütterlichen Heimat und gerechten Obrigkeit, sondern höchstens der Wechsel von einer Fremdherrschaft zur anderen sein.

Anders in Österreich. Hier bildete der Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes von 1867 den Ausgangspunkt, worin die Gleichberechtigung aller Volksstämme in den österreichischen Erblanden und ihrer Sprachen ausgesprochen wurde. An die Bestimmung und Wertung der jeweiligen Landessprachen und ihrer Gebiete musste sich der langwierigste und wirrste Streit anknüpfen, dennoch war hier allein ein wirklich fruchtbarer Ansatz zur gerechten Gemeinschaft der Völker im politisch verbundenen Raum.

Es handelte sich ja garnicht allein um das Verhältnis des Deutschtums zu den von seinem Staate mitbeherrschten Volksstämmen, sondern gleichzeitig im höchsten Grade um die vom deutsch geführten Staate zu schlichtenden Auseinandersetzungen zwischen nichtdeut-

schen Nationalitäten untereinander. So ging im Küstenland der Kampf zwischen Slowenen und Italienern, so war unter der weitgehenden polnischen Selbstverwaltung in Galizien der österreichische Gesamtstaat eine Zuflucht des Ruthenentums. Man wird sagen dürfen, dass die österreichische Verwaltung, gerade hierbei oft von deutschen Beamten geführt, etwa in Südtirol und Steiermark durchaus versucht hat, dem Eigenleben der Italiener und Slowenen gerecht zu werden, bis an die Grenze staatlicher Selbsterhaltungspflicht gegen verschwörerische Agitation und geradezu landesverräterische Irredenta. Andererseits haben die Kärntner Windischen später in der Erhebung und Abstimmung von 1920 bewiesen, dass hier ein Verhältnis der Volksgemeinschaft mit dem Deutschtum gleichwie im Nordosten Preussens entstanden war.

Das grosse Land des Volkskampfes wurde Böhmen. Dort war das Deutschtum längst in die Verteidigung gedrängt. Wohl hatte es allzu selbstbewusst um 1870 die sprachliche Teilung Böhmens innerhalb einer föderalistisch-landschaftlichen Gesamtordnung Österreichs abgelehnt, doch dann kämpfte es um das Eigenrecht seiner Sprache in den geschlossenen unzweifelhaft deutschen Gebieten der Sudetenlande. Die Tschechen hingegen vertraten nicht mehr das volkliche Recht der eigenen Sprache, nicht die Eigenständigkeit des Gebietes ihrer geschlossenen Nationalität, sie verlangten bereits die Herrschaft im Gesamtbereich des sogenannten historischen Staatsrechts, das wollte schon sagen: den tschechischen Nationalstaat und die Unterwerfung des böhmischen Deutschtums innerhalb der Habsburgermonarchie. So musste in Böhmen der zerrüttende Sprachenkampf entstehen, und da die Regierung sich nach 1879 zugunsten der Tschechen einsetzte, erhob sich aus dem völkischen Verteidigungsrecht die deutschnationale Bewegung Österreichs, die ein früher Vorgänger des Nationalsozialismus geworden ist. Die Versuche eines deutsch-tschechischen Ausgleiches in Böhmen sind bis zum Weltkriege gescheitert, aber der mährische Ausgleich von 1906 zeigte doch zuerst die Möglichkeiten eines nachbarschaftlichen Heimatrechts für Volksstämme auf geschichtlich gemeinsamem Boden. Gedanklich ist während dieser Jahrzehnte im dahinsinkenden Österreich unter verschiedensten politischen Parteizielen und Wunschbildern schon der ganze Bestand an sittlichen Fragen und technischen Handhaben durchgesprochen worden, den dann das Minderheitenrecht nach Versailles nur abrissweise aufgenommen hat.

Mit ungleichen Waffen

Aus den Lebenserinnerungen von *August Bielenstein*

Die nachfolgende Erinnerung ist einem ungedruckt gebliebenem Kapitel der Selbstbiographie August Bielensteins entnommen, die unter dem Titel »Ein glückliches Leben« 1904 in Riga bei Jonck u. Poliewsky erschien. D. Dr. August Bielenstein, geb. 20. Febr. 1826, gest. 23. Juni 1907 (alten Stils) in Jelgava, Pastor zu Jaun-Auce, später in Dobele, ist einer der hervorragendsten Vertreter des baltischen Pastorenstandes, der neben seinen zahlreichen Amtspflichten Zeit zu einer unermüdlichen geistigen und Forschertätigkeit fand. Seinen wissenschaftlichen Ruf, der weit über die Landesgrenzen hinaus drang, erwarb er sich durch die Erforschung der lettischen Sprache und Volkskunde. — Das Kapitel »Die böse Zeit«, das die Russifizierungszeit in den damaligen Ostseeprovinzen behandelt und wegen der strengen russischen Zensur keine Aufnahme in den gedruckten Erinnerungen finden konnte, befindet sich als Manuskript im Besitz seines jüngsten Sohnes, des Architekten Bernhard Bielenstein zu Riga. *H. B.*

»Vor der Mitte des Jahrhunderts geschah die Proselytenmacherei in Livland, wie es schien, nicht officiell. Die Regierungsautoritäten. zunächst die weltlichen, sodann auch die staatskirchlichen, schienen nichts davon zu wissen. Erst die Sendung des Grafen Bobrinsky verschaffte wenigstens dem obersten Landesherrn einen Einblick in das, was geschehen war. Im Lauf der Jahrzehende wurde die Action eine immer unverhohlenere, öffentliche und das Ziel war unbestritten dasselbe, welches schon von der Regierung Nikolai's I ausgesprochen worden war: Ein Recht, eine Sprache, ein Glaube. Wir Evangelische hatten und haben nur einen, auf den wir hoffen dürfen, und von dem im Psalm 91 bezeugt ist: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht, meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. Denn er errettet mich vom Strick des Jägers und von der schädlichen Pestilenz. Er wird dich mit seinen Fittigen decken, und deine Zuversicht wird sein unter seinen Flügeln... Dass du nicht erschrecken müssest... vor der Pestilenz, die im Finstern schleichet, vor der Seuche, die im Mittag verderbet.

Im Sonnenlicht des Mittags wurde gegen Ostern 1897 durch unsre Presse ein Hirtenbrief des Erzbischofs Arssenij, des Hauptes der Rigaschen Exarchie, veröffentlicht. Die dem Erzbischof untergebene

Geistlichkeit war schon zu Anfang des Jahres durch denselben Hirtenbrief gemahnt und instruiert, wie sie ihres Amtes warten sollte. Ihre Pflichten seien »nicht allein ihre eigene Heerde oder Gemeinde zu hüten, sondern auch für die Vergrösserung derselben zu sorgen, oder, anders ausgedrückt, sie müssten dafür Sorge tragen, dass in die Heerde Christi auch diejenigen Schafe gezogen werden, die nicht aus diesem Stalle sind (Joh. 10, 16)«. Diese zweite Aufgabe, die Pflicht der Missionsthätigkeit im baltischen Gebiet, hebt der Erzbischof besonders hervor und widmet ihr mehr als drei Viertel von dem Umfang seines Hirtenbriefs. Die Aufgabe sei »die Verbreitung der Rechtgläubigkeit unter den Nichtchristen und unter den nichtrechtgläubigen Christen«. Die eigentliche Aufgabe sei »die Anwendung auf das baltische Gebiet zu machen..., um die Geistlichkeit bei ihrer sonst so eifrigen Pflichterfüllung in dem Eifer für die Missionsarbeit noch mehr anzuregen und ihr bei diesem wichtigen Werk, das in diesem Gebiet überaus notwendig ist, hilfreich beizustehen«.

Im baltischen Lande existiert nicht Heidentum und Islam, aber eine Menge Hebräer, alle christlichen Confessionen, Sectierer, die von der Orthodoxie abgefallen sind. »Hauptsächlich aber gehört die Bevölkerung dieses Grenzgebiets zur lutherischen Confession«.

Es ist charakteristisch, dass zuletzt nach Erwähnung »aller christlichen Confessionen« wir Lutheraner noch besonders und »hauptsächlich« genannt werden, und wir dürfen daraus wohl folgern, dass die Spitze des Hirtenbriefs sich gegen uns richtet.

Der Erzbischof hält in diesen Provinzen eine »organisierte vielgliederige besondere Mission« für zu kostbar[1]) und nicht notwendig, weil die rechtgläubige Kirche hier überall verbreitet und einen Bestand von ungefähr 200 Gemeinden mit über 200 rechtgläubigen Priestern und einem Erzbischof an der Spitze habe. Die Einsetzung abgeteilter Missionaire, etwa drei, inmitten der Letten, der Ehsten und der Altgläubigen mit einem Gehilfen für jeden von ihnen würden für die ganze Rigasche Eparchie genügen und nützlich sein — für die Gegenden Kurlands und Ehstlands, wo auf weiten Strecken noch keine rechtgläubigen Gemeinden existieren. (Die Mission soll also ausdrücklich und officiell gegen die lutherischen Ehsten und Letten gerichtet sein.) Hier »könnten besondere Missionaire die entfernten Gegenden bequem aufsuchen und den dort lebenden Andersgläubigern die heilige christliche Rechtgläubigkeit predigen«. Aber auch das sei zu kostbar[1]).

[1]) wohl gemeint: »zu kostspielig«.

So müsse er, der Erzbischof, zunächst die örtlichen Geistlichen zur Missionsthätigkeit berufen, welche dazu besonders befähigt seien, weil sie zum grossen Teil aus dem Volk der hiesigen Provinzen entsprossen, mit diesem und seiner Eigenart genau bekannt und nicht minder mit dem Luthertum, seiner äusseren Art und seinem innern Gehalt vertraut seien. Nach der Charakterisierung der Eigenschaften, die der Priestermissionar besitzen und der Art und Weise, die er zur Bekehrung der verirrten Andersgläubigen anwenden müsse, betont der Erzbischof zuletzt wiederholt Disputationen »mit den Nichtorthodoxen«, »zu welchen er mit ganzer Sorgfalt sich rüsten« solle, und welche er »lange Zeit hindurch fortsetzen« solle. Der Priester-Missionar werde »auch in den eignen Kirchen Leute [natürlich lutherische] finden, mit denen er Missionsdispute abhalten könne, wenn er nur sich vorher öffentlich bereit erkläre und das Volk an derartiges gewöhne. Die Erfahrung lehrt das fortwährend, und dabei sehen wir, dass wir nie mit unseren Gemeindegliedern und Beichtkindern allein sind, sondern dass zuverlässig immer auch Andersgläubige und zwar oft in grosser Menge, zuhören«.

Nach Lesung und ernster Erwägung dieses Hirtenbriefs schrieb ich am 15. April an den Generalsuperintendenten J. Boettcher.

»Der Hirtenbrief in der Dünazeitung hat mich durch seine Offenheit erfreut — wir wissen nun officiell, woran wir sind — zugleich aber hat er mich erbittert. Es ist eine offene Kriegserklärung des Mächtigen gegen den Rechtlosen... Ich meine, eine Antwort muss gegeben werden, erstens um des willen, der den Krieg erklärt, zweitens um unsrer Gemeinden willen, drittens um der christlichen Welt willen. Natürlich ist eine akademische Fehde in der Presse aus vielen Gründen ausgeschlossen. ...Wer soll reden? Es wird ratsam sein, die Leiter unserer Kirche hierbei aus dem Spiel zu lassen. Feldherren dürfen nicht ins Vorpostengefecht gehen. Also kleine Freiwillige vor! Ich trage mein 71 jähriges Fell mit Vergnügen zu Markt. Gestern Abend ist beiliegendes Sendschreiben an den Erzbischof entstanden. Ich nehme darin den Fehdehandschuh auf; denn ich meine, bange machen gilt nicht. Sind wir ängstlich, so wächst dem Gegner siegesfroh der Mut... Ich habe meine Worte so abfassen wollen, dass sie ganz leidenschaftslos und ganz loyal sind... Ich urteile möglichst wenig, der Einsichtige wird mein Urteil zwischen den Zeilen lesen. Auch verurteile ich nicht, ich lobe und erkenne an... Vielleicht meint der Erzbischof die Aufforderung zu den Disputationen

nicht ernsthaft, zumal wenn ihm seine tüchtigen Priester erklären, wie er selbst sagt, dass sie dazu unbefähigt seien. Wir aber wollen die Sache ernsthaft nehmen, auf den wunden Punkt greifen und müssen uns mit voller Energie willig erklären, hier den Fehdehandschuh aufzuheben. Ich glaube nicht, dass es irgendwo zu einer Disputation kommen wird. Wenn aber, so werden wir im Vorteil sein und gewinnen eine Gelegenheit den evangelischen und griechisch-katholischen Letten Dinge zu sagen, die wir sonst nirgends sagen dürfen, weder in der Presse, noch auf dem Markt, noch auf der Kanzel. .....Wenn es Dir passend erscheint, so lass eine gute Übersetzung ins Russische machen.....«

Ich lasse nun mein Sendschreiben (in deutscher Sprache) hier folgen. Da dieses natürlich von keinem Pressorgan des Landes der Censur wegen aufgenommen werden konnte, blieb mir nichts übrig als dasselbe (in russischer Sprache) an den Erzbischof direct zu schicken. Aus der Kanzlei des Erzbischofs erhielt ich auch auf Anregung der Postverwaltung eine Quittung über den richtigen Empfang.

Offenes Sendschreiben
an Seine Eminenz den
Herrn Erzbisch der Rigaschen Eparchie, Arssenij:

In den №№ 79—83 der Düna-Zeitung ist ein Hirtenbrief veröffentlicht, in welche Ew. Eminenz die Priester der orthodoxen Kirche ermahnen, nicht allein ihres Hirtenamtes in den eigenen Gemeinden zu warten, sondern auch dessen bewusst zu sein, dass sie ebenfalls zu Priester-Missionaren berufen seien, und als solche die Pflicht haben, mit allem Eifer ebensowohl die von der orthodoxen Kirche abgefallenen Sectierer zu ihrer Mutterkirche zurückzuführen, als auch die Glieder aller anderen in unsrem Reiche gesetzlich anerkannten christlichen Kirchen zur Orthodoxie zu bekehren »zum Stalle Christi auch diejenigen Schafe zu führen, die nicht aus diesem Stalle sind (№ 283 der Dünazeit.) . Ew. Eminenz geben zugleich den orthodoxen Priestern der Rigaschen Eparchie eine Anweisung, welche Mittel als die zweckentsprechendsten erscheinen um die Andersgläubigen zum Übertritt zur Orthodoxie zu bewegen, und kennen neben anderen in erster Reihe die Veranstaltung von Disputationen mit den Andersgläubigen. Die ev. luth. Kirche kann Ew. Eminenz nur aufrichtig dankbar sein für die officielle und offene Kundgebung Ihrer Intentionen gegenüber den Andersgläubigen in den baltischen Provinzen, und wir müssen in der Thatsache, dass der Hirtenbrief nicht blos in der »Rigaschen Epar-

chialzeitung« 1897 № 1, sondern nun auch in der sonstigen baltischen Presse veröffentlicht ist, einen Fingerzeig erkennen, dass derselbe ausser den orthodoxen Priestern auch die andersgläubige Bevölkerung orientieren soll.

Unterzeichneter, von der Tragweite öffentlicher Disputationen überzeugt, erlaubt sich dem veröffentlichten Hirtenbrief gegenüber einige Fragen an Ew. Eminenz zu richten mit der ergebensten Bitte auf dieselben eine offene Antwort geben zu wollen.

1) Verstehen wir den Hirtenbrief recht, wenn wir meinen, dass die in Aussicht gestellten Disputationen öffentlich stattfinden sollen, d. h. vor allen dazu sich einfindenden Gliedern der verschiedenen im Lande befindlichen christlichen Kirchen? In diesem Fall allein ist die beabsichtigte Wirkung der Disputation auf das Volk zu erwarten.

2) An welchen Orten können und sollen solche Disputationen veranstaltet werden? Das Gotteshaus der einen oder andern Kirchengemeinschaft dürfte dazu nicht passend, vielmehr ein neutraler Boden erwünscht sein.

3) In welcher Sprache sollen die Disputationen gehalten werden? Die russische Sprache zu wählen dürfte nicht zweckentsprechend sein, da das hiesige Volk soweit des Russischen nicht mächtig ist, dass es den Reden folgen könnte.

4) Verstehen wir den Hirtenbrief recht, wenn wir annehmen, dass zur activen Disputation ebensowohl Geistliche als auch Nichtgeistliche auf der andersgläubigen Seite zugelassen sein sollen? Recht und Billigkeit würden solches erfordern, dass den theologisch Gebildeten auch theologisch Gebildete gegenüberstehen.

5) Dürfen wir annehmen, dass bei den Disputationen für die Parten gleiches Recht walten wird? Wir stehen mit Ihnen insoweit auf dem gleichen Grunde, als wir den Glauben an den einigen Gott und seinen Sohn Jesum Christum unsern Heiland, bekennen, auch die durch den heiligen Geist gewirkte Schrift alten und Neuen Testaments als Quelle unsrer Heilserkenntnis und unsres Glaubens anerkennen. Wir zählen somit nicht zu den ausserhalb der christlichen Kirche stehenden Heiden, sondern gehören zu den durch die Taufe in die Gliedschaft der Kirche Jesu Christi aufgenommenen und im Glauben mit ihm, dem einen Haupte, verbundenen Christen. Wenn nun dem orthodoxen Priester unzweifelhaft gestattet und zur Pflicht gemacht sein wird mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Lehre der An-

dersgläubigen zu bekämpfen und die Orthodoxie zu begründen und zu verteidigen, — wird es ebenso dem evangelisch-lutherischen Teil gestattet sein, Glauben u. Cultus seiner Kirche aus der heil. Schrift zu begründen? Dann allein würde Sonne und Wind für beide Parteien gleich verteilt sein.

6) Dürfen wir voraussetzen, dass der Bekenner des evangelisch-lutherischen Glaubens, wenn er an der Disputation sich beteiligt, nicht dem Criminalgericht verfalle, falls es geschehen sollte, dass durch sein Zeugnis ein oder das andere Glied der orthodoxen Kirche in seinem Glauben wankend gemacht würde, und wenn eben dadurch ein oder das andere Glied der evangelisch-lutherischen Kirche in seinem Glauben befestigt und von dem Übertritt zur orthodoxen Kirche abgehalten würde? Diese Frage wird veranlasst durch den Artikel 138 des I. Teiles des XI. Bandes des Reichs-Gesetzbuchs, Ausgabe des Jahres 1857, welcher lautet:

»Die Mitglieder der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland müssen sich, auf Grundlage der allgemeinen Reichsgesetze, vor jeder Verletzung der allen anderen im Reiche frei bekannten Religionen gebührenden Achtung, besonders aber vor der durch jene Gesetze streng verbotenen Proselytenmacherei sorgfältig hüten«; und durch einige Artikel des I Teils des Strafgesetzbuchs.

Art. 187: »Wer jemanden zum Übertritt von dem orthodoxen zu einem andern christlichen Glaubensbekenntnis verführt, wird verurteilt: zur Entziehung aller besonderen, ihm persönlich und dem Stande nach zugeeigneten Rechte und Vorzüge und zur Verweisung nach Sibirien zum Aufenthalte oder zur Abgabe in die Corrections-Arrestantenabteilungen nach dem im Artikel 31 dieses Gesetzbuches festgesetzten fünften Grade.«

Art. 31. Grad 5. »Verweisung zum Aufenthalt nach den Gouvernements Tomsk oder Tobolsk; oder Zwangsarbeit in den Corrections-Arrestantenabteilungen auf eine Zeit von einem Jahre bis zu anderthalb Jahren«;

und durch den Artikel 191 a. a. O.: 191: »Diejenigen, welche irgend jemanden, der sich aus eignem Antriebe an die orthodoxe Kirche anschliessen will, Hindernisse in den Weg legen, unterliegen: der Gefängnishaft auf eine Zeit von zwei bis zu vier Monaten« etc. etc.

Unterzeichneter erlaubt sich die obigen sechs Fragen nun kurz so zu formulieren:

1) Sollen die beabsichtigten Disputationen wirklich öffentlich sein, d. h. nachdem zuvor rechtzeitig publiciert ist, wann, wo und worüber disputiert werden soll?

2) Wird als Ort derselben ein neutraler Boden anerkannt?

3) Wird als Sprache für die Disputationen das örtliche Idiom anerkannt?

4) Wird das Recht der evangelisch-lutherischen Geistlichen, an den Disputationen activ teilzunehmen, anerkannt?

5) Soll die heil. Schrift als entscheidende Norm zur Begründung der religiösen Wahrheit bei der Disputation anerkannt sein?

6) Wird der für den evangelisch-lutherischen Teil eventuell sich günstig gestaltende Ausgang der Disputation denselben in Conflikt mit dem Staatsgesetz und somit auf die Anklagebank bringen?

Ew. Eminenz wollen die Gewogenheit haben, auf die so formulierten sechs Fragen eine klare Antwort mit Ja oder Nein zu geben, auch mich geneigtest davon verständigen zu wollen, dass, wie Ew. Eminenz sich öffentlich und vor aller Welt mit Ihren Instructionen und Ermahnungen an die Ihnen unterstellte Geistlichkeit gewandt haben, Sie Ihrerseits es nun natürlich und angezeigt erachten, dass ich mit obiger ergebenen Zuschrift an Ew. Eminenz ebenso vor die Öffentlichkeit trete.« —

Dieses mein Schreiben wird der Erzbischof, wie ich annehmen darf, gelesen haben. Dixi et animam salvavi. Eine Antwort freilich bekam ich nicht. Unter den gegebenen Verhältnissen konnte ja wohl auch unsre Kirche ein gleiches Recht in dem beanspruchten Sinne nicht zuerkannt werden. Wie kann Parität erwartet werden, wo wir kaum mehr die Geduldeten sind?«

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Aussenminister W. Munters über die baltische Neutralität

Während einer Unterredung mit einem Mitarbeiter des »Königsberger Tageblatts« äusserte sich Aussenminister W. Munters über die politische Lage:

»Ein Rückblick auf die bisherige Haltung der baltischen Staaten in der Frage der Befriedung Osteuropas lässt ihre Einstellung auch

für die Zukunft voraussehen. Diese Einstellung ist von der Überlegung bestimmt, dass ein Ausgleich zwischen den richtunggebenden Kräften der osteuropäischen Politik nicht nur im Interesse der im engeren geopolitischen Sinne am osteuropäischen Frieden interessierten Länder liegt, sondern einen notwendigen Bestandteil des gesamten europäischen Systems bildet. Mit anderen Worten, es entspricht am besten den Bedürfnissen des allgemeinen Friedens, wenn die grossen Kraftlinien der osteuropäischen Politik nicht verzerrt werden, sondern sich auf einen stabilen Dauerzustand einspielen. Daher liegt das Bestreben der baltischen Staaten nicht so sehr in der Richtung einer formalen oder garantierten Neutralität, die angesichts ihrer Zugehörigkeit zum Völkerbund unter den geltenden Bestimmungen seiner Satzung undurchführbar ist. Vielmehr haben die baltischen Staaten es sich stets angelegen sein lassen, durch eine tatsächlich neutrale, d. h. nicht Partei nehmende Politik die Situation in Osteuropa vor Spannungen und Verwirrungen zu bewahren. Meiner Auffassung nach, bewegt sich auch die polnische und die finnische Aussenpolitik in ähnlichen Bahnen, und diese Tatsache kann mit Genugtuung begrüsst werden.«

Gründung einer zentralen genossenschaftlichen Organisation

Am 21. Januar nahm das Ministerkabinett Ergänzungen zum Gesetz über die Begründung einer zentralen genossenschaftlichen Organisation an. Dieser zentralen Organisation können bestehende Verbände genossenschaftlicher Vereine auf Grund eines Beschlusses der Generalversammlung ihre Aktiva und Passiva übergeben und damit ihre Tätigkeit aufgeben. Die Glieder der übergebenen genossenschaftlichen Verbände werden Glieder der zentralen genossenschaftlichen Organisation. —

Auf Grund dieses Gesetzes wurde die Aktiengesellschaft »Turība« gegründet. Das Aktienkapital beträgt 7.000.000 Lat in 7000 Aktien zu je 1000 Lat. Aktionäre können Genossenschaften, Vereine, Verbände. Organisationen und Unternehmungen und Selbstverwaltungsorganisationen werden. Die Tätigkeit der »Turība« erstreckt sich auf den Grosshandel. Abteilungen und Geschäfte für den Detailhandel sind nicht geplant. Die Aufgaben der »Zentralen Vereinigung Turība« sind u. a.: Förderung der staatlichen Landwirtschafts- und Wirtschaftspolitik, Versorgung der angegliederten Genossenschaften mit Waren aller Art, vor allem auch Herstellung von Waren in eigenen Unternehmungen.

Begründung von weiteren Wirtschaftsgesellschaften

Das Ministerkabinett bestätigte am 21. Januar die Statuten der Aktiengesellschaft »Ādu un Vilnas Centrāle« (»Häute- und Wollzentrale«). Aufgabe der Gesellschaft ist: Schafwolle und Häute einzukaufen. Dazu sollen Zweigstellen für den Einkauf, Niederlagen und Agenturen im In- und Auslande eröffnet werden. Ferner soll die richtige Erzeugung von Häuten und Wollsorten, die Bearbeitung und der Export gefördert werden. Die Gründer sind die Bauern-Kreditbank, die Landwirtschaftskammer, die AG. »Bekona Eksports«, die AG. »Centrālais Sēklu Eksports« und der Zentralverband der Molkereien Lettlands. Das Grundkapital beträgt 300.000 Lat zu 300 Aktien über je 1000 Lat. 160.000 Lat bleiben in der Hand der Gründer, 140.000 Lat werden an Firmen verteilt, die zum Eintritt in die Gesellschaft aufgefordert werden.

Das Ministerkabinett bestätigte ferner die Statuten von 2 Handels- und Industrieaktiengesellschaften »Ķiegelnieks« und »Kaļķis«. Die Aufgabe dieser Gesellschaft ist die Herstellung und der Handel mit Ziegeln beziehungsweise Kalk für Bau- und Düngezwecke. Das Grundkapital der Gesellschaften beträgt 500.000 Lat und 200.000 Lat.

Der Sinn der Wirtschaftsgesetze

Über den Sinn der neuen Wirtschaftsgesetze gab der Staatspräsident in einer Rede vor dem Ausschuss für den Uzvaras-Platz ausführliche Erläuterungen:

Die Hauptaufgabe der »Turība« sowie der staatlichen Wirtschaftsgesellschaften sei die Preisregulierung. »Die Entwicklung der Turība und dieser Aktiengesellschaften«, so fuhr Dr. Ulmanis fort, »wird dazu führen, dass verschiedene private Unternehmer ihr Tätigkeitsgebiet werden einschränken müssen. Das ist nicht zu vermeiden, wir tun aber das, was unerlässlich ist. Bevor wir diese Frage entschieden, haben wir mehrere Jahre lang beraten, doch es war nicht möglich, eine andere Lösung zu finden. Wohl wird die Zahl der Privatunternehmen, die sich diesem Gesetz anpassen, nicht gross sein, doch werden sie immerhin da sein.«

»Die zwei nächsten neubegründeten Aktiengesellschaften,« so hiess es in der Rede, »sind der »Ķiegelnieks« und der »Kaļķis«. Gerade im Hinblick auf diese beiden hörte man den Gedanken laut werden, die Regierung sei bestrebt, die ganze Privatindustrie in ihre Hand zu übernehmen. Ich sage aber, dass auch auf diese zwei Gesellschaften das zu beziehen ist, was ich anfangs ausführte .. Beide neuen Gesellschaften

werden bald sehr viele Ziegeleien und Kalköfen im ganzen Lande ihr eigen nennen. Ich muss aber unterstreichen, dass kein Ofen dem genommen wird, der arbeiten kann, arbeiten will und arbeitet. Die Gesellschaft wird nur solche Öfen übernehmen, die nicht in Tätigkeit sind oder deren Inhaber diese Öfen der Gesellschaft anbieten.

Ich muss hier noch eine dritte Aufgabe dieser Gesellschaften erwähnen: diese Aktiengesellschaften sind als Anfang der Aktiengesellschaften gedacht, durch welche das private Publikum in die Erzeugungszweige hineingezogen werden soll, und zwar die Gruppen, welche dieser Erzeugung bisher fern standen. Wegen Geldmangel und aus anderen Gründen nahmen sie bisher an dieser Erzeugung keinen Anteil. Wir fordern jetzt das private Publikum dazu auf, um es zum Besitzer zu machen. Die Regierung hat, wie ersichtlich, nicht daran gedacht, diese Zweige in ihre Hände zu nehmen.

Der Aktienpreis beträgt 100 Lat und jeder kann sie erwerben. Wir werden dazu auch bald öffentlich auffordern. Die Aktien werden wohl auf den Namen lauten und die Vorhand erhalten diejenigen, die bisher hier beiseitestanden und fremd waren. Diese Aktiengesellschaften sind nur für den Anfang gedacht. Dann werden auch die grösseren Aktiengesellschaften auf 100 Lat-Aktien übergehen, ohne sogar vor den staatlich autonomen Unternehmen Halt zu machen.«

Jeder, so führte der Staatspräsident abschliessend aus, werde bald durch Erwerb von Aktien an den neuen Unternehmungen teilhaben können. Doch muss gesagt werden, dass nur diejenigen, die nicht nach einem riesigen Verdienst jagen, ein wirkliches Interesse haben werden, »denn Unternehmen, die das versprechen, erschöpfen sich leicht und geben dann nichts mehr.«

Abschliessend betonte der Staatspräsident die Aufgabe, Wohlstand und Reichtum der Einwohner Lettlands zu heben.

Pressediskussion über das Wilnaproblem

Unter der Überschrift »Ein allzu lang dauernder Konflikt«, befasst sich die »Jaunākās Ziņas« am 16. I. mit dem litauisch-polnischen Problem, dem Streit um das Wilnagebiet: Der bisherige Zustand stehe einer geschlossenen osteuropäischen Friedenspolitik im Wege und eine Lösung dieser Frage sei für alle von grösster Bedeutung, die nicht in Konflikte hineingezogen werden wollten. Es gäbe 3 Wege in dieser Frage. Erstens, man lasse alles beim alten; das sei wegen der allgemeinen Kriegsgefahr nicht mehr zu rechtfertigen. Zweitens, Litauen versuche mit Gewaltmitteln Wilna zu erobern; auch

dieses sei wegen der grossen Gefahren für den Frieden abzulehnen. Es bleibe nur der dritte Weg, auf dem Wege der Verhandlungen zu einem Ausgleich mit Polen zu gelangen. Es müssten vollkommen neue Grundlagen für die Beziehungen zwischen Litauen und Polen geschaffen werden, wonach Wilna nicht mehr Streitobjekt zweier feindlichen Staaten wäre.

Der Aufsatz wurde zum Anlass einer lebhaften Diskussion der Frage in der litauischen Presse.

Erweiterte Dienstpflichtableistung

Am 14. Januar beschloss das Ministerkabinett, dass Bürger mit geringfügigen Gesundheitsschäden, die bisher in die Reserve der Armee eingereiht wurden, nunmehr dennoch einberufen werden, jedoch an Stelle des militärischen Dienstes zu verschiedenen Arbeitsleistungen herangezogen werden.

Immobilienerwerb

Justizminister Apsītis berichtete, dass im vergangenen Jahre insgesamt über 11.000 Gesuche um Immobilienerwerb eingereicht worden sind, von denen 20% zurückgewiesen werden mussten.

Das Rigaer „Kongresshaus"

Das Haus der ehemaligen Grossen Gilde zu Riga ist als Kongresshaus von der Handels- und Industriekammer umgebaut worden. Die historische Brautkammer und Münsterstube sind unverändert gelassen. In dem grossen Saal sind die alten Wappen entfernt und durch die Wappen der Städte Lettlands ersetzt.

Weitere Umbauten hatten eine zweckmässigere Ausnützung des Raumes im Auge.

Aus dem Schrifttum der Zeit

Paul Ernst: Aus dem Kaiserbuch

Die Begegnung

Vor einem Dorf die Züge treffen sich.
Dem Kaiser wallt der weisse Bart zur Brust,
Doch wie ein Jüngling springt er ab: »Um mich
Bist du gekommen, Vetter! Welche Lust,
Dass ich die Hand dir einmal drücken kann!
Es litt mich länger nicht. Nun sieh mich an!«

Ins Aug' sieht er dem Herzog. Der verlegen
Weiss nicht, wohin denn seinen Blick bewegen.
In einer Bauernhütte niedrig stehn
Die Beiden nun; die Kaiserin sich hält
Ängstlich am Fenster; ihre Augen gehn
Zerstreut hin über Anger, Weg und Feld.
Sie hört die Worte wie in fernem Traum.
Sinn und Bedeutung macht sie klar sich kaum,
Sie hört den Löwen sprechen, beteuern, klagen.
Ihr ist als hört sie immer »nein« ihn sagen.
»Ich bin der höchste Herr der Christenheit,«
Der Kaiser spricht. »Von Gott hab ich mein Recht.
Du aber, Heinrich, weisst, du bist mein Knecht.«
Ein Schütteln durch des Kaisers Körper geht.
Er fällt auf beide Knie. »Der Kaiser fleht,
Heinrich, zu deinen Füssen.« Es liegt im Staube
Die Stirn. »Ich flehe, weil ich doch noch glaube.«
Leichenblass der Herzog weicht zurück:
»Was tust du, Herr!« »Ich tue, was ich muss.
Im Staub die Stirn. Auf deinem Fuss mein Blick.
Und willst du, auch auf deinem Fuss mein Kuss.«
»Herr, lass mich, lass, ich kann nicht; meine Pflicht,
Pflicht für mein Land... lass mich, ich kann es nicht!«
»Pflicht hast du gegen mich! Besitz und Leben,
Heinrich, hast du in meine Hand gegeben!«
Gespreizt die beiden Hände zitternd wehrt
Der Herzog ab, die Stimme stottert, bebt:
»Noch niemals war das Herz mir so beschwert...«
Da steht die Kaiserin, den Kaiser hebt.
Bestaubt sind Knie und Hand und Stirn und Bart.
Es wankt der starke Mann. Und sie ruft hart:
»An diesen Fall, sollst, Kaiser Friedrich, denken,
Und Gott wird Herzog Heinrich ihn nicht schenken.«

Das Reich

Dietrich von Bern auf seinem Throne schlief
In seinem Grab viel hundert Jahre schon.
Da war es ihm, als ob ihn Einer rief,
Die Augen schlug er auf und stieg vom Thron.

Vor seinem Grab gesattelt stand ein Ross,
Die Flanken schwarz, der Bug war riesengross,
Da hob er seinen Fuss in einen Bügel
Und schwang sich auf und fasste fest den Zügel.
In Schlummer liegt die Welt. Der Kaiser starb.
Sein Sohn ist noch ein Kind. Der tote Held
Umreitet nun das Land, das er erwarb.
Am Ende hebt sich der bekannten Welt
Armenien in die Wolken. Dietrich späht,
Sein Ross gerade auf der Grenze geht,
Sorgsam das ganze Königreich umreitet,
Dann durch die Lüfte südwärts dunkel weitet.
Das zweite Königreich liegt meerumrauscht,
Cypern; der Held umreitet rings den Strand,
Und wie geschaut er alles, weiterbauscht
Nach Afrika, dem dritten Königsland,
Umreitet rings die Wüste und die Bucht,
Das vierte Reich, Sizilien, weiter sucht,
Es folgt Apulien dann, im Weiterziehen
Toscana unten und Lombardien fliehen.
Nun folgt Burgund. Das ist das achte Reich.
Die hohe Mitternacht am Himmel steht.
Nun wieder übers Meer; er gleitet weich,
Das weisse England schweigend überweht.
Er reitet ab die Grenze Nord und Süd,
Nach Dänemark die Wogen überzieht;
Nun muss er denn das Polenreich umstreichen,
Nach Böhmen und als zwölftem, Ungarn weichen.
Den Tag die ersten Vögel weckten kaum,
Da ritt die deutsche Grenze ab der Held;
Er überspähte scharf den dunkeln Raum,
Denn Deutschland war die Königin der Welt.
Da schlief das Volk, in tiefem Schlafe schlief.
Ein Hahn aus einem Bauerndorfe rief.
Da löste sich das Bild in Dunst. Es malen
Die Wolken hoch die ersten Sonnenstrahlen.

Paul Ernst »Das Kaiserbuch«
Band III: Die Schwabenkaiser. München
1936 bei Albert Langen/Georg Müller.

KLEINE BEITRÄGE

Über Geschichte und Vorgeschichte

Wir leben in einer Zeit, die alles Volkhafte in den Mittelpunkt ihrer Erkenntnis stellt. Diese entscheidende Tatsache macht sich überall in unserem Leben bemerkbar und bestimmt das Bild, das wir uns von den Ereignissen der Vergangenheit, von der Geschichte, machen. Wir suchen heute in der Geschichte vor allem die Kräfte zu erkennen und zu erfassen, die von Völkern ausgegangen sind, die nicht nur im Hintergrunde des Weltgeschehens gestanden, sondern machtvoll in die Geschichte eingegriffen und sie gestaltet haben. Dabei ist es nicht so, dass die Geschichtsforschung früherer Generationen ohne Wert sein oder auch nur an Wert verloren haben sollte. Ehrfurcht vor den Leistungen der Vergangenheit wird immer die Grundlage für jede neue Erkenntnis sein. Die gleiche Ehrfurcht wird aber in noch viel höherem Masse der Geschichte selbst entgegengebracht werden müssen. Betonung des Volkhaften in der Geschichtsforschung heisst nicht, dass einem jeden Volke das gegeben ist, was man als Geschichte ansprechen kann. Es hat immer Zeiten gegeben, in denen Völker oder Volksgruppen nicht den Rang einer eigenen Geschichte für sich in Anspruch nehmen können. Es ist ein Gemeinplatz, dass der Sinn der Geschichte es verbietet, in die Vergangenheit Dinge hineinzutragen, die nicht zu erkennen sind und die man nicht erfassen kann.

Geschichte im heutigen Sinne dieses Wortes umfasst alle Gebiete des Lebens, auch die Vorgeschichte gehört mit dazu, und zwar ist sie ein wesentlicher Teil der Geschichte. Ja die vorgeschichtliche Forschung wird mitunter als wesentlicher angesehen, als die Geschichtsforschung, weil in ihr die Gesamtheit eines Volkes und sein Wesen klarer hervortrete. Hier einen Gegensatz hineinzulegen, ist aber grundfalsch. Die beiden Wissensgebiete ergänzen einander in geradezu idealer Weise. Wendet auch die Vorgeschichtsforschung zum grossen Teil andere Methoden an, als die Geschichtsforschung, so sind die Ergebnisse beider Zweige letzten Endes doch Geschichte — nur von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Kann die Vorgeschichte politische Ereignisse auch nur in ihren grossen Linien verfolgen, wie z. B. Wanderzüge, Überfremdung usw., so tritt in der Geschichte die Einzelpersönlichkeit in ihrer ganzen Grösse hervor. Andererseits ist es der Geschichtswissenschaft nur schwer möglich, grosse kulturelle Zusammenhänge in ihrer Auswirkung auf ein Volksganzes in so umfassender Art festzustellen, wie es die Wissenschaft des Spatens durch ihre Methode tun kann.

Rassisches Denken ist heute von der Geschichts- und von der Vorgeschichtsforschung nicht mehr zu trennen. Sind auch die Möglichkeiten hier für die Vorgeschichte in viel reicherem Masse gegeben, so besteht die Forderung nach einer rassischen Erkenntnis auch für die Geschichte in dem gleichen Masse. Nur kann man hier noch nicht die Entwickelung übersehen, die sich erst allmählich anbahnt.

Geschichte hat immer eine besondere Anziehungskraft, wenn man sich zu ihr in irgend einem persönlichen Verhältnis befindet. Das gilt in noch viel höherem Masse von der Vorgeschichte. Die eigenen Ahnen, die Taten des eigenen Volkes üben immer eine grössere Anzie-

hungskraft aus, als die fremder Völker. Damit soll nicht gesagt werden, dass allein die Geschichte des eigenen Volkes für die Angehörigen desselben von Interesse sein kann. Für die Vorgeschichte kann dies z. B. durchaus nicht gelten. Wenn man hier einen engherzigen Volksstandpunkt vertreten würde, käme es dazu, dass eine wirklich fruchtbare Forschung nicht mehr möglich wäre. Zu der Geschichte des eigenen Volkes tritt nämlich auch die des Raumes, den das Volk einnimmt, und alles, was mit diesem Raume zusammenhängt, wird für das betreffende Volk von Interesse und von Belang sein.

Fragen wir nun danach, wie wir Baltendeutsche zu der Vorgeschichte unseres Lebensraumes, unserer Heimat stehen, so werden wir immer wieder feststellen müssen, dass in vergangenen Zeiten die Beschäftigung mit der Vorgeschichte mit zu den wichtigsten Aufgaben unserer wissenschaftlichen Gesellschaften gehört hat. Den klassischen Ausdruck für diese Einstellung hat wohl der Sprach- und Vorgeschichtsforscher Pastor Dr. August Bielenstein geprägt: »Heimatsliebe trieb mich zur Bearbeitung der Heimatskunde.« — schrieb er in seiner Selbstbiographie. Diese Einstellung, die im vorigen Jahrhundert noch eine Selbstverständlichkeit war — auch in Bezug auf die Vorgeschichte der andern eingesessenen Völker unserer Heimat — ist heute nicht mehr in dem gleichen Masse vorhanden.

Es ist auch nur selbstverständlich, dass von uns unsere Geschichte, d. h. die Geschichte unserer geistigen und leiblichen Ahnen ein viel weitgehenderes Interesse zu beanspruchen hat, aber darüber sollte man nicht vergessen, dass auch die Vorgeschichte eine historische Wissenschaft ist, die uns zum Verständnis unseres Landes ebenso viel zu sagen hat, wie z. B. die Geschichte der ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts.

Geschichtsbewusstsein ist immer eine Stärke unserer Volksgruppe gewesen, eine Eigenheit, die in manchen Zeiten anekdotenhafte Züge aufwies. Auch heute dürfen wir die Kraft, die in unserer Geschichte liegt, nicht unterschätzen und sind geradezu verpflichtet, immer wieder die Vergangenheit als einen Teil unserer selbst anzusehen und für unser Leben wirksam zu machen. Sind wir doch in unserem Lande, das einmal mit Recht »die Lombardei des östlichen Europa« genannt worden ist, dauernd von Mahnmalen der Vergangenheit umgeben. Fast an jeden Fleck Erde, der an unserem Hauptstrom liegt, ist ein Stück Geschichte gekettet. Von vorgeschichtlichen Burgbergen und Schwedenschanzen bis zu den Malen, die der Weltkrieg in unserer Heimat hinterlassen hat, führt eine Linie, die bis in die jüngste Vergangenheit und in die Gegenwart hineinführt. Wer denkt nicht daran, wenn er im Autobus die Landstrasse nach Jelgava hinabfährt, dass auf dieser Strasse eine Schar deutscher Geiseln von den Bolschewiken nach Riga zum Tode geschleppt worden ist? Wem ist nicht die St. Petrikirche, in der zuerst die neue Lehre verkündigt wurde, ein Wahrzeichen des lutherischen Glaubens?

In der Geschichte unseres Landes wird uns ein Ewiges bewusst, ein Kampf um höhere Güter, und wir werden in ihren Symbolen ein Zeichen sehen für die wechselnden Schicksale, die uns und unser Land betroffen haben, und die wohl unsere Lebensformen und unsere Stellung im Lande, nicht aber die Tatsache unseres Daseins und unsere Aufgabe haben ändern können. *St.*

Gedanken über das „Pliggern"

Mit der Bezeichnung »Balte« ist fast immer das Bild einer gewissen Arroganz und gleichzeitig auch — besonders für den Verkehr der »Balten« untereinander — eines besonderen Tones gegeben. Dieser Verkehrston hat in Zeiten, die längst vorbei sind, eine ganz besonders eigenartig schillernde Blüte hervorgebracht: das »Pliggern«.

Manchem unserer älteren Herren, über deren Schreibtisch neben staubigem Schläger und vergilbtem Commersbild eine Anzahl Farbenbänder hängt, wird ein sonniges Lächeln der Erinnerung um die Augenwinkel huschen, wenn er dieses Wort »Pliggern« hört. — Ja, damals, als sie noch jung waren, und die »guten alten Zeiten« lebendig waren.

Und es war auch um dieses Pliggern der guten alten Zeiten etwas ganz Besonderes. — Es war nicht nur graziös, dieses Gespräch, in dem jeder den Partner mit versteckter Provokation lächelnd stichelte, graziös wie ein Menuett des Rokoko; es war auch männlich wie der blitzschnelle, gezirkelt genaue Ausfall des Florettfechters und die gleicherweise erfolgende Parade des Gegners — männlich, weil beide Partner wussten, dass jeder einzelne Ausspruch vor dem Ehrengericht erwogen werden konnte, ob nicht das, was in ihm verborgen liegen und nur herausfühlbar sein sollte, die lächelnd-glatte Hülle an irgendeiner Stelle eckig durchstiess und als Beleidigung auf den zurückfiel, der sie ausgesprochen. Und es waren unendlich feine, nur einem sicheren Tastgefühl erfassbare Regeln, die die Gesellschaft jener Zeit für dieses geistreiche Spiel hatte.

Und heute? — Es gehe mal einer, der das Pliggern in seiner Blüte kannte, heute durch die Conventsquartiere unserer Corps, derselben, die auch damals die klassische Stätte des Pliggerns waren, und höre sich an, was dort getrieben wird. — Die Meistersinger führten ihre »Kunst« auch auf den Sängerkrieg auf der Wartburg zurück, und dennoch reichte es bei ihnen nicht weiter als zu einem Unikum von Versehoppelei, das zum Grausen ist. Und zum Grausen ist auch das, was in unseren Conventsquartieren betrieben wird in der Einbildung, es sei Pliggern!

Es ist nämlich mit der Tradition, auf die wir unser heutiges »Pliggern« gründen, ganz ähnlich, wie es bei den Meistersingern war: Eine Zeit, eine Art der Gesellschaft, eine Lebenshaltung ist gestorben. Und die Hinterbliebenen sind um eine »gute alte Zeit« reicher geworden, an die sie — siehe »Traditionen« — anknüpfen können.

Das Pliggern gehört zum »Balten« — das ist richtig. Aber zum Pliggern gehört auch der »Balte«, derjenige Mensch, der mit dem Gesellschaftstyp des ausgehenden 19. Jahrhunderts verschwand! Es ist nämlich nicht ein »So können«, sondern ein »So sein«: Nur weil er so war, konnte der »Balte« pliggern.

Und wenn wir heute in falschem Verstehen des Begriffes Tradition uns in dieser zeit- und gesellschaftsgebundenen Art ergehen, dann sind wir Epigonen; und wir sollten uns aus den tausend Beispielen in der Geschichte aller Völker eine Erkenntnis entnehmen über das traurige Schicksal aller Epigonen.

Unsere Corps sollten in ihren Conventsquartieren versuchen, das Pliggern als das zu betrachten, was es ist: Eine Erinnerung. Sollten sich daran freuen und sich dann umwenden, Neuem, Kommendem entgegen, das ihre Zeit sinnvoller ausnützt und ihren Geist wesentlicher beschäftigt als der für heute leere Verkehrston eines vergangenen Gesellschaftslebens.

Denn Epigonen sein, heisst absterben!

H. v. Sacken, Cur.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Paul Ernst, »Das Kaiserbuch«. Volksausgabe in drei Bänden. Band III Die Schwabenkaiser. München 1936 bei Albert Langen/Georg Müller. Lwd. Mk. 8.50.

Nun liegt mit diesem dritten Bande Paul Ernsts grossartiges Kaiserbuch abgeschlossen in der Volksausgabe vor uns. Möge diese gewaltige Versdichtung denn den Weg ins deutsche Volk, ins deutsche Haus finden! Eine einzigartige Schau hat in ihr die drei grössten Jahrhunderte der deutschen Vergangenheit zusammengeballt. Politisches Geschehen, geistiges Werden, volksnahes Sagengut wechseln in unzähligen farbenreichen Bildern: ein riesenhaftes Freskengemälde, verwirrend in der tausendfachen Fülle der Einzelszenen, und doch in seinen grossen Linien gestrafft durch die leidenschaftliche Kraft des Dichters, der in dieser Schöpfung sein eigentlichstes Lebenswerk sah.

Freilich: in Einem werden wir bei aller tiefen Wertschätzung unsre Kritik nicht schweigen lassen. Mit die grösste deutsche Tat dieser Jahrhunderte hat der Dichter in seine Schau nicht aufgenommen. Und so begegnet uns Heinrich der Löwe nur als Gegenspieler des grossen Staufers. Auch von Heinrich von Salza, von Bischof Albert von Riga schweigt das Kaiserbuch...

Dem dritten und letzten Bande eignet als Besondres die gewollte Mittelpunktstellung Friedrichs des Rotbart. Wie in immer neuen Ansätzen sich diese einmalige Persönlichkeit jeweils eindrucksvoller vom erzählenden Hintergrunde abhebt, dichterisch vertieft, mit flammenden Farben aufleuchtet — darin wirkt wahrlich eine begnadete Gestaltungskraft. Denn dies Bild umfasst mit aller genialen Grösse auch unerbittliche Härte, es verzichtet auf menschliche Verschönerung und lässt uns auch bei der grauenvollen Vernichtung Mailands um den Herrscher erschauern, der noch Jahrhunderte im Sagengut seines Volkes weiterleben sollte.

Unser Heft bringt zwei Textproben aus dem Kaiserbuch unter dem »Schrifttum der Zeit«. *B.*

Noldin, Ein deutsches Schicksal. Dargestellt von Franz Rucker. 1936 bei Langen/Müller, München.

Dies Buch ist der deutschen Jugend gewidmet. Es handelt von Josef Noldin, dem Südtiroler Rechtsanwalt und tapferen Volkstumskämpfer, der auf den heissen Liparischen Inseln verdarb. Am 17. Dezember 1930 ist er in der Heimat, in Salurn, gestorben. Unzählige folgen seinem Sarge. Südtiroler Bauern. Reden durften am Grabe nicht gehalten werden. — Es ist ein sehr deutsches Buch. Wir legen es schweigend zur Seite.

Trygve Gulbransson, Das Erbe von Björndal. München 1936 bei Langen/Müller.

Wir lasen Weihnachten 1935 »Und ewig singen die Wälder« und wurden an sten Bandes erschienen. Es ist schwer, Genau ein Jahr später ist »Das Erbe von Björndal« als — freilich in sich ganz geschlossene — Fortführung dieses ersten Bandes erschienen. Es ist schwer, über einen zweiten Band etwas zu sagen, ohne ihn mit dem vorhergegangenen zu vergleichen. Und es ärgert einen dann, wenn man von einem Buch, das einem doch gut gefällt, und das man gern mag, — wenn man von solch einem Buch erklären soll: der erste Band habe einem doch noch besser gefallen. Dabei liegt es ohne Zweifel so, dass gerade die

seelische Vertiefung der wenigen Menschen, von deren oft leiderfüllten Beziehungen uns erzählt wird, in diesem zweiten Bande ungleich fühlbarer und ausgereifter ist. Aber damit betritt Gulbransson bereits das Grenzgebiet des psychologischen Romans, und es ist nicht zu vermeiden, dass dies auf Kosten des Reichtums an Handlung geschieht; jener kräftig profilierten Handlung, die sicherlich ein gutes Teil des erdhaft-naturnahen Zaubers der »Singenden Wälder« ausgemacht hat.

Hans Grimms Südwestgeschichten bestehen fast nur in Handlung. Reichen sie darum weniger in seelische Tiefen? Nein. Aber Hans Grimm erzählt mit Vorliebe von ursprünglichen Menschen und er weiss, dass es eine Stilwidrigkeit wäre, deren Motive und Gedanken psychologisch auszudeuten. Gerade das Schweigen über solche Dinge ist eins seiner stärksten Stilmittel. Und doch hat er dem deutschen Volke mehr über ein so kompliziertes seelisches Kapitel wie den Rasseninstinkt gesagt, als man das gemeinhin ermisst.

Zurück zu Gulbransson: das »Erbe von Björndal« ist sicher ein wertvolles Buch; aber wir meinen, er müsste sich vor dem Psychologisieren wahren, wenn es auf Kosten der Handlung geht. Darum scheint uns die Linie, die vom ersten zum zweiten Bande des Romans läuft, eine Abkehr von der Entwicklungsrichtung, die wir dem Dichter wünschen.

B.

Johan Bojer »Die Auswanderer«. Roman. München 1936 bei H. C. Beck.

Bojer ist unter den nordischen Dichtern unserer Tage keiner der Jüngeren. Er hat sich seinen Namen schon vor Jahren erstritten, auch im deutschen Schrifttum, das ihn wie Hamsun und Gunnarsson als artverwandt und wesensgemäss in sich aufgenommen hat. Man braucht für Johan Bojer heute keine Lanze mehr zu brechen. »Die Auswanderer« packen ein Problem an, das in gewissem Sinne seit ihrem Eintritt in die Geschichte den nordischen Völkern eigen ist: den Abzug der jungen Mannschaft in fremde Weiten, die Flucht aus der Heimat.

Aber wenn in früheren Jahrhunderten der Bevölkerungsdruck den jungen Überschuss ausser Landes trieb, so sind es heute z. T. weit weniger natürliche Beweggründe — die erhöhten Ansprüche der städtisch gefärbten Zivilisation, die den Bauernjungen das mühsame Schaffen auf dem väterlichen Hof als rückständige Fronarbeit erscheinen lässt.

Es ist erschütternd zu erleben, wie gerade im Helden des Romans die Einsicht, dass die Heimat ihn und seinesgleichen ruft, trotz aller Bewusstheit wirkungslos bleibt. Sind auch die ersten Pionierjahre in der amerikanischen Prärie von Entbehrungen härtester Art gekennzeichnet, langt in späterer Zeit das Erworbene auch längst, um wohlhabend zurückzukehren — die Weite lockt, in der das Neuaufbauen leichter dünkt als in der Heimat. Der Auswanderer kann daheim nicht mehr Wurzel schlagen. Und Jahr für Jahr strömt den ersten Bahnbrechern in der neuen Welt junger Zuzug von zu Hause nach: Norwegisches Bauernblut, das im grossen Völkergemisch Amerikas versickern wird.

Bojers Roman hat uns Baltendeutschen besonders viel zu sagen. Seit jeher sind wir auf kaum einen andern Wert stolzer gewesen, als auf unsre Heimatverbundenheit. Wo wir auch irgendwo draussen einem Landsmann begegnen: das Wort »Heimat« lässt längst verschlagene Schleusen aufbrechen. Wie bei Bojers Amerikanern aus norwegischem Blut... Und Jahr für Jahr strömte seit dem Kriege gerade unsre leistungsfähige junge Mannschaft über die

Grenzen des Landes. Kaum einer kehrte zurück. Sie alle waren und sind sich ihrer Heimatverbundenheit bewusst. Aber viele doch nur mehr als eines Wortes, eines Gefühls, das in der unsentimentalen Wirklichkeit des Alltags keinen Raum hat. Bojers Bauern lassen die Heimat im Stich, um auf einem norwegischen Abend in der Ferne selbstvergessen ihre alten Lieder zu singen und sich heimzudenken. Und unsre Jungen? *B.*

Hans Friedrich Blunck, »König Geiserich«. Eine Erzählung von Geiserich und dem Zug der Wandalen. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1936. Lwd. Mk. 5.80.

Was ist das Grosse und Besondere an Bluncks bekannten historischen Romanen? Gewiss, er ist ein Dichter von Rang. Aber erleben wir es nicht als wesenhaften Zug unserer Zeit, wie in dem noch vor wenigen Jahren scheinbar ausgebluteten und erstarrten deutschen Schrifttum unerwartete Kraft lebendig und sichtbar wurde? Und dass von einer Asphaltliteratur überlagerte Namen sich in den aufgerüttelten Massen des Volkes Geltung erzwangen, nebeneinander traten und Zeugnis davon ablegen konnten: die deutsche Dichtung der Gegenwart ist blutvoller, schöpferischer, als es Jahrzehnte zuvor auch nur erahnt werden konnte. In den Ring dieser Männer ist Blunck einer unter Gewichtigen. Und doch, so spüren wir, ist sein Schaffen durch eine Bedeutsamkeit gekennzeichnet, die ihm seinen Platz verleiht, an dem er schwerlich vertreten werden kann — so wenig, wie ein Hans Grimm, ein Eberhard Wolfgang Möller an dem seinen.

Bluncks Schaffen ruft dem deutschen und vornehmlich dem niederdeutschen Volk seine verklungenen Sagen und vergessenen Helden aus alter Zeit rüttelnd ins Gedächtnis: einen Hein Hoyer, den kühnen und weitblickenden Amerikasegler Dirick Pining oder den Vandalen Geiserich, von dem dies letzte Werk handelt. Wir denken an Dahn, der bei all seinen Schwächen doch derjenige gewesen ist, der als erster durch sein Schaffen den Stolz auf die germanische Heldenzeit in weite Schichten des deutschen Volkes trug. Dahns Schicksal wurde die Schablonenhaftigkeit. Blunck ist Dichter. Und so formt er aus spärlicher historischer Überlieferung in der Gestalt des Volkskönigs Geiserich eine politische Persönlichkeit von gegenwartsnaher Grösse.

Einsam und herb ist dieser Mann, den anderen kühnen Seefahrern Bluncks innerlich verwandt. Auch in seinem verschlossenen, keuschen Gefühlsleben. Ist es der geschichtliche Geiserich? Wir wissen es nicht. Manche Züge hat der Dichter sicher an ihn herangetragen. Aber der weitblickende Heerkönig, der seine Reiter zwingt, Seefahrer zu werden, dessen Flotten das Mittelmeer beherrschen und der seinem Volk Neuland in Roms reichster afrikanischer Provinz erobert, der brauchte nicht erdacht zu werden. Für diesen Geiserich zeugen seine Taten, wenn sie auch lange in Schulbüchern überstaubt und begraben lagen. Und ihn hat Blunck in seinem umfangreichen Roman lebensvoll erstehen lassen. *B.*

Friedrich Alfred Schmid Noerr, »Unserer Lieben Frauen Einzug«. Mythos der deutschen Welt. Romandichtung. Paul List Verlag 1936. Mk. 6.80.

Schmid Noerr selbst bekennt sich zu einem ungeheuren Wagnis, als er über die Dichtung spricht. In seinem umfangreichen Roman will er germanisches Mythengut aus Urzeiten zu einer ge-

waltigen Schau zusammenschweissen mit Glaubenswerten des Christentums. Der Anlauf mag seine Rechtfertigung erhalten als Ausdruck des tiefen geistigen Ringens, das sich in unseren Tagen bereits ankündigt. Aber wir müssen dies Buch aus einem wachen Instinkt hervor ablehnen. Ja wir empfinden es in seinem Gehalt nicht einmal als deutsch. Der Fachmann wird über das Sachwissen von ältesten germanischen Mythen, die Schmid Noerr verarbeitet, ein zuverlässiges Urteil finden. Sei es darum. Wir greifen auch dem Fachmann vor, und sagen nein. Wir sagen nein vor allem zu dem brodelnden Schlamm, der als Teil einer angeblich deutschen Weltschau in dieser Dichtung ab und zu seine Blasen wirft. Die germanische Götterwelt, die Schmid Noerr durch das Kind im Stall überwinden lässt, mutet oft innerlich so kernfaul, so angedorben und zesetzt an, dass wir sie genau so wenig anerkennen wollen, wie die willkürliche Umdichtung der Evangelienüberlieferung. Diese Umdichtung findet die naive Ursprünglichkeit der Legende nicht. Denn sie ist nicht aus gläubiger Schlichtheit, sondern aus einer durchgrübelten Gelehrtenstube erwachsen.

Wir bezweifeln ernstlich, ob Schmid Noerrs sicherlich ehrlichem Wollen entsprungenes Werk eine wirkliche Bereicherung des deutschen Schrifttums bedeuten kann. *Bosse*

Hans Reiser, »Einer ging in die Wildnis«. Die Welt der Fahrten und Abenteuer im Paul List Verlag, Leipzig 1936. Lwd. Mk. 4.50.

Das erste Merkmal dieses seltsamen Buches, in dem Reiser von seinem dreijährigen Urwaldleben als Siedler in den grünen Wildnissen des Amazonengebiets erzählt (ein Versuch, der scheitert, weil dem kultivierten Europäer trotz seines Abscheus vor der westlichen Zivilisation die Rückkehr in die angestrebte Ursprünglichkeit eines naturnahen Indianerlebens nicht gelingen kann) ist die fanatische Ehrlichkeit seiner Schilderung. Er will vom Urwaldleben berichten, so wie es ist, entkleidet aller romantischen Verfälschung. Das tut er. Und das gibt dem Bericht seinen ausserordentlichen Wert. — Das zweite Merkmal ist die aufmerksame Bewusstheit dieses Experiments, denn das ist die versuchte Flucht aus der Welt der Zivilisation. Sie äussert sich in vielen Reflexionen, oft fesselnd durch ihre gallige Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, oft freilich auch ermüdend.

Reiser hält die Einsamkeit, das absolute Preisgegebensein an die wuchernde grüne Hölle nicht aus. Ein zerfetztes Zeitungsblatt, das ein indianischer Träger mit seinem Warenpacken bringt und das eine Notiz über das neue Deutschland enthält, gibt den letzten Anstoss. Die nordische Natur muss sich gegen die rein vegetative Form des Urmenschendaseins empören. Und die Gemeinschaft ruft. — Das Buch, das nicht leicht zu lesen ist, macht nachdenklich.

Bücherei Südosteuropa

Unter dieser Bezeichnung gibt der Langen/Müller-Verlag in München bekanntlich Übertragungen des in Deutschland völlig unbekannten neueren Balkanschrifttums heraus, die den südosteuropäischen Dichtern Freunde auch in der deutschen Leserwelt werben und einer geistigen Annäherung die Wege bahnen sollen.

Die »Neuen bulgarischen Erzähler«, ausgewählt und übertragen von Dr. Dragnewa und Gerhard Gesemann, führen uns tatsächlich in eine merkwürdige und fremd-

artige Welt, deren Probleme noch vielfach von Volksliedmotiven einer ursprünglichen und bunten Räuber- und Freiheitskämpferromantik gekennzeichnet sind. Nur weniges davon ist Novelle in unserem Sinn. Meist sind es mehr anekdotenhaft berichtete Begebenheiten, in Prosa gebrachte Balladen (Jowkow: Schibil, Albene; Elin-Pelin: Liebe u. a.). Ausserordentlich starke Erzählungen, wie Christows »Mutter Meglena« wechseln mit anderen, mehr skizzenhaften Charakters. Nach welchen Gesichtspunkten aber die Auswahl auch getroffen sei, in ihrer Gesamtheit gibt sie ein Bild von unbestreitbarer Wesensechtheit und zeigt diese ferne Welt, die kaum mehr eine europäische ist, in ihrem eigenartigen Reiz.

Ein wirklich ausserordentlich starkes dichterisches Meisterwerk aus einem Guss ist aber »Nechifor Lipans Weib« von Michail Sodeveanu. Hier wird die wilde Farbigkeit des Schauplatzes nur mehr der absichtslos in kühnen Strichen gezeichnete Hintergrund, auf dem sich die bezwingende und wundervolle Frauengestalt der Vitoria abzeichnet. Seltsam nordisch mutet uns dieser Roman an, der von einem ganz grossen Können zeugt: ein volles und rein abgestimmtes Lied der Gattentreue, die mit unbeirrbarer Sicherheit dem Verschollenen nachspürt und seine Mörder der rächenden Strafe zuführt. Dieses Buch kann und soll geistiges Eigentum auch des deutschen Menschen werden, denn es ist es wert. Wir legen es dankbar und seltsam ergriffen aus der Hand.

Halil Beg-Laporte, »Das Land der letzten Ritter.« C. H. Beck Verlag München. Lwd. Mk. 4.40.

Eine Erzählung aus den kaukasischen Bergen nennt der Verfasser diese Erinnerungen. Er ist der Sohn eines der letzten ritterlichen Awarengeschlechter, aufgewachsen in den mittelalterlichen Lebensformen einer glanzvollen Überlieferung zwischen Pferden, Bergschroffen, seltsamen Hochzeits- und Festesbräuchen — in einer Welt, die heute nicht mehr ist, seit die bolschewistische Revolution auch im Kaukasus anstelle althergebrachter eigenartiger Kulturen die trostlose Verwüstung des »roten Paradieses« brachte. Das Buch liest sich mit Interesse, die jener versunkenen Welt gilt. Aber der Verfasser ist kein Kämpfer. In einer Zeit erbitterten Ringens auf Tod und Leben bleibt er abseits und erzwingt gerade auf dem selbstgezeichneten stolzen Hintergrunde seiner heimatlichen Umwelt den Eindruck des Nichtbestehenkönnens. Mit am besten an diesem Buch sind die wundervollen farbigen Aquarelle, in deren schmalen, unwirklich schönen Frauengestalten der ferne Reiz jenes »Landes der letzten Ritter« in künstlerischer Steigerung zum Ausdruck gelangt.

Kleine Bücherei

Wir zeigen vier neue Bändchen der »Kleinen Bücherei« des Langen/Müller-Verlages in München an. An erster Stelle »Des Elefanten Wiederkehr« von Hans Grimm. Die Geschichte, durch die eine fremdartig-rätselhafte Dschungelluft atmet, ist einem seiner grossen Novellenbände entnommen. Wir freuen uns aber ehrlich, sie nun auch gesondert in einem der handlichen schmalen Bändchen besitzen zu können.

Erwin Wittstock ist uns als Siebenbürger Dichter wohlbekannt. Die beiden Novellen des Bändchens »Station Onefriet« spielen im Kriege, bzw. bei Kriegsausbruch. Gerade die erste Geschichte ist von einer herben Tragik erfüllt, die einem noch lange nachgeht. — Ein Bändchen wie Hans Kloepfers

»Was mir die Heimat gab« löst zwiespältige Empfindungen aus: Selbstbiographie oder Novelle — jedes an sich ist gut. Wenn aber die Selbsterzählung zu lang ist für eine Einleitung und auch nach dem Titel in den Mittelpunkt tritt, dann ist eben die kleine Novelle, die da drangehängt anmutet, überflüssig. Oder umgekehrt. Wenn aber eins das andre zu »strecken« scheint, um das Bändchen zu füllen, dann ärgert sich der Leser. — Kolbenheyers »Klaas Y, der grosse Neutrale« ist eine Zusammenstellung kluger und nachdenklicher Betrachtungen eines Dichters, der nach dem Grund der Dinge spürt. Novellen sind es nicht. Und darum sollte man sie auch nicht als solche bezeichnen.

Udo Kersten, »Der Rest der dritten Schwadron«. Riga 1936 bei »Ernst Plates«.

Es ist richtig, dass dies kleine Büchlein einen ausserordentlich nachhaltigen Eindruck hinterlässt. Man wird getrost feststellen dürfen, dass wir längere Zeit aus einheimischer Feder nichts gelesen haben, was Kerstens Erzählung an Einheitlichkeit von Stimmungsgehalt, Handlung und Sprache erreicht. Aber es ist ein unfrohes Buch. Und man erschrickt über den müden, verzweifelten Pessimismus dieses grau in grau gesehenen Nachkriegsbildes. Denn ging auch einem Geschlecht der Glaube an die Zukunft verloren — ein andres trat an seinen Platz, sich solchen Glauben neu zu erkämpfen. *Bosse*

Lotty Burchard-Nauck, Nun wird es Abend... Verse und Prosa. Verlag A/G. »Ernst Plates«, Ls 1.80.

Dichten ist immer ein Aufdecken des Innersten. Besonders Lyrik. Wenn das Taktgefühl des echten Könnens fehlt, enthüllt sich der Kitsch der glücklich so schnell überwundenen Zeitkunst des Ichs. Lotty Burchard-Nauck ist in den Versen, die sie neben drei kurzen Erzählungen im Legendenton bringt, dieser Gefahr entgangen. Es ist nicht der Morgen der neuen Zeit, der in diesem Bändchen leuchtet, es ist das farbensatte Abendrot eines Lebens, reich an Schauen und voll Liebe zur prächtigen Schönheit, das in den Versen schillert. Noch fehlt die reine Klarheit der nahenden Nacht, noch flakkert zu grelles Rot, das auch durch die etwas zu oft angewandte strenge Form des Sonetts nicht gedämpft ist. Neben manchem Lauten lockt Reines und Schlichtes zum Singen der liedartigen Gedichte. Weniger aus der Tiefe, mehr aus der bunten Reichheit des Lebens sind diese Verse geschöpft und können mit ihrer klangvollen Sprache den Alltag verschönen. *M.*

Hansgeorg Buchholtz »Jugend an der Grenze«. Mit 24 Federzeichnungen i. Lwd. Mk. 3.20. H. Schaffstein Verlag in Köln.

Man muss diese ostpreussischen Jugenderinnerungen freilich nicht gleich hinter dem neuen Wiechertbuch lesen. Oder vielleicht gerade doch? Der grosse Abstand wird offenkundig, aber gleichzeitig auch die verschiedenen Masstäbe der Einschätzung, die wir Büchern gegenüber anwenden müssen. Buchholtz' Erinnerungen sind ein rechtes Erzählbuch: von Lausbubenstreichen und den kleinen und grossen Erlebnissen einer sonnigen Kindheit mit guten Kameraden. Es will auch nichts anderes sein. Manchmal, zumal am Schluss, klingen ernstere Töne auf: Kinder erleben den Krieg und reifen erschütternd schnell in seinem Ernst. — Ob dies Buch, wie es eigentlich will, ein Jugendbuch ist, scheint freilich zweifelhaft. Manchmal klingt es an die unbekümmerte Art an,

die etwa Thomas Lausbubengeschichten zu einem wirklichen Eigentum der Jugend werden liessen. Aber eben nicht durchweg. Buchholtz wird manchem durch diese lebendigen Erinnerungen eine Freude bereiten, aber wahrscheinlich den Erwachsenen mehr als der Jugend, der das Buch zugedacht war.

***: »Die farbige Front«. Hinter den Kulissen der Weltpolitik. 1936 beim Paul List-Verlag, Leipzig.

Dies ist nun ein Buch, das zum mindesten sehr nachdenkend macht. Der Verfasser nennt sich nicht. Was er berichtet, zeugt von einer so erstaunlichen Kenntnis der verschiedenen Strömungen und politischen Persönlichkeiten der farbigen Rassen, dass wir uns immer wieder nach Erklärungen dafür fragen, ohne sie geben zu können.

Wenn »Die farbige Front« in der Kritik vielfach geradezu überschwänglich gefeiert worden ist, so müssen wir freilich eine etwas nüchternere Stellung beziehen. Uns sind natürlich so gut wie keine Nachprüfungsmöglichkeiten gegeben. Dass der Inhalt der einzelnen Begegnungen und Gespräche dieses Buches (es handelt von der Werbefahrt der abessinischen Prinzessin Tahitus durch die verschiedenen Zentren der farbigen europafeindlichen politischen Bestrebungen, um die farbige Welt zur Solidarität beim kommenden italienisch-abessinischen Konflikt aufzurufen) zum guten Teil journalistische Erfindung sein mochten, war anzunehmen und tut dem Buch kaum Abbruch. Denn es kam dem Verfasser darauf an, die feindlichen Kräfte dieser fremden Rassenwelt aufzuzeigen, und er hat sich wohl ganz bewusst der Erzählungsweise nur als eines Mittels zum Zweck bedient.

Wir schreiben mithin der »Farbigen Front« auch weiterhin eine ausserordentlich wertvolle Aufgabe zu und sind überzeugt, dass dies Buch wie wenige andre berufen ist, ein gesamteuropäisches Rassenbewusstsein zu wecken. Wir sind gebannt vor allem durch die scharfen Lichter, die der Verfasser auf die unheimliche Arbeit des amerikanischen Negertums in Afrika wirft, wir sind aufgerüttelt angesichts der Tatsache, dass sich auf der ganzen Welt heute ungeheure Kräfte zusammenballen, die geistige, wirtschaftliche und politische Vorherrschaft der weissen Rassen abzuwerfen. — Wir verschweigen freilich nicht, dass wir den Schilderungen im einzelnen manche Skepsis entgegenbringen. Die völlige Untätigkeit etwa der Negerorganisationen im Abessinierkrieg (ein einziger Negerflieger aus Amerika tauchte für kurze Zeit auf abessinischer Seite auf dem Kriegsschauplatz auf, um bald wieder zu verschwinden!), die starke Verzeichnung der Persönlichkeit Haile Selassies (gibt es etwas Kläglicheres als diesen »Kaiser«, der in Paris und London seine wohlweislich geretteten Schätze versilbert, während die letzten Reste der geschlagenen Armee in den abessinischen Bergen ihren Verzweiflungskampf zu Ende kämpfen?) lassen darauf schliessen, dass dem umfangreichen Werk des ungenannten Verfassers in manchem die eindeutige Zuverlässigkeit mangelt, die gerade um der Bedeutsamkeit des Stoffes willen besonders wichtig erscheint.

Bosse

C. v. Stern, Der Vorwand zum grossen Russenkriege 1558. Verlag E. Bruhns, Riga 1936, 18 Seiten.

Bekanntlich ging das mittelalterliche deutsche Staatengefüge in unserer Heimat in dem grossen Russenkriege zugrunde, den Iwan IV. entfesselte. Die Beweggründe der damaligen russischen Politik sind längst klargestellt, nur über den Vor-

wand, womit der Zar seinen Einbruch rechtfertigte, lag schon damals und lag bis jetzt ein Dunkel, das der Verfasser in einer scharfsinnigen und interessant zu lesenden Untersuchung aufhellt.

Es handelte sich um die Zahlung des seit vielen Jahrzehnten rückständigen sog. Dorpater »Glaubenszinses«. Wie Stern nachweist, war dieser ursprünglich nichts anderes gewesen, als eine von der Stadt Dorpat für ihre russische Einwohnerschaft übernommene und durch Bestellung eines Faustpfandes sichergestellte Beisteuer zum Unterhalt ihrer beiden russischen Kaufmannskirchen, die Dorpat gelegentlich eines Konfliktes mit Pleskau gekündigt haben wird. Unter Moskauer Einfluss machte ein Friedensschluss vom Jahre 1463 hieraus eine politische Angelegenheit, indem für die Zahlung jenes »Zinses« der Bischof von Dorpat vom Moskauer Grossfürsten als dem Schutzherrn der rechtgläubigen Kirche haftbar gemacht und der Zins als ein Tribut und Zeichen der Abhängigkeit des Bistums Dorpat vom Moskauer Grossfürsten gedeutet wurde. Aus den nach 1474 folgenden Friedensurkunden von 1481, 1493, 1498, 1503 herauskorrigiert, wurde die verhängnisvolle Formel über den Zins seit 1509 doch wiederum in die Vertragstexte als ein politisches Rüstzeug gegen die Livländer hineingesetzt, der Zins aber von Dorpat nicht gezahlt, bis Iwans IV. erzwungene Verträge von 1554 mit der Bedingung unausführbarer Zinsnachzahlungen die Katastrophe ganz Altlivlands einleiteten. *L. Arbusow*

Eduard Šturms: Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum. Vorgeschichtliche Forschungen, Heft 10. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1936. VIII u. 155 S. mit 28 Tafeln und 6 Karten.

Die vorliegende Arbeit, eine Königsberger Dissertation, erscheint 9 Jahre nach der Annahme durch die Fakultät. Der Verfasser stammt aus dem Rigaer Schülerkreise Max Eberts und ist durch seine Tätigkeit als Denkmalsinspektor für Kurzeme, sowie durch eine Reihe von Veröffentlichungen und Vorträgen mehrfach hervorgetreten.

Die Arbeit verdient um so mehr Beachtung, als durch sie eine bisher deutlich spürbare Lücke in der Vorgeschichtsforschung des ostbaltischen Gebietes geschlossen wird. Besonders dankenswert ist es, dass neben Lettland, Litauen und Ostpreussen auch die Freie Stadt Danzig, sowie angrenzende russische, polnische und ehemals westpreussische Gebiete mit berücksichtigt werden. Nur durch diese Zusammenfassung ist die Gesamtschau möglich geworden, die der Verfasser in seiner Arbeit gibt.

Als Ergebnis stellt der Verfasser fest, dass sich während der älteren Bronzezeit (Periode I—III) im Ostbaltikum zwei grundverschiedene Kulturgruppen nachweisen lassen. Die eine stammt aus dem Westen und dringt vom Weichselmündungsgebiet aus, während der Periode II und III immer stärker ins Samland und ins Memelgebiet ein. Die andere Kultur ist als autochthon anzusehen. Wohl ist auch hier ein Einfluss der westlichen Kultur zu spüren, aber die Eigenständigkeit dieser Kultur bleibt bewahrt, und sie reicht mit ihren Eigenformen bis in die jüngere Bronzezeit hinein. Die häufig vertretene Ansicht, dass die bronzezeitliche Kultur im Ostbaltikum den baltischen Völkern zuzuweisen sei, hält der Verfasser — trotz mancher dafür sprechender Gründe — nicht für erwiesen.

Zahlreiche Karten und Abbildungen, sowie die umfangreiche Materialsamm-

lung erhöhen den Wert des Buches, das wohl als ein Standardwerk für die Vorgeschichtsforschung des Ostbaltikums gelten kann. *S.*

Carl Engel: Aus ostpreussischer Vorzeit. Zweite, völlig umgearbeitete und stark erweiterte Auflage der »Bevölkerung Ostpreussens in vorgeschichtlicher Zeit«. Gräfe und Unzer (Verlag), Königsberg Pr. 156 S.

Alles, was sich über Ostpreussen und seine Schicksale in vorgeschichtlicher Zeit sagen lässt, finden wir in diesem Buche. Es ist dabei keineswegs eine »Beschreibung von Sachaltertümern, sondern die Erschliessung der Geschichte des Menschen und seiner Kultur«. Landschaft und Mensch treten uns hier in ihrer Beziehung zu einander entgegen. Von den mittelsteinzeitlichen Jägern und Fischern und den ersten Bauern der Jungsteinzeit sehen wir die Bevölkerung Ostpreussens und ihre Schicksale bis zum Beginn der historischen Zeit. Vandalen und Goten, Wikinger und deutsche Kolonisatoren des 13. Jahrhunderts ziehen an uns vorüber. So werden Landschaft und Mensch, politisches und völkisches Schicksal immer wieder als untrennbare Einheit in der Geschichte Ostpreussens dargestellt. Besonders interessant ist ein Abschnitt über die Rassengeschichte Ostpreussens, der auch einen Überblick über die heutige rassische Zusammensetzung der Bevölkerung gibt.

Zahlreiche Karten, sowie eine Fülle schöner Aufnahmen von vorgeschichtlichen Fundplätzen und Sachaltertümern geben ein lebendiges Bild von den verschiedenen Völkern und Kulturen, die in vorgeschichtlicher Zeit dem Lande ihren Stempel aufgedrückt haben.

Es ist ein ostpreussisches Heimatbuch im besten Sinne dieses Wortes. *S.*

Lutz Mackensen, Baltische Texte der Frühzeit (=Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga, Bd. 5 Nr. 8). Verlag der Akt.-Ges. »Ernst Plates« Riga 1936 — 362 Seiten, Preis Ls 15.20.

Urkunden, Chroniken und die grossen literarischen Werke baltisch-deutscher Frühzeit hat uns die einheimische deutsche Wissenschaft seit dem 19. Jahrhundert in reicher Fülle in Neudrucken und systematischen Sammlungen gebracht. Lutz Mackensens »Baltische Texte der Frühzeit« bieten eine Sammlung der kleineren baltischen Texte bis zur Wende des 16. zum 17. Jahrhundert, — damit unterstreichend, dass um diese Zeit ein Wandel in politischer, sprach- und stilgeschichtlicher Hinsicht einsetzte. Manche der nun vorliegenden Texte waren bislang überhaupt noch nicht veröffentlicht oder in den verschiedensten Werken publiziert. Mit besonderer Freude kann festgestellt werden, dass diese eine fühlbare Lücke schliessende Sammlung von dem unvergessenen Rigaer Stadtbibliothekar Dr. Nikolaus Busch angeregt worden ist, der dem Verfasser in der ihm eigenen Begeisterungsfähigkeit mit Rat und Tat beigestanden hat. So spüren wir in diesem dem Andenken N. Buschs gewidmeten Buch dankbar den Zusammenhang mit der älteren baltischen Forschergeneration, hat doch Dr. Busch nach dem Zeugnis des Verfassers Anlage und Rahmengebung des Buches im wesentlichen vorgezeichnet und aus seinem reichen Wissen vieles an literarischen Denkmälern nachweisen können, die ohne ihn noch heute unentdeckt und unveröffentlicht wären.

Die »Baltischen Texte« sind nicht so sehr eine Stoffsammlung als eine Darlegung der systematisch geordneten Quellen, die nach Ansicht des Herausgebers die weitschichtigen Möglichkeiten der

Ausbildung einer baltischen, stammlich gefärbten Eigenart aufzeigen, die in unserer Zeit ausgeprägt vorliegt. In diesem Sinne kann an die Texte auch nicht von einem nur eng literargeschichtlichen Standpunkt herangetreten werden. Bei der Ausgabe eines literarischen Denkmals würden wir heutzutage Sprachgeschichtliches, Volkskunde und Literaturgeschichte nebeneinander zur Geltung bringen. Mackensens Zusammenstellung wendet sich an Sprachkundler, Historiker und Volkskundler, deren Einzelarbeit an diesen Texten zu einem Gesamtakkord wird zusammenklingen müssen. Damit würde die alte universitas litterarum in der Hinsicht zur Geltung gebracht werden, dass alle Wissenschaft auf den volklichen Gesamtorganismus ausgerichtet sein muss. Der in Aussicht gestellten Einführung in das Werden der baltischen Literatur durch den Herausgeber dieser überwiegend niederdeutschen, aber auch hochdeutschen Texte können wir in diesem Sinne mit Spannung entgegensehen, zeigt doch die Fülle des gesammelten Materials mit den reichhaltigen Anmerkungen (Lesarten, Literaturnachweise) volksdeutsche Beziehungen mannigfacher Art, wodurch eine Gesamtschau ermöglicht wird.

Der Stoff der Textsammlung ist in folgende Abschnitte gegliedert: I. Frömmigkeit (die katholische, evangelische Zeit, Parodien und Zaubersprüche); II. Aus der grossen und kleinen Politik (seit 1542: die politischen und seelischen Nöte finden einen oft ergreifenden Ausdruck); III. Liebe (darunter das bekannte »Schlemmerlied«); IV. Sprichwortähnliches; V. Grabinschriften; VI. Spottverse, deren einige die »grosse und kleine Politik« ergänzen; VII. Allerlei Weisheit (das Glücksrad, ein damals weit verbreitetes Motiv, Stammbucheintragungen u. v. a.); VIII. Sprüche und Inschriften verschiedener Art; IX. Nach lateinischem Vorbild (Seit 1557: dem späten Einsetzen humanistischer Blüte am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts entspricht ja bekanntlich auch baltische Barockdichtung zu Beginn des 18. Jahrhunderts); X. Anmerkungen, Abkürzungsverzeichnis, Verzeichnis der Liedanfänge. — Überschneidungen lassen sich bei der Gruppierung eines so reichhaltigen Stoffes natürlich nie ganz vermeiden. So gehören die eine Bildinschrift der Rigaer Schwarzhäupter von 1522 (VIII—4 a II) und von der Revaler Schafferpoesie der Schluss des Schafferbuches von 1542 oder später (VII—3 XX) thematisch und sachlich eng zusammen, sind ja auch schon die Überschriften zu den Kapiteln VII. und VIII. (siehe oben) im Wesen recht ähnlich. Ein Nebeneinandersetzen beider Schwarzhäupterspräche hätte sie jedoch aus ihrem grösseren Zusammenhang (Bildinschriften, Schafferbuch) herausgerissen.

In der Einleitung, in der Lutz Mackensen auf bekannte und noch nicht bekannte Schätze andeutend verweist, wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass, durch die Veröffentlichung der Texte angeregt, mancher vielleicht noch verborgenes Gut unserer literarischen Frühzeit ans Tageslicht bringen könne. Hier sei ein Sprichwort genannt, das sich in F. Nyenstaedts »Livländischer Chronik« (Mon. Liv. ant. II, 138) findet: »Wor der abt de worffel tregt, haben de brueder fry spilen« (1585).

Möge das, was nach vierjähriger, zielbewusster und umsichtiger Forscherarbeit in dem stattlichen Buch des 5. Bandes der »Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga« der Öffentlichkeit übergeben wurde, in Forschung und Schule reiche und verdiente Frucht tragen.

F. A. Redlich

Wilhelm Schäfer, »Der Dichter des Michael Kohlhaas«. Eine Rede, gehalten in der Festsitzung der Kleist-Gesellschaft am 2. November 1935 in Kiel. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1936. 80 Pfg.

Wilhelm Schäfer, der in seinem dichterischen Werk wie in seinen Reden (Johann Sebastian Bach; Christophorusrede; der deutsche Rückfall ins Mittelalter u. s. f.) den verborgenen Kern des deutschen Wesens aus der verwirrenden Vielgestaltigkeit der Züge heraufzuholen bemüht ist, sucht, in den Sinn der Meisternovelle Kleists eindringend, die eigenwillig und in schroffer Kühnheit sich erhebenden Umrisse der völkischen Struktur aufzudecken. Möller van den Bruck nannte »Michael Kohlhaas« eine Tragödie von »Sachlichkeit, die nicht durchdrang« und bezeichnete damit einen charakteristischen Stammeszug. Auch Wilhelm Schäfer sieht die Tragödie des Kohlhaas in der besonderen Eigenart verwurzelt: ein unbestechliches Rechtsgefühl kämpft seine Sache bis zur letzten Konsequenz durch; der Einzelne behält Recht gegen die Unordnung der Welt: »... die Goldwage des Rechtsgefühls spielt, damit der Einzelne Recht gegen die Unordnung behalte.« Der unbedingte Mut zur letzthinnigen sittlichen Entscheidung rückt den schlichten Rosskamm in eine Ebene mit Luther. Beide ringen um die vox dei.

Wilhelm Schäfer deckt auf, wie der Schöpfer des »Wilhelm Kohlhaas« sich in seinen Werken treu bleibt, wie Heinrich von Kleist den Rechtsstreit in sich leidenschaftlich erlebt, und die grosse Frage nach dem Recht in dem inneren Schlachtgebiet des Menschen durchgefochten wird. Nicht um einzelne Rechtsfälle und deren Lösung geht es hier im letzten Grunde, sondern um das Recht, um die Idee des Rechts.

Eine Tragödie von so herber Grösse und unerbittlicher Entscheidung verlangt eine ebenbürtige Form. Es ist aufschlussreich, zu verfolgen, wie Heinrich v. Kleist hier die Einheit von Gehalt und Form erreicht und die Dichtung aus einem Gusse vor uns ersteht; auch die öfter zur Debatte gestellte romantische Abschweifung wird in die Idee des Ganzen einbegriffen. Zu Homer verhält sich Kleists Werk wie Malerei zum Holzschnitt. Ein Chronist der Leidenschaft ist Kleist, von so sachlicher Strenge, dass Meinungen und Gefühle zurückgedämmt erscheinen und nur in dem Atem der Handlung mitschwingen. In lapidarer Kürze ist das Thema gesetzt, und mit der Kunst der Fuge wird es entwickelt: »Nachdem Kleist sein Thema hart und scharf gesetzt hat, dass einer der rechtschaffensten Menschen seiner Zeit zugleich einer der entsetzlichsten werden konnte, weil ihn das Rechtsgefühl zum Räuber und Mörder machte, hämmert seine Fuge los, die Entscheidung herbeizuführen.« Mit dramatischer Wucht rollt die Handlung ab. Wie für die Bühne bestimmt erscheint die Szene am Schlagbaum der Tronkenburg, dramatisch die Nachtszene im Lutherhaus. Rund ein Dutzend Szenen führen zu dem Bilde der brennenden Tronkenburg. Dieser atemlose Wechsel aufeinander folgender Szenen hätte bei allem dramatischen Duktus die Möglichkeiten der Bühne gesprengt. So kam Kleist dennoch zu der erzählenden Form, nicht aber zum Roman, sondern notwendig zur Novelle, die eine Schwester des Dramas ist.

Einheit vom Gehalt und Form gibt Kleists Meisternovelle ihre imposante Geschlossenheit. Gehalt und Form aber sind gleicherweise von innen her bestimmt durch den unausweichlichen Schicksalsgang eines Menschen, der sei-

nen Schritt in radikaler Kühnheit aus der Entscheidung seines Gewissens bemisst.

Wie eine Untermalung und Ergänzung des eben Gesagten erscheint Gunnar Gunnarson's, des isländischen Dichters »Nordischer Schicksalsgedanke« (im gleichen Verlage 1936).

Gunnarson geht aus von dem Wort Schicksal und stellt fest, dass es von etwas Bedeutendem, Lebensumspannendem zu nebelhafter Zweideutigkeit herabgesunken sei, wie es oft jenen Wörtern ginge, die »dem Kern eines Glaubens oder einer Weltanschauung« sehr nahe stünden, und deren Alterslos es sei, zu Ausdrücken des Aberglaubens zu werden. Schicksal, Gesetzlichkeit des Lebens nur andeutend, enthält heute nicht mehr viel von dem ursprünglichen, nordisch-germanischen Begriff. Heute ist die Bedeutung dieses Wortes durch die römische Fatumvorstellung beeinflusst, durch das »Gesprochene«, das Schicksalswort, das bis ins einzelne vorausbestimmt. In dieser Hinsicht fallen nach Gunnarson die mythische Gestaltung des Schicksalgedankens bei Römern und Griechen zusammen. Er hat etwas Starres, Begrenztes, ist fast verwaltungsmässig festgelegtes Gesetz, während der nordische flutendes Leben, schöpferisch sich entfaltendes Gesetz ist.

Auf dem Wege sprachlicher Untersuchungen und aus der mythischen Dichtung sucht Gunnarson dies zu erhärten. Er weist auf die Völuspá der Edda hin, verweilt bei den Nornen, die unter der Weltesche Yggdrasill, dem Baume des Lebens sitzen, an der Quelle alles Geschehenden und täglich aus dem Brunnen Wasser schöpfen bis hinunter zu dem goldenen Lehm, dem »Gold alles Keimenden«, um täglich die Zweige des Lebensbaumes zu begiessen, damit er nicht verdorre. Immer wieder klingt der Glaube an die siegende Macht alles keimenden, wachsenden, schöpferischen Lebens durch, das Licht, Gestaltungskraft und Gesetz in einem ist, gebundene Entwicklung, Schicksal. In die gleiche Richtung weisen die Namen der Nornen, von denen der eine Urdr, Urd bei den alten Sachsen als Wurt, bei den Angelsachsen als Wyrd auftaucht, ursprünglich eines der germanischen Wörter für Schicksal überhaupt ist, dem Zeitwort »werden« nah verwandt, dem Sinn nach Gewordenes und Werdendes umspannend, ja die Bedeutung des Werdens selbst in sich bergend. Weiter stützt sich Gunnarson in seiner Beweisführung auf die beiden Wörter für Schicksal örlög und sköp, auf die nordische Schöpfungsgeschichte, den Baldrmythos, den Glauben, dass aus dem Ungeheuerlichen und Ungestaltendem Ragnarök immer wieder das Licht aufsteigen wird, und kommt zu dem Ergebnis, dass der Mensch Sieger bleibt im Leben wie im Untergang, im Erfolge wie im Misserfolge, wenn er seinem Schicksal nicht ausweicht oder sich ihm zu entziehen sucht, sondern es mutig auf sich nimmt und mannhaft bis zum letzten durchlebt. Dieser Sieger ist zugleich ein »Glücksmann«, selbst in äusserer Not, Wahrer und Träger der Ehre. Schicksal, Glück, Ehre sind miteinander unlöslich verbunden. Und damit zugleich ist bereits gesagt, dass Schicksal nicht wie von aussen an den Menschen herantretendes Fatum, nicht eine einmal getroffene, starr fortbestehende Verfügung ist, sondern dass es ganz wesentlich durch die innere Haltung des Menschen bedingt ist und immer schöpferisch neu sich formt, wie das Leben, nach innewohnendem Gesetz. So kommt ein aktiv-heldisches Moment in den nordischen Schicksalsbegriff. Es ist tief beziehungsvoll, dass

Gunnarson in diesem Zusammenhang auf Schiller weist.

In dem Gedanken schöpferischer Einheit alles Geschehenden und der Verantwortung vor dem immer werdenden Leben kann Gunnar Gunnarson seine Rede schliessen: »Du stehst mitten darin in der Schöpfung, und die Ewigkeit umgibt Dich. Handle danach!«

O. v. Petersen

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Mag. *C. von Stern*, Riga / Dozent Dr. *R. Craemer*, Köuigsberg Pr. / Stud. *H. v. d. Osten-Sacken*, Riga / Prof. D. Dr. *L. Arbusow*, Riga, Herderinstitut / Dr. *F. A. Redlich*, Riga / Prof. Dr. *O. von Petersen*, Riga, Herderinstitut.

Verantwortlicher Schriftleiter: Nikolai Klot, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates“, Riga, Mazā Monētu ielā 18

Zu Tag und Stunde

Einige Bemerkungen zum Verständnis der Gegenwart

I.

Die geschichtliche Entwicklung des letzten Jahrhunderts ist durch die endgültige Auflösung der mittelalterlichen Grundlagen des kontinentaleuropäischen Völkerlebens gekennzeichnet. Nach mehr oder weniger missglückten Versuchen einer neuen Organisation — konstitutionelle Monarchie, parlamentarische Monarchie, parlamentarische Republik — beginnen erst jetzt — in den autoritär regierten Staaten — neue dauernde Grundlagen der Volksordnung zu entstehen, da nur eine grosse, einheitliche und durchgreifende Führung die dazu notwendigen Voraussetzungen zu schaffen vermag.

Seit dem Eintritt der Masse in die Geschichte und der inneren Entkräftung aller älteren — vor allem der ständischen — Gemeinschaftsformen ist alle Volksführung vor völlig neue psychologische Probleme gestellt. Da alle Gemeinschaftsnormen — auch die Gesetze — nur dann Kraft haben, wenn sie sich in Übereinstimmung mit gewissen Grundeinsichten der Menschen befinden, muss es das wichtigste Anliegen der Führung sein, diese Grundsätze in einer Weise zum Gemeingut zu machen, dass nicht nur ihre Aufbaumassnahmen, die ein Ausdruck des Volksgeistes sein sollen, als sinnvoll und notwendig empfunden werden, sondern auch die ganze geistige und praktische Eigentätigkeit des Volkes von den als richtig erkannten Leitgedanken durchwaltet wird.

Ein Volk wird seiner Wehrpflicht nur dann genügen, wenn die Notwendigkeit der Wehrhaftigkeit nicht von einer — noch vor wenigen Jahren sehr verbreiteten — irrtümlichen Auffassung der Völkerbeziehungen in Frage gestellt wird. Ein Volk wird seine Lebenskraft nur dann nicht verfallen lassen, wenn es seine Geburtenziffer nicht zum Ergebnis wirtschaftlicher Berechnung macht. Ein Volk wird die Aufsplitterung in gegeneinander abgeschlossene und sich bis zur Gefährdung des Ganzen verhärtende Einzelkreise nur dann verhindern, wenn das Gemeingefühl nicht an gewisse gesellschaftliche Teilkräfte

— Besitz, Bildung — geknüpft ist, sondern bedingungslos im Volksganzen wurzelt. Ein Volk wird seine körperliche Gesundheit nur dann bewahren, wenn seine Beziehungen zu Wald und Acker engere sind als zum Asphalt der Städte. Ein Volk wird seine ihm von Gott gegebene Art — und damit seine schöpferischen Kräfte — nur dann behalten, wenn es hinsichtlich seiner blutlichen Substanz peinlich wachsam ist und dem notwendig entartenden Einfluss fremdrassischen Bluts keinen Raum gibt.

Es ist einer der bemerkenswertesten Züge der Gegenwart, dass die Geltung dieser Sätze immer mehr als eine entscheidende Voraussetzung der Volkserhaltung erkannt wird. Dass diese Grundsätze an den Geist der Zeit gebunden sind, ist ohne weiteres ersichtlich. Noch vor wenigen Jahren stand nur das Wenigste davon in anerkannter Geltung; es gibt ja auch heute noch in unserer baltisch-deutschen Mitte mehr als eine Stimme, die — echt liberal — in der einen oder anderen dieser Fragen die grundsätzliche Entscheidung dem freien Belieben des einzelnen zu überlassen für ein selbstverständliches Gebot der Gerechtigkeit hält.

Als ein weiteres Merkmal der Gegenwart muss gelten, dass die Gesamtheit eben dieser lebensnotwendigen Grundsätze sich dem erlebenden Zeitgenossen als Einheit darstellt, als ein unteilbares, streng gegliedertes Ganzes. Zugleich hat die Art des Gemeinschaftserlebnisses sich geändert. Weil die Entwertung der alten Prägestöcke neue Formen erforderlich macht, kommt dem gemeinsamen Erlebnis ein unvergleichlich viel grösseres Gewicht zu als in einer Zeit, die sich im wesentlichen auf ihre Traditionskräfte berief.

Es ist nur natürlich, dass für die Gesamtheit der bezeichneten geistigen Voraussetzungen, deren die Völker zum Leben bedürfen, ein Begriff, ein Wort, ein Name erforderlich ist. Im deutschen Volk hat sich dafür das Wort »Weltanschauung« eingebürgert.

II.

Es ist sicher kein Zufall, dass ein philosophisches Wort zur Bezeichnung dieses Zusammenhangs Geltung errungen hat. Einmal zeigt sich darin die auf denkerische Erfassung der Gegebenheiten drängende Art unseres Volkes. Zum anderen aber steckt darin natürlich die oft mehr geahnte als klar geschaute tief innere Beziehung der Volkserneuerung zu den geistigen Kräften der Zeitwende, — die durch sie bis auf den Grund veränderte »Anschauung der Welt«. Wir müssen uns immer wieder davon Rechenschaft geben, dass die dem einzelnen oft

kaum wahrnehmbaren Veränderungen am Gesicht der Zeit insgesamt die tiefste Wandlung darstellen, die der europäische Geist seit der Aufklärung erlebt hat. Wer das leugnet, stellt sich ausserhalb der Diskussion.

Sollte es wirklich so schwer verständlich sein, dass die Dinge, die sich in dieser Wandlung vollziehen, je nachdem anders ausnehmen müssen, ob man sie mit den Augen eines im Liberalismus Altgewordenen oder mit den Augen eines vom Zeitgeschehen ergriffenen und gewandelten Mannes ansieht? Im Grunde ist das doch eine selbstverständliche Regel, für die es in der Geschichte genügend Beispiele gibt.

Entscheidend ist die neue Sinngebung der natürlichen Grundlagen des Völkerlebens. Wer die umwälzende Bedeutung etwa der Rassenlehre im deutschen Volk nicht spürt, an dem ist der Zeitensturm fern in den Lüften vorübergebraust.

Der mächtige Einbruch der Natur in Geist und Geschichte, ein gütiges Geschenk, das Gott den im Geistigen unsicher und uneins gewordenen Völkern zuteilwerden liess, hat einen Hintergrund aufgerissen, der den weltanschaulichen Erkenntnissen eine unergründliche metaphysische Tiefe öffnet. Wo sich die Verbindung zwischen diesen Bereichen als Erlebnis und Denknotwendigkeit herstellt, entsteht der Mythos: dort erweitert sich die Weltanschauung zur Religion.

Es ist aber auch eine andere religiöse Entscheidung möglich. Es ist möglich, dass sich das Grunderlebnis der Zeitwende unverkürzt, in seiner ganzen gesammelten Wucht, eben als ein Geschenk Gottes begreift — desselben Gottes, der über das ewige Heil der Menschen in einer geschichtlichen Offenbarung entschieden hat; es ist möglich, die Notwendigkeit weltanschaulicher Vereinheitlichung als Christ zu bejahen, der unabhängig davon um den totalen Anspruch Gottes an den Menschen weiss. Auch wem nichts dauernd ist als dieser Anspruch, nichts ewig als das geschichtliche Wunder Christi, wird die Unverbrüchlichkeit, Verbindlichkeit und unnachsichtig fordernde Kraft der in einer aus den Fugen gegangenen Welt wiedererweckten Gemeinschaftsnormen nicht schwächen und verkleinern dürfen. Feigheit freilich wäre es, wenn er sich dem religiösen Ringen unseres Volkes entzöge. Von ihm wird mehr als von manchem andern ein Zeugnis verlangt — ein sehr nüchternes Zeugnis, das Kurzschlüssen und Missverständnissen gegenüber der Wahrheit christlicher Gnade die Ehre gibt.

R. Wittram

Bildung

»Ein völlig ungebildeter Mensch.« Dieser Satz stellt in weiten Schichten unserer Volksgruppe ein vernichtendes Urteil dar. Herzensroheit soll es kennzeichnen, aber auch Mangel an Umgangsformen oder Unwissenheit. Das Urteil degradiert. Ein weiter Abstand wird festgelegt. Auch dann, wenn man — aus Takt etwa oder aus Nützlichkeitserwägungen — ihn nicht spürbar werden lässt.

Ins Positive gewandelt: der herkömmlichen Vorstellung nach sind Herzensbildung, Umgangsformen und ein bestimmtes Wissen Merkmale unserer Bildung. Wir wollen auch daran festhalten.

Wir erlebten die Zeitwende der letzten Jahre. Der entbrennende Kampf der Geister blieb auch uns nicht erspart. Sein schlimmstes Merkmal ist das gegenseitige Missverstehen (weil herkömmliche oder verblasste Begriffe mit neuen Inhalten gefüllt werden, und dann ein und dasselbe Wort oft zwei ganz verschiedene Inhalte deckt). Ein solches Missverstehen betraf vor allem den Fragenkreis der Bildung. Soll der Wert der Bildung fortab geleugnet, — soll der allgemeinen geistigen Nivellierung die Bahn geöffnet werden? Es schien fast so.

Die Frage dünkt uns der Betrachtung wert.

Über Herzens- oder Charakterbildung viel zu sagen, ist müssig. Die Bildungsmethode mag sich wandeln — die Forderung bleibt bestehen. Egoismus, Rücksichtslosigkeit und mangelnder Takt: wo dies angeborene Eigenschaften sind, da wird gerade eine bewusst auf Gemeinschaft ausgerichtete Erziehung sie abzuschleifen oder auszumerzen haben. Entzieht sich der Mensch solcher Bildungsarbeit oder trägt er ihr Widerstände entgegen, so bleibt sein Charakter »ungebildet«. In einer stärker sozial geordneten Umwelt wird er mehr noch als ehedem daran zu tragen haben, dass er dauernd gegen eines der Grundgesetze dieser Umwelt verstösst: die Einordnung.

Beherrschung der Formen verlangte der Bildungsbegriff vergangener Tage. Auch der unsrige tut es. Denn mangelnde Form deutet auf fehlende innere Zucht. Formlosigkeit und Zuchtlosigkeit sind bedenkliche Nachbarn. Und was die neue Zeit von ihren Menschen mit an erster Stelle verlangt, ist Zucht. Äussere und innere Zucht.

Unser Bildungsbegriff bejaht die Formen. Aber es sind nicht mehr die Formen vergangener Zeiten. Das muss verstanden werden. Umsomehr als das Gestern, von dem wir uns auch formal scheiden, weit ins Heute, ja vielleicht in manchen Ausläufern noch bis ins Morgen hineinreicht.

Es wird mit den Umgangsformen nicht viel anders gehn, als mit den Moden. Wo sie auffallen: als neu oder als fremdartig oder überlebt, da wirken sie komisch. Wenn ein Junge mit knallenden Absätzen seinen Lehrer begrüsst, oder zwei Studenten mit betont straffem Ruck voneinander Abschied nehmen, da wird das heute belacht. Das schadet nichts. Lachen hat schon manche Übertreibungen auf das rechte Mass zurückgeschnitten. — Man muss nur drum wissen, dass es sehr bald nicht minder ein Lächeln erregen kann, wenn ein junger Mann mit sittiger Verbeugung die Hand eines 20-jährigen Mädels an die Lippen führt — nur weil sie sich vor kurzem verlobte und »man« bei uns zulande einer Braut die Hand küsst. Nein: küsste!

Formlosigkeit wird morgen genau so abgelehnt werden wie gestern. Aber die Formen von gestern und morgen sind verschieden. Und manches, was heute noch als Nichtbeherrschung oder Nichtachtung bestimmter Umgangsformen gilt (also als absichtliche oder unabsichtliche Formlosigkeit), ist nur eine Ankündigung der sich wandelnden Form. Auch das muss verstanden werden. Denn die Zeitwende ist eine totale und will sich ihre eignen Formen schaffen.

Unser Bildungsbegriff wird aber letztlich auch in Zukunft ein Wissen umschliessen. Wie denn in der gleichen geistigen Bezogenheit auf bestimmte Dinge und Begriffe (etwa Helden, Geschichtsabläufe, Artgesetze, Natur und Landschaft u. a. m.) das Wesen einer Kulturgemeinschaft liegt. — Es wird immer Wissende und Unwissende geben, und man wird wohl auch die einen als gebildet bezeichnen und die andern als ungebildet. Obschon ein solches Urteil kaum ein Werturteil in dem Masse sein wird, wie das in den letzten Jahrhunderten der Fall war.

Wahrscheinlich wird in der Bildung überhaupt sehr viel stärker die Fachbildung betont werden, als wir das bisher gewohnt waren. Gebildet ist einmal, wer für seinen Beruf beziehungsweise Berufsstand gründlich vorgebildet ist. (Verdeutlicht etwa an einer Begriffsgegenüberstellung vergangener Tage: der »ungebildete Bauer« und der »ausgebildete Landwirt«.)

Ein gebildeter Arbeiter oder Bauer war für die Menschen von gestern eigentlich doch ein Unding oder eine bestaunenswerte Ausnahme. Denn er war ein Widerspruch in sich. Ein Bauer liest eben nicht Chamberlain. Aber das verlangen wir vom gebildeten Bauern auch heute nicht. Er liest seine Fachzeitschrift und die Zeitung, die

ihm von den Weltgeschehnissen berichtet. Es kann auch der Rundfunk sein.

Aber freilich über das Fachwissen und das Miterleben seiner Zeit hinaus verlangen wir vom gebildeten Volksgenossen unserer Gegenwart auch ein bestimmtes Allgemeinwissen.

Er muss gewisse politische Grundkenntnisse von seinem Staat, dessen Aufbau und Tätigkeit haben. Und er soll um sein Volk wissen. Wie es wurde und in welchen Formen die Volksgruppe etwa heute lebt. Welche Fragestellungen für sie gelten. — Er soll von seiner eigenen Art und Herkunft Kenntnisse haben. Die Familienkunde stellt ein wichtiges Bildungsgut unserer Zeit dar. Er wird nicht minder über rassische Fragen Bescheid wissen müssen und die Erbgesetze kennen. Und all diese Kenntnisse sollen ihn geformt und geprägt — »gebildet« haben!

Wir werden es einem Bekannten verzeihen, wenn er über Spektralanalysen, das französische Barock, über indische Philosophie und die ägyptischen Pharaonen nichts zu sagen weiss. Wir werden ihn darum nicht für ungebildet halten, wenn er diese Fragen dem Liebhaber oder Fachforscher überlässt. — Aber wir werden ihn als ungebildet bezeichnen, wenn er seine Vorfahren nicht kennt, aus Unwissenheit über erbbiologische Fragen eine Fehlehe eingeht oder von den Arbeitsgebieten in der Volkstumsarbeit seiner Volksgruppe keine Ahnung hat. Einfach als ungebildet!

Im Ergebnis: der Rang der Bildung bleibt unbestritten. Aber ihr Inhalt hat durch die Zeitwende eine gewaltige Wandlung erfahren.

Und es bleibt zu befürchten, dass vor diesem neuartigen Bildungsbegriff gar mancher als »ungebildet« dastehen wird, der gerade von der heraufziehenden Zeit meinte die Nivellierung der Bildungsunterschiede befürchten zu müssen. *H. Bosse*

Georg Schweinfurth

Von Konrad Guenther

1.

Vor dem Rathaus zu Riga, schräg gegenüber dem Schwarzhäupterhaus, steht das Haus, in dem Georg Schweinfurth am 29. Dezember 1836 geboren wurde.

Die Grundlage des Wohlstandes des Schweinfurth'schen Hauses bildete ein Weingeschäft im Grossen. Die Schweinfurth'schen Wein-

kisten fuhren bis in die fernsten Gegenden des grossen russischen Reiches; in Petersburg, in Moskau trank man die Weine, und sie wurden um so bekannter, als Alexander Schweinfurth die Buchstaben G. A. S. in Noten auf die Flaschen setzen liess, was den Komponisten d'Albert, der im Schweinfurth'schen Hause verkehrte, einmal zu einer Fuge begeisterte. Den Grund zu diesem Geschäft hatte die Heimat des alten Georg Adam Schweinfurth gegeben. Das Stammhaus der Schweinfurth steht nämlich in Wiesloch, also dort, wo sich die drei Weinländer Baden, das Elsass und die Pfalz die Hand reichen, und so war in der Familie seit Jahrhunderten das Küferhandwerk erblich. Bis zum Jahre 1632 lässt sich das badische Geschlecht der Schweinfurth zurückverfolgen, dann weist es nach Franken, wo die gleichnamige Stadt ihm den Namen gegeben hat. Im 14. und 15. Jahrhundert gab es in Nürnberg und Bamberg Patriziergeschlechter dieses Namens.

Der Vater Georg Schweinfurths, Georg Adam, verliess mit 22 Jahren seine Vaterstadt Wiesloch, um der napoleonischen Rekrutierung zu entgehen. Das war 1810, und zwei Jahre später verbluteten die badischen Hilfstruppen des Kaisers auf den Schlachtfeldern Russlands. Über Lübeck fuhr der junge Küfer nach Riga. Die Wanderlust ist eine alte Eigenschaft der Familie. Schon im 18. und dann im 19. Jahrhundert findet man Schweinfurths in Russland, in Amerika, in Ostasien und Inselindien und sogar in Australien.

Zum grossen Forschungsreisenden gehören aber nicht nur Wanderlust und Wagemut, sondern auch Gründlichkeit und Stetigkeit. Und diese Eigenschaften kamen Schweinfurth aus der mütterlichen Familie Mauer, die aus der Altmark, aus Stendal stammte. Im Jahre 1747 nach Riga eingewandert, war in dieser Familie das Schusterhandwerk erblich, das sich in ununterbrochener Linie bis 1600 zurückverfolgen lässt.

So hatte Schweinfurth das grosse Glück, sein Leben von einem gesicherten Ausgangspunkt beginnen zu können und immer auf diesen zurückzukehren, wenn das Leben Schwierigkeiten wirtschaftlicher Natur bot. Die Not ist niemals an ihn herangetreten. — Aber auch geistig trat Schweinfurth wohl ausgestattet ins Leben. Zu einer höchst anziehenden, fast zierlichen Erscheinung kam ein liebenswürdiges, jedermann gewinnendes Wesen, kam ein bis ins höchste Alter nie versagendes Gedächtnis und eine künstlerische Begabung, die seine Zeich-

nungen von Landschaften, Pflanzen, Tieren und Völkern zu Meisterwerken machte.

Keines dieser Pfunde blieb ungenutzt. Schon in frühester Jugend fing er an, sich zielbewusst zum Forschungsreisenden auszubilden. Sein Zimmer im elterlichen Hause war ein Naturalienkabinett, und meine Mutter hat mir oft erzählt, wie sie und ihre Schwestern der junge Onkel erschreckt hat, wenn er in sein Menschenskelett glühende Kohlen gesteckt hatte und dazu aus einem Versteck mit Grabesstimme schauerliche Worte rief. In der grossen Handelsgärtnerei seines Schwagers Wagner studierte er unermüdlich die Pflanzen, und den Körper stählte er durch ausgedehnte Wanderungen. bei denen er sich als Tagesleistung 74 Kilometer setzte. In Gegenden, wo es nichts Neues an Pflanzen zu finden gab, sagte sich der Wanderer zur Übung seines Gedächtnisses Gedichte auf, und dabei stellte er fest, dass der erste Gesang des Messias von Klopstock gerade zwei Kilometer beanspruchte.

Als er 1857 in Heidelberg studierte, benutzte er die heissesten Julitage zu zehnstündigen Märschen in die sonnenüberstrahlte Rheinebene, auch ernährte er sich manchmal auf tagelangen Wanderungen nur von Sauermilch, weil er gelesen hatte, dass diese oft die einzige Nahrung in den Oasen der Wüste sei. In München und Berlin suchte er vor allem die afrikanischen Pflanzen kennen zu lernen, um dann später gleich zu wissen, ob eine aufgefundene Pflanze der Wissenschaft schon bekannt sei oder nicht.

2.

So betrat er 1863 wohl vorbereitet den afrikanischen Boden. Von Kairo ging er nach dem damals noch in Arbeit befindlichen Suezkanal und weiter an die Küsten des Roten Meeres, dessen Gestade durchforschend.

Hier lernte der Reisende das Transportmittel der Wüste kennen, und köstlich schildert er seiner Mutter seinen ersten Eindruck vom Kamel. »Manchmal gleicht das Tier dem Chamäleon, manchmal dem Pelikan und wenn es bis auf den Kragen geschoren ist, auffallend dem Geier. Wenn es schreit, stösst es Laute aus gleich dem kollernden Puter, oder wie wenn jemand beim Mundausspülen gurgelt. Dann fletscht es mit den Zähnen, ohne zu beissen, und macht mit dem Halse schlangenartige Verrenkungen. Plötzlich entwickeln sich die Scharniere seiner Beine, klipp, klapp, geht es vorn und ebenso wieder hinten und wieder vorn auf, und auf einmal steht vor uns eine gespen-

stische Gestalt, mit langem Halse gramvoll um sich schauend, wie der Geist von Hamlets Vater, wenn er mit tiefem Seufzer dreimal über die Bühne schleicht. Suk, suk ruft man, und nun schlägt die Maschine ein flottes Tempo an.«

Fest wie ein Fels steht das Vertrauen der Mutter zum Sohne. Sie schreibt an ihn von Länderstrecken und Zonen, die »für uns verweichlichte Menschen zu erreichen zu den Unmöglichkeiten gehören. Du hingegen, mutvoll und rastlos Deine Zwecke verfolgend, überwindest alle Mühseligkeiten. Viel Rühmliches wird von Dir in den Zeitungen berichtet, bis jetzt hauptsächlich Wissenschaftliches, das so höchst interessant ist. Wie soll ich Dir begreiflich machen, wie oft ich Deiner gedenke? Täglich, ja stündlich, in ernsten wie in fröhlichen Augenblicken, immer versetze ich mich zu Dir hin, mit Fragen: wie mag er jetzt leben, mit welchen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, während wir hier in Ruhe, Behaglichkeit und Überfluss schwelgen, Du sogar des erquickenden Wassers oft entbehren musst«

Die nächste, grössere Reise führte den Forscher durch die nubische Wüste an das Gebirge von Abessinien heran, meist auf vorher von Europäern unbetretenen Wegen, und so gab es Gelegenheit zum Kartenzeichnen, während die Pflanzenwelt Hunderte der Wissenschaft noch unbekannte Arten lieferte. In den Steppen und im Buschwerk der Vorberge lernte Schweinfurth den Reichtum des afrikanischen Grosswildes kennen. Da gab es Antilopen aller Art, viele Vögel, an den Felswänden kletterten Herden von Pavianen, und im Buschwerk konnte man Löwen begegnen. Begeistert schildern die Briefe an die Mutter diese Tierwelt und ebenso den ganzen Zauber des Übernachtens mitten im Wüstensande unter dem ewigen Sternenzelt, während das Geheul der Hyänen von allen Seiten durch die Stille schallt. Aber auf dieser Reise machte der Reisende auch die Bekanntschaft mit der gefährlichsten Plage der heissen Länder, der Malaria. Jetzt bewährte sich die so lange geübte Stählung des Körpers. Schweinfurth überwand das böse Fieber so vollständig, dass es ihn auf seiner grossen Reise, ein durchaus ungewöhnlicher Fall, verschonte.

Diese Reise fand in den Jahren 1869—71 statt. Auf ihr war es wieder eine besondere Eigenschaft Schweinfurths, die zu dem Erfolg wesentlich beitrug, das war seine Güte und Liebenswürdigkeit. Das mitgenommene Geld, es waren etwa 25 000 Mark, von der Humboldt-

stiftung ausgezahlt, hätte zur Ausrüstung einer eigenen Karawane mit den vielen Trägern nicht ausgereicht, aber der Forscher traf, als er den oberen Nil bis zur Einmündung des Gazellenstromes im Boot hinaufgefahren war, einen nubischen Elfenbeinhändler, Mohammed Abd es Ssamat, der sein Freund wurde und ihm, indem er ihn auf seine Reise ins Innere mitnahm, kostenlos Träger und Proviant lieferte. Und nun ging es durch vollkommen unbekannte Länder und Völker in den Süden bis in die Nähe des Äquators. Zuerst flossen alle Ströme entgegen, es waren eben Nebenflüsse vom Nil, aber dann überschritt Schweinfurth die Wasserscheide und stand vor einem Flusse, der seine Fluten nach Westen sandte. Der Forscher meinte, sein Lauf ginge nach dem Tschadsee; er wusste nicht, dass er eine viel grössere Entdeckung gemacht hatte, war er doch in das ungeheure Stromgebiet des Kongo eingetreten, von dessen Dasein man damals in Europa noch keine Ahnung hatte.

Das Ziel der Reise war die Residenz des Mangbattukönigs Munsa. Launig beschreibt Schweinfurth seinen Empfang bei dem unumschränkten Herrscher, von dem erzählt wurde, dass er mit Vorliebe zum Frühstück ein neugeborenes Kind verzehrte, das die Frauen seiner Untertanen ihm zu liefern hatten. In einer auf beiden Seiten offenen Halle von der Grösse unserer Bahnhofshallen fand die Audienz statt. Der Reisende sass vor den hundert Frauen des Königs, die die erste Reihe inne hatten und ihren bis auf ein kleines Schutzblättchen vollkommen nackten, aber mit reichen Mustern bemalten üppigen Körper auf niedlichen Stühlen ruhen liessen. Dahinter standen die Krieger, das Volk und vor allem die Musik, die auf Hörnern und Trommeln einen ungeheuren Lärm machte. Endlich kam der König, eine stattliche Erscheinung mit riesigem, federgeschmücktem Strohzylinder auf dem Kopf und wie Feuer glänzend in einem überreichen Kupferschmuck. Die Geschenke wurden überreicht, und dann hielt seine braune Majestät eine Rede, die offenbar wohlgesetzt war und Kunstpausen machte, in die das Volk und die Musik ohrenbetäubend einfiel. Ein andermal wurde Schweinfurth zu einem Tanze eingeladen, den Munsa vor seinen Frauen vollführte, so wild und unermüdlich, dass er schliesslich mit schäumendem Munde niederstürzte.

Im Reiche König Munsas sollte Schweinfurth seine grösste Entdeckung werden. Schon der »Vater der Geschichte«, der Grieche Herodot hatte berichtet, es gäbe im innersten Afrika schwarze Zwergvölker, man hatte aber in den 2400 Jahren nachher nie mehr etwas

davon gehört und die ganze Erzählung längst in das Reich der Fabel verwiesen. Und nun berichteten die Mangbattu nicht nur, dass es solche Zwerge wirklich gäbe, sondern eines Tages wurden sie ihm auch leibhaftig vorgeführt. Ja ein kleiner Akka, wie die Zwerge hiessen, wurde dem Reisenden zum Geschenk gemacht, er beherbergte ihn in seinem Zelte und wies seine Diener an, das Kind wie seinen eigenen Sohn zu pflegen. So kann man sich den Schmerz Schweinfurths vorstellen, als der Kleine ihm auf der Rückreise in Khartum starb. Er wurde selbst krank vor Trauer und erholte sich erst allmählich.

3.

Für Schweinfurth waren überhaupt die dunklen Völker, die er kennen lernte, nicht nur Gegenstände der Forschung, er widmete ihnen auch immer eine herzliche Anteilnahme. So erklärte es sich, dass als die Karawane einmal das Gebiet feindlicher Niam-Niamneger durchzog, diese den Leuten zuriefen, sie würden alle töten und aufessen, nur »Mbarik Päh« würden sie nichts tun. Der Name bedeutet Blattfresser, denn in Innerafrika konnte man sich das Pflanzensammeln des Forschers nur so erklären, dass dieser in stillen Stunden die Gewächse mundvollweis verschlinge. Schweinfurth galt den Negern auf der ganzen Reise als ein höheres Wesen, und die grösste Freude, die er ihnen machen konnte, war zu erlauben, sein langes schlichtes Haar, etwas in diesen Landen noch nie Gesehenes, durch die Finger gleiten zu lassen.

Von »Wilden« durfte niemand in Schweinfurths Gegenwart sprechen, gleich sagte er, die gäbe es überhaupt nicht, sondern nur Naturvölker. Und mit einem gewissen Behagen hielt er dem Europäer die Vorzüge entgegen, die auch die schwarzen Völker aufzuweisen hätten. Als Professor Pape im Jahre 1918 vom bejahrten Forscher ein lebensgrosses Gemälde malt, schreibt er: »Auch den Ohren widmete Pape besonderen Fleiss, was mich ärgert, denn ich empfinde ihre Hässlichkeit mit zerknirschtem Gefühle und beneide jeden Neger um seine gerade an diesem Körperteil sich offenbarenden Vorzüge. Alle afrikanischen Neger sind durch verhältnismässig kleine, hübsch und regelmässig zu einem zierlichen Oval geformte Ohren ausgezeichnet, während die meisten Europäer durch ihre grossen, unregelmässig gelappten und winkeligen Ohren sich in gleicher Weise wie durch ihre schmalen und spaltartigen Lippen dem Ideal der anthropomorphen Affen nähern.«

Mit seiner grossen Reise ins Herz von Afrika und ihren Ergebnissen trat Schweinfurth sofort in die vorderste Reihe der grossen Afrikaforscher. Noch 45 Jahre hat er in Afrika unermüdlich gearbeitet, bald das Niltal und seine Randgebirge untersuchend, bald die benachbarte Wüste und ihre Oasen durchforschend. Eine Reise führte ihn nach Arabien, eine andere auf die Insel Sokotra, eine dritte nach Syrien. 1875—1888 hatte er seinen Wohnsitz in Kairo, wo er im Auftrage des Khedive die dortige geographische Gesellschaft gegründet hatte, dann erhielt er in Berlin ein Häuschen im alten Botanischen Garten, war aber jeden Winter wieder in Afrika. Erst der Ausbruch des Weltkrieges verbot ihm die jährliche Reise in sein geliebtes Sonnenland. Aber gearbeitet hat er bis zu seinem Tode für Afrika, noch fast in seinen letzten Tagen an den Karten Ägyptens zeichnend, die wahre Wunderwerke an Genauigkeit und Schönheit sind und in ihren letzten Feinheiten nur mit der Lupe erfasst werden können.

Alles in allem liegen die Ergebnisse der Arbeit des Forschers in 436 Büchern, Schriften und Landkarten vor, darunter ist sein berühmtes Hauptwerk »Im Herzen von Afrika«. Seine musterhaft geführten Herbarien füllen im Berliner Botanischen Museum 102 Schränke, andere Sammlungen von seiner Hand birgt das Geologische und das Museum für Völkerkunde. Seine Tagebücher in der Berliner Staatsbibliothek werden noch viel Wissenswertes bringen, wie auch seine Reisebriefe an die Mutter, die er mir als dem Fortführer der Tradition in der Familie vermacht hat.

Schon aus diesem kurzen Lebensabriss wird die grosse Vielseitigkeit des Mannes lebendig. Und ich glaube, dass er gerade darin ein echter Sohn seiner Volksgruppe gewesen ist. Vielseitigkeit war den meisten baltischen Forschern eigen, wie denn auch Schweinfurths grosser Landsmann und Vorgänger in den Naturwissenschaften, Karl Ernst von Baer, neben seinen naturwissenschaftlichen Forschungen auch über die Irrfahrten des Odysseus und über Faust geschrieben hat. In den baltischen Provinzen, wo das Wirtshausleben unbekannt war, spielte sich das geistige Leben in der Familie ab und erhielt dort von den verschiedensten Künsten und Wissenschaften Nahrung. So sind auch Schweinfurths Briefe stets voller Zitate aus deutschen Dichterwerken, besonders Schiller, und ebenso voller Sätze in anderen Sprachen; sogar russisch schrieb er, obgleich er doch seit seiner Jugend keine Gelegenheit gehabt hatte, sich darin zu üben. Als ich ihn einmal um eine Koranübersetzung bat, schickte er sie mir auf franzö-

sich, indem er dazubemerkte, dass diese Sprache das Arabische am besten wiedergäbe. Die umfassenden Kenntnisse, die ihm eigen waren, setzte er auch bei anderen voraus, und konnte man da einmal nicht gleich folgen, etwa in der altägyptischen Geschichte, dann sagte er gleich: »Was, das weisst Du nicht?«

Ein besonderer Zug Georg Schweinfurths war sein ausgeprägter Familiensinn, ebenfalls eine echt baltische Eigenschaft. Mit den entferntesten Familiengliedern führte er einen Schriftwechsel, denn als glänzender Organisator seines Lebens und seiner Arbeit hatte er auch dazu stets Zeit, und jeder seiner Briefe ist mit aller Sorgfalt und mit lapidarer Schrift wie für die Ewigkeit geschrieben. Für alles, was aus der alten Heimat kam, bewahrte er regste Anteilnahme, und noch im hohen Alter verbrachte er einen Sommer bei seiner Schwester am Rigaschen Strande.

Die letzte Ruhestatt hat er dann freilich nicht daheim gefunden. Der Botanische Garten in Berlin-Dahlem hat seine Reste aufgenommen. Er starb am 19. September 1925 in Berlin. Die Ehrfurcht vor dem Naturgeschehen, die ihn sein ganzes Leben ausgezeichnet hat, liess ihn auch dem Tode ruhig und mit Vertrauen entgegensehen.

Geburtenüberschuss und Volkstumszunahme in der Bevölkerung Lettlands

1.

Die Gesamtbevölkerung Lettlands zeigt eine langsame Zunahme. In den beiden Fünfjahr-Abschnitten zwischen den letzten Volkszählungen betrug diese Zunahme je rund 50.000, nachdem die starke Rückwanderung nach dem Kriege eine Zunahme von rund 250.000 gebracht hatte. Die Zweimillionen-Grenze ist heute fast erreicht.

Der Blick aber auf die Geburtenziffer für sich allein zeigt, dass die Entwicklung dort eine andere ist. Wurden 1925 in Lettland 41.314 Kinder *) geboren, so waren es 1935 nur noch 34.419. Keine Zunahme also, sondern eine Abnahme um 16,6%. Und das Bild wird noch un-

*) Die Quelle für sämtliche Zahlen und Grundlage der Übersichten sind die Tabellen in den Bänden des amtlichen »Staatlichen statistischen Jahrbuches« (Valsts statistiskā gada grāmata) und die amtlichen Veröffentlichungen der Ergebnisse der staatlichen Volkszählungen in den Jahren 1920, 1925, 1930 und 1935 (Latvijas tautas skaitīšanas rezultāti).

günstiger, wenn man von der Zahl der Geburten die der Sterbefälle abzieht. Der nachbleibende Geburtenüberschuss betrug 1925 noch 13.631 Menschen, um 1935 auf nur noch 6.753 herunterzugehen. Das bedeutet eine Verringerung in zehn Jahren um mehr als die Hälfte.

Der Vorgang, den diese Zahlen widerspiegeln, ist von grosser Bedeutsamkeit. Immer weniger Kinder werden in Lettland geboren, und der Vorsprung der Geburten vor den Todesfällen wird immer geringer. Doch wichtiger noch als die Erkenntnis dieser Tatsache für den gesamten Staat ist die Frage nach dem entsprechenden Verhältnis zwischen den einzelnen Volksgruppen und die Frage nach den Wandlungen in diesem Verhältnis von Geburten und Geburtenüberschuss während der betrachteten zehn Jahre.

Übersicht 1

Geburten und Geburtenüberschuss in Lettland 1925 und 1935

		1925		1935	
		absolut	auf je 1000	absolut	auf je 1000
Letten:	Geburten	28.174	20 73	24.690	16.70
	Geburtenüberschuss	8.194	6.05	4.028	2.73
Deutsche:	Geburten	1.017	14.52	721	11.62
	Geburtenüberschuss	4	—	— 450	— 7.27
Russen:	Geburten	8.081	34.98	6.079	26.09
	Geburtenüberschuss	3.738	16.18	2.780	11.93
Juden:	Geburten	1.755	18.47	1.290	13.97
	Geburtenüberschuss	784	8.25	157	1.68
Polen:	Geburten	1.188	23.29	1.048	21.83
	Geburtenüberschuss	496	9.72	257	5.35
Litauer:	Geburten	434	18.86	277	12.59
	Geburtenüberschuss	138	6.00	— 42	— 1.90
Übrige:	Geburten	665	36.94	314	18.47
	Geburtenüberschuss	277	15.38	29	1.70
Volksgruppen zusammen:	Geburten	13.140	26.81	9.729	20.39
	Geburtenüberschuss	5.437	11.09	2.731	5.72
Lettland zusammen:	Geburten	41.314	22.40	34.419	17.62
	Geburtenüberschuss	13.631	7.39	6.753	3.46

Die Lage unserer deutschen Volksgruppe ist oft dargestellt worden. Heute sollte es allen bekannt sein, dass jeden Tag ein Deutscher mehr stirbt als geboren wird und dass die Wandlung dieses Zustandes unsere dringendste Sorge ist. Die besonders ungünstigen Verhältnis-

zahlen für die Volksgruppe finden ihre Erklärung neben den direkten Kriegsfolgen z. T. im überaus zahlreichen Vorhandensein aller Menschen und der dadurch bedingten hohen Sterbeziffer, zum anderen auch in der Abwanderung gerade der Männer, die uns heute als Familienväter fehlen.

Die Abnahme der Geburten erstreckt sich jedoch auch auf die anderen Völker in unserem Staat. Bei dem lettischen Volk beträgt die Geburtenzahl 1925 noch 28.174, 1935 nur 24.690. Der Geburtenüberschuss sinkt während dieser zehn Jahre von 8.194 auf 4.028, also um mehr als die Hälfte. Das gleiche Bild bieten mit geringen Abwandlungen auch alle anderen Völker, wie es die Zahlen der ersten Übersicht zeigen. Und der Überschuss an Geburten verringert sich in ähnlicher Weise. Die erste Übersicht zeigt diese Tatsache in der Nebeneinanderstellung der Zahlen für die beiden Jahre 1925 und 1935. Die Spalten mit den Zahlen auf das Tausend geben eine Vergleichsmöglichkeit der absoluten Zahlen, indem sie diese miteinander in Beziehung setzen.

Es zeigt sich da, dass der Rückgang der Verhältniszahl bei den Russen, Litauern und auch zusammen bei allen anderen Volksgruppen grösser ist als der Rückgang bei dem lettischen Volke, dass aber auf je ein Tausend der Bevölkerung bei den Russen, Polen, übrigen und auch bei allen anderen zusammen noch immer mehr Kinder geboren werden. Und genau so ist es bei dem Verhältnis des Geburtenüberschusses, der besonders bei den Russen sehr hoch ist. Mehr als 13 von hundert russischen Kindern sind das 7., 8. usw. Kind in der Ehe, Der Überschuss an Geburten auf je 1000 Menschen beträgt 1935 bei den Russen 11,93, bei den Letten 2,73, im Gesamtstaat 3,46. Auch die absoluten Zahlen bestätigen das, indem im Jahre 1935 von 100 Menschen 75 Letten und 25 andere waren, während in der Bilanz des Geburtenüberschusses im gleichen Jahr von 100 Kindern 40 andere waren und nur 60 lettische.

Obgleich in der Übersicht nur zwei Jahre aus der Entwicklung herausgegriffen wurden, gibt das entstandene Bild doch einen Vorgang wieder, der durch die Zahlen des dazwischen liegenden Jahrzehntes bestätigt wird, wenn sich auch im einzelnen geringe Abweichungen ergeben. Die ersten Jahre nach dem Kriege stehen noch zu sehr unter dessen Einwirkungen, als dass deren Geburten oder Sterbefälle einen festen Ausgangspunkt bieten könnten. Auch liegen nach dem Volkstum getrennte Geburtenzahlen erst seit dem Jahre 1923 vor.

2.

Nachdem die verschiedene Geburtenfreudigkeit der Völker unseres Staates in ihren absoluten und ihren Verhältniszahlen erfasst wurde, reizt der Versuch eines Vergleiches mit den Ergebnissen der staatlichen Volkszählungen, denn diese machen drei Mal in dem Ablauf der natürlichen Bevölkerungsbewegung die Stichprobe über die tatsächliche Volkstumszunahme.

Die Zeit von 1920 bis 1925 muss allerdings auch hier ausserhalb der Betrachtung bleiben. Die Wanderungsbewegung ist nach dem Friedensschluss zu gross. Nach Ausweis der Statistischen Jahrbücher haben während dieser Zeit 20.413 Menschen das Land verlassen, während 226.978 zurückgekehrt sind. Der Geburtenüberschuss dieser fünf Jahre betrug 42.109, so dass die gesamte Zunahme bis 1925 248.674 Menschen betrug. Mit 192.722 hat das lettische Volk dabei den weitaus grössten Anteil, im Verhältnis ist sein Bestand 1925 um 16,6% grösser als 1920. Bei den Deutschen beträgt die Zunahme sogar 21,4% ihres früheren Bestandes, bei den Juden 20,1%, bei den Russen 15,5%. Nur die Polen und Litauer weisen bei der Volkszählung 1925 weniger Menschen auf als vorher.

Übersicht 2

Die Bevölkerung Lettlands 1920—1935

	1920		1925		1930		1935	
	absolut	%	absolut	%	absolut	%	absolut	%
Letten	1.161.404	72.8	1.354.126	73.4	1.394.957	73.4	1.472.612	75.5
Deutsche . . .	58.113	3.6	70.964	3.8	69.855	3.7	62.144	3.2
Russen	200.376	12.6	231.658	12.6	237.807	12.5	233.366	12.0
Juden	79.644	5.0	95.675	5.2	94.388	5.0	93.479	4.8
Polen	54.567	3.4	51.143	2.8	59.374	3.1	48.949	2.5
Litauer . . .	25.588	1.6	23.192	1.3	25.885	1.4	22.913	1.2
Übrige	16.439	1.0	18.047	0.9	17.779	0.9	17.039	0.8
Alle Volksgr. zusammen	434.727	24.2	490.679	26.6	505.088	26.6	477.890	24.5
Lettland zus. .	1.596.131	100.0	1.844.805	100.0	1.900.045	100.0	1.950.502	100.0

Die zweite Übersicht stellt die Ergebnisse der vier staatlichen Volkszählungen nebeneinander und gibt neben den absoluten Zahlen auch den verhältnismässigen Anteil an der Gesamtbevölkerung an. Es zeigt sich da, dass nach den bedeutenderen Verschiebungen des

Nachkriegsjahrfünfts im Abschnitt der Jahre 1925—1930 eine Beruhigung eingetreten ist. Das lettische Volk hält seinen prozentualen Anteil (73,4), bei den Deutschen, Russen und Juden ist eine geringfügige Abnahme bemerkbar, bei den Polen, Litauern und den Übrigen eine Zunahme. Im letzten Zeitabschnitt aber, zwischen den Volkszählungen der Jahre 1930 und 1935, fallen starke absolute und relative Verschiebungen auf. Die Gesamtzahl des lettischen Volkes wurde um 77.655 grösser, d. h. um 5,5% seines früheren Bestandes, und steigerte dadurch seinen Anteil an der Gesamtbevölkerung Lettlands um 2,1% auf 75,5%. Alle anderen aber zeigen ausnahmslos eine starke Abnahme. Besonders gross ist sie bei den Polen. Mit 10.072 haben sie 17,5% ihres Bestandes eingebüsst, 0,6% der Gesamtbevölkerung. Auch der Verlust der Deutschen (7,711) und der Russen (4.441) ist beträchtlich. Entsprechend der Zunahme des lettischen Volkes sank die Zahl aller anderen zusammen von 505.088 auf 477.890, d. h. von 26,6% der Gesamtbevölkerung auf nur 24,5%.

3.

Diese Veränderungen der Volksgruppen innerhalb der beiden Zeitabschnitte 1925—1930 und 1930—1935 ermöglichen nun den Vergleich mit den gewonnenen Erkenntnissen über die natürliche Volksvermehrung durch den Geburtenüberschuss. Und es ergibt sich, dass der natürliche Geburtenüberschuss sich nicht mit der tatsächlich gezählten Veränderung der Volksgruppen deckt, sondern dass Differenzen zwischen beiden entstehen, die bisweilen sogar sehr beträchtlich sind.

Die Übersicht 3 stellt diese Tatsachen zusammen. Nach den beiden Fünfjahr-Abschnitten getrennt, bringt sie die amtlichen Zahlen für den natürlichen Zuwachs (Geburtenüberschuss) und für die tatsächliche Volkstumszunahme (Volkszählung), schliesslich die sich aus beiden ergebende Differenz.

Im Zeitraum der Jahre 1925—1930 decken sich bei dem lettischen Volk natürliche und tatsächliche Zunahme nicht, sondern es ergibt sich ein Mehr von 6.334 über den Geburtenüberschuss hinaus. Neben der Zuwanderung wird es auch durch den Übergang aus anderem Volkstum erklärt. Die Differenz bei uns Deutschen hat keine grössere Bedeutung. der zusätzliche Verlust ausser dem Sterbeüberschuss beträgt rund 50 Menschen im Jahr. Bei den Russen aber gehen beide Zahlen weit auseinander. Der grossen natürlichen Zunahme von 18.444 Men-

Übersicht 3

Natürliche und tatsächliche Volkstumszunahme in Lettland 1925—1935

	Art der Bevölkerungsbewegung	Absoluter Zuwachs bzw. Abnahme 1925—1930	% d. Bestandes der Volksgr. 1925	Absoluter Zuwachs bzw. Abnahme 1930—1935	% d. Bestandes der Volksgr. 1930
Letten	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 34.497	+ 2.6	+ 26.624	+ 1.9
	Gezählte Zunahme	+ 40.831	+ 3.0	+ 77.655	+ 5.5
	Differenz	+ 6.334	+ 0.4	+ 51.031	+ 3.6
Deutsche	Abnahme durch Geburtenunterschuss	— 844	— 1.2	— 1.654	— 2.4
	Gezählte Veränderung	— 1.109	— 1.6	— 7.711	—11.0
	Differenz	— 265	— 0.4	— 6.057	— 8.6
Russen	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 18.444	+ 8.0	+ 16.773	+ 7.0
	Gezählte Veränderung	+ 6.149	+ 2.6	— 4.441	— 1.9
	Differenz	— 12.295	— 5.4	— 21.214	— 8.9
Juden	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 2.864	+ 3.0	+ 1.150	+ 1.2
	Gezählte Veränderung	— 1.287	— 1.3	— 909	— 1.0
	Differenz	— 4.151	— 4.3	— 2.059	— 2.2
Polen	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 2.443	+ 4.8	+ 2.647	+ 4.5
	Gezählte Veränderung	+ 8.231	+16.1	— 10.072	—17.5
	Differenz	+ 5.788	+11.3	— 13.072	—22.0
Litauer	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 2.192	+ 9.5	+ 539	+ 2.1
	Gezählte Veränderung	+ 2.693	+11.7	— 2.972	—11.5
	Differenz	+ 501	+ 2.2	— 3.511	—13.6
Übrige	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 2.572	+14.3	+ 326	+ 1.8
	Gezählte Veränderung	— 268	— 1.5	— 740	— 4.2
	Differenz	— 2.840	—15.8	— 1.066	— 6.0
Alle Volksgruppen zusammen	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 24.307	+ 5.0	+ 19.781	+ 3.9
	Gezählte Veränderung	+ 14.409	+ 3.0	— 27.198	— 5.4
	Differenz	— 9.898	— 2.0	— 46.979	— 9.3
Lettland zusammen	Zuwachs durch Geburtenüberschuss	+ 58.804	+ 3.2	+ 46.405	+ 2.4
	Gezählte Veränderung	+ 55.240	+ 3.0	+ 50.052	+ 2.6
	Differenz	— 3.564	— 0.2	+ 4.052	+ 0.2

schen, die tatsächlich mehr geboren wurden als andere starben, steht ein gezählter Zuwachs von bloss 6.149 gegenüber. Das Fehlen der restlichen 12.295 bedeutet einen Verlust von 5,4% des Bestandes oder einen auf je zwanzig.

Der Blick auf die Abteilung der Polen zeigt, wo sie u. a. zu suchen sind. Denn diese haben zu dem natürlichen Zuwachs noch eine über-natürliche Zunahme von 5.788 Menschen. Und der andere Teil der Russen mag zum Teil das Mehr beim lettischen Volk erklären. Die Prozentzahlen in der benachbarten Spalte der Übersicht 3 erläutern das Verhältnis dieser Zunahme zum Bestand der Volksgruppe am Beginn des Zeitabschnittes (1925).

Die Juden weisen 1925—1930 trotz ihres Geburtenüberschusses einen Verlust auf (Auswanderung), die Litauer einen geringen Gewinn. Alle Volksgruppen zusammen ohne das lettische Volk haben in diesem Jahrfünft fast 10.000 Menschen mehr verloren, als gestorben sind. Der Verlust durch Auswanderung macht bei der gesamten Staatsbevölkerung bloss 3.564 aus. Zum allergrössten Teil waren diesem Prozess die unterworfen, welche in der Statistik als Russen auftreten. Absolut gewann dabei das lettische Volk am meisten, im Verhältnis zu seiner Grösse jedoch das Polentum. Und es ist deutlich, dass dieser Prozess sich nicht in Riga abspielte, oder im Westen des Landes, sondern in der Ostprovinz. Die dort wirksamen Kräfte sind durch die hier ermittelten Zahlen schlaglichtartig beleuchtet worden: Konfessionszugehörigkeit und Staatszugehörigkeit in der Auseinandersetzung mit Volkszugehörigkeit.

Der letzte Abschnitt der Übersicht, zwischen den Jahren 1930 und 1935, zeigt bei dem natürlichen Zuwachs überall die starke Verringerung der Geburtenfreudigkeit, die eingangs bereits behandelt wurde. Nur die Polen weisen eine Steigerung der absoluten Zahl ihres Geburtenüberschusses auf, die aber im Verhältnis doch nicht höher liegt als ihr Geburtenüberschuss des vorhergegangenen Jahrfünfts. Dagegen sind die Differenzen zwischen der natürlichen Bevölkerungsentwicklung und dem 1935 gezählten Bestande der Volksgruppen durchweg sehr beträchtlich. Mit Ausnahme der Deutschen weisen sämtliche Völker unseres Staates einen Überschuss an Geburten auf, tatsächlich aber sind sie trotz ihrer günstigen Geburtenlage zurückgegangen. Am geringsten ist die Abnahme bei den Juden. Da ihre rassische Andersartigkeit naturgemäss ein Aufgehen im anderen Volkstum verhindert, wird die Abnahme durch die starke Auswanderung nach Palä-

stina erklärt, welche sogar den Zustrom an »deutschen« Emigranten nach 1933 übertrifft.

Alle anderen Volksgruppen aber weisen sehr starke Einbüssen auf. Die der Russen hat sich fast verdoppelt; doch ist das jetzt nicht mehr den Polen zugute gekommen, denn diese weisen ebenfalls eine gezählte Abnahme auf mit einem Verlust von sogar 22,0% ihres Bestandes. Das bedeutet, dass eine noch grössere Zahl dem Polentum verloren ging, als es fünf Jahre früher zusätzlich gewonnen hatte. Bei allen Volksgruppen zusammen beträgt der Prozentsatz dieses Verlustes 9,3%, d. h. die Volkszugehörigkeit wechselte bei fast jedem Zehnten; bei den Polen ist es fast jeder Vierte gewesen. Das Verhältnis des Verlustes ist bei den Deutschen noch das günstigste von allen. Immerhin kommt zum Sterbeüberschuss von 1.654 in den fünf Jahren 1930—1935 noch ein zusätzlicher Verlust von 6.057 Menschen. Zum Teil sind sie ausgewandert. Die Zahl der reichsdeutschen Staatsangehörigen allein sinkt um 837, von 4.355 auf 3.518. Die Zahl der ausgewanderten Deutschen lettländischer Staatsangehörigkeit dürfte schätzungsweise nicht niedriger sein. Die anderen zählen 1935 nicht mehr zum Deutschtum. Jeden Tag verlieren wir einen Deutschen durch Tod, der nicht durch ein neues Kind ersetzt wird; jeden Tag aber haben wir drei Deutsche verloren durch Auswanderung oder durch Übergang in anderes Volkstum.

Als Annahme ist vorausgesetzt, dass sich dieser Prozess stetig während aller fünf Jahre vollzog. Die Polen verloren im gleichen Zeitraum täglich 7, die Russen jeden Tag 11 Menschen. Der Gewinn des lettischen Volkes waren täglich 27.

Der Zuwachs des lettischen Volkes betrug in diesen fünf Jahren insgesamt 77.655 Menschen, davon 26.624 durch Geburtenüberschuss. Die zusätzliche Zunahme beträgt demnach 51.031 Menschen.

Die Pleskauer Annexion von 1476

Der einzige Grenzlandverlust unsrer mittelalterlichen Ostmark

Von Carl von Stern

1.

Dass die baltische Ostgrenze [1]) — mit Ausnahme des auf die erzstiftische Grenzmark Purnau entfallenden Abschnitts — seit Ende des

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz »Der Kleinkrieg um die Ostgrenze« im vorigen Heft der B. M., an den der vorliegende Artikel inhaltlich anknüpft.

13. Jahrhunderts bis zur Schlusskatastrophe im grossen und ganzen unverändert blieb, ist das unbestreitbare Verdienst des Deutschen Ordens. — Als die Pleskauer in den Jahren 1340—1342 den sehr ernst gemeinten Versuch machten, die Purnau oder wenigstens deren Randgebiet zurückzuerobern, ist es der Orden gewesen, der diesen Versuch gründlich vereitelte und durch den Bau seines castrum Marienburgense auch die strittige Purnau-Grenze, die unbefestigt bleiben musste, auf lange Zeit hinaus gesichert hat [2]).

Das änderte sich im Lauf des 15. Jahrhunderts. Wohl hat der Orden auch damals noch durch seine Aufrüstungen mehr als einmal das Stift Dorpat vor pleskauschen Verwüstungszügen bewahrt. Die Behauptung der alten Purnaugrenze war ohne engste Gemeinschaft zwischen Orden und Erzstift undenkbar. Eine Zusammenfassung der gesamtbaltischen Widerstandskraft, wie sie der Orden anstrebte, scheiterte an der ordensfeindlichen Politik der Erzbischöfe. — Bestrebungen, zu einem Bündnis mit Novgorod zu gelangen, um den unerträglichen Übermut der Pleskauer dämpfen und der von Moskau her drohenden Gefahr entgegentreten zu können, wurden von Erzbischof Silvester (Stodewescher) hintertrieben und vereitelt. Für den Grenzschutz der Purnau hat er während seiner langen Regierungszeit (1448—1479) nichts Bleibendes geleistet. Ganz untätig war auch er freilich nicht. In einem Schreiben von 1497 Jan. 13 [3]), in dem Erzbischof Michael (Hildebrand) die Verdienste des Ordens um den Schutz des Landes gegen die Russen hervorhebt, legt er auch ein gutes Wort für seinen Vorgänger Silvester ein: dieser habe in der Purnau durch seine Leute einiges Gute ausgerichtet und die Russen aus dem Grenzdistrikt vertrieben (per suos aliquid boni egit et depulit Ruthenos). Das beschränkte sich auf den Kleinkrieg gegen russische Banden, auf parvae expeditiones, die Michael den kriegsmässigen Feldzügen des Ordens, den magnae expeditiones gegenüberstellt. Ausser erzstiftischen »Wartleuten« mögen es auch Mannschaften aus Swaneborg gewesen sein, die einen aussichtslosen Kleinkrieg an der Purnau-Grenze führten. Aussichtslos, weil ein Erfolg ohne rechtzeitiges Eingreifen des Ordens von vornherein ausgeschlossen war.

So blieb das Land doch zuletzt dem Schutz seiner Wälder überlassen, und in seiner Verlassenheit ist es nach Gründung der russischen

---

[2]) Vgl. Stern, »Livlands Ostgrenze im Mittelalter« (in: Mitteil. a. d. livl. Gesch. Bd. 23 S. 229).

[3]) Livl. Urk.-Buch II 1 n. 478, S. 354.

Burg Krasnyj (1464) schnell für die Annexion reif geworden. Diese war im Nordosten an der Opočna-Grenze schon im Septemberjahr 1461/62 durch die Erbauung der Feste Volodimerec vollzogen worden [4]), in dem weitaus grösseren Randgebiet zwischen der Ludza und der Kuchva erfolgte sie 1476, auch hier in der gewohnten Form durch Errichtung einer Grenzburg. Und das alles geschah ohne Schwertschlag, ohne dass sich in baltischen Landen eine Hand dagegen erhoben hätte.

Der Orden war durch seinen Streit mit dem Erzbischof, dem Bischof von Dorpat und der Stadt Riga nach aussen aktionsunfähig. Die Pleskauer, geleitet von dem klugen Grossfürst in Moskau, wussten natürlich den Zwiespalt der baltischen Landesherren geschickt auszunutzen. Sie behandelten die Purnau-Frage wie eine interne Verwaltungsangelegenheit. Sie waren in der Lage, ohne den Frieden zu kündigen, kampflos das begehrte Grenzgebiet zu besetzen; sie betrachteten es als ihr unbestreitbares und unbestrittenes Eigentum, da es einst — wie auch von deutscher Seite nicht in Abrede gestellt werden konnte — Pleskau tributpflichtig gewesen war, und weil ausserdem auf all ihre brutalen Rechts- und Friedensbrüche überhaupt keine ernstlichen Gegenmassnahmen erfolgt waren. So erschienen nicht sie, sondern die Deutschen vor der Welt als die Friedensbrecher, wenn sie nachträglich zu den Waffen griffen, um das annektierte Land wieder an sich zu bringen. Und das konnte dann für den Grossfürst der gewünschte Anlass sein, zum Schutz seines Erblandes mit grosser Macht über das baltische Land herzufallen.

Die Rechnung erwies sich als richtig. Die Pleskauer zogen aus einer längst vorbereiteten Sachlage nur die letzte Folgerung, als sie 1476, zu einer Zeit, da ein Widerstand ausgeschlossen war, mit einem Burgbau die Annexion vollzogen und die Deutschen vor eine vollendete Tatsache stellten. — Auf diesen Schlussakt ist näher einzugehen, der Bau einer russischen Grenzburg bezeichnet jedesmal eine wichtige Entscheidung in der baltischen Geschichte.

2.

Im März 1476 traf eine vom pleskauschen Grenzbezirk Koškino abgesandte Delegation in Pleskau ein und bat um die Erlaubnis, in Gorodec an der Lada, d. i. auf erzstiftischem Gebiet, eine Festung zu bauen. Das Gesuch, fraglos eine von der pleskauschen Regierung be-

[4]) Vgl. Stern a. a. O. S. 231.

stellte Aktion, wurde von der Volksversammlung (weče) bewilligt mit der Weisung, sofort mit der Anfuhr der Baumaterialien zu beginnen. Darüber wurde eine vom 10. März datierte Urkunde ausgestellt und der Delegation mitgegeben. — Koškino, ein grosses pleskausches Dorf (sloboda), etwa 2,5 km von der heutigen, ebenso wie der damaligen Grenze entfernt, war der Mittelpunkt einer wolost', eines Verwaltungsbezirks. Gorodec bedeutet kleine Burg, in diesem Falle also einen Burgberg, auf dem einst eine Burg gestanden hatte und jetzt eine neue gebaut werden sollte [5]). Zweifellos gab es dort schon damals ein russisches Dorf Gorodec, das seinen Namen von der ehemaligen Burg überkommen hatte.

Im Sommer 1476 schickte Pleskau zwei Possadniken in Begleitung von Bojaren aus allen seinen Stadtteilen nach jenem Gorodec, wo sie die Grundsteinlegung zum Bau der Festung vollzogen. Ein feierlicher Akt und der Bedeutung des Ereignisses angemessen. So entstand die Burg Vyšgorodok, d. h. Hochburg, wie die Russen sie von Anfang an genannt haben; jetzt führt der Flecken, dem Schlossberg gegenüber, den lettischen Namen Augšpils, was dasselbe bedeutet [6]).

Vyšgorodok ist die letzte Pleskauer Grenzburg in dem gegen unser Land gerichteten russischen Festungsgürtel geblieben. Sie erhob sich auf einem steilen Dolomithügel am rechten Ufer der Lada, eines Nebenflüsschens der Utroga, 6—7 km westlich von der Ludza, die damals hier ebenso wie jetzt die Grenze bildete. Sie stand also auf erzbischöflichem Boden. Jetzt steht auf diesem Hügel eine russische Kirche. Vyšgorodok gelangte ebenso wie Krasnyj zur Würde eines pleskauschen Prigorod, einer »Beistadt«, und zu seinem Verwaltungsbezirk gehörte natürlich das annektierte Randgebiet der Purnau zwischen den Flüssen Ludza und Kuchva.

Es war ein weitläufiger, einen Hof mit der obligaten Kirche einschliessender Holzbau. Meister Mengede nennt es, als es 1480 auf seinen Befehl vernichtet wurde, »ein gross weit holzen Schloss, daruf

---

[5]) Von diesem alten »Gorodec« wissen wir nichts, aber könnte es nicht auch ein lettischer Burgberg sein, ebenso wie das ca. 12 km nördlich davon gelegene »Gorodišče«, das Brastiņš in »Lettlands Burgberge«, Bd. Lettgallen, S. 164 f. beschreibt; unser Gorodec aber erwähnt er überhaupt nicht.

[6]) 1. Plesk.-Jahrb. in: Vollst. Samml. russ. Annalen IV S. 252. — Hanserez. III 1 n. 272. — Mitteil. a. d. livl. Gesch. IV S. 125 f. — v. Weymarn, »Zur physischen Landesnatur Lettgallens« (in: Zeitschrift f. Geomorphologie, Bd. V S. 172). — Vgl. Stern, a. a. O. S. 231 f.

mehr denn 400 Feuerstätten waren.« Der Ausdruck ist missverständlich. Die über 400 Feuerstätten, d. h. Herde befanden sich doch nicht alle im Schlosse selbst, das wäre eine phantastische Annahme. »Daruf« kann hier nicht darauf oder darin, sondern nur: dabei, nahe daran, dazu gehörig bedeuten. Gemeint sind mit den Feuerstätten in erster Linie die Wohngebäude des ans Schloss anstossenden Hakelwerks Gorodec und vielleicht auch anderer nächstgelegener Ansiedlungen. Die wehrfähigen Bewohner des Hakelwerks bildeten die Besatzung der Burg, für deren Bedürfnisse sie auch als Handwerker, z. T. vielleicht auch als Landarbeiter dienen mochten. An eine Festungsgarnison im modernen Sinn ist nicht zu denken.

Was 1476 in Gorodec geschah, war die Gründung einer Art Militärkolonie. Die Burg war doch offenbar dazu bestimmt, Ausgangs- und Mittelpunkt einer russischen Kolonisation zu werden, die unter dem Schutze der Burg und, wenn es not tat, mit Hilfe ihrer bewaffneten Mannschaft sich weiter ausbreiten sollte. Land gab es genug in dem dünn besiedelten Gebiet, und wir wissen ja schon, wie die Pleskauer sich Platz zu schaffen gewohnt waren. Die Menschen für die Kolonisation lieferten der angrenzende pleskausche Kreis Koškino und andre Kreise aus dem Überfluss ihrer Bevölkerung.

Von einem Widerstand des Erzbischofs gegen den Festungsbau konnte nicht die Rede sein, und Meister Borch konnte erst eingreifen, nachdem er seinen unversöhnlichen Gegner Silvester unschädlich und sich selbst zum Herrn des Stifts gemacht hatte. Um dieselbe Zeit (1479) mußte sich Novgorod dem Großfürsten unterwerfen und hörte auf ein selbständiger Staat zu sein. Und nun hatten beide, Borch, sowohl wie Iwan III, die Hände frei; dieser gegen den Orden, jener gegen Pleskau. Schon im Jahr vorher hatte Pleskau durch einen Einfall ins Stift Dorpat (?) den Frieden von 1474 gebrochen, und ein offener Krieg löste jetzt den Bandenkrieg an der Grenze auf einige Jahre ab.

Gleichzeitig hören wir zum erstenmal von gewaltsamen Konversionen im abgetrennten Grenzgebiet der Purnau, sie sind uns auch in den folgenden Jahren mehrfach bezeugt. Die »Bekehrung« bestand darin, dass die lettischen Landbewohner von russischen Geistlichen kurzer Hand umgetauft und viele dann auch nach Russland verschleppt wurden [7]). Schon ein gelinder, von Vyšgorodok ausgeübter Terror

[7]) Stern a. a. O. S. 233 f.

genügte, um das russische Missionsverfahren abzukürzen. Diese gewaltsame Betätigung der orthodoxen Kirche entsprach der damaligen kirchenpolitischen Ideologie Moskaus, wie sie sich Dorpat gegenüber in dem bekannten Anspruch auf einen »Glaubenszins« schon offenbart hatte[8]). — Dass die Purnau einst Pleskau tributpflichtig gewesen war, stand für die Russen ausser Frage. Aber es mag daneben noch eine dunkle Tradition gegeben haben, dass dieses Land einst auch pleskausche Missionare bei sich gesehen und sich — wenngleich ganz vorübergehend — dem griechischen Glauben zugewandt hatte.

Was jetzt durch gewaltsames Umtaufen geschah, war jedenfalls ein direkter Vorstoss gegen die katholische Kirche, und der Ordensmeister als ihr berufener Beschützer durfte sich natürlich eine solche »Schwächung der Christenheit«, wie er sich ausdrückt, nicht bieten lassen.

3.

Meister Borch, mehr Draufgänger als Politiker, hat 1480 im Verein mit dem Bischof von Dorpat und erzstiftischen Truppen — denn er war ja inzwischen auch Herr des Erzstifts geworden — verzweifelte Anstrengungen gemacht, die Russennot zu bannen. Der erste Vorstoss richtete sich gegen Vyšgorodok. Es sollte ein überraschender Überfall werden, und dessen Gelingen hing natürlich in erster Linie von der Schnelligkeit der Ausführung ab. Zu solchen mehr oder weniger kurzen Stossreisen eigneten sich nicht schwerfällige Truppenmassen, sondern kleinere, leicht bewegliche und möglichst unbeschwerte Reiterscharen. An der Spitze einer solchen aus Ordens- und erzstiftischen Mannschaften gebildeten Truppe, deren Stärke kaum mehr als 300 bis 400 Mann betragen haben wird, brach der Komtur der commendatura Marienburgensis am 31. Dezember 1479 mit einigen Gebietigern auf und rückte durch die Purnau bis Vyšgorodok vor.

Die Überrumpelung gelang insofern, als die Russen keine Hilfe hatten herbeirufen können, wohl aber hatten die Einwohner des Hakelwerks Zeit gehabt, sich mit Frauen und Kindern in das Schloss zu retten. Jedoch vergebens! Denn schon am Neujahrstage wurde dieser Holzbau mitsamt der Kirche bis auf den Grund niedergebrannt, und nach dem furchtbaren Kriegsbrauch jener Zeit liess man nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber und Kinder, im ganzen über

[8]) Vgl. C. v. Stern, Der Vorwand zum grossen Russenkriege 1558. Verlag Bruhns, Riga 1936.

400 Menschen, was zu den oben erwähnten mehr als 400 »Feuerstätten« genau stimmt, in den Flammen umkommen. Ein Beweis zugleich für die furchtbare Erbitterung, die sich seit langem auf baltischer Seite angesammelt hatte.

Auf zwei Meilen in der Runde wurden die Dörfer verbrannt und die Bewohner, jung und alt, soviel man ihrer in der Eile greifen konnte, erschlagen. Es kann sich hier nur um in jüngerer Zeit entstandene, zum Schlossbezirk gehörige Russendörfer handeln. Die lettische Bevölkerung war aus der Umgegend von Vyšgorodok offenbar schon verdrängt. — Bei der Erstürmung des Schlosses verloren die Deutschen zwei Ordensbrüder: Andreas von Rosen, einen im Lande gebürtigen Bruder, und Goswin von Schorleborch. Sie waren, wie der Meister schreibt, »der Reussen so gerich«, so eifrig gewesen, dass sie mit acht Dienern, ohne sich vorzusehen, in das schon brennende Gebäude »rannten«, und hatten sich in der Hitze des Kampfes nicht mehr vor den Flammen hinausretten können.

Ohne ihr Zerstörungswerk vollständig durchgeführt zu haben, sahen sich die Deutschen »umme des affgaenden weges willen« genötigt, unverweilt den Rückzug anzutreten. Sie mussten fürchten, dass bei dem eingetretenen Tauwetter die Sümpfe und Gewässer auftauen und die Russen ihnen den Rückweg durch »Verknickung« d. h. durch Verhauung der Wege und Stege sperren würden, und das war von Ostrow her durchaus möglich. Eine russische Quelle berichtet, die Deutschen hätten sich auf ihrem eiligen und beschwerlichen Rückzug in den Wäldern verirrt und viel von ihrem Gepäck liegen lassen müssen; der pleskausche Annalist behauptet, es seien bei Vyšgorodok über 50 Deutsche gefallen. Sehr wahrscheinlich ist das nicht, denn die russischen Angaben über deutsche Verluste sind in der Regel stark übertrieben.

Auf abgetriebenen Gäulen trafen die Reiter wieder bei derselben Komtureiburg ein, aus der sie vor wenigen Tagen ausgeritten waren. Sie hatten auf dieser Stossreise, die hin und zurück kaum mehr als 4 oder 5 Tage gedauert haben wird, eine Strecke von etwa 200 km zurückgelegt, und das in der Wildnis, nicht auf bekannten Wegen![9])

Nach umfassenden Vorbereitungen wagte Meister Borch im August 1480 den unmittelbaren Angriff auf Pleskau selbst, und nie ist

[9]) Hanserez. III 1 n. *272.* — Mitteil. a. d. livl. Gesch. IV S. 125 f. — 1. Plesk. Jahrb. a. a. O. IV S. *262.* — *2.* Plesk. Jahrb. — Vollst. Samml. russ. Annalen V S. 38.

die Stadt so nahe daran gewesen, von den Deutschen erstürmt zu werden, wie damals. — Die den Dorpatern besonders verhasste pleskausche Grenzburg Kobylje am Peipus wurde niedergebrannt, die ganze Besatzung samt Weibern und Kindern niedergemacht. — Aber was wollten solche Erfolge besagen! Sie waren in Wirklichkeit unfruchtbar und wertlos. Das nächste Jahr brachte unsrem Land einen Russeneinfall, wie es ihn seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hatte, und dann einen zehnjährigen Beifrieden, der alles beim Alten liess.

Auch das annektierte erzstiftische Grenzgebiet verblieb den Pleskauern. Noch in derselben Nacht, in der ein Kurier aus Vyšgorodok in Pleskau eintraf und Alarm schlug, hatten die Possadniken zweimal das Volk (weče) zusammenläuten lassen, und sofort war auch eine Reiterschar nach Vyšgorodok aufgebrochen, aber inzwischen waren die Deutschen schon abgezogen. Die Russen rückten wieder ein. Das Schloss wurde wieder aufgebaut und 1558/59 hat es den Russen als Einfallstor ins Erzstift dienen können. Es wurde, wie gesagt, die pleskausche »Beistadt«, d. h. das Verwaltungszentrum des annektierten Gebiets. Der ganze Landgürtel zwischen der heutigen Staatsgrenze und der alten Ludzaschen Kreisgrenze — etwa 100 km lang und durchschnittlich 15 km breit — hat seit 1476 ohne Unterbrechung zu Pleskau gehört und ist erst im Rigaer Frieden von 1920 mit Lettland vereinigt worden. Es ist der östliche Randbezirk des Kreises Jaunlatgale mit der gleichnamigen Kreisstadt (dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt). Die lettischen Bewohner dieses abgetrennten Landstreifens wurden seit 1476 kurzer Hand umgetauft und gehören noch heute der orthodoxen Kirche an. Diese »Pleskauer«-Letten, die sehr lange an ihrer Nationalität festgehalten haben, galten vor zehn Jahren für hoffnungslos russifiziert, aber seit dem 15. Mai 1934 ist wohl auch darin ein Umschwung eingetreten.

Die Verstümmelung der Grenzmark Purnau mit ihren traurigen Folgen ist ein Ausnahmefall, und zwar der einzige in der ganzen altbaltischen Geschichte. Sie stellt uns eindringlich die unvergleichliche Bedeutung der Grenze an der Wetterseite unsres Landes vor Augen. Wie das meerverbundene Ostbaltikum durch seine Natur von dem sarmatischen Hinterlande deutlich unterschieden ist, so hat das Schicksal auch die Völkerschaften, die es bewohnen, schon sehr frühzeitig auf den Weg abendländischer Kultur gewiesen, den sie gehen und gehen werden, um sich nicht selbst zu verlieren. Das ist Schicksalsbestimmung, die gläubig verstanden sein will.

Auf einer modernen Karte Lettlands, die dem Verfasser gute Dienste geleistet hat[10]), müssen jedem, der sie aufmerksam betrachtet, zwei Dinge besonders auffallen. Erstens die verblüffende, weil durchgängige Übereinstimmung der heutigen Grenze Lettlands mit der mittelalterlichen Ostgrenze, wie sie vor 1476 bestanden hat; sie umfasst auch den ganzen damals von Pleskau annektierten Landgürtel. Das andre — auch ein bedeutsames Zusammentreffen — ist dieses: auf derselben Karte sind alle die Orte besonders bezeichnet, wo die Schlachten unsres Freiheitskrieges 1919 und 1920 geschlagen worden sind; diese Orte liegen zum grössten Teil im östlichen Latgale, und von diesen entfällt etwa die Hälfte auf den Kreis Jaunlatgale, die ehemalige Purnau; hier hat es noch zuletzt und in nächster Nähe der Grenze schwere Kämpfe gegeben, und zwar gerade in dem einst annektierten Randgebiet und gerade auch bei Augšpils, da wo einstmals die russische Grenzburg Vyšgorodok sich erhoben hatte und wo der Feind auf demselben Wege hinausgeschlagen wurde, auf dem er vor 445 Jahren in das Land eingedrungen war.

Puschkin – der Russe und Europäer

Von Erich Franz Sommer

1.

Mit der Feststellung, dass die Ansätze zum russischen Nationalbewusstsein in der Geschichtsschreibung und Dichtung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu suchen sind, wird der Ausgangspunkt einer für Russland überraschend schnellen Entwicklung bestimmt: vom absolutistischen Staatszentralismus des 18. zum Nationalstaat des 19. Jahrhunderts. Zwei Namen müssen an deren Anfang gestellt werden — Karamsin und Puschkin.

Das 18. Jh. kannte in Russland nur eine Art Staatsnationalismus, der auch mit dem Begriff Staatsraison umschrieben werden kann; und noch Karamsin, der Anreger nationaler Geschichtsschreibung, schrieb eine »Geschichte des russischen Staates«, und nicht des Volkes[1]). Das Interesse für altrussische geschichtliche Ereignisse und Gestalten, das

---

[10]) S. die Karte im Jahrbuch des Lettl. Statist. Amts 1934. Vgl. auch dazu die Karte zu Stern, »Livlands Ostgrenze...« a. a. O. S. 240.

[1]) In der Regierungszeit Pauls I. (1796—1801) war der Gebrauch des Wortes »Vaterland« polizeilich verboten.

er mit seinem Werk hervorgerufen hatte, war jedoch ungewöhnlich gross. Die Veröffentlichung fiel in die Zeit nach den napoleonischen Kriegen (1818), deren Bedeutung für die nationalpolitische Entwicklung Russlands nicht hoch genug bewertet werden kann. Der Guerillakrieg russischer Bauern und der Einzug russischer Truppenteile in Paris können als Grunderlebnisse für den Beginn einer neuen geistigen und politischen Phase gelten, die durch die marxistische Zersetzung der Intelligenz am Ende des Jahrhunderts gefährdet und 1917 unterbrochen wurde.

Von den napoleonischen Kriegen ging eine Bewegung aus, die erstmalig den ganzen Volksorganismus erschütterte: das Bauerntum wie den Adel und die sich bildende bürgerliche Intelligenz. Gewiss war es keine Volkserhebung, wie Deutschland sie 1813 erleben durfte, aber es entstand vorübergehend eine grossrussische Volkseinheit, die das Besinnen auf eigene völkische Werte hervorbrachte. Andrerseits bedeuteten die Züge durch halb Europa für das russische Offizierkorps näheres Kennenlernen der abendländischen Kultur. Das Europäertum der Russen wurde in steigendem Masse zu einer geistigen Angelegenheit.

Und je mehr sich dieses Europäertum vergeistigte, um so dringender wurde die Frage nach seinem Verhältnis zu dem Russentum, zu der völkischen Sonderart des staatstragenden grossrussischen Stammes. Das werdende russische Nationalbewusstsein war demzufolge von Anfang an zu einer Auseinandersetzung gezwungen. Drei Lösungen waren möglich: entweder eine Verwestlichung Russlands oder eine völlige geistige Autarkie oder ein gesunder Ausgleich zwischen beiden Extremen. Ein ganzes Jahrhundert wurde um diese Lösungen gekämpft. Nur wenigen ist es gelungen, ein richtiges Verhältnis zwischen Europäertum und Russentum im Denken und Handeln herzustellen. Puschkin ist diese Lösung am frühesten geglückt. Sein dichterisches Werk wird vom echtesten Nationalbewusstsein getragen, das auf einem gelungenen Ausgleich von Europäertum und Russentum beruht.

2.

»Russland war von den Geschicken Europas lange vollkommen getrennt gewesen. Seine weiten Ebenen haben die Kraft der Mongolen verschlungen und ihren vernichtenden Ansturm aufgehalten... Die christliche Kultur war von dem zerfleischten und verröchelnden

Russland gerettet und nicht von Polen... Doch Europa hatte für Russland seit jeher weder Verständnis noch Dank übrig.« [2])

Hinter diesen Worten Puschkins sind Gedankengänge zu erkennen, die in den 40er Jahren in den Argumentationen sowohl der Westler, wie ihrer Gegner — der Slawophilen — wiederkehren. Schmerzlich empfand der Dichter die Entfremdung zwischen Europa und Russland, deren alleinige Ursache der Tatareneinfall gewesen ist. Das geistige Leben der Ostslawen verkümmerte unter dem 200-jährigen Tatarenjoch, die grossen Erneuerungswellen europäischen Lebens erreichten nicht das von Asien beherrschte Russland. Aber auch Europa bleibt der Vorwurf des Undanks und der Verständnislosigkeit nicht erspart. Nicht ohne Bitterkeit weist Puschkin auf die europäische Parteinahme für Polen hin und will den wahren Sinn des russischen Opfertums erkennen.

Diese Züge bewussten Grossrussentums stehen aber keineswegs im Widerspruch zum Europäertum Puschkins, das bewundernd um die Gestalt Peters des Grossen kreist.

»...Der gewaltsame Umsturz, den Peters machtvolles Selbstherrschertum vollbracht hat, riss alles Alte um, und der europäische Einfluss überflutete ganz Russland... Russland ist wie ein vom Stapel gelassenes Schiff in Europa eingelaufen, unter Axthieben und Kanonendonner... Die europäische Bildung landete an den Ufern der eroberten Newa... Holland und England gründeten unsere Flotte, Preussen — unser Heer. Leibniz entwarf den Plan staatlicher Einrichtungen.«

Selbst die geniale Einseitigkeit des Zaren, die sich in der Unterdrückung alles Eigenvölkischen zeigte, verzeiht er ihm und erklärt sie mit seiner Ungeduld. Für ihn war Peter ein aufbegehrender Titan, der den Kampf mit dem brutalen Zwang des Schicksals und der Unvernunft des Volkes aufnimmt und siegreich zu Ende führt.

Ein Sinnbild dieses Kampfes ist der «Eherne Reiter« (1833). In dem Ringen der entfesselten Urgewalten (Natur, Volk) mit dem geballten Willen einer titanischen Persönlichkeit wird jedes dazwischentretende nichtige Einzelleben (Eugen, der kleine Beamte) erbarmungslos zerrieben. In diesem Ringen fragt keiner nach Recht oder Unrecht. Macht und Wille setzen sich durch. Peter zerstört, zwingt, vergewal-

---

[2]) und folgende Zitate sind dem »Entwurf zur russischen Literaturgeschichte« (1839) entnommen, in deutscher Sprache bisher unveröffentlicht (Puschkins Werke, Suworin 1887, St. Petersburg).

tigt, aber er tut es nicht um der Vernichtung, sondern um der Schöpfung willen. In wenigen, oft wiederholten Zeilen würdigt Puschkin die Tat des grossen Zaren:

»... Hier werde eine Stadt am Meer...
Hier hatte die Natur im Sinn
Ein Fenster nach Europa hin,
Ich brech es in des Reiches Feste...« [3])

Geht man von dieser Verherrlichung des schöpferischen Tatmenschen aus, so wird Puschkins Verurteilung des französischen Kultureinflusses in Russland des 18. Jahrhunderts verständlich. Bei einem im Geiste französischer Aufklärung und frivoler Rokokodichtung aufgewachsenen Manne wäre sonst eine ähnliche Wandlung nicht nur unlogisch sondern widersinnig.

3.

Als 12-jähriger betrat Puschkin 1811 das Lyzeum von Zarskoje Selo mit mangelhaften Kenntnissen der Muttersprache. Aber bereits die Ereignisse von 1812 rissen ihn und seine Kameraden aus der seichten Rokokoatmosphäre, in der seine ersten Gedichte entstanden waren. Noch blieb Voltaire, der Spötter und Atheist, für eine Zeitlang sein Vormund, aber schon der 20-jährige fand in der Lyrik sich selbst. Dass die Franzosen nie sie selbst sind, sondern nur das, was man von ihnen erwartet, dass sie nie eine selbstlose Liebe zur Kunst besassen, wirft ihnen Puschkin vor. Was den grossen Dichtern des 17. Jh. in Frankreich folgte, sei lediglich eine Nivellierung durch die Unbedeutenden und Vernichtung durch einen Grossen (Voltaire) gewesen. Sind diese Erkenntnisse nicht überraschend bei einem Dichter, der dem französischen Kultureinfluss bis an sein Lebensende verpflichtet war, dem das Französische Europa vermittelte?

Die innere Abkehr vom romanischen Geist, der Schritt zu sich selbst konnte nur darum erfolgen, weil Puschkin schon sehr früh mit germanischer Geisteshaltung in Berührung kam. Der Name Herders, des befruchtenden Künders der Eigenart der Völker, kann in diesem Zusammenhang zwar nicht unmittelbar genannt werden, allein er taucht im Hintergrunde auf, sobald man sich Puschkins Gedanken über den Geist der Sprache und das Volkstum überlegt. In einem Aufsatzfragment (»Über das Volkstum in der Literatur«) schreibt er 1825: »Klima, Lebensart, Glaube geben jedem Volke seine eigene Physio-

[3]) übersetzt v. Groeger.

gnomie, die sich mehr oder weniger in der Poesie widerspiegelt.« Viel stärker wirkte auf den jungen Dichter durch die Vermittlung eines Kreises junger Moskauer Philosophen, zu dem bezeichnenderweise eine Reihe später weitbekannter Slawophilen gehörte, die Philosophie Fichtes, Schellings und Schillers.

Die deutsche Philosophie gab Puschkin den Anlass, vom »nebeligen Deutschland« zu schreiben, aus dem junge russische Dichter und Kantianer vom Schlage Lenskijs [4]), »der Weisheit Früchte, Freiheitsbegeisterung, flammenden, aber ein wenig wunderlichen Geist, Beredsamkeit und langes Lockenhaar« mitbringen. Den schwärmerischen Göttinger Studenten [5]), der den Stempel deutschen Burschenlebens trägt, zeichnet Puschkin mit warmer Sympathie. Hatte er sich doch selbst als 22-jähriger für Sand, den Mörder Kotzebues, begeistern können. Auch als reifer, zum Konservativismus neigender Mann hat er den Einfluss der deutschen Philosophie auf die russische Jugend sehr hoch gewertet. »Sie rettete unsere Jugend vor dem kalten Skeptizismus der französischen Philosophie und entriss sie den bestechenden, aber schädlichen Träumereien, die einen so unheilvollen Einfluss auf die beste Jugend der vorigen Generation ausgeübt haben.« [6])

Karamsin, der dem »Stürmer und Dränger« Lenz sehr nahe stand, muss die Beziehungen Puschkins zur deutschen Dichtung bereits in dessen Kindheit vermittelt haben. Allzu tief werden sie aber nicht gewesen sein, obwohl in späteren Jahren Schukowskij, der Befürworter deutscher Kultur in Russland, zum nächsten Freundeskreise Puschkins gehört hat. Möglicherweise haben Wilhelm Küchelbecker und die baltischen Lyzeumsfreunde (Delwig, Korff, Direktor Engelhardt) Puschkin mit Schiller und Goethe bekanntgemacht. Wie dem auch sei, von allen deutschen Dichtern kannte er diese beiden und Jean Paul am besten. Einzelne Gedichte, insbesondere diejenigen, die Betrachtungen über die Berufung des Dichters enthalten, verraten die geistige Nähe Schillers. So etwa das Gedicht »19. Oktober 1825«:

»Der Musendienst erträgt nicht eitle Eile:
Das Schöne muss erhaben sein . . .« [7]).

---

[4]) »Eugen Onegin«.

[5]) nach Göttingen und Jena kamen damals die russischen Studenten gewöhnlich durch die Vermittlung der Dorpater Universität.

[6]) »Reisegedanken« (II. »Moskau«) 1834. Mit Bezugnahme auf die Dekabristen.

[7]) übersetzt v. Verf.

Auch von der Novellistik Puschkins lässt sich eine Brücke zur Schillerschen Prosa schlagen. So z. B. von dem »Geisterseher« in den »Belkin-Geschichten«, insbesondere aber vom »Sargmacher«, dessen spukhafte Traumhandlung allerdings durch eine ergötzliche Schilderung des Moskauer deutschen Handwerkerlebens einen Anstrich romantischer Ironie erhält, der Schillers Ernst fern ist.

Goethe muss Puschkin nicht minder stark beeindrückt haben, denn dessen Faustfragment (1827) zeugt, wie tief er in die Ideen- und Gestaltenwelt des grossen deutschen, ihm in vielem wesensverwandten Dichters eingedrungen ist. Wie hoch Puschkin den Faust schätzte, entnehmen wir seinem Notizbüchlein: »Faust ist die höchste Schöpfung dichterischen Geistes, er ist der Vertreter der neusten Dichtung, wie Ilias ein Denkmal des klassischen Altertums ist.« [8]). Dass Puschkin dem Schöpfer des Faust nicht unbekannt gewesen ist, beweisen die Grüsse und dazu als Geschenk eine Schreibfeder, die ihm Goethe 1826 gesandt haben soll. Auf diese Feder bezieht sich vermutlich ein Vierzeiler Goethes (Goethes Feder an *, Juli 1826):

»Was ich mich auch sonst erkühnt,
Jeder würde froh mich lieben,
Hätt' ich treu und frei geschrieben
All das Lob, das du verdienst.«

4.

Gewaltiger haben auf Puschkin zwei Angelsachsen gewirkt: Byron und Shakespeare. Zunächst war Puschkin als weltaufgeschlossener Jüngling in den Bannkreis seines vielbewunderten und vielumstrittenen Zeitgenossen geraten. Die Verbannung aus Moskau und Petersburg (1820—26) zwang ihn zur Sammlung eigener dichterischen Kräfte, zum ernsten sog. »handwerklichen« Studium. Napoleon und Byron überschatten die Sturm- und Drangperiode Puschkins [9]). Der Parallelisierung Puschkin — Byron, der man in den üblichen nichtrussischen Darstellungen begegnen kann, fehlt jedoch jede Berechtigung. Der Einfluss Byrons war kurzfristig, schon mit 26 Jahren war Puschkin über den Byronismus hinausgewachsen. Seine romantischen

[8]) »Über Byron« (1827).

[9]) Politisch stand er damals auf der Seite der Dekabristen. Auch für diese — deren Bewegung 1825 zusammenbrach — waren die napoleonischen Kriege der Ausgangspunkt ihres Strebens nach gesellschaftlicher und politischer Erneuerung.

Werke sind: »Der Gefangene im Kaukasus«, »Der Springbrunnen von Bachtschisarai«, in denen Puschkin Byrons Vorliebe für Erotik, Abenteuer, Liebes- und Weltschmerz teilt. Der typische russische Weltschmerz wurde dagegen viel stärker von Lermontow zum Ausdruck gebracht.

In der Lyrik blieb Puschkin selbst in der Zeit seines Byronismus originell. Geblieben ist von der Byronbegeisterung in Puschkins Schaffen die Hochschätzung, der Respekt vor der Persönlichkeit (Peter, Napoleon) und die Erkenntnis dichterischer Freiheit ,die in den Reifejahren durch das Gesetz der Pflicht und Verantwortlichkeit geadelt wurde. Dieses ungeschriebene Gesetz erscheint bereits über den »Zigeunern« (1827), in denen Alekos Selbstüberschätzung, die ihn zum Morde führte, durch die Verstossung aus der Gemeinschaft geahndet wird.

»... Verlass uns, stolzer Mann ...
Du taugst nicht für das wilde Leben:
Es soll nur dir die Freiheit geben.« [10]).

Ein grösserer Angelsachse war berufen, Puschkin zu sich selbst und zu seinem Volke zu führen: Shakespeare. Der erste Puschkinbiograph — Annenkow — schreibt darüber: »Den Weg zur Annäherung an den russischen Volksgeist und die Formen des volkstümlichen Schaffens und Denkens hat Shakespeare unserem Dichter wesentlich verkürzt.«

Das Shakespearerlebnis Puschkins ist ein Beweis dafür, wie machtvolle Dichterworte dem Angehörigen eines anderen Volkes Herz und Auge für eigenvölkische Werte öffnen können. Das Volksbewusstsein Puschkins tritt seit seiner Beschäftigung mit Shakespeare deutlich zutage, die Königsdramen haben ihn veranlasst, in der russischen Geschichte Umschau zu halten.

»Boris Godunow« (1826), die unübertroffene russische nationale Tragödie, war das schöpferische Ergebnis eines eifrigen Studiums Shakespeares, alter Handschriften und Karamsinscher Geschichte. Das Ineinandergreifen einzelner Glieder, die zur wissenschaftlichen und künstlerischen Ausprägung des russischen Volksbewusstseines führten, wird an dieser Stelle sichtbar.

---

[10]) übersetzt v. Luther.

5.

Die russische Kritik [11]) verstand unter Puschkins Europäertum sein Einfühlungsvermögen, seine immense Wandlungsfähigkeit, seine Aufgeschlossenheit fremden Völkern und Kulturen gegenüber. Ein Hinweis auf die kleinen Dramen und Szenen genügte, um diesen Behauptungen den sachlichen Hintergrund zu geben. Und in der Tat, was Puschkin in den knappen, von ungeheurer Dynamik bewegten Bildern an Geschlossenheit und Stilechtheit in der Darstellung europäischer Lebensverhältnisse aufweist, zeugt von einer erschütternden Tiefe seelischen Erlebens, wenn man berücksichtigt, dass der Dichter seine Kenntnisse europäischen Lebens nur aus Büchern und Gesprächen mit Ausländern holte! Nie hat er Russlands Grenzen überschritten, nicht einmal Riga, Reval und Dorpat durfte er von Pleskau aus besuchen [12]). Marquis Paulucci verweigerte ihm auf höheren Befehl die Einreise. Um so höher müssen daher »Der geizige Ritter«, »Der steinerne Gast«, »Mozart und Salieri« gewertet werden, die nicht allein durch meisterhafte Charakterisierungen, sondern ebenso sehr durch den konzentrierten Stimmungsgehalt packen. Nicht minder echt wirken das Faustfragment, die Szenen aus der Ritterzeit und das Renaissancepoem Angelo. Was den Kritikern des ausgehenden 19. Jahrhunderts aber nicht bewusst war, ist, dass Puschkin in all diesen stofflich westeuropäischen Dichtungen Russe geblieben ist.

Das russische Europäertum, dem Puschkin als erster gültigsten Ausdruck verliehen hat, weist den so charakteristischen Wesenszug auf, überall in Europa zu Hause zu sein, ohne aber sich selbst zu verlieren. Bezeichnenderweise tritt aber im Puschkinschen Werke (nicht im Leben) die sog. »französische Wahlverwandtschaft« zurück! Der Kern seines Europäertums ist am reinsten in der Bejahung der Tat Peters zu fassen, die ihn immer wieder zu der Gestalt dessen »der die Heimat nie verschmäht, weil er an ihre Sendung glaubte« [13]) hintrieb.

An der Gestalt Peters des Grossen schieden sich die Geister, an der Beurteilung der Europäisierung Russlands lassen sich die Westler und Slawophilen erkennen. Puschkin bekannte sich eindeutig zum

---

[11]) Vor allem Dostoewskij in seiner berühmten Puschkinrede (1880).

[12]) In einem an Jasykow gerichteten Gedicht drückt Puschkin sein Bedauern darüber aus, dass er seinen Freund nicht in der von ihm besungenen deutschen Stadt (Dorpat) besuchen durfte.

[13]) »Auf Segen hoffend« ... übersetzt v. Luther.

Werke Peters. Er schuf den Mythos des Zaren und St. Petersburgs, er entschied sich im »Ehernen Reiter« für den Bezwinger des Chaos, für den Willensmenschen, für Peter — den Reichsgründer, für Peter — den Europäer.

Dem Manne, der gesagt haben soll: »Wenn nur Russland lebt, das Leben ist sonst nichts wert«, zollt Puschkin uneingeschränkte Bewunderung und Lob.

»O mächtiger Zwingherr des Geschicks!
Hast du nicht so am Eisenzaume
Emporgeschnellt aus dumpfem Traume
Vorm Abgrund Russland, festen Blicks?« [14]).

Für Puschkin bestand der Gegensatz Europäertum — Russentum noch nicht. Der klaffende Riss mitten durch das seelische Leben, der die Russen der Folgezeit auszeichnet und der seit den 40er Jahren das geistige Leben der Nation spaltete, ist bei ihm noch nicht vorhanden. Im Keime sind in seiner Weltanschauung die Programmpunkte beider Richtungen enthalten, aber sie fügen sich noch zu einem organischen Ganzen zusammen. Sein Werk zeigt eine seltene Geschlossenheit, eine Harmonie, die nicht nur im melodischen Fluss der Sprache begründet ist: eine Lebensbejahung, die bei seinen bedeutendsten Nachfolgern den Reflexionen, Verzerrungen und psychologischer Selbstzerfleischung wich.

Hinweis: Die beste Puschkin-Ausgabe in deutscher Sprache (unvollständig): Puschkins Werke herausg. von A. Luther, 2 Bde (Meyers Klassiker-Ausgaben, Leipzig 1923), ferner Puschkins Briefe herausg. von A. Luther.

---

[14]) übersetzt v. Groeger.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Der Staatspräsident über die wirtschaftliche Wohlfahrt

Am 4. Februar hielt der Staatspräsident Dr. K. Ulmanis vor der Hauptkommission der Landwirtschaftskammer eine Rede, in der er auf die Bedeutung der neuen wirtschaftlichen Organisationen für die Volkswohlfahrt hinwies und die Abhängigkeit der Wirtschaftsregelungen von politischen Gesichtspunkten, unterstrich. In seiner Rede führte der Staatspräsident u. a. folgendes an:

»Wenn wir heute sehen und hören, dass das Einkommen unseres Volkes in runden Zahlen auf den Kopf gerechnet durchschnittlich 400—500 Lat im Jahr beträgt, so muss ich sagen, dass das sehr wenig ist, wenn wir auch das Glück haben, dass es einige Staaten gibt, die noch hinter uns stehen.

Wenn unser Volkseinkommen zu wachsen begonnen hat und auch die Wohlfahrt im Ansteigen begriffen ist, so dürfen wir dabei nicht stehen bleiben. Wollen wir noch weitere Forderungen aufstellen, — nämlich dafür Sorge zu tragen, dass dieses wachsende Volkseinkommen sich nicht an ein oder zwei Stellen in Haufen sammelt, oder dass es irgendwelche 4 Prozent Einwohner erwerben und die übrigen 96 Prozent sonstwie ihr Brot verdienen können, wobei es häufig auch dazu nicht langt. Es muss erreicht werden, dass das Volkseinkommen sich ausgleicht, und alles ist so zu verteilen, dass eine nach Möglichkeit grössere Zahl diese wachsende Wohlfahrt und diese wachsenden Einnahmen des Volkes nutzen kann.

Im staatlichen Wirtschaftsprogramm ist daher die Hebung der Wohlfahrt und ihre gerechtere Verteilung von grossem Gewicht. Hier sehen wir die Früchte unserer Arbeit am sichersten, denn wir beginnen in dieser Arbeit mit denen und bei denen, die bisher zu den weniger Wohlhabenden zählten. Und diese weniger Wohlhabenden sind in unserem Staat die Letten, dieser 75 bis 76 Prozent betragende Einwohnerteil unseres Landes, der zum grössten Teil in der Landwirtschaft beschäftigt ist. Um ihre Wohlfahrt zu heben, müssen wir vor allem bestrebt sein, mit jedem Jahr von unserer Erde immer mehr neue Werte zu gewinnen.

Weiter folgt die Frage der Arbeitskraft, die sehr wichtig ist. Wenn die Überblicke über das Wirtschaftsleben unserer Kreise durchgesehen werden, so ist ersichtlich, dass in den Jahren 1929—1935 durchgehend

die Zahl der Landeigentümer und ihrer Angehörigen, die in der Landwirtschaft tätig sind, kleiner geworden ist. Den Rekord stellen hier die Kreise von Jelgava und Bauska auf. Und dennoch ist Landarbeitermangel verspürbar, weshalb Ausländer verlangt werden. Wir müssen ergründen und nachforschen, wo eigentlich die Tausende Landbesitzer und ihre Angehörigen bleiben, die in der Landwirtschaft arbeiten. Landarbeiter aus dem Auslande einzuführen, ist kein Vorzug für den Staat und die Landwirte, welche sie beschäftigen. Das ist keinerlei Aktivum, sondern ein Passivum, das in so engen Grenzen gehalten werden muss, als irgend möglich.

Nun wollen wir uns direkt unseren neuen industriellen und Handelsorganisationen zuwenden. Welches ist ihre Aufgabe, welches ihre volkswirtschaftliche und politische Bedeutung? Die »Turiba« ist der neue Genossenschaftsverband, dessen Hauptaufgabe einerseits in der besseren Auswertung und im besseren Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse besteht und der andererseits alle unsere Einwohner, die Waren für den Tagesverbrauch kaufen, besser beliefern soll. Da diese Zentralorganisation Kapital nicht nur auf dem Papier, sondern tatsächlich hat, so bedeutet es, dass sie bessere, frischere und billigere Waren bekommen kann. Diese Zentrale wird Waren an alle unsere Kooperative und Konsumvereine liefern.

Weiterhin kommt das neue Metallindustrie-Unternehmen »Wairogs«, welches verschiedene Maschinen, auch landwirtschaftliche, herstellen wird. Zu dieser Arbeit werden wir unsere besten Sachverständigen heranziehen. Die »Ahdu un Wilnas Zentrale« wurde begründet, um die bisherigen Verluste der Landwirte beim Verkauf von Häuten zu beseitigen. Diese Verluste erreichten mehrere Millionen Lat.

Weiter sind bei uns die Aktiengesellschaften »Ķeegelneeks« und »Kalķis« begründet worden. Die »Ahdu un Wilnas Zentrale« gehört dem Staat, »Ķeegelneeks« und »Kalķis« sind reine Privatunternehmen, und sie müssen immer privater werden. Aufgabe dieser beiden neuen Aktiengesellschaften ist es, zu helfen, unsere Bodenschätze auszunutzen und die Lieferung von Baumaterial sicherzustellen, wo es nötig ist. Diese beiden Aktiengesellschaften werden auch für den Export arbeiten. Sie werden den Kreisen den Weg zur Industrie und zum Handel öffnen, die bisher solchen Unternehmen am allerfernsten standen, nämlich den lettischen Pflügern und ihren Brüdern und Söhnen in den Städten. Das ist einer der wichtigsten Punkte unserer Aufgaben.

Schon lange haben wir die Frage der Banken geregelt. In den früheren Jahren hatten wir tatsächlich nur eine grössere Bank — die Bank von Lettland. Sie als Emissionsbank hat viel strengere Bestimmungen und Gesetze, als die anderen, und sie kann nicht so elastisch und biegsam sein, wie andere Banken. Mit der Begründung anderer Geldinstitute wurden auf einmal grössere Umwertungen an unserer Finanzfront geschaffen. Unter anderem entstand die Möglichkeit, solche grosse Unternehmungen, wie den »Phönix« und den »Dwigatel« zu kaufen.

Es gibt eine grosse Zahl von Menschen, denen alle diese Änderungen unverständlich und sogar vollständig unnötig und schädlich schienen. Vielleicht wird ein Teil von ihnen dieser Tage in den Zeitungen Deutschlands eine neue Deklaration gelesen haben, in der gesagt ist, dass die, welche wahre Patrioten und gute Bürger sein wollen, nicht denken dürfen, dass es im Staat einen anderen Herrscher geben kann, als die Politik. Der Politik gehört die oberste Führung in der Wirtschaft. Ebenso hat die Wirtschaft das zu erfüllen, was die Politik fordert und ihr auferlegt, und auf das Beste zu erfüllen.

Was, wie und wer erzeugt, das bestimmt die Politik, denn sie hat sich ihre Handlungsfreiheit erkämpft.

Den Menschen, denen die politische Leitung in einem Staat gehört, soll niemand wagen, ein Bein zu stellen, wenn sie Wirtschaftspolitik machen und der Wirtschaft diktieren, was sie zu tun hat. (Beifall.) Auch wir haben unsere politische Freiheit erkämpft, und niemand kann uns mehr etwas vorschreiben. Es ist die Möglichkeit geschaffen, die Politik und Wirtschaft für die 75% zu gestalten, denen die Staatsgewalt auf Grund von Recht und Gerechtigkeit zukommt.

Nach aussen hin waren wir schon früher frei, doch im Inneren waren wir sehr unfrei. Dieses Joch drückt uns nicht mehr. Nun ist es uns möglich, gewissenhaft und klar unsere Wirtschaftspolitik auszugestalten.«

Aussenminister W. Munters über S. Meierowiz und die Elemente der lettländischen Aussenpolitik

Anlässlich des 50. Geburtstages des verstorbenen ersten Aussenministers Lettlands, Sigfried Meierowiz, sprach Aussenminister W. Munters am 5. Februar im Rahmen einer Erinnerungsfeier. Er führte dabei u. a. aus:

»Wenn wir die gedanklichen Verbindungen zwischen seiner Politik und unseren heutigen Bestrebungen suchen, so offenbart sich eine

überraschende Kontinuität. Viele seiner Konzeptionen wurden für eine Zeit vergessen, wichtige Linien wurden durch Komplikationen und von uns unabhängige Umstände zeitweilig verdeckt, doch dann kam wieder die Zeit, da die von ihm gesteckten Prinzipien auf natürlichem Wege ihre Anerkennung fanden und im Zentrum unserer Politik erschienen.

Es wäre falsch zu behaupten, dass Meierowiz eine geschlossene politische Doktrin hinterlassen hätte, denn einem aktiven Politiker ist das garnicht möglich. Einmal schon deswegen, weil er ständig handeln musste und keine Zeit besass für die nachträgliche diplomatische Analyse und Auslegung seines Handelns. Zweitens sind die zwischenstaatlichen Beziehungen sehr veränderlich, und eine schematische, doktrinäre Methode in jedem Falle führt schnell in eine Sackgasse, wovon wir uns in der europäischen Politik der letzten Jahre nicht nur an einem Beispiel überzeugen konnten. Was aber Meierowiz tat, das war die Präzisierung der Elemente unserer Aussenpolitik, aus denen sich die konkrete Handlungsweise ergab.

Der erste Aussenminister hatte nicht den geringsten Zweifel darüber, dass das Alpha und Omega in seiner Politik ein unabhängiges und selbständiges Lettland sein müsse. Heute könnte gesagt werden, dass dieses keinerlei grosse Weisheit ist. Es genügt aber, sich der Arbeiten der ersten lettländischen Regierung zu entsinnen, die in einem bestimmten Augenblick sogar den Boden Lettlands verlassen musste, es genügt, sich des Kampfes zu erinnern, der in Versailles um eine Restauration des geeinten Russland geführt wurde, um sich davon zu überzeugen, dass damals ein felsenfester Glaube an den Staat Lettland notwendig war, um nicht vom richtigen aussenpolitischen Wege abzuweichen. Noch mehr wird dieses verständlich, wenn man sich in die Situation hineindenkt, in der Meierowiz zu arbeiten gezwungen war: fern vom Vaterlande, ohne Mittel, ohne genügende Verbindung mit der Regierung, Kämpfe mit feindseligen, unwissenden und bestenfalls gleichgültigen Kräften. Für Meierowiz gab es keinerlei Kompromisse: weder Autonomie, noch Föderation, weder Hinneigen zum Westen, noch zum Osten.

Heute stehen uns Archive und eine ganze Bibliothek über die Geschichte des Abschlusses des Weltkrieges zur Verfügung. Dort begegnen wir auch dem Namen Lettlands, und es gibt wenig Fälle, dass jemand von den Staatsmännern nicht Bemerkungen über die feste Durchdrungenheit des neuen Staates von seiner Existenzberechtigung ge-

macht hätte. Den neuen Staat aber kannten sie garnicht, den lernten sie erst kennen durch den Aussenminister. Durch ihn hat Westeuropa den festen Willen der besten Söhne Lettlands zur Selbständigkeit kennen gelernt.

Und heute? Heute ist unter uns niemand, welcher die Richtigkeit einer unabhängigen Politik bezweifeln würde. Es gibt keinen, der unserer äusseren Politik eine andere Orientierung als in der Richtung eines selbständigen nationalen Staates empfehlen würde. Vielleicht wird der eine oder der andere Feigling oder national gewissenlose Mensch in seinem Herzen an die Hinneigung unter die Flügel eines grösseren Beschützers denken, doch ist dem lettischen Volk ein derartiger Gedanke fremd. Noch mehr: wir werden uns immer tiefer dessen bewusst, dass in einer unabhängigen Aussenpolitik eine grosse Kraft liegt, dass unser Staat durch sein unabhängiges Verhalten nicht nur den eigenen nationalen Interessen, sondern auch dem allgemeinen Frieden dient. In unserer Mitte ist heute abend der Mann, der sagte: »Ich will nichts mehr vom »Kleinstaat« hören. Unsere Kraft ist der geeinte Wille, und er kann grosse Dinge schaffen. Das geeinte Volk ist unbesiegbar.«

Die letzten Jahre haben in die Politik Europas riesige Veränderungen hineingetragen, die auch die Lage in unserem Teil Europas zutiefst berühren. Wer möchte aber behaupten, dass wir in unserer Sicherheit durch diese Veränderungen gelitten hätten? Genau im Gegenteil: gerade die letzten Jahre rückten den Namen Lettlands gemeinsam mit unseren Baltischen Nachbarn in der Aufmerksamkeit Europas in den Vordergrund, und von vielen Seiten wird unsere Rolle für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in Osteuropa hervorgehoben. Dieses war durch eine unabhängige Aussenpolitik möglich, deren Beginn in dem Kampfe Meierowiz's für ein selbständiges Lettland, gegen für uns unannehmbare Halblösungen, für eine neue nationale Zukunft, gegen die Überreste einer zusammengebrochenen Zeit der Abhängigkeit zu suchen ist.«

Nach einer Würdigung des Rigaer Friedensschlusses mit Russland fuhr der Aussenminister fort: »Es ist natürlich, dass die Regelung der Beziehungen zu Deutschland damals keine so grosse Bedeutung hatte, wie das bei Russland der Fall war. Territorial hatten wir von Deutschland nichts zu verlangen, wirtschaftlich war damals von Deutschland nicht viel zu erwarten. Eine gemeinsame Grenze mit Deutschland besassen wir nicht. — Wenn man den historischen Druck

in Betracht zieht, der wohl nicht durch Deutschland entstanden war, sondern durch die Herrschaft der deutschen Oberschicht in Gebiete Lettlands, ferner die unannehmbare Handlungsweise der Okupationsarmee, sowie die verbrecherische Einmischung des deutschen Heeres in unsere inneren Angelegenheiten und die Unterstützung des Bermondtabenteuers, dann wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn beim Friedensschluss gefühlsbedingte Fehler gemacht worden wären. Im besten Falle konnte erwartet werden, dass die Aussenpolitik Lettlands sich von Deutschland abwenden und seine Beziehungen auf ein Minimum beschränken würde.

Jedoch Meierowiz tat das nicht. Er sorgte dafür, dass nicht nur die wirtschaftlichen Bindungen nach Deutschland nicht zerrissen, sondern dass alle Steine aus dem Wege geräumt würden, die in Zukunft die normalen Beziehungen mit Deutschland beschweren könnten. Die Kriegsverluste, Anerkennung der Agrarreform, Verurteilung des Bermondtunternehmens waren Fragen, die nur ein weitblickender Politiker schon gleich in das erste vorläufige Protokoll mit Deutschland aufnehmen konnte, und gross war die Genugtuung Meierowiz's, als er 5 Jahre später in Berlin selbst die angefangene Arbeit beenden konnte, als er eine prinzipielle Einigung über einen Handelsvertrag zwischen Deutschland und Lettland erreichte und damit seinen Schlusstrich unter eine nicht erfreuliche politische Vergangenheit zog. — In der Frage der Zusammenarbeit der baltischen Staaten hatte Meierowiz nur eine Doktrin: je mehr und je enger die Baltischen Staaten zusammenarbeiten, desto besser für alle. Vielleicht hat er das niemals ausgesprochen, aber in diesem Geist handelte er. Heute sind wir auf dem von ihm gewiesenen Wege schon weiter. Heute besteht bereits ein geschriebener Zusammenarbeitsvertrag zwischen Lettland, Estland und Litauen. Doch daneben entwickelt sich auch eine freundschaftliche Zusammenarbeit mit Polen und Finnland, welche das Schicksal in eine uns ähnliche Lage gestellt hat, — in den Landstrich zwischen Deutschland und Sovetrussland, welche, ebenso wie uns, die Sicherung des Friedens im Osten beschäftigt.

Auf diesen drei Elementen gründet sich die Orientierung von Meierowiz: die Zusammenarbeit der Baltischen Staaten, die Freundschaft mit Deutschland und Sovetrussland. Diese Elemente bestimmen auch heute unsere Aussenpolitik.

Wir vergessen nicht den Dank, den wir den westeuropäischen Grosstaaten schuldig sind für die Unterstützung während der Kämpfe

um unsere Unabhängigkeit. Wir vergessen nicht, dass der Weg zur Sicherung unserer rechtlichen Lage über den Völkerbund führte, dem wir stets treu bleiben werden. Wir vergessen nicht, dass wir nirgends und niemals Streitigkeiten mit anderen Staaten Europas hatten und allen unsere freundschaftliche Hand hingestreckt ist.«

Russischer Besuch in Riga

In Erwiderung des Besuches vom Chef des lettländischen Generalstabes General Hartmanis in Moskau traf der sovetrussische Generalstabschef Marschall Jegorow mit einigen Begleitern am 19. Februar, aus Kaunas kommend, zu einem Gegenbesuch in Riga ein. Anlässlich des vom Generalstabschef General Hartmanis für die Gäste veranstalteten Essens im Offiziersklub, an dem u.a. Kriegsminister J. Balodis, Aussenminister W. Munters, das Stadthaupt von Riga R. Leepinsch und der Gesandte der Sovetunion in Lettland S. Brodowski teilnahmen, wechselte General Hartmanis mit Marschall Jegorow folgende Ansprachen:

»Hochgeehrter Herr Marschall!

Ich begrüsse Sie und Ihre Begleiter anlässlich Ihres Verweilens in unserer Hauptstadt und gebe der Überzeugung Ausdruck, dass Ihr Besuch beiden Völkern zum Guten gereicht.

Ich stelle mit Freuden fest, dass die Beziehungen zwischen unseren beiden Staaten die ganze Zeit über freundschaftlich waren. Keinerlei Missverständnisse beschatteten unsere guten Beziehungen, und ich bin überzeugt, dass die persönliche Bekanntschaft der Vertreter unserer Armeen das gegenseitige Vertrauen stärken wird.

Nach den langen Kriegsjahren war unser Land verwüstet, und wir haben viel Anstrengungen gemacht, um das Zerstörte zu erneuern. Vieles ist erreicht, doch viel Arbeit steht noch bevor. Wir brauchen den Frieden. In dieser Hinsicht sind die Ziele sowohl Ihres Landes, als auch des unseren, und die Aufgaben unserer Armeen gleichartig. Wir haben häufig durch den verantwortlichen Leiter Ihres Staates gehört, dass es die Aufgabe der Armee der UdSSR ist, den Frieden zu schützen, den allgemeinen, den unteilbaren Frieden; mehrfach hörten wir die Deklaration, dass die UdSSR nicht nach fremden Ländern strebt.

Ich denke, es erübrigt sich, davon zu sprechen, dass Lettland keine aggressiven Tendenzen hat. Auch wir haben fremdes Land nicht nötig, und die einzige Aufgabe unserer Armee ist es, die Grenzen unseres Landes und unsere Selbständigkeit gegenüber allen Angreifern zu

verteidigen. Während der Zeit Ihres Verweilens bei uns werden Sie mit der Lage unseres Landes bekannt werden und noch mehr von unseren und unserer Armee friedliebenden Bestrebungen überzeugt sein.

Ich bin überzeugt, Herr Marschall, dass meine Fahrt im vergangenen Jahr nach Moskau und Ihr Eintreffen bei uns zu einer Gegenvisite in Anbetracht der friedlichen Bestrebungen unserer Armee noch mehr das gegenseitige Verständnis und die freundschaftlichen Beziehungen vertiefen werden, die zwischen unseren Armeen bestehen. Ich erhebe mein Glas auf Ihr Wohl und auf das Wohl der Armee der UdSSR.«

Hierauf erwiderte Marschall Jegorow:

»Hochgeehrter Herr Armeestabschef, sehr geehrter Herr Minister, meine Herren Generäle und Offiziere!

Zunächst gestatten Sie mir, Herr General, für die freundliche Begrüssung zu danken, die mir und meinen Begleitern, den Kommandeuren der Roten Armee, anlässlich unseres Gegenbesuchs gewidmet wurden.

Ich bin ebenso überzeugt wie Sie, dass meinem augenblicklichen Besuch in Ihrer Hauptstadt, ähnlich Ihrem Verweilen im vergangenen Jahr in der Hauptstadt der Sovetunion, Moskau, grosse Bedeutung bei der Verstärkung und Entwicklung der Freundschaft der Armeen beider Staaten zufällt. Ich bin glücklich hervorzuheben, dass ich ein Vertreter des Landes bin, das nicht in Worten, sondern in Taten unbeugsam an der Verstärkung des allgemeinen Friedens und der Politik seiner Sicherung festhält. Der Wechsel von Besuchen, den wir, Herr General, vorgenommen hatten, ist eine beachtliche Tatsache. Sie fördert das gegenseitige Sichkennenlernen und Verstehen.

Die Leitung der Armee Lettlands konnte sich ein übriges Mal davon überzeugen, dass die Sovetunion auf einer Friedensstellung steht und dass die Rote Armee, über deren Macht und Kraft wohl niemand Zweifel hegen wird, gleichzeitig keine Waffe des Angriffs und der Unterdrückung ist, sondern der Sache des Friedens dient. Indem die rote Armee ihre Grenzen schützt, ist sie einer der wichtigsten Faktoren zur Sicherung des Friedens in Europa und im Baltikum insbesondere.

Wir schätzen die Bemühungen gebührend, welche Lettlands Armeeleitung der Verstärkung seiner Wehrmacht angedeihen lässt, die zur Sicherung der Unabhängigkeit Lettlands und zum Schutz seiner

Grenzen und seiner Souveränität unerlässlich sind. Mir ist besonders angenehm zu vermerken, Herr General, dass sowohl die Rote Armee, als auch die Armee Lettlands keinerlei aggressive Absichten hegen. und da sie nur für den Schutz der Grenzen ihres Landes gedacht sind. werden die beiden Armeen von den unseren beiden Staaten gemeinsamen Prinzipien des allgemeinen, unteilbaren Friedens geleitet.

Ich erhebe mein Glas und trinke auf Ihr Wohl, Herr General, auf das soldatische Blühen der Armee Lettlands, auf seine höchsten Leiter, an der Spitze den Kriegsminister Herrn General Balodis und den Armeekommandeur Herrn General Berkis, die Herren Generäle, Offiziere und die Kämpfer der ruhmreichen Armee Lettlands.«

Nach einem 4-tägigen Besuch, während dessen die Sovetgäste Gelegenheit hatten, einige militärische Einrichtungen kennen zu lernen, verliessen sie am 22. Februar Riga, um sich nach Reval zu begeben.

Der „Latvijas Kareivis" zur Rede Hitlers vom 30. Januar

Anlässlich der Reichstagsrede des deutschen Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler vom 30. Januar 1937 schrieb der »Latvijas Kareivis«:

»Am Sonnabend wurde aus Berlin eine viel beruhigendere, eine viel nachgiebigere Sprache erwartet. In dieser Hinsicht hat die Rede Hitlers die Hoffnungen nicht gerechtfertigt, wenn sie auch grossartig aufgebaut war und der Führer Deutschlands seinem Lande, seinem Volk mit dieser Rede nah ans Herz gegangen ist. Es ist deshalb kein Wunder, dass die Rede Hitlers im Auslande nicht so herzlich berührte, nicht so wohlgefällig war. Auch diese Rede war, wie die vorhergehenden, im allgemeinen gegen den Bolschewismus gerichtet und diejenigen, an die Hitler seine Worte ausserhalb seiner Landesgrenzen richtete, hörten sie selbstverständlich auch und hörten vielleicht sogar mehr, als in den Worten gesagt war.

Der Leiter der englischen Aussenpolitik hat aus dem Munde Hitlers Antwort auf viele Fragen erhalten, die zu hören für England wichtig ist, doch war diese Antwort nicht entfernt ihrem Inhalt und noch viel weniger ihrer Form nach so geartet, wie es der englische Aussenminister hoffte. Eden musste hören, dass Deutschland sich voll Mut fühlt, dass es zuversichtlich auf sich selbst und noch zuversichtlicher auf seine Freunde blickt, viel mehr als jemals zuvor, dass Deutschland sich nicht isoliert fühlt, sondern die alten Freundschaften verstärkt und neue eingeleitet hat.

Diesesmal wird die Rede Hitlers vielleicht nicht die Gemüter erregen, wie das früher der Fall war, doch sehr schwer wäre es, eine Zufriedenheit des Auslandes mit dieser Rede festzustellen. Das Fehlen dieser Befriedigung geht aus dem Umstand hervor, dass Deutschlands Führer die grossen Probleme Europas ihrer Lösung nicht nähergebracht hat, soweit das in den Kräften Deutschlands liegen würde.

Sehr interessant ist die Deklaration Hitlers, dass die Zeit der Überraschungen nunmehr abgeschlossen sei. Dennoch ist es schwer anzunehmen, dass unter Beibehaltung der bisherigen Doktrin über die Teilung der Welt in zwei Blocks und über die Unmöglichkeit, mit dem Russland der augenblicklichen Ordnung zusammen zu arbeiten, alle Überraschungen auf einmal ausbleiben sollten. Deutschland wird nämlich zur Erfüllung seiner einmal abgesteckten Politik die Hände nicht in den Schoss legen und in der Zukunftsarbeit nicht weniger tatkräftig sein, wie es die Worte Hitlers am Sonnabend waren. Die Nebelhaftigkeit in den Fragen verschiedener aussenpolitischer Beziehungen, die stellenweise in der Rede Hitlers zu bemerken war, hat auch die Befürchtungen bestehen lassen, dass die Handlungsweise Deutschlands durchgängig noch nicht der Stärkung des Friedens dient.«

Der neue Zivilkodex

Am 28. Januar verabschiedete das Ministerkabinett den neuen Zivilkodex, der vom Herbst 1937 an die bisherigen Rechtsnormen ersetzen soll. Damit ist ein einheitliches Recht geschaffen, zumal bisher für Latgale anderes Recht als im übrigen Lande galt. Das neue Gesetzbuch ist durch Kürzung von 4600 Paragraphen auf 2500 vereinfacht. Änderungen sind namentlich im Eherecht vorgenommen worden. So werden u. a. die Ehescheidungsgründe beschränkt. Das neue System des ehelichen Güterrechtes sieht vor, dass jeder Ehegatte das Eigentum behält, das er vor der Ehe besass, sowie das, welches er während der Ehe erwirbt. Änderungen sieht auch das Erbrecht vor, besonders auf dem Lande, wo eine besondere Teilungsordnung für Land landwirtschaftlichen Charakters vorgesehen ist.

Brauereiindustrie im Genossenschaftsbetrieb

Am 3. Februar fand eine Besprechung statt, auf der der Staatspräsident über die Möglichkeiten genossenschaftlicher Unternehmungen auf dem Lande berichtete und die Gründung von Spiritusbrennereien und Flachsbearbeitungsstellen in Vorschlag brachte. Schon in nächster Zukunft seien Spiritusbrennereien auf genossenschaftlicher

Grundlage in Gebieten, wo es noch keine Brennereien gäbe, zu eröffnen. Gleichzeitig müsse eine Hebung der Kartoffelerzeugung durchgeführt werden, durch Besserung der Saatsorten und rationellere Düngung. Die Spiritusbrennereien seien ebenfalls imstande, die Apfelernte zu verwerten und dadurch die Preise zu stabilisieren. Befänden sich die bisherigen Spiritusbrennereien noch in privaten Händen, so müssten die neuen, ebenso wie die Molkereien, genossenschaftliche Unternehmen sein, die sich bald zu grossen Wirtschaftsunternehmungen für die engere Umgebung entwickeln.

Bierbrauereien von der Lettländischen Kreditbank aufgekauft

Die Aktien der Bierbrauereien »Waldschlösschen« und »Ilgezeem« sind in den Besitz der Lettländischen Kreditbank übergegangen.

Die neue staatliche Schieferfabrik

hat im vorigen Jahre insgesamt 2,3 Mill. Schieferplatten im Werte von 450 000 Lat hergestellt, die zum grössten Teil zu ermässigten Preisen an die Bauern verkauft worden sind. Die Tätigkeit der Fabrik soll noch erweitert werden.

Die Summe der Spenden für den Heeresflugfonds

hat vom Beginn der Sammlung bis Anfang Februar eine Höhe von 2,7 Mill. Lat erreicht.

Reichsdeutscher Gast

Der Reichswalter des Reichsbundes der deutschen Beamten Hermann Neef weilte auf Einladung des Vereins der Verantwortlichen Staatsbeamten in Riga. Er wurde vom Staatspräsidenten und Aussenminister empfangen. Er hielt vor seinen Gastgebern einen Vortrag über das Wesen der grossen Verwaltungsreform Deutschlands.

Bernhard Hollander †

Am 12. Februar verschied im Alter von 80 Jahren weil. Dir. Dr. h. c. Bernhard Hollander. Als Pädagoge, Wissenschaftler und Mitarbeiter in vielen deutschen Organisationen hat er sich die Liebe, Hochachtung und Verehrung aller Kreise erworben.

Auch unsere Zeitschrift gedenkt Hollanders als eines ihrer ältesten Mitarbeiter in Dankbarkeit.

ESTLAND

Zusammentritt der Nationalversammlung

Die Nationalversammlung, die dem Lande eine neue Verfassung geben soll, ist durch Dekret des Staatsältesten zum 18. Februar zu ihrer ersten Sitzung einberufen worden. Bekanntlich setzt sich die zweite Kammer der Nationalversammlung aus Vertretern der verschiedenen öffentlich-rechtlichen Organisationen zusammen, zu denen noch zehn vom Staatsältesten ernannte Glieder hinzukommen. Nach dem Gesetz über die Zusammensetzung der Nationalversammlung entsenden die Kulturselbstverwaltungen der völkischen Minderheiten einen Vertreter in die zweite Kammer, der von der deutschen Minderheit gestellt wird. Die deutsche Kulturverwaltung hat auf Grund dieser Bestimmung ihren Vizepräses Dr. Hellmuth Weiss bezeichnet.

In dieser Kammer werden zwei weitere Vertreter der völkischen Minderheiten sitzen, die zu den vom Staatsältesten ernannten zehn Gliedern gehören, und zwar Prof. emer. Grimm (Russen) und der Präses der jüdischen Kulturverwaltung Gutkin. In der ersten Kammer der Nationalversammlung ist die deutsche Volksgruppe nicht vertreten, da sie in keinem der Wahlkreise über eine absolute Majorität verfügte und daher auch keinen Kandidaten zur Wahl aufgestellt hatte.

Arbeitermangel

Durch den Aufschwung des Wirtschaftslebens macht sich in der letzten Zeit in Estland ein fühlbarer Arbeitermangel bemerkbar, insbesondre im Sommer in der Landwirtschaft. Die starkbeschäftigte Industrie und die zahlreichen Bauten ziehen alle vorhandenen Arbeitskräfte an sich, so dass für die Landwirtschaft keine freien Arbeitskräfte übrigbleiben. Dieser Arbeitermangel wirkt sich besonders stark dadurch aus, dass die estländischen Kleinwirtschaften keine Jahresknechte, sondern nur Sommerlige halten können, und die Arbeiter also lieber in die Industriebetriebe gehn, wo sie das ganze Jahr über beschäftigt werden und die Löhne natürlich höher sind.

In Anbetracht dieses Arbeitermangels hat die Regierung der Estländischen Steinöl A./G. die Erlaubnis erteilt, zunächst 50—200 Arbeiter aus Polen kommen zu lassen, wobei die Bedingung gestellt wurde, dass es sich nur um Personen polnischer Volkszugehörigkeit, nicht aber um Juden oder Deutsche mit polnischer Staatsangehörigkeit handeln dürfe.

Diese Genehmigung zum Import ausländischer Arbeiter rief in der estnischen Arbeiterschaft einen Sturm der Entrüstung hervor, dem eine lebhafte Pressepolemik folgte. Eine ausserordentliche Sitzung des Zentralverbandes der estnischen Gewerkschaften stellte sich auf den Standpunkt, dass ein Import ausländischer Arbeiter nach Estland nicht gerechtfertigt sei, und richtete darauf eine entsprechende Denkschrift an den Staatsältesten. Auch eine von der Arbeiterkammer einberufene Versammlung der Arbeiterältesten Revals sprach sich gegen den Import ausländischer Arbeiter aus, der angeblich nur den Zweck verfolgen könne, die Löhne zu senken. Ähnliche Resolutionen fasste noch eine Reihe kleinerer Arbeiterverbände. Die Arbeiterkammer selbst sprach in einer dem Staatsältesten und dem Wirtschaftsminister eingereichten Denkschrift das Verlangen aus, die Regierung möge die der Steinöl A./G. erteilte Erlaubnis zum Import polnischer Arbeiter wieder zurücknehmen. Die Debatten über diese Frage sind zurzeit im Staatswirtschaftsrat noch nicht abgeschlossen.

Auch die estnische Presse brachte zahlreiche Artikel zu dieser Frage. Hierbei wurde insbesondre die nationalpolitische Seite dieser Frage erörtert. Das »Vaba Maa« forderte, wenn schon fremde Arbeiter importiert werden müssten, so seien diese lieber in der Landwirtschaft als in der Industrie unterzubringen. Denn in der Industrie, wo diese fremden Arbeiter in Massen zusammenleben würden, müssten sie eine neue Zelle der völkischen Minderheiten bilden. Es hiess dann wörtlich: »Im Laufe der Jahrhunderte ist in unsrer Landwirtschaft, wie ältere Dokumente und Bücher beweisen, unglaublich viel fremdes Blut zusammengeströmt: Russen, Ingrier, Finnen, Deutsche, Letten und Litauer. Aber alle diese sind im Laufe der Jahre mit dem Eingeborenenvolke verschmolzen und gute Esten geworden. Das besagt, dass fremde Arbeiter in der Landwirtschaft nicht so gefährlich sind, als wenn man aus ihnen eine grosse Kolonie schafft. Diese Fragen müssten bei der Entscheidung über den Import fremder Arbeiter in Betracht gezogen werden. Und wenn so mancher fremde Arbeiter in unserm Volkstum aufgehen würde, so hätte wohl niemand einen Grund, darüber zu klagen«.

Fortschreitende Monopolisierung

Nachdem bereits im vorigen Jahre der Butterexport in der Hand einer staatlich kontrollierten Zentralorganisation monopolisiert worden war, sind jetzt weitere gesetzliche Massnahmen in dieser Richtung erfolgt. Durch ein Gesetz ist nun auch der Eierexport monopolisiert

worden. Die Durchführung ist in ähnlicher Weise vorgesehen wie beim Butterexport. Der neugegründete Zentralverband »Estnischer Eierexport« steht unter Kontrolle des Landwirtschaftsministeriums.

In ähnlicher Weise ist dann durch ein weiteres Gesetz der Export von Schweinefleisch monopolisiert worden, und zwar in der Hand einer neubegründeten Zentralgenossenschaft für Fleischexport. Alle bisher auf dem Gebiete des Fleischexports tätigen Genossenschaften sind durch Gesetz als Einzelgenossenschaften liquidiert und in dieser Zentralgenossenschaft zusammengefasst worden. Das gesamte Vermögen der bisherigen Einzelgenossenschaften — namentlich alle Exportschlachthäuser — ist durch das Gesetz an die neue Zentralgenossenschaft übergegangen.

Auf dem Gebiet der Getreidewirtschaft ist ja schon seit mehreren Jahren der Roggen- und Weizenhandel in der Hand des Staates monopolisiert. Jetzt weiss die estnische Presse zu berichten, dass das Landwirtschaftsministerium zusammen mit der Landwirtschaftskammer mit der Ausarbeitung eines Planes beschäftigt ist, nach welchem der gesamte Getreidehandel Estlands in der Hand eines halbstaatlichen Unternehmens zusammengefasst werden soll.

Jugendorganisationen

Im 11. Heft des vorigen Jahrgangs der »Balt. Monatshefte« ist über ein Gesetz betreffend die Organisierung der Jugend Estlands berichtet worden. Auf Grund dieses Gesetzes hat der Bildungsminister zu Ende des vorigen Jahres zwei Verordnungen erlassen, welche die Frage der Jugendorganisation näher regeln. Die erste Verordnung betrifft Schülerorganisationen, die an den einzelnen Schulen bestehen oder gebildet werden und nach dieser Verordnung an allen Schulen begründet werden können.

Die zweite Verordnung regelt die Frage der Zugehörigkeit von Schülern zu den grösseren Jugendorganisationen, deren Tätigkeitsbereich sich nicht auf die Schüler einer Schule beschränkt. Es handelt sich hier um die Jugendorganisationen, die im ganzen Staatsgebiete ihre Ortsgruppen haben. Die Verordnung zählt die estnischen Jugendorganisationen auf, zu denen auch fernerhin Schüler werden gehören dürfen, allerdings nur mit jedesmaliger Erlaubnis ihres Schuldirektors. Verweigert werden kann diese Erlaubnis aber nur in bestimmten vorgesehenen Fällen. Zu diesen erlaubten Jugendorganisationen gehören u. a. die »Jungen Adler« und die estnischen »Skouts«.

Zu einer anderen Klasse gehören die Jugendorganisationen, die

zwar unter der schulentlassenen Jugend weiterarbeiten können, zu denen aber fortan keine Schüler mehr gehören dürfen. Unter diesen sind auch sämtliche bestehenden Jugendorganisationen der völkischen Minderheiten genannt. Diese Verordnung tritt am 1. März 1937 in Kraft, bis zu welchem Tage aus den letztgenannten Organisationen alle Schüler ausscheiden müssen.

Wie von da ab jetzt die deutschen Jugendorganisationen Estlands gestaltet sein werden, steht noch nicht fest, da die diesbezüglichen Verhandlungen noch nicht abgeschlossen sind.

Katholischer Bischof

Am dritten Weihnachtsfeiertage des vorigen Jahres fand die feierliche Weihe des Priesters Profittlich zum ersten römisch-katholischen Bischof von Estland statt. Die Weihe vollzog der päpstliche Nuntius Arata.

Heeresnovelle

Anfang Februar erhielt Estland ein neues Militärdienstgesetz, das am 1. April in Kraft tritt. Nach diesem Gesetz ist die bisherige Bezeichnung »Wehrmacht« in »Heer« (Kriegsmacht) geändert worden.

Von den weiteren Neuerungen, die dieses Gesetz bringt, sei hier nur noch erwähnt, dass nach demselben die ihre Militärpflicht ableistenden Personen während ihrer Dienstzeit an keinen Volksabstimmungen oder Wahlen teilnehmen dürfen. Das Heer soll eben von jeglichem innerpolitischen Kampf völlig ferngehalten werden. Schon früher galt die Vorschrift, die auch in das neue Gesetz wieder aufgenommen worden ist, dass allen Militärpersonen die Zugehörigkeit zu politischen Parteien und Vereinen untersagt ist.

Grenzzwischenfälle mit Räterussland

Anfang Februar wurden ein estnischer Grenzwächter und mehrere estländische Fischer vom Peipussee nach Russland verschleppt, wenige Tage später zwei estnische Grenzwächter, die auf dem Peipussee mit der Markierung der estnisch-russischen Grenze durch Tannenzweige beschäftigt waren, von russischen Grenzwächtern beschossen. Über die Gründe wurde nichts verlautbart, jedoch sind alle verschleppten Personen nach wenigen Tagen an Estland wieder ausgeliefert worden. Während ihres mehrtägigen unfreiwilligen Aufenthaltes in Russland sind sie die ganze Zeit über gefangen gehalten worden.

Am Sonntag den 14. Februar um die Mittagszeit überflog ein räterussisches Flugzeug südlich von Narwa die estnische Grenze, flog

darauf bis zur Stadt Narwa und kehrte dann wieder nach Russland zurück. In der amtlichen estnischen Mitteilung wurde der Vermutung Ausdruck gegeben, dass das russische Flugzeug sich über die estnische Grenze verirrt habe, da zu derselben Zeit ein heftiger Schneesturm tobte.

Die estnische Presse zu Hitlers Rede vor dem Reichstage

Der Widerhall der estnischen Presse auf Hitlers Reichstagsrede war nicht einheitlich. Das der Regierung und den Landwirten nahestehende »Uus Eesti« äusserte sich positiv; »Das Wichtigste an der Rede war fraglos Hitlers Erklärung, dass Deutschland jetzt seine Gleichberechtigung für erreicht ansieht und damit die Periode der Überraschungen beendet sei. Es ist zu hoffen, dass diese Erklärung zur Beruhigung der Stimmung in Europa beitragen wird.« An anderer Stelle drückt das Blatt aber doch seine Besorgnis in Bezug auf Osteuropa aus. Es sei anzunehmen, so heisst es da, dass es der englischen Politik gelingen werde, einen »Westpakt« als Faktor für die Befriedung Europas auf die Tagesordnung zu setzen, denn Frankreich habe den ernsten Willen, mit Deutschland ein Gespräch zu beginnen, und die Opposition gegen einen französisch-russischen Pakt wachse in Frankreich selbst. Wenn aber der »Westpakt« Tatsache werden sollte, so hätten die Esten wohl Grund zur Frage: »Wie bleibt es mit der Sicherung des Friedens im Osten?«

Interessant war ein weiterer Artikel des »Uus Eesti«, der die Existenz einer deutschen Gefahr für Estland verneinte. Während bisher die gesamte estnische Presse immer wieder von dem für Estland gefährlichen deutschen »Drang nach dem Osten« schrieb, war hier zum ersten Mal gesagt, dass dieser deutsche Drang nach dem Osten die Esten überhaupt nicht aufzuregen brauche, denn die aussenpolitische Aktivität Deutschlands sei garnicht nach Nordosten sondern nach Südosten gerichtet, wo das Deutsche Reich danach strebe, die kompakt in der Nähe seiner Grenze siedelnden deutschen Volksgruppen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker sich einzuverleiben.

Der Widerhall der Hitlerrede in der übrigen estnischen Presse war durchweg negativer als die angeführten Auslassungen des »Uus Eesti«.

Dorpat, 16. Februar 1937. *Leo v. Middendorff*

KLEINE BEITRÄGE

Mihkel Aitsam über „Das Jahr 1905 mit seinen Vor- und Nachspielen"

Das Thema 1905 ist in der estnischen Publizistik sehr beliebt — immer wieder taucht es in der verschiedensten Behandlung auf. Es handelt sich aber hierbei meist um Aufsätze kleineren Umfanges, die sich in gegebener Veranlassung mit den Ereignissen der unruhigen Zeit befassen — ein historisch wertvolles Werk über die Gesamtgeschichte von 1905, sowie wesentliche Memoirenwerke fehlen. Leider. Denn gerade Memoiren haben stets einen eigenen Reiz — und vermögen oft die Beurteilung ganzer Geschichtsepochen zu beeinflussen. Wohl jeder Verfasser, der im Rahmen eigenen Erlebens historische Ereignisse von weittragender Bedeutung schildern möchte, wird es als seine Aufgabe empfinden sine ira et studio zu schreiben, und die Entscheidung, ob ihm dies gelungen sei, wird von den Zeitgenossen nur sehr bedingt gefällt werden können. Auch Mihkel Aitsam hat sich offenbar der Pflicht zur historischen Ehrlichkeit nicht entziehen wollen, und wir empfinden es daher als Aufgabe, den Versuch zu unternehmen, seinen Erinnerungen aus der Revolutionszeit von 1905 gerecht zu werden.

Aitsams Erinnerungen sind im »Päewaleht« erschienen. Das »Päewaleht« kann wohl mit Recht den Anspruch erheben, als das Organ der estnischen geistigen Elite in Nord-Estland zu gelten. Die in ihm veröffentlichten Aufsätze und Aufsatzreihen sind — mit Ausnahme der recht flach-französisch zurechtgemachten Tagespolitik — dem Niveau einer anspruchsvollen, gebildeten Leserschaft angepasst. Aitsam selbst ist ein alter Vorkämpfer des Estentums. 1877 im Kirchspiel Fickel geboren, hat er an der Entwicklung des kulturellen Lebens seines Volkes regen Anteil genommen und sich auch politisch als Mitarbeiter der Zeitschriften »Olevik« und »Hüüdja« betätigt. Das Jahr 1905 bringt ihn in den Brennpunkt der Ereignisse: er vertritt als Delegierter seine Heimatgemeinde auf dem Kongress in Dorpat und erlebt dann die Ereignisse in der Wiek z. T. als Augenzeuge, z. T. aus allernächster Nähe. Durch einen Zufall entgeht er dem Tode, wird nach längerer Untersuchungshaft in der »Dicken Margarethe« in Reval freigelassen und widmet sich wieder der politischen Tätigkeit, insbesondere im Rahmen des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens. Er wird schliesslich Redakteur des »Päevaleht«, in dessen Schriftleitung er heute noch arbeitet. Die literärische Qualifikation seiner Erinnerungen ergiebt sich unter diesen Umständen von selbst.

Mihkel Aitsam ist ein Revolutionär — als solcher erlebt er die Ereignisse von 1905, als solcher stellt er sie 1937 dar. Man wird sich der objektiven Richtigkeit seiner Darstellung in so mancher Beziehung nicht verschliessen können, wenn auch seine Erinnerungen, wie die eines jeden Beteiligten, in der Enge des persönlichen Erlebens ihre Grenzen finden und damit nur einen kleinen, persönlich gefärbten Ausschnitt des Gesamtgeschehens zu erfassen vermögen. In Aitsams Erinnerungen wird daher wohl etwa der Schilderung der Versammlungen in Dorpat eine allgemein-historische Bedeutung zukommen, während die Aufzeichnungen des Verfassers über die Ereignisse in und um Fickel sowie die Schilderung der abschliessenden Vorgänge in Hapsal und Reval mehr als typisch empfunden, denn

*) »1905 aasta eeljärellugudega« Päevaleht. Nov. 1936—Febr. 1937, Reval.

als historisch exakt anzusehen sein werden. Die Schilderung der Tätigkeit der Kriegsgerichte überschreitet hierbei zweifellos den Rahmen der persönlichen Erinnerungen und kann von allgemeinem Interesse für die historische Darstellung der Liquidation der revolutionären Bewegung von 1905 in Estland sein.

Mihkel Aitsam war 1905 ein Revolutionär — er ist es in gewisser Beziehung auch heute noch. Jede revolutionäre Bewegung hat ihre Helden, deren Schicksal, besonders wenn es einen tragischen Ausgang genommen, Anlass zur Legendenbildung gibt. Die Panegyriker der nachfolgenden Generationen sorgen dann dafür, dass der Legendenkranz zum unlösbaren Bestandteil der historischen Persönlichkeit erhoben wird, und die Zeitgenossen werden, auch wenn sie die Legenden widerlegen können, in der Regel vorziehen, zu schweigen. Es hat nun aber den Anschein, dass das revolutionäre Erleben Aitsams zu stark gewesen ist, um ihn, auch nach dreissig Jahren, dazu zu bringen, sich widerspruchslos den »allgemeingültigen« Auffassungen über die führenden Männer und die Opfer des Aufstandes von 1905 anzuschliessen: schonungslos zerreisst seine Darstellung manchen Nimbus und schildert die Beteiligten als Menschen, deren Tugenden und Schwächen für die Entwicklung und die heutige Bewertung der Ereignisse entscheidend geworden sind. So zeigt die Polemik, die sich an die Darstellung der Person des hingerichteten Bernhard Laipmann durch Aitsam geknüpft hat, dass hier der Finger auf eine wunde Stelle der estnischen Geschichtsschreibung gelegt worden war; ohne die Tragik des Schicksals Laipmanns zu verkleinern, entkleidet Aitsam diese Gestalt doch des heroischen Scheins: er hat nicht statt der entehrenden Prügelstrafe den Tod gewählt — diese Wahl stand ihm garnicht zu — und hat auch das Abendmahl aus den Händen des deutschen Pastors empfangen. Auch die These: bei der Verbrennung der Güter sei nicht geplündert worden — lehnt Aitsam ab: er kenne so manchen Fall, da die Vorkämpfer der Revolution die Gelegenheit benutzt hätten, sich mit mehr als einem Wertgegenstand zu versehen.

Auch der Gegenseite gegenüber versucht es Aitsam in seiner Darstellung sich einer möglichsten Objektivität zu befleissen, die allerdings weniger im Ausdruck und der allgemeinen Schilderung als bei der Schilderung des Einzelfalles (Pastor Busch) zu erkennen ist. Hierbei verdient die Charakterisierung des vorm. Ritterschaftshauptmannes Otto Baron Budberg-Wanamois hervorgehoben zu werden, den Aitsam als einen »Ehrenmann« bezeichnet und dessen Ermordung vom Verfasser in würdiger Weise geschildert wird. Dass in der ganzen Darstellung die Massnahmen der russischen Regierung und ihre Auswirkungen fast durchweg als Massnahmen der »Barone« geschildert werden, beruht auf einer Gesamtauffassung, deren Zurechtstellung wohl erst kommenden Geschlechtern vorbehalten sein wird.

Aufzeichnungen eines alten Vorkämpfers der nationalen estnischen Sache sind zweifellos von besonderem Gewicht. Es ist unter diesen Umständen Aitsam hoch anzurechnen, dass er den Mut aufbringt, den Gegensatz seiner Stellungnahme zu der herrschenden Auffassung in mehr als einer Beziehung geltend zu machen. Seine Aufzeichnungen sind nicht zu übergehen — nicht totzuschweigen. Es wird sich zeigen, ob die Auseinandersetzung über die strittigen Fragen zur Herauskristallisierung eines hieb- und stichfesten Tatsachenmaterials führen wird, um damit mehr als eine bisher als Geschichtsquelle geltende Tendenzschrift zu Fall zu bringen, oder ob in

der bevorstehenden, erweiterten Buchausgabe seiner Erinnerungen der alte Revolutionär Aitsam seine Urteile zugunsten der geltenden Auffassungen korrigieren wird. Die Civilcourage, mit der er in der bisherigen Polemik seinen Standpunkt verfocht, lässt solches allerdings als wenig wahrscheinlich erscheinen. —*us.*

Hans Carossa

Über Carossa aussagen, heisst aus der Fülle des Herzens reden. Wer je des Glückes teilhaftig ward, den bescheidenen und gütigen Menschen—und einen reinen und sehr männlichen dazu! — lesen oder gar seine Gegenwart geniessen zu dürfen, dem leuchtet für immer ein ruhiges Licht. Das zeigte vor Jahren das »Buch des Dankes an Hans Carossa«, wo W. E. Süskind den Dank der Jungen an ihren Helfer und Führer abstattete und es aussprach, dass in dieser Zeit fast allzu vieler Kenner und Könner der deutschen Sprache Carossas glühendes künstlerisches Ethos es sei, was ihn uns so wert mache.

Dieser Mann, der mit fünfzig Jahren nur vier schmale Prosabücher und ein Bändchen Lyrik veröffentlicht hatte, der neben seinem künstlerischen Schaffen in hingebender Arbeit als Arzt, als Lungenheilkundiger sich verzehrt, er bedeutet uns mehr als viele literarischen, schränkefüllenden Grössen unserer Tage, eben um seiner strengen, weisen Selbstbescheidung willen, die jedes Werk in sich austrug bis zu letzter Gültigkeit. Er ist ein rechter Vertreter jenes heimlichen Deutschland, das abseits der Literatur und ihrer Modeströmungen tat, was einzig frommt: reif werden im Wissen um Mass und Mitte.

Ihm eignet wie George jene seltene Vermählung deutschen und lateinischen Geistes, die immer die höchsten Formen bei uns schuf; er stammt, wie schon sein Name verrät, aus Oberitalien, romanisches und germanisches Blut sind in seinem Wesen und Werk eine wundervolle Ehe eingegangen. Von George, dem Stern seiner Jugend, scheidet ihn aber, dass er weicher und gütiger ist, weiblicher, wenn man das recht verstehen will. Wiewohl der Una Sancta und ihren caritativen Bindungen im Letzten innig verhaftet — während George schon als Knabe der »sanften lehre lallen, das mütterliche« von sich wies— fehlt Carossa doch des Meisters hierarchische Strenge: er bleibt in der Ordnung der Natur, ihm werden Ordo und Kosmos eins, indes George recht eigentlich eine titanische Gegen-Natur aufrichtet. Darum darf Carossa auch Humor haben, einen sehr weisen und lieblichen Humor; George aber ist der humorlose Dichter katèxochen. Trotz beider lateinischer Herkunft bestehen in der Stilgebung zwischen der leichten Musikalität Carossas und der schweren Plastik, der harten Wortfügung Georges so grosse Unterschiede, dass man eher von einem stiltypologischen Gegensatz sprechen könnte.

Carossa, der 1878 in Tölz geborene Bayer, Arztsohn, schreibt ein wärmeres, mütterlicheres Deutsch als der strenge, metallene Rheinfranke George. Man darf das Stiftersche Element, das spezifisch Klassische des Bayerisch - Österreichischen bei Carossa nicht vergessen. Denn dies sind seine Ahnen: hier Nietzsche, George — dort aber und vor allem Stifter und Goethe. Hofmannsthal, der ihn dem Inselverlag empfahl und einen schönen Briefwechsel mit ihm unterhielt, Hermann Hesse, den er schwärmerisch liebt, Rilke, dessen persönlicher Bekannter er war, sind ihm brüderlicher als Thomas Mann, dessen stilistische Unerbittlichkeit, dessen funkelnde Richtigkeit der Bezeichnung er zwar immer als wichtiges norddeutsches Corrigens zu

seiner süddeutschen Weiche empfand, der ihm aber fast so fern ist wie der Dichter seiner Knabenjahre, Richard Dehmel.

Die Überwindung des Lehrers George in seinem Schaffen hat Carossa zum Manne gereift. Nur langsam und schmerzhaft geschah diese heilsame Lösung von dem verehrten Meister. Beide zwar sind sie Apolliniker; aber während George sich eine Gegen-Natur aufrichtet, bleibt Carossa vertraut dem mütterlichen Schosse:

»Und du stehst, und all dein Schauen
Kehrt in stolze Demut sich;
Ein unendliches Vertrauen,
Erdensohn, durchschüttert dich!«

Carossa strebt zu apollinischer Geistesklarheit, aber er will das Dionysische als dynamisches Element einwölben in den Spannungsbogen seiner Welt; wie Nietzsche will er »gefährlich leben« und setzt sich selbst als Motto:

»Weihe dich einer Gefahr!«

Die irren, die ihn einen friedlichen Idylliker, einen mörikehaft scheuen Harmoniker nennen: er weiss um die süssen und furchtbaren, die zerreissenden Wirrungen der Urtriebe. Aber er weiss auch, dass die heilenden Quellen immer noch einige Schichten tiefer springen als die Qual. »Die Wege der Finsternis sind immer bald zu Ende gegangen; als undurchmessbar aber erweist sich das Mysterium des Lichtes!« so bekennt er gläubig. Dass er weiss um alle Abgründe des Unbegreiflichen, dafür spräche, wenn nichts anderes, schon seine Herzensfreundschaft mit Alfred Kubin, dem Künstler des Grauens. Im Formentaumel der Welt immer klar, wach und gesammelt leben, das ist sein schönes und weises Ethos.

»Schwarze Kohl wird heller Kristall
Vom Strahl des Geistes getroffen!«

Zu den aufgezeigten Sternen seiner Jugend kam für Carossa die Freundschaft mit dem Lyriker Maximilian Brantl, der für ihn war, was Merck für Goethe. Der Umgang mit Wolfskehl und dem Denker und Dichter Roger de Campagnolle, seinem Freund, Berater, Richter, Mahner von Jugend auf, formten an ihm ebenso still wie der Umgang mit Bertram und das Werk Momberts, dessen kosmische Visionen ihm ein Fenster in die Ewigkeit bedeuteten.

Edel gebildet und gereift trat er, nach Zeitschriftenveröffentlichungen, erst 1910 mit einem Gedichtbuch auf den Plan, in dem die elf Gedichte seines Heftchens »Ostern«, deren Ton sich nicht wieder vergisst, neben neuen, herrlich strömenden Strophen aufgereiht waren, in einer leisen Ordnung, mehr dem Gefühl als der Prüfung vernehmlich, denn jeder Kristall ehrt das Gesetz seiner inneren Ordnung. Strenge alte Formen, auffahrend in herrlichen Ordnungen, die aus den Tiefen alle Wasser rauschen lassen, wechseln mit Spruchartigem von gesammelter Kraft und mit wohllautenden Liedversen. Lyrik ist der zarteste Urstoff dieser Seele. Der Sinn, der rein in den Dingen liegt, wird mit sparsamstem sprachlichen Medium magisch beschworen, rein, einfach und unendlich beziehungsreich. Dieser Band, der seither nur um wenige Stücke vermehrt ward, wird zum bleibenden Bestand deutscher Poesie gehören. Reine und höchst verletzliche Knospen wie »Heimweh«, »Die Ahnfrau«, »Der alte Brunnen« — welche Skala vom Ton einer tiefen, fast leidenden Süssigkeit bis zu dem des Glückes im reinen Ausruhen!

Drei Jahre schweigt der Dichter, ehe er seine Werther-Erzählung, »Doktor Bürgers Ende«, escheinen lässt, deren bald autobiographische Aufzeichnungen er bereits als 24jähriger Passauer Arzt begann und in München fortsetzte: die

tragisch endende Verzweiflung eines Arztes an den Leiden seiner lungenkranken Patienten. Hier sind schon all die Kernprobleme Carossas vorgeformt, die in seinen späteren Werken ausgefaltet werden. Der unbestechliche Blick des Arztes — »die Menschen werden gläsern vor ihm« — paart sich mit einer tiefen Güte, wie sie auch sein 1924 erschienenes »Rumänisches Tagebuch«, des Dichters Kriegserlebnis als Militärarzt, durchzieht: ein Büchlein, das zu den wertvollsten Dokumenten des grossen Völkerringens zählt, obwohl oder weil es nur einen kleinen Ausschnitt aus dem grossen Weltgeschehen bietet. Zwei Jahre vorher schenkte er uns »Eine Kindheit«, worin er seine wundersamen Anfänge bei Vater und Mutter, Gespielen, Haus, Garten und Städtchen erzählt, 1928 fortgesetzt in den »Verwandlungen einer Jugend«, wo sich dies Kind in Schule, Jugendfreundschaft und erster Liebe verwandelt — scheinbar lauter persönliche Erlebnisse, Nebensächlichkeiten: aber überall wird ein Gesetz spürbar, wird eine höhere, magische Wirklichkeit auskristallisiert und verdichtet, das Persönliche weitet sich ins Allgemeine, das Zufällige wird zu tiefer symbolischer Wirkung geadelt, in alles ist ein tieferer Sinn hineingestaltet, alles weist über sich selbst hinaus.

Die irren, die Carossa einen selbstverliebten Narziss wähnen: seine Ruhe ist erkämpft. Wer wüsste mehr um die Gemeinschaft als dieser fromm dienende, im Dienst sich opfernde Arzt-Diener, Arzt-Dichter?

»Es gibt kein Bleiben,
Nur glühendes Dienen;
Zerfallend senden
Wir Strahlen aus!«

Er weiss, dass sein Mund nicht ihm gehört, dass es der Mund Unzähliger ist, er ist nicht untragisch: nur, die schweigenden Seelenkräfte haben zuvor liebend das Unauflösliche gelöst, ehe es ins Werk tritt. »Je mehr Ihre Arbeit sachlich ist, umso mehr hat sie Aussicht, in der Zeit ein Echo zu wecken,« schrieb der Dichter einmal. Das ist gewiss cum grano salis zu verstehen. Carossas Sachlichkeit ist die geadelte Dinglichkeit der Klassik, die heilige Nüchternheit Hölderlins, und hat mit der frechen jüdischen »Sachlichkeit« eines Erich Kästner, die sich ephemer als »neu« brüstet, weniger als nichts gemein.

Tief heilsam ist die Prosa dieses Dichter-Arztes, die nährende Salze aus der Heimatsprache zieht. Allein schon seine magisch verdichtenden Epitheta wären stilistischer Untersuchung wert: Kostbarkeiten wie: harte Käfer, flaggenstolze Dampfer, schierlings-durchwildertes Tal, purpurfüssige Tauben, leichter blutrötender Schlaf. Unbeirrbar und flammend richtig stehen seine Beiwörter, die besser Haupt-Wörter hiessen; sind doch die Beiwörter das Feinste und zugleich Stärkste, was die schöpferische Kraft der Prosa zu leisten hat. Dieser Stilist, stets gelassen und nie lässig, entzückt bald durch eine bedeutende körnige Kürze, bald durch eine behagliche Vorstellung, bald durch eine reizende Art zu verknüpfen. Dem Stil des Epigonen ist zugeordnet die Dünnblütigkeit, dem des Eroberers die Gewaltsamkeit; Ort und Rang von Carossas Stil aber bestimmt sich durch Mitte und Mass. Ohne wie George die Sprache bis auf den gewachsenen Fels umzupflügen, fügt Carossa in seine schlicht fliessende Diktion entzückende Wortschöpfungen gelassen ein, die ganz ohne Anspruch dastehen, aber einfach umwerfen. Und nie gibt er sich aus, der Honig seiner Sprache scheint aus unerschöpflichen Waben zu tropfen.

Bitteres Unrecht tat man dem Dichter, nach diesen Gipfeln nun seinen 1932 erschienenen Roman »Der Arzt Gion«

minder hoch zu werten. Dieser ausserordentliche Geist, der hier wieder eine hoch und fein greifende Wahl traf, zeigt nur, dass ein Mann in seiner Reife verborgener und geistiger lebt und denkt als ein Jüngling. Die seine Überfülle der Reflexion tadeln, vergessen die reiche Handlung, in die alles sich zwanglos einbettet. Und wer möchte diese Gedanken missen! Die organisch wachsende Neigung zwischen dem gütigen Gion und der scheuen, feinen Bildhauerin Cynthia hebt sich aus der Tragik der Natur in die des Geistes. Die Episode mit der mütterlichen Magd, und der Knabe Tonio, worin dem Dichter ein Stückchen reizender Schelmerei gelungen ist, gehören zum Dichterischsten, was ich kenne. Und die Liebe, die immer am leisesten spricht, gibt der Cynthia die Worte ein: »Wer weiss, wie weit ich's noch bringe, wenn du mich lieb behältst!«

1933 erschien Carossas Lebensgedenkbuch »Führung und Geleit«, das seinen Freunden Einblicke gewährt in sein inneres Werden.

Auch sein allerjüngstes Werk, der in der Ichform vorgetragene Roman »Geheimnisse des reifen Lebens«, trägt autobiographischen Charakter, was noch durch den Untertitel »Aus den Aufzeichnungen Angermanns« bekräftigt wird. Nur ein Carossa durfte sein Buch bereits in der Bezeichnung als vom reifen Leben handelnd hinstellen, ohne anmassend zu wirken. Hier ist nun wirklich alles schwer und füllig von dem letzten, zartesten Wissen um die Natur von Weib und Mann. Nicht aber nur Vollenden und reifes Ausschwingen einer abgeschlossenen Welt bedeutet dieses Werk: es ist darüber hinaus des Dichters Eintritt in eine neue Welt: in die starke deutsche Gegenwart, in ihren Schmerz und ihre Ehre, an der doch mancher strenge neue Zug ihm fremd sein musste. Und nun ist das Wundervolle, wie dieser Mann aus dem bürgerlichen Zeitalter mit tiefster Wesensschau die Art der jungen Generation erkennt und liebt. Ich weiss z. B. kein Werk, wo der glühende, eifernde Ernst der heutigen deutschen Jugend reiner in die Gestalt tritt, als hier die Schilderung eines Fähnleins Jungvolk. Und wieder dieser gute, höchst anmutige Humor, der nur aus Liebe quillt!

Drei herrliche Frauen gehen still und gross durch dieses Buch — Gestalten so stark und rein, wie sie seit Gottfried Keller kein deutscher Dichter schuf. Da ist des Erzählers zarte Frau Cordula, da die kraftvolle, edle Barbara (wer hat so das Leid und die verhüllte Grösse der irrationalen Frau in unsrer rationalen Gegenwart begriffen wie Carossa in dieser Barbara? Alles, was gut und liebenswert und tief sein kann an einer Frau, gewinnt hier ein gesteigert-reines Leben). Und da ist die geheimnisvolle Sibylle, Tieren und Blumen freund, ein elbisches, fast mythisches Wesen, das wohl die ewige Weisheit des Urgrunds, des mütterlich-tiefen, sinnbilden soll. Mit einem schönen, ewigen Symbol schliesst sich der Ring: Barbara, die starke und herzenszarte Frau, wird das Kind gebären, das der Dichter mit dem Vers-Epilog »An das Ungeborene« begrüsst — das ewige Kind, das nie alternde Gleichnis menschlicher Zukunft und Hoffnung.

Nun die dii minores elend welken und die echten Könige leise und gross in den Vordergrund treten — lasst euch dies königliche Dichterwerk ins Reine tragen!

Heinz Mitlacher

Deutsches Schauspiel zu Riga

Der Meinungskampf um unser »Deutsches Schauspiel« ist keineswegs verstummt, ja vielleicht nicht einmal abgeflaut, aber er hat, je überzeugender die künstlerische Leistung wurde, an Gehalt gewonnen. Der dringende Ruf nach dem Besseren ist gegenstandslos geworden, wo offensichtlich das Bestmögliche geboten wird; jeder weiss auch, dass eine gelegentliche Beanstandung nicht mehr ins Wesen der Sache trifft. Wo heute noch das Thema »Deutsches Schauspiel« erörtert wird, geht es (sofern das Gespräch ernst bleibt und sich nicht in die luftigen Nebelhöhen naiver Wunschtraumphantastik verirrt) um die grundsätzliche Frage, welche Stelle das Theater im Leben der Volksgruppe beanspruchen dürfe und welcher Stelle es not sei.

In diese Linie muss auch jede Kritik der Spielplangestaltung (häufigster Ansatzpunkt des Besserwissens und Besserwünschens!) einmünden. Denn dass unser Spielplan in vieler Hinsicht ein kleines Spiegelbild der allgemeinen deutschen dramatischen Situation ist, das ist nachgerade so oft gesagt worden, dass es jeder wissen dürfte; und wer ein wenig nachdenkt, fügt solcher Überlegung hinzu, dass die Auswahl, die in Riga aus dem gesamtdeutschen Vorrat an Bühnenwerken getroffen werden kann, durch die verschiedensten Rücksichtnahmen (z. B. auf die Bühnenverhältnisse, auf Zahl und Eignung des Personals, auf die Möglichkeiten des Fundus, um nur einige technische Dinge zu nennen) mehr, als uns allen lieb ist, eingeengt wird. Auch hier gilt der Satz, dass das Bestmögliche verwirklicht wird. Die Frage kann also nur lauten: hat dieses Bestmögliche für uns einen Sinn?

Man kann eine solche Frage etwa mit dem Hinweis auf die vielen Abende abtun, die jedem Gewinn brachten, auf die Klassikervorführungen z. B., die jenseits der Diskussion stehen, oder auf die gegenwartsnahen Stücke, die durch ihre aufrüttelnde Problematik zur Frontenklärung heilsam beigetragen haben. Man kann sich auf den Standpunkt stellen, dass diese Abende allein (und ihre Zahl ist nicht gering!) es wert sind, dass wir ein »Deutsches Schauspiel« haben, und man wird dann die andern, die man vielleicht als Belastung empfindet, nicht ernster denn als notwendiges Übel bewerten mögen. Erst vor dem Hintergrund des Alltäglichen kann das hohe Fest aufleuchten. Denen, die solchen Standort für zu billig halten, die tiefer sehen möchten, wird sich die Frage nach dem eigentlichen Wesen der dramatischen Kunst und ihre Beziehung zu den Gegebenheiten des Zeitstils aufdrängen. Es ist ja sicher kein Zufall, dass unsere dramatische Gegenwartskunst um die Art und Weise ringt, wie die grossen Fragen, die uns erschüttern, darzustellen seien. Ob aber, was wir in dieser Hinsicht eben erleben, die Geburtsstunde einer neuen dramatischen Form ist, ein Übergang also, dessen Ergebnisse abzuwarten bleiben, oder aber ob sich nicht vielleicht diese grossen Fragen ihrem Wesen nach dem dramatischen Zugriff entziehen, das wird sicher nicht in Riga entschieden werden. Wir haben also nicht das Recht, Forderungen zu stellen, die unsere Bühne nicht erfüllen kann, weil die Stunde noch nicht geschlagen hat; und wir haben ganz und gar nicht das Recht, vor dem Ablauf dieser vielleicht umwälzenden Entwicklung die Daseinsberechtigung einer künstlerischen Institution anzuzweifeln, die, drüben wie hier, gerade in den letzten Jahren wieder bewiesen hat, welche starken Ge-

meinschaftskräfte von ihr auszugehen vermögen.

Nicht, dass die Leistungen unseres »Deutschen Schauspiels« im Meinungsstreit stehen, ist bedauerlich. Im Gegenteil: das ist sogar gut und richtig so. Aber es wäre zu wünschen, dass, wer kritisiert, sich der Verantwortung bewusst bliebe, die jedes derartige Gespräch uns auferlegt.

*

An einem sehr eindrucksvollen Beispiel hat das »Deutsche Schauspiel« gezeigt, an welcher Stelle es seine besten Wirkungen auszulösen vermag. Die Uraufführung des Kammerspiels »Die Siegerin« von Ellinor Lorenz war nicht nur deshalb begrüssenswert, weil in ihr eine baltische Dichterin auf unserer Bühne zu Worte kam und also wiederum der Nachweis geliefert wurde, dass, wo die Voraussetzungen hierzu gegeben sind, auch bodenständige Kunst bei uns gepflegt werden könne. Diese Bodenständigkeit des Vorwurfs hat, baltischer Wesensart zufolge, den starken Nachhall zunächst ausgelöst; das »gesellschaftliche Ereignis« der Premiere wandelte sich jedoch schnell zu einer sachlichen Anteilnahme des Publikums, wie wir sie seit langem nicht mehr erlebt haben. Die Problematik des Stückes reizte zur öffentlichen Stellungnahme; Für und Wider wurden in der Presse in langen Darlegungen erörtert; das Spiel wurde zum Tagesgespräch. Dabei lassen wir zunächst einmal die Frage offen, ob die Dichtung ihr Problem u. E. richtig oder falsch sieht; die Tatsache, dass ein (wie der Widerhall zeigte) zeitnahes Problem erörtert wurde und dass es der Aufführung gelang, das Publikum zur Stellungnahme zu zwingen, ist an sich ein Erfolg. Unser Theater hat, neben und über allen künstlerischen Aufgaben, die Verpflichtung, uns aufzurütteln und zum Nachdenken anzuregen, und zu zeigen, dass es Fragen gibt, denen sich keiner entziehen darf. Dass ihm das bei der »Siegerin« in so überraschender Weise gelang, bleibt ein Verdienst, das allein für den, der zu denken weiss, die Frage nach seiner Daseinsberechtigung beantwortet.

Das Stück selbst ist, wie gesagt, in erregter, fast turbulenter Weise öffentlich besprochen worden; dass die Dichterin in ihrem Schlusswort bekannt hat, sie hätte weniger ein Problem als einen Vorgang darstellen wollen, ändert nichts an der Tatsache, dass eben dieser Vorgang von Hunderten von Volksgenossen als typisch und aktuell, also als erregend empfunden wurde. Die Beurteiler des Spiels haben z. T. den Fehler gemacht, dass sie, weil sie die Lösung des Stückes ablehnten, ihm überhaupt die Berechtigung absprachen, vor ein Publikum zu treten. Aber es ist doch so, dass jedes Drama unter vielen möglichen Lösungen eine, eben die, die der Dichter für die richtige hält, auswählt; gut ist das Stück, das diese Lösung glaubhaft macht, besser jenes, das zu ihr schlechthin überzeugt. Dass es aber schon ein Verdienst, und wahrhaft kein geringes, ist, ein Problem als solches sichtbar zu machen, es als brennend empfinden zu lassen, darüber ist ein Zweifel wohl nicht erlaubt. Der Einwand, dass Probleme wie dieses, etwa aus Gründen der Schicklichkeit, nicht vor die Öffentlichkeit gehörten, ist absurd — nicht nur, weil unsere Lustspiele, an denen doch keiner Anstoss nimmt, solange sie taktvoll bleiben, die gleichen Dinge viel oberflächlicher behandeln, sondern weil man dann auch gegen Ödipus und Faust etwa den gleichen Standort beziehen müsste. Dass ein hoher sittlicher Ernst in der »Siegerin« obwaltet, hat niemand bestreiten können, und das dürfte der entscheidende Prüfstein sein.

Ernster wiegt der Vorwurf, dass hier das Baltentum in einer Weise dargestellt werde, die dem jugendlichen Lebenswillen der Volksgruppe unerträglich sein muss. Die Wendung auf die hiesigen Verhältnisse gibt dem Stück nicht nur eine gewisse Lokalfärbung (wobei sich darüber streiten lässt, ob diese immer glücklich getroffen ist), sie erweckt auch den Eindruck, als ob, was besprochen und — gerügt wird, spezifisch baltischer Misstand sei. Nun ist es kein Geheimnis, dass das Bevölkerungsproblem eines der schwierigsten und wichtigsten ist, die unserer Volksgruppe Sorge bereiten, kein Geheimnis auch, dass die Lagerung dieses Problems gerade durch die Gleichgültigkeit vieler Volksgenossen so ernst geworden ist. Hier das Gewissen aufzurütteln, ist ohne Zweifel ein spezifisch baltisches Verdienst. Etwas anderes ist es, ob die Menschen, in deren Handeln die Dichterin ihr Problem einfängt, als gültige Vertreter der Volksgruppe oder einer bestimmten Schicht innerhalb dieser Volksgruppe gelten können und ob es zweckmässig war, Angehörige einer vergehenden, absterbenden Lebensart auf die Bretter zu stellen. Das Thema selbst hätte seine Gültigkeit nicht eingebüsst, wenn die Wendung ins Lokale vermieden worden wäre, ja es hätte dann vermutlich sogar an Allgemeinwert wesentlich gewonnen.

Der Eindruck bleibt also zwiespältig, und darüber konnte auch die von Dr. Grussendorf geleitete Aufführung nicht hinwegtäuschen. An der Aufgabe, müde Menschen zu Trägern dramatischen Geschehens zu machen, sind schon grössere Dichter, als es Ellinor Lorenz ist, gescheitert. Mit der Fragestellung selbst, ob nämlich Ehe eine Angelegenheit der Zwei sei, die sich zu gemeinsamem Wege zusammenfinden, oder eine Verpflichtung gegenüber Volkstum und Sippe (eine Frage, die nur liberalistische Geistesverwirrung im ersten Sinn entscheiden kann), mit dieser Fragestellung hat die seelische Schlappheit der handelnden Personen ursächlich nichts zu tun. Dass nun auch noch die einzige Figur des Spiels, die das Leben kräftig bejaht, die »Siegerin« Katja, die ihren Kindern den Besitz des Vaters ertrotzt, zwiespältig wirkt, ist freilich bedenklich: denn tut sie, was sie tut, wirklich und nur um der Kinder willen? Und ist sie wirklich die Siegerin und nicht vielmehr die blasse Frau Johanna, die um der kommenden Generation willen zu verzichten weiss? Kann aber ein Selbstmord ein — Sieg sein? Und wird die neue Ehe zwischen dem überzüchteten, richtungslos umgetriebenen Christian und der primitiven Katja den Kindern das geben, um dessentwillen der »Sieg« erfochten wurde? Wird sie — dauern können? Der Fragen bleiben viele. Aber auch gut zu fragen ist verdienstlich.

Die Aufführung bot ein gut aufeinander abgestimmtes Zusammenspiel zwischen Frau Christann und Frau Brasma, den eigentlichen Gegenspielern, und den Herren Rathmann und Hausmann, die, soweit es ihre Rollen erlaubten, mit Erfolg versuchten, die Müdigkeit ihrer Gestalten menschlich glaubhaft zu machen. Frau Baumann spielte die Haushälterin gut und mütterlich.

*

Die Komödie »Am Himmel Europas« von Per Schwengen-Malina greift die Behandlung eines politischen Themas in frischer Weise an. Sie will zeigen, dass Verständigung zwischen den Völkern, von allen Wohlmeinenden gewollt, nicht durch Organisation und Geschäftigkeit, sondern nur durch den ehrlichen Willen, sich kennen zu lernen, erzielt werden könne, und dass dieses Sich-kennen-lernen dort am erfolgreichsten sei, wo Jugend versucht, das, was in ihr gärt, formbildend zu gestalten.

Solches Bemühen um gegenseitiges Verständnis, seinem Wesen nach so unpazifistisch wie nur möglich, ringt seit langem, und gerade auch in Deutschland, um die zweckdienliche Form, und der Weg, den Schwengen-Malina in seinem vor langen Jahren geschriebenen Stück vorschlägt, dürfte bis heute der am häufigsten und erfolgreichsten begangene sein. In einem deutschen Segelfliegerlager, in Ostpreussen, finden sich französische Besucher ein: die einen auf der Jagd nach Stoff für ihre Reportagen, verständnislos für das tiefere Wollen dieser Jugend; dem anderen dämmert hier die Erkenntnis, dass nur Mitleben und Mitmachen Brücken zu schlagen vermögen. So wird das Problem etwas geradlinig, eben als Komödie, an Beispiel und Gegenbeispiel verdeutlicht, ein frisches Geschehen mit stark typisierten Einzelgestalten und -erlebnissen, fröhlich und lebenbejahend und gerade soweit beschwert, um dem Abend einen Gehalt zu geben. Die Aufführung unterstrich (unter Herrn Rathmanns Spielleitung) den Takt, mit dem der Dichter das Lagerleben bühnengerecht zu machen sucht; dabei half besonders die von Herrn Radke geführte Schar der Flugschüler (mit Fräulein Maroldt!) durch ihre schlichte, jugendliche Echtheit. Neben Herrn Tobien, der seinem Studienrat Polickeit nicht nur die lustige, sondern auch die Herzensseite abzugewinnen wusste, und dem munter-karrikierenden gallischen Journalistenkleeblatt (Obsieger-Couété-Haussmann) überraschte zumal Herr Pilat durch die bezaubernde Weichheit der Linienführung, mit der er seinen Lucien Vidal gastellierte. Fräulein Lohr, im Stimmlichen sehr gut, neigt — besonders bei komischen Rollen wie dieser ältlichen Gewerbeoberlehrerin — ein wenig zu Übertreibungen der Gebärdensprache; doch gelang es auch Herrn Rathmann, sonst als »Käptn« des Lagers famos und flott in Spiel und Haltung, nicht an allen Stellen, das gelegentliche Pathos des Dichters zur notwendigen Schlichtheit hinabzudämpfen.

Unter den übrigen Theaterveranstaltungen der beiden Berichtsmonate[1]) beanspruchte ein Vortragsabend »Heldenleben und -sterben« erhöhte Anteilnahme. Versuche des letzten Winters fortführend, war im Wechsel aus Einzelvortrag und Sprechchor eine sehr eindrucksvolle Einheit geschaffen, zu der das grosslinige, in Licht- und Formgebung gleich wirksame Bühnenbild den passenden Rahmen schuf. Die von Rathmann geleiteten Sprechchöre, zumal der erste (C. F. Meyers Totenchor) und der letzte (aus E. W. Möllers »Berufung der Zeit«), bildeten ohne Zweifel den Höhepunkt. Auf anderes hätte man gern verzichtet; besonders hätte das Fehlen der musikalischen Rahmen- und Zwischenstücke nur vereinheitlichend gewirkt, und auch das übrige Programm (von W. E. Obsieger zusammengestellt) hätte durch Kürzungen an innerer Straffung gewonnen. Gudruns Gattenklage, von Frau Christann meisterhaft gesprochen, vertrug sich nur schlecht mit Schillers Eberhard v. Wirtemberg oder Fontanes Altem Derffling. Man hätte sich, dem Anlass der Veranstaltung folgend, auf die leisen Stücke beschränken sollen; sie gelangen auch weitaus am besten: neben dem Eddalied etwa Kleists Katechismusstücke (Obsieger) oder der Kriegsbrief eines gefallenen Studenten (Pilat), das waren die Minuten, die dem Abend seine schöne Weihe gaben.

*

Es gab dann noch eine Reihe von Lustspielen, über die nur summarisch berichtet werden soll. Was Tobiens Spielleitung aus dem alten »Raub der

[1]) »Rose Bernd« konnte ich leider noch nicht sehen.

Sabinerinnen« herausholte, war wirklich zwerchfellerschütternd; eine ganz famose Leistung dieser Abend, wirkungsvoll durch das nahtlose Zusammenspiel aller Darsteller, beschwingt durch die Spielfreude derer auf der Bühne und durch den lauten Widerhall im Zuschauerraum. »Marguerite durch drei« (von Fritz Schwiefert) bot Frau Brahma wieder einmal Gelegenheit, ihre erstaunliche Verwandlungsfähigkeit zu beweisen; im übrigen ist dies ein Lustspiel nicht nur mit einigen neuartigen Gedanken, sondern auch mit einer recht besinnlichen Idee, die freilich hinter recht viel Situationskomik (mit nicht eben immer neuen Situationen) versteckt wird. Das Kleeblatt Rathmann-Ruschmann-Pilat, so eine Art männliches Gegenstück zu den »Vier Gesellen«, spielte charmant. Tobiens Diener Jean war als Mittler zwischen Dichter und Publikum wie als treuer Diener seiner Herrn gleich mustergültig. Die »Ingeborg« von Curt Götz schliesslich liess ein amüsantes Brillantfeuerwerk geistreicher Aphorismen, witziger Pointen und erfreulich geschliffener Bonmots auf uns herniedergehen, ein Mantel, dicht genug, um den schäbig löcherigen Inhalt gar nicht spürbar werden zu lassen. Auch diesem Abend gab Herr Pilat die Nähe des künstlerischen Erlebens; sein Peter Peter, ein wenig an seinen Lucien Vidal erinnernd, hatte jedenfalls die gleiche charmante Jungenhaftigkeit und wirkte sehr echt und ungespielt. Köstlich sein Bowlengespräch mit dem trefflich witzigen Haussmann im letzten Akt, während draussen Emmy Baumann à la Adele Sandrock als zwar vornehme, nichtsdestotrotz jedoch reichlich angetrunkene Tante Ottilie zigarrenrauchend Lieder im Bass singt! Frau Rées Ingeborg traf die richtige Mischung von verspieltem Kätzchen und Sphinx, aus der allein diese Figur verständlich werden kann.

Zum Bühnenjubiläum von Herrn Couété wurden Dreyers »Siebzehnjährige«, die inzwischen weder reifer noch überzeugender geworden sind, gespielt. Der Jubilar erhielt eine Menge verdienter Ehrungen und konnte am Beifall des Publikums ablesen, wie tief er sich in all den Jahren in die Herzen der Rigaer hineingespielt hat.

Lutz Mackensen

BUCHBESPRECHUNG

Nachrichten über das Geschlecht Ungern-Sternberg. Nachtrag III.: Stammtafeln, Ahnentafeln, Porträts. Im Auftrage der Familie bearbeitet von Nikolai von Essen. Dorpat 1936.

Es ist ausserordentlich erfreulich, dass es auch heute noch Familien gibt, die eine Bearbeitung und Drucklegung ihrer Geschichte ermöglichen können. Durch den soeben im Druck erschienenen III. Nachtrag zu den Nachrichten über das Geschlecht Ungern-Sternberg ist unsere baltische familiengeschichtliche Literatur um einen wertvollen Beitrag reicher geworden. Der Nachtrag enthält Stammtafeln, Ahnentafeln und Porträts, wobei, wie der Bearbeiter im Vorwort richtig betont, das Schwergewicht des Werkes auf den Ahnentafeln liegt. Es war ein glücklicher Gedanke, in den Mittelpunkt des vorliegenden Bandes die Ahnentafeln der Ungernschen Frauen zu stellen, erlangt doch dadurch das Werk eine — weit über den Rahmen einer Familiengeschichte hinausgehende — hohe Bedeutung für die gesamtbaltische Geschlechterkunde. Es dürfte kaum einen baltischen Genealogen geben, der in diesen Ahnen-

tafeln nicht wertvolle Hinweise für seine Forschungen findet; für das Studium des blutmässigen Aufbaus unserer Volksgruppe bedeuten sie eine grosse Bereicherung.

Die den Band abschliessenden zahlreichen Porträts zeugen von einer erfreulichen Verbreitung der Erkenntnis von der grossen Bedeutung des Bildnisses für die genealogische Wissenschaft. Es ist zu begrüssen, dass die Zahl der Genealogen, die ihre Forschungen durch Sammlung von Ahnen- und Familienbildern ergänzen und beleben, immer grösser wird, und es ist nur zu bedauern, dass die Erkenntnis von der Bedeutung solcher Sammlungen sich erst in den letzten Jahren Bahn zu brechen begonnen hat, nachdem Krieg und Revolution unersetzliche Werte auf diesem Gebiet vernichtet haben.

Die Bearbeitung des vorliegenden Bandes ist von Oberst a. D. Nikolai von Essen durchgeführt. Wer heute noch die Möglichkeit hat, die Geschichte seines Geschlechts zu veröffentlichen, sollte sich an der vorliegenden Arbeit ein Beispiel nehmen und, ebenso wie diese über den engen Rahmen einer Familiengeschichte hinausgehend, in den Aufbau und die Geschichte des gesamten baltischdeutschen Stammes einzudringen versuchen. *B. v. H.*

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Professor Dr. *R. Wittram*, Riga, Herderinstitut / Dr. *H. Bosse*, Riga / Professor Dr. *K. Guenther*, Universität Freiburg i. B. / *C. von Stern*, Riga / *E. Fr. Sommer*, Riga / Dr. *L. von Middendorff*, Dorpat / Dr. *H. Mitlacher*, Bitburg / Professor Dr. *L. Mackensen*, Riga, Herderinstitut.

Verantwortlicher Schriftleiter: Nikolai Klot, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18



Reval

Langer Domberg und Olaikirche

Estländische Städtebilder

Reval

Von Liesbeth von Hueck

Es gibt Städte, die in eigener Art »gebaute Geschichte« sind, Städte, deren Antlitz von dem Gestaltungswillen vergangener Zeiten spricht, deren ernste, tiefgefurchte Züge das Wissen um Geschehenes in sich tragen. Solche Städte sind nicht nur Ausdruck der Landschaft, die sie trägt, sondern auch Lebensäusserung des Volkstums, das sie anlegte und ausbaute.

»Was dieses Land uns gibt, ist Wechsel, ist ewige Unerfülltheit, ist die Spannung in unendliche Weite.« Diese Worte von Hans Friedrich Blunck könnten auch den Ostseegestaden der baltischen Länder gelten.

Die Veränderlichkeit der Witterung erlebt man in Reval in eindringlichster Weise. Oft weist der Winter überraschende Gegensätze auf. Nach Tagen, in denen kalte Ostwinde aus Russlands grenzenlosen Weiten daherbrausen, zieht plötzlich wieder eine Strömung warmer, feuchter Luft vom Meere her über das Land und reisst die Schneedecke des Winters auf. Unfreundlicher noch wirken die Temperaturgegensätze im Frühjahr. Da die Ostsee oft bis in den Mai hinein mit Treibeis bedeckt ist und ständig Vorstösse kalter Luftmassen einsetzen, ist es tags auch bei strahlendem Sonnenschein oft noch sehr kalt und rauh, und in mancher hellen Frühlingsnacht droht Frostgefahr.

Weit und hell sind Wasser und Himmel draussen am Hafen, kühl weht der Wind und trägt die feuchte Seeluft stadtwärts. Im ersten, durchsichtigen Grün stehen die alten Bäume auf den Strandpfortenanlagen, der ehemaligen Schwedenbastion Schonen. Dahinter steigt klar und bestimmt, schlank und straff der hohe Turm der Olaikirche in den Frühlingshimmel.

Bevor wir durch die »Grosse Strandpforte« in die Altstadt gelangen, sehen wir von weitem schon den mächtigen Torturm, die »Dicke Margarethe«. Mit ruhigem Ernst blickt sie dem Leben entgegen und

ist gar nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Andere alte Befestigungstürme blicken doch manchmal nachsichtig lächelnd oder heimlich schmunzelnd in das Getriebe der Strasse hinab, wie der ehrenfeste »Gud Dag« oder der stattliche »Kiek in de Kök«. Der »Dicken Margarethe« liegt das Lachen nicht.

Nun stehen wir unter dem Torbogen der »Strandpforte«, und vor uns erscheint das Bild einer mittelalterlichen Stadt. Die »Langstrasse« war die alte Fahrstrasse vom Hafen zum Domberg. Ganz deutlich sieht man, wie sie sich biegt und weitet, um den schweren Fuhrwerken das Ausweichen zu ermöglichen. In geschlossener Reihe treten bedächtig die alten Giebelhäuser heran. Festgefügt die dicken grauen Mauern mit dem gewölbten Portal, den schmalen Fenstern und dunklen Bodenluken unter dem hohen braunroten Giebeldach. Da gibt es vornehme und trotzige, bescheidene und anspruchslose, ja vielleicht auch sonderbare Giebelgesichter, allen gemeinsam aber ist der Zug der Abgeschlossenheit nach aussen.

Die Langstrasse, ursprünglich »Strandstrasse« genannt, aber schon seit 1367 als »Langstrasse« angeführt, ist die Hauptverkehrsstrasse der Innenstadt. Stiller als die Langstrasse ist neben ihr die fast gleichgerichtete »Breitstrasse«, durch kurze Seitenstrassen mit ihr verbunden. Von der Olaikirche führte die Breitstrasse einst zu dem — 1249 gegründeten — Kloster der Cisterzienserinnen, der »Süstern«, d. h. Schwestern, nach denen sie auch »Süsternstrasse« hiess. Zum ruhigen Wohnen scheint sie geschaffen zu sein.

Es liegt etwas ungemein Anheimelndes und Behagliches in der Abgeschlossenheit der Häuser, in denen die Kaufherren alten Schlages, die steifnackig und wortkarg über die Strasse gingen, im Kreise ihrer Familie auftauten. Wir wollen eines der schönsten altrevaler Bürgerhäuser näher kennen lernen, das sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts im Besitz der Familie Hueck befindet.

Im Schatten alter Linden liegen die Steinstufen vor der schweren dunklen Haustür, durch die wir in den Flur eintreten. Die fliesenbelegte »Diele« ist durch hohe, vergitterte Fenster erhellt. Im Hintergrunde führt eine breite, mit einem Holzgeländer versehene Treppe in den oberen Stock, wo sich die zum Hof belegene Wohnung befindet. Dunkelfarbige Ahnenbilder geben dem hohen Raum eine eigenartige Stimmung. In der unteren Wohnung betreten wir die seltsame alte Küche mit dem Rauchfang und dem holprigen Fussboden aus Stein, und dann wollen wir eine schmale, gewundene Treppe innerhalb der

dicken Mauern in den gewölbten Kellerraum hinabsteigen, in dem jetzt das Hueck'sche Familienarchiv untergebracht ist. Hier werden kulturgeschichtlich interessante Schriftstücke, Bilder, Briefe und Tagebücher aufbewahrt.

In seiner ganzen lebenskräftigen Art sehen wir einen altrevaler Kaufherrn vor uns, wenn wir das »Denkelbuch« des Johann Hueck durchblättern.

Auf dem Titelblatt steht, von ihm selbst geschrieben:

»Reval — Johann Hueck Jobstron — Anno 1692 — May.

Alles was mein Thun und Anfang ist
Das geschehe im Namen Jesu Christ
Der stehe mir bey frühe und spat
Bis alle mein Thun ein Ende hat. — Amen.«

Auf der ersten Seite: »Anno 1666 dE 26. Juny in Reval bin ich, Johann Hueck an das Licht der Welt geboren.

Mein Vater ist gewesen.. Jobst Hueck, Bürger u. Ältester der grossen Kaufmanns Gilde allhier in Reval...

Mein Grossvater väterlicher Linie ist gewesen Jobst Hueck, Bürger und Kaufmann in Lübeck...

Mein Elter Vater väterl. Linie ist gewesen Ebert Hueck, Bürger und Kaufmann zu Herforth in Westphalen...«

Seite 27: »Anno 1690, Monat September, habe im Namen Gottes mein eigen Handel mit Laken (Tuch) Bude angefangen. Der Höchste Gott gebe mir viel Glück dazu, und gesegne meinen Handel und Wandel, damit ich meine mühselige Lebens Zeit in dieser Weldt noch im guten Sitz und Wollstande zubringen möge, damit ich mich und die Meinigen reichlich ernehren kann, auch dazu Gottes Ehre befördern helfe, wozu der Höchste mir Gesundheit und Kräfte verleihen wolle, auch alles so fügen, was zu meiner Seelen Seligkeit Nutze und dienlich ist. Amen.«

Seite 31: »Die Nacht zwischen 21. und 22. July ist mir mein Bude, so im Weckgang lieget, von Schelmsche Dieben bestolen worden durch den Fenster, so auf Kirchhof gehet, wofür sie das Holtzen-Klappe offen gebrochen und ein eisern Tralling heraus, hernach seint sie durchgekrochen und das Geld aus der Lahden gestohlen, sonsten, Gott sei Dank nichts von Laken oder anders gerühret noch weckgenommen, als blos allein das geld, 18 Rt H Corant, so ohngefehr gewesen. Gott der Höchste ersetze den Schaden Tausendfeltig wiederum und bewahre mir ferner für dergleichen gottlose Rotte.«

Seite 78: »Anno 1715 dE 5. July habe ich im Namen Gottes meines Sel. Vaters an der Breiten Strasse belegenes Haus bezogen. Der Höchste Gott lasse solches in einer glücklichen Stunde geschehen sein, dass ich solches nebst die Meinigen in Gesundheit und Friede bewohnen möge, der wolle auch aus Gnaden mir und die Meinigen es bis auf Kindes Kinder gerntig geniessen, besitzen und darinnen gesegnet sein lassen ...«

Durch Familienbeziehungen mit Lübeck und Westfalen verbunden, in Gesinnung und Ausdrucksweise von niederdeutscher Prägung waren die »Bürger und Ältesten der Grossen Kaufmann's Gilde allhier«, von denen die graugelben Blätter berichten.

Auf unserem Wege durch die Altstadt wollen wir das Haus der Grossen Gilde aufsuchen. Von der Breitstrasse führt der schmale »Gildengang« an der einen Langseite des Gildenhauses hin und öffnet sich mit einem gewölbten Tor zur Langstrasse, der das Haus (jetzt Börsenhalle genannt) seinen hohen spitzen Giebel zuwendet. Die »Grosse Gilde« wurde ursprünglich als »Kindergilde« bezeichnet, im Sinne von Zusammengehörigkeit zu einer Genossenschaft, hier der Kaufleute. Das Haus stammt aus dem Jahre 1410 und ist, von geringen Veränderungen in den inneren Räumen abgesehn, fast unversehrt erhalten. An den eisenbeschlagenen Türflügeln des spitzbogigen Portals finden wir noch zwei schöne Türklopfer aus Bronze, Löwenköpfe, die einen Klopfring zwischen den Zähnen halten.

In dem grossen Gildensaal sind in alten Zeiten oft frohe Feste und Hochzeiten oder »Kösten« ausgerichtet worden. Auch das Maigrafenfest, das mittelalterliche Frühlingsfest, das in Reval vom 14. Jahrhundert bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts gefeiert wurde, nahm vom Hause der Grossen Gilde seinen Anfang. Nach dem Ausritt der Gildenbrüder in den grünen Mai und der Veranstaltung reiterlicher Waffenspiele vor den Toren der Stadt wurde der Würdigste zum Maigrafen erkoren, dem dann das Recht zustand, sich unter den Schönen die Schönste zur Maikönigin zu wählen. In festlichem Zuge, von Spielleuten geführt, ritt der Maigraf mit seinem Gefolge zurück durch die Stadt, wo dann im Gildensaal das Fest seinen fröhlichen Abschluss fand.

Unter dem Gildenhause befinden sich grosse gewölbte Keller, in denen eine Weinstube eingerichtet war, die den Namen »Das süsse Loch« führte.

In einer alten Stadt merkt man immer wieder, dass Namen nicht am grünen Tisch bestimmt wurden. »Langer Domberg«, »Alter Markthals«, »Schuhstrasse«, »Schmiedestrasse«, »Weckengang« — klingt nicht aus diesen Namen etwas vom Rhythmus des Handwerks, der engen Verbundenheit mit den Dingen des täglichen Lebens und dem lebendigen Empfinden für sinnreiche Benennungen?

Von der Treppe des Gildenhauses blicken wir in den »Weckgang« oder »Weckengang« hinein. Diese Gasse verdankt ihren Namen dem Bäckergewerbe. Wer heute in Reval in einer Bäckerei nach »Timpwecken« fragt, erhält handgrosse, vierzipfelige Weizenbrötchen in Gestalt eines Pluszeichens. Das niederdeutsche Wort »timpe« bedeutet Zipfel, und »wegge« oder »Wecke« ist ein Weizenbrot.

Der Weckengang führt an der Kirche zum Heiligen Geist vorüber zum Rathausplatz.

Die Kirche zum Heiligen Geist gehört zu den ältesten Bauwerken der Stadt. Sie war ursprünglich die Kapelle des städtischen Armen- und Siechenhauses; später wurde sie Ratskapelle und diente zu Gottesdiensten und öffentlichen Versammlungen des Rates, welcher sie im 17. Jahrhundert der estnischen Stadtgemeinde einräumte.

Eine eigenartige Inschrift in plattdeutscher Mundart aus dem Jahre 1433 trägt die grosse »Stundenglocke«. Sie lautet hochdeutsch: »Ich schlage recht Der Magd und dem Knecht, der Frau wie dem Herrn. Das kann mir niemand verkehrn.«

Aus dem engen Weckengang gelangen wir jetzt auf den Rathausplatz. Das alte Rathaus aus dem 14. Jahrhundert hat im Laufe der Zeiten verschiedene Umgestaltungen erfahren. Der Laubengang ist geschlossen und in kleine Verkaufsläden aufgeteilt worden, und der hohe gewölbte Bürgersaal, in den die Treppe unmittelbar vom Rathausplatz her mündet, ist durch eine Holzdecke in zwei Geschosse geteilt worden. Unverändert aber ist der schlanke Turm mit dem offenen Umgang in halber Höhe, über dem der Helm, von luftigen Galerien durchbrochen, sich emporschwingt. Hoch oben steht aufrecht und fröhlich die fast lebensgrosse Gestalt eines Landsknechts mit seiner Hellebarde als Wetterfahne.

Im Erdgeschoss des Rathauses befindet sich das Stadtarchiv mit seinem reichen Schatz an alten Schriftstücken. Hier liegt das Original der ältesten niederdeutschen Urkunde in Reval, ein Codex des Lübischen Rechts. Hier werden auch neben päpstlichen Bullen und König-

lichen Erlassen in krauser Schnörkelschrift drei schlichte, eigenhändige Lutherbriefe aufbewahrt.

Über den Dächern der Häuser, welche den Rathausplatz umgeben, erhebt sich der schlichte Turm der Pfarrkirche zu St. Nikolai. In dieser Kirche ist die lutherische »Lehre des reinen Wortes Gottes« zuerst verkündigt worden. Das Innere der Kirche ist von der Plünderung durch die Bilderstürmer, die am 14. September 1524 in der Olai- und Heiligengeistkirche gehaust hatten, verschont geblieben. Der Kirchenvorsteher hatte die Schlösser der Kirchentüren mit Blei ausgiessen lassen.

Das Innenleben dieses Kirchenraumes ist von starker Eigenart. Das reiche Schnitzwerk, die schönen messingnen Leuchterkronen und in der Antoniuskapelle das Totentanzgemälde, eine Kopie aus der Marienkirche zu Lübeck, sind nicht nur Schätze mittelalterlicher Kunst, sondern stille Zeugen geistiger Zusammenhänge.

Erinnern wir uns einer schönen alten Stadt, so steigen uns zuerst mancherlei Einzelbilder auf, doch bald besinnen wir uns, dass erst die Verbindung der bunten Einzeleindrücke die lebendige Gesamtvorstellung wob.

Wenn man das Nebeneinander verschiedener Strassen, Gassen und Plätze recht übersehen, den Aufbau des Stadtbildes erkennen will, muss man einen über seine Umgebung emporragenden Turm besteigen oder den höchstgelegenen Stadtteil aufsuchen.

Wir verlassen den Rathausplatz, gehen die Langstrasse weiter hinauf und stehen nach wenigen Augenblicken vor dem Tor am »Langen Domberg«, das wir rasch durchschreiten. Die Strasse steigt ruhig und stetig an. Aufatmend bleiben wir auf dem Wege stehen und schauen zurück. Über der roten Ziegelkappe des Torturmes, darunter die schmalen Fensteröffnungen wie Augen blinzeln, reckt sich der Olaikirchturm empor.

Der »Lange Domberg« führt uns weiter hinauf, und nun stehen wir in dem hoch über dem Dächergewirr der Unterstadt gelegenen Teil der Stadt, dessen Züge vielleicht die tiefsten Spuren geschichtlicher Wandlung tragen.

Die klaren Umrisslinien des Domberges mit dem Schloss und dem »Langen Hermann«, der Domkirche und den bis an den Bergrand herantretenden Wohnhäusern beherrschen das Gesamtbild der Stadt, von welcher Seite man sich auch Reval nähern möge.

Den umfassendsten Rundblick hat man gewiss vom »Langen Hermann«, dem hohen Eckturm des alten Ordensschlosses; den schönsten Ausblick aber vielleicht doch von dem Treppenplatz am steilen Nordabhang. Wer von hier die mauerumgebene, turmbewehrte Altstadt gesehen, den himmelan strebenden Turm der Olaikirche, den Hafen und die sich weitende Bucht, der wird dieses Bild nie vergessen.

Abendliche Häuser

Ein Rückblick auf Eduard von Keyserling

Von Hermann Sintenis

Eduard von Keyserlings Erzählungen werden noch von manchen gelesen; aber sie gehören nicht mehr zu den Büchern, die jeder kennt. Schon ist er für viele baltische Deutsche kein Begriff mehr, und oft genug trifft man auf solche, die nicht einmal seinen Namen mehr kennen, — obwohl er unser Landsmann und fast noch unser Zeitgenosse war, obwohl er vor 25 Jahren zu den bekannten deutschen Dichtern zählte und obwohl er ganz ohne jeden Zweifel ein wirklicher Künstler und nicht etwa ein Unterhaltungsschriftsteller war.

Brauchen wir aber Aufsätze über halbverschollene Dichter? Sollen wir nicht die Toten ihre Toten begraben lassen und uns den Dingen unserer Zeit und unserer Welt zuwenden, von der die Welt Keyserlings um Generationen entfernt zu sein scheint? Oder soll dieser Aufsatz ein Stück beschreibender, registrierender Literaturwissenschaft sein, vielleicht gar ein Versuch, Versunkenes wieder auszugraben und das alte Leben in ihm zu wecken oder ihm neues einzuhauchen?

Es ist nicht überflüssig, über Keyserling zu schreiben. Denn beim Betrachten der Keyserlingschen Art und Welt tritt klar hervor, was unsere Zeit, was unsere Welt ist. Keyserling als baltischer Dichter ist für die Gestrigen unserer Tage noch nicht überlebt. Vor allem: er gilt Fernerstehenden noch immer als ein Spiegel baltisch-deutscher Wesensart. Wir Heutigen aber müssen wissen, was uns von ihm scheidet und wieso wir den Wunsch haben müssen, ihn und seine Art zu überleben.

1.

Eduard von Keyserling schildert in einer Reihe kurzer Erzählungen, die er zum Teil Romane nennt, ostdeutschen Adel der Vor-

kriegszeit: Auf ihren Herrenhöfen wohnen vornehme Familien in geschlossenem Kreis, in fest umrissener Form, in gesichertem, gleichmässigem Lebenslauf. Ihr Kreis reicht bis zum Parkgitter, darüber hinaus nur bis zum See zur Entenjagd und zum Wald für den Ausritt und über die staubige Landstrasse bis zur Vorfahrt des nächsten Herrenhauses. Seine Form wird bestimmt durch Reichtum, Gepflegtheit, ästhetische Kultur, guten Ton und gute Sitte. Es ist ein vorgezeichnetes Dasein: das der Kinder in Hof und Park, der Erwachsenen im Salon, der Männer in Hof, Kaserne oder Aussenministerium, der Frauen, die keinen Mann finden, als Tanten in ihren Appartements. Und dieser Form und diesem Leben entspricht das Innenleben: gepflegter Genuss, Mass und Haltung in allen Dingen, Standesbewusstsein und standesgemässe Ansprüche, der Ehrenkodex und die sittliche Untadeligkeit und völliger Abschluss von der gesamten Welt ausserhalb dieser adeligen Athmosphäre.

Durch das bewusste Geniessen wird man verwöhnt, das heisst kultivierter in seinem Empfinden, aber auch empfindlicher gegen alles Störende, »ein wenig feige«, wie es an einer Stelle heisst. Dazu verlieren diese Menschen in vielen Lebenslagen ihre Unbefangenheit und erleben sich selbst und alles andere nur noch als ein Theater. Die echten Lebenswünsche, die über diesen engen Kreis natürlich hinausdrängen, werden schon in den Kindern sorgsam unterdrückt. Und von der Schwelle der Mündigkeit an ist das Dasein eigentlich nur noch ein verfrüht angetretener Lebensabend, behaglich, angenehm, ästhetisch, wohlanständig, aber eintönig — etwas leer, nicht bewegt und ursprünglich genug für kräftigere und regsamere Naturen. Daraus erwächst Unbefriedigung, im günstigen Falle Resignation... Aber nicht immer geht alles, wie es gehen soll, und nach irgend einem aufsehenerregenden Ereignis verschwindet einer aus dem Kreise der tadellos Gebliebenen. Selbstmörder, im Zweikampf Gefallene, durchgegangene Ehefrauen sind die Opfer der Unbeherrschtheit und Lebensgier. Sie zerbrechen.

Und auch von den daheim Gebliebenen, den Bewährten, lässt sich oft nicht sagen, dass sie ganz geblieben sind; manchem gelingt es in dieser Treibhaus- und Boudoirluft von vornherein nicht, ein Ganzer zu werden. Ja, im Grossen genommen, sind die Menschen der Keyserlingschen Welt alle schon im Abstieg. Es fehlt ihnen an Lebenskraft. Man findet den Weg ins Freie nicht, man hat nicht die Kraft, ihn zu gehen, oder man sucht ihn schon gar nicht mehr.

Jeder einzelne ist vor allen Dingen Träger des Allgemeinen, des Standesgedankens. Aber aus dem Gemeinschaftswert des adeligen Standes wird ein fast reiner Individualismus der Lebensanschauung. In Schönheit standesgemäss leben, in Schönheit resignieren, in Schönheit und standesgemäss sterben, das ist alles, was die Bewohner der »Abendlichen Häuser« wollen und dürfen. Gewiss hat dieser oder jener unter ihnen auch Interessen oder eine Tätigkeit: ein guter Landwirt und bewusster Adelspolitiker, ein Afrikareisender, ein philosophierender Graf. Aber sie bilden nur den Hintergrund, und diese noblen Passionen begabter, aber unbeschäftigter Männer geben vielleicht ihnen selbst, aber schon nicht mehr ihrer Umgebung eine Ausweitung des Lebenskreises.

2.

Die Schilderung einer derartig gezeichneten Welt bot vielleicht Stoff für lyrisch gestimmte, beschauliche Erzählungen. Aber Keyserling wäre nicht der grosse Künstler gewesen, der er zweifellos war, wenn er darin Genüge gefunden hätte. Er setzt bei den Schnittpunkten an, da Bewegung und Handlung in das ereignisarme Dasein strömt, an den Stellen, da nicht alles geht, wie es soll. Störungen des harmonischen adeligen Daseins, Ausbrüche in ein anderes Leben, Einbrüche einer wilderen und freieren Welt behandeln alle Keyserlingschen Erzählungen, die diese Adelswelt schildern.

Wir Menschen der Nachkriegszeit kennen Keyserlings Umwelt nicht mehr aus eigener Anschauung. Aber es steht wohl fest, dass er, bewusst oder unbewusst, gefärbt hat.

Keyserling ist nach einer Dorpater Studienzeit nach Wien gegangen. Dort hat er ein Erlebnis gehabt, irgend eine Katastrophe, über die wir nichts wissen, die aber mit einer ganz grossen Enttäuschung geendet haben muss. Falls sein Jugendroman »Die Dritte Stiege« Selbsterlebtes verarbeitet, so wäre er in Wien Sozialist gewesen. Dieser Sozialismus hätte sich dann aber in seinen späteren Werken zu einer Gesellschaftskritik sehr milder und rein ästhetischer Art abgeschwächt. Keyserling zog sich in ein stilles Privatleben zurück und wurde ein verschollener Mensch. Er hatte sich ein Rückenmarksleiden zugezogen, das ihn zum kranken Mann machte und vor dem Kriege ganz erblinden liess. Er lebte dann in Italien, später in München und starb 1918. Seine dichterische Tätigkeit fällt in die Zeit der Neuromantik, die um die Jahrhundertwende den sozialistischen Naturalismus ablöste oder, besser gesagt, sich neben ihn stellte. Jener

literarische Impressionismus, dem die äussere Schönheit, die Farbigkeit, die Stimmung, und zwar die wehmütige, schwächliche Stimmung, alles war.

Ein kranker Blinder also, der wahrscheinlich in seiner Jugend aus der Enge und dem Druck seiner heimatlichen Umgebung ins Freiere hinausstrebte, — ging er darum nach Wien? — der aber enttäuscht ist und entsagt hat, schildert seine angestammte Umwelt. Er selbst lebt in anderen Ländern, verarbeitet wahrscheinlich hauptsächlich Jugendeindrücke und schöpft seine Probleme aus ihnen und ihre Behandlung aus dem Geiste seiner Zeit. Was Wunder, wenn seine Erzählungen die Wirklichkeit umfärbten und durch eine Brille sehen liessen, die Brille des Sozialismus, der Neuromantik und schliesslich der Krankheit und der Entsagung! Was Wunder, wenn wir bei ihm nur Schwäche, Müdigkeit und Untergang finden, aber nichts von Kraft, Kampf, Tätigkeit oder Besserung! ... Man denke an den bekanntesten deutschen Neuromantiker, den Halbdeutschen Thomas Mann — mit der kreolischen Mutter und dem undeutschen Ende — und man wird die völlige Parallelität der Probleme sehen: Untergang der Kranken, die neidvoll dem für sie unerreichbaren Leben der ungeistigen Gesunden zusehen. (Buddenbrooks, Tonio Kröger). Ob dieser Zeitgeist in der geistigen Entwicklung Europas seinen logischen Platz hatte, ob er also kommen musste, lassen wir hier beiseite. Wir halten uns an die Tatsache und an ihre Bedeutung für uns.

Es lag für Keyserling also nahe, die Untüchtigkeit und Lebensschwäche, die Müdigkeit und den Verfall der Adelswelt zu übertreiben, aus einer vielleicht leise sozialistischen Abneigung heraus. Und der Neuromantiker in ihm wiederum sympathisierte mit der Schönheitskultur und dem gepflegten Individualismus, den er so stark betont. Wir wissen ja wenig über den Dichter selbst und seine Anlagen; vielleicht steckte in seinem Wesen von Anfang an Lebensschwäche und Verfall und er schilderte in seinen Werken mehr oder weniger immer wieder seinen Sonderfall. Er lässt ja auch die, die sich über die Schranken ihrer zu engen Welt hinwegsetzen und ein neues Leben suchen, ganz aus den Augen und verwendet tätigere und energischere Menschen nur als Kontrastfiguren zu den unverstandenen Schwächlingen im Vordergrunde. Er hält sich nur an die, welche übrigbleiben und in Wehmut weiterdämmern, die, »an denen das Leben vorübergeht«. Auch die Jugenderzählungen, heute ganz vergessen, und die vier Dramen, die in einer anderen Umwelt spielen,

zeigen kein froheres Bild: überall zerbrechende, welkende, gestrandete, — übriggebliebene Menschen.

Merkwürdig unbestimmt ist der Ort in seinen Erzählungen: Da sind Namen von Gütern und Adeligen auf -itz und -ow, die in den ostelbischen Raum, nicht in unsere Heimat gehören. Daneben stehen andere, lettische Namen von Gütern und kleinen Leuten. Die heimische Athmosphäre war ihm nicht mehr selbstverständlich. Aber meinte er wirklich Ostelbien? Oft bleibt man im Zweifel.

3.

Wir lehnen heute Keyserlings Dichtungen ab; wir lehnen sowohl die Bücher ab, als auch die Welt, die in ihnen geschildert wird. Denn das ist natürlich ein Unterschied: es wäre ja denkbar, dass der gewesene Sozialist anfechtbare Verhältnisse in einer Weise angegriffen hätte, dass wir sagen müssten: er hat uns aus dem Herzen gesprochen. Aber die Kritik, die er gewiss in seiner ironischen, oft unverhohlen ablehnenden Darstellungsart übt, ist selbst müde und hoffnungslos. Uns hat eine wilde Zeit herausgerissen aus der Geborgenheit dieses gefährlichen Wohllebens, und wir möchten dahin auch nicht wieder zurück. Die spielerische, wehmütige Art Keyserlingscher Kulturkritik in ihrer süssen Beschönigung des Verfalls stösst uns ab. Das ist l'art pour l'art, l'esprit pour l'esprit. Wer zu kraftlos ist, frisch zuzupacken und Schutt und Moder wegzuräumen, um weiterzubestehen, komme, was kommen mag, — wer in kultivierter Verträumtheit bedauernd seinem langsamen, sicheren Untergang entgegenschaukelt, hat das Recht der Kritik verwirkt. Keyserling fehlt der Tatwille. Das macht ihn uns so fremd, selbst als Kritiker seiner Zeit.

So müssen wir Keyserlings Bücher heute vor allem als Dokumente unerfreulicher Gesinnung und Haltung ansehen. Gewiss ist seine Schilderung meisterhaft, gewiss greift einem empfindsamen Menschen auch heute noch die Stimmung dieser Erzählungen süss und wehmütig ans Herz; gewiss ist Schönheit unsterblich, und Schönheit wird man Keyserlings Werken und ihrer Welt nicht absprechen können. Aber andrerseits: was sind denn das für Menschen, die uns da als welkende Blüte einer alten Kultur aufgezeigt werden? Sie sind krank, überzart, müde. Sie haben keine oder nur wenig Kinder. In den »Abendlichen Häusern« herrscht das Einkindersystem, und daher diese Einsamkeit und Leere. In anderen Erzählungen gibt es wohl mehr Kinder, aber sie tragen keine Jugend ins Haus. Keyserlings Menschen kennen keine Pflicht ausser gegen Sitte, Tradition und Schönheit.

Ausserhalb ihres Horizontes bleiben Volk, Staat, Beruf — Begriffe, die in Keyserlings Schaffen nicht die geringste Rolle spielen. Tätigkeit, Abenteuer, Gefahr und Anstrengung sind seinen Helden fernliegende, eher etwas lächerliche Dinge. Der baltische Adel war wahrlich anders.

Gepflegte Harmlosigkeit kann nicht Grundeigenschaft einer Führerschicht sein. Dass Keyserlings Dichtungen auch in seiner Heimat nicht auf erbitterte Ablehnung stiessen, ist ein Zeichen dafür, dass der Zeitgeist des Vorkriegseuropa auch an unserem Lande nicht vorübergegangen war. Wieviele haben sich dort dem Rausch der bestrickenden ästhetischen Suggestionen überlassen, weil ihr eigenes Wesen ihnen entgegenkam.

Neben dem Adel tritt bei Keyserling die lebenskräftigere Welt bürgerlicher und bäuerlicher Menschen fast ganz zurück. Mareile, die Sängerin, ist die eine der beiden einzigen bürgerlichen Vordergrundpersönlichkeiten, die in Keyserlings Adelserzählungen auftreten (»Beate und Mareile«); sie ist gesund und unbekümmert, aber nicht um sie dreht sich die Handlung. Die andere ist Pastor Werner, in »Dumala«. Er erscheint auch in eine zu enge Welt gefesselt und resigniert schliesslich, ist also ganz auf die Formel der Keyserlingschen Norm gebracht. Sonst sind einige Literaten und einige »Leute« alles, was der Dichter aus nichtadligen Schichten zeigt. Sie sind alle deutlich auf ihre seelische und kulturelle Unterlegenheit hin stilisiert. Sie sind derb, gesund, übereinfach, und stehen durch ihren Mangel an Feinsinn und Nervenkultur weit unter dem Adel.

Und die Mägde und Krügertöchter, mit denen die jungen Edelleute ihre Sünden nur mit schlechtem Gewissen und mit Abneigung begehen, stehen zwar draussen im farbigen, freien Leben der nicht traditionsgefesselten kleinen Leute. Aber sie stehen — und mit ihnen die Literaten und alle Angehörigen der unteren Schichten — um so viele Klassen unter der Adelsschicht, dass es auch bei grösster Unzufriedenheit und stärkstem Lebensdrang kein Gewinn sein könnte, zu ihnen hinüberzuwechseln. Gefühle ihnen gegenüber sind auch nicht am Platze, — schwitzende Arbeiter zu bemitleiden ist ihm ein Zeichen geradezu rührseliger Stimmung, und wenn es passiert, dass man auf Seelenleben und Probleme der kleinen Leute stösst, so ist es an sich peinlich: sie haben nur Staffage zu sein.

4.

Die Gegenwart, die — nicht nur uns Deutschen — eine neue Weltanschauung, eine Umstellung in allen Hinsichten gebracht hat, will

von »Kunst an sich« nichts wissen. Was nicht den Aufgaben, die wir heute vor uns sehen, dienen will und kann, was seinen Sinn nicht aus unserer Gegenwart nimmt und unseren Lebenswillen stärkt, darf nicht gelten. Die Keyserlingschen Adligen sind Neuromantiker, sie schweben über Stand und Schönheit im freien Raum. Das ist nicht der Adel, wie er war und sein soll. Der Keyserlingsche Liberalismus und Individualismus ist nicht uferlos, denn er bindet an Stand und Tradition. Aber er ist wurzellos, hängt am Äusserlichen und erschöpft sich in ihm, ohne dass vom Sinn ständischen Lebens noch etwas zu spüren wäre; er ist oberflächlich und bühnenhaft, — Ausdruck vielleicht eines ganzen Zeitalters? Denn dass das Bildungs- und Kunstleben jener Zeit von Makart und Piloty bis zu Hofmannsthal und Keyserling oft am äusseren, unechten Schein haften blieb und nicht zum Kern der Dinge vordrang, steht fest. Wir können dieser Zeit gegenüber nicht objektiv sein, denn wir haben als ihre Enkel gegen sie zu kämpfen. Mag eine unbeteiligte Zukunft ihr das bleibende Urteil geben!

Am Liberalismus gehen die Völker zu Grunde. Keyserling zeigt uns den Untergang einer Klasse an ihm. Einer Klasse freilich, wie er sie sah! Zwar ist es Blut und Boden, was diese Menschen hält und beherrscht, aber was bedeuten Blut und Boden, wenn sie keinen Sinn mehr haben, der über den einzelnen und seine Familie hinausweist, und wenn keine tätige Leistung mehr aus ihnen erwächst.

Dass Ansätze zu solcher Haltung und Fehlentwicklung auch bei uns damals hervortraten, dass die Keime dazu im Wohlleben steckten, ist sicher. Aber der baltischen Wirklichkeit entsprachen Keyserlings Bilder nicht entfernt. Und das ist für uns wichtig, weil weite Kreise »die Balten« jener Zeit nach Keyserlings Werken beurteilten.

So soll, wer heute Keyserlings Werke liest, sich an ihm auseinandersetzen mit einer Welt, die in dieser Form nicht einmal unsere war, sondern die Spiegelung der Wirklichkeit in einer heute versunkenen Gesinnung. Es mag sein, dass jener Welt diese Spiegelung gefiel. Daran ermesse man um so mehr den Abstand, der uns von ihr trennt. Denn wir sind stolz darauf, zu einem Geschlecht zu gehören, das die Kraft in sich, die Zukunft vor sich und Eduard von Keyserling hinter sich hat.

Dorpat, Dezember 1918

Von Albert von Rohden

Die Vorgänge heute in Madrid erinnern an die Kämpfe gegen die Bolschewisten in Dorpat 1918.

Seit dem Februar 1918 hielten deutsche Truppen Estland besetzt, das in schneidigem Vorstoss der zurückweichenden russischen Armee abgenommen war. Die Esten standen uns Deutschen misstrauisch gegenüber. Die baltischen Deutschen lebten bunt über das Land verstreut auf Gütern und zahlreicher in den Städten. Teuer war damals alles, was man kaufte: Ein Apfel kostete 60 Pfennig, für ½ Liter Schnaps erhielt man 5 Pfund Butter. Allmählich errang der deutsche Soldat sich das Vertrauen der Esten. Aus diesen friedlichen Verhältnissen galt es jetzt zu scheiden. Jetzt stand die Revolution in unserm eigenen Lande. Der Krieg war aus, uns rief die Heimat. An der Grenze Estlands aber stand der Feind, die übermächtige rote Armee. Schutzlos war die Bevölkerung dem Verderben preisgegeben.

Wir durften da die dringenden Hilferufe nicht gänzlich ungehört lassen. Ich versah meinen Dienst als Kompagnieführer, und gleichzeitig bildete ich mit deutschen Unteroffizieren die Balten aus, die sich freiwillig zum Schutze ihrer Heimat gemeldet hatten. In überraschend kurzer Zeit stellten wir die neue Formation auf. Auch die Esten rüsteten ein eigenes Heer. Sie waren stolz auf ihre Unabhängigkeit. Blauschwarz-weisse Fahnen flatterten von den Häusern Dorpats. Der Este, der lange von einer baltischen Minorität beherrscht worden war, erhob sich jetzt. Neun Zehntel der Einwohnerschaft wollte sich von einem Zehntel nichts mehr sagen lassen. Am 15. September 1918 hatte die deutsche Regierung eine deutsche Universität in Dorpat eröffnet. Das akademische Semester ging mit dem 1. Dezember zu Ende. 63 Dozenten waren vertreten, von denen 36 aus dem Deutschen Reiche stammten. Sie lasen in 172 Vorlesungen. Und nun war alles aus. Als Prof. Wahl damals seine Vorlesung mit der Gründung des zweiten Reiches schloss, standen wir alle ergriffen auf, viele weinten; auch Feldgrauen wurden die Augen feucht. Wir ahnten, was kommen würde.

Die Lage war für die baltischen Lande bitterernst. Die Roten warteten an der Grenze bei Narwa, nördlich vom Peipussee und bei Pleskau südlich davon nur auf den Augenblick, in dem wir das unglückliche Land verlassen würden. Die Parole der baltischen Deut-

schen und Esten hiess deshalb: Die Heimat schütze sich selbst! Am 28. November überschritten russische Horden die Grenze mit den Worten: »Bei uns ist grosser Hunger, im Baltenlande Getreide genug. Gehen wir deshalb und nehmen es!« Narwa und Pleskau fielen in ihre Hände. Kurz vor Weihnachten standen die Roten schon in Walk, der Grenzstadt zwischen Lettland und Estland. Wir waren von der Bahnverbindung abgeschnitten.

Das kleine Estland lag den Roten offen. In den drei Städten Dorpat, Fellin und Wesenberg hatte sich ein baltischer Heimatschutz gebildet. In dem Erinnerungsbuch des Baltenregiments, das später aus diesem hervorgegangen ist, heisst es: »Wir haben durchweg einem ziffernmässig mehrfach überlegenen Gegner gegenüber gestanden, der keine Schonung kennt, der keine Gefangenen macht.« — Dasselbe Bild wie in Spanien.

Mit 250 Mann fingen wir in Dorpat die Ausbildung an. Es fehlte zunächst an allem, doch wir beschafften uns Gewehre, dazu Munition, anfänglich 100 Patronen pro Gewehr, 800 Handgranaten und zwei Feldküchen. 28 Meldereiter vervollständigten die Truppe. Voller Begeisterung taten die Balten ihren Dienst. Wir sahen altgediente Soldaten in ihren Reihen, aus dem russischen, schwedischen oder deutschen Heere, aber auch viele Ungediente waren unter ihnen, alt und jung, reich und arm, Barone und Bürgerliche, alle durcheinander. Trotz der grossen Kälte von 15 bis 18 Grad, klappte der Dienst. Als wir Dorpat verliessen, konnte ich 264 Mann übergeben mit Gewehren und 1 Million Patronen, 8 Maschinengewehren, 2000 Handgranaten und der nötigen Bagage. Am letzten Abend vor der Trennung sangen wir noch gemeinsam in der Kantine die lieben alten Soldatenlieder.

Vor unserm endgültigen Abmarsch übergab ich den Heimatschutz dem Rittmeister v. z. Mühlen, einem bewährten baltischen Offizier. Er wurde dann Stabschef des Baltenregiments.

*

Am 18. Dezember 7 Uhr früh. Die Strassen sind vereist, ein schneidender Wind fegt durch die Gassen von Dorpat. Die Stimmung der Deutschen ist gut. Niemand bleibt zurück. Fusskranke gibt es nicht. Jeder weiss, welches Schicksal ihm droht, wenn er zurückbleibt. Am Abend vorher hatte ich meinen Wirtsleuten noch 25 Pfd. Zucker besorgt, in Russland eine kostbare Seltenheit. Im Proviantamt lag noch genug. In einer kleinen russischen Droschke kam ich wieder nach meinem Hause und fand dort, meiner wartend, eine tiefverschlei-

erte Dame. Sie nannte meinen Namen. Es stellte sich heraus, dass sie mit unsern Soldaten nach Deutschland wollte. Ihr Mann sei dort. Sie trug eine weisseidene Bluse und zierliche Schuhe. Ich meinte: »In diesem Aufzug können Sie doch unmöglich 300 km marschieren.« Sie entgegnete: »Ich unternehme alles, ich scheue vor nichts zurück.« Darauf ich: »Nun gut, auf Ihre Verantwortung. Ich muss aber jede Verantwortung für Ihr Leben ablehnen. Helfen will ich Ihnen ...« Und so hatten wir in unserer Kompagnie bei Kriegsschluss einen weiblichen Soldaten. Ein Schreiber nahm sich ihrer freundlich an. Wir nannten beide humorvoll Brüderchen und Schwesterchen. Er verpasste ihr einen Soldatenrock, ebenso die kleinsten Kommisstiefel, die aufzutreiben waren. Ich sehe sie noch auf der warmen Goulaschkanone sitzen, bis sie gut in Riga ankam, um mit der Eisenbahn von dort aus Deutschland zu erreichen.

So legten wir die 300 km in 10 Tagen zurück. Am 2. Weihnachtsfeiertag waren wir von nachts ½2 Uhr 27 Stunden unterwegs, von denen wir 23½ Stunden marschierten, um 80 km hintereinander zurückzulegen. Es gab unterwegs noch Gefechte mit roten Horden, umgekippte Proviantwagen, mühseliges Wiedereinpacken; Alles dies konnte uns nicht den Mut rauben, denn es ging ja der Heimat zu.

Inzwischen hausten die Roten in Estland. Eines der ersten Opfer war Prof. D. Traugott Hahn von der Dorpater Universität. Ich hatte ihn gelegentlich eines Vortrages kennen gelernt, den ich über das Thema »Deutsche Jugendbewegung« hielt. Der Saal war gefüllt von Leuten. Nach Schluss trat ein gütig aussehender Herr auf mich zu und stellte sich mir vor: Prof. Hahn. Selten habe ich ein so edles Gelehrtenantlitz gesehen wie dieses. Er bat mich, ihn zu einer Tasse Tee zu besuchen. Ich sagte gern zu. Wie anders aber kam es.

Hahn hatte beschlossen, zu bleiben. »Gott braucht die Treue bis in den Tod«, das waren seine Worte. Am 21. Dezember wehte die rote Fahne vom Rathause, der achte Regierungswechsel in zwei Jahren! Hahn hält den Weihnachtsgottesdienst in gewohnter Weise ab. trotz mehrfacher Warnungen. Am 28. Dezember erklärt man alle Gutsbesitzer und Pastoren für vogelfrei, man verbietet das Abhalten von Gottesdiensten. Den Geistlichen wird befohlen, Dorpat zu verlassen. Hahn wirkt in den Familien tröstend und ermunternd von Haus zu Haus, wie ein echter Hirte. Anfang Januar verhaftet man ihn und sperrt ihn in einen Keller ein. 50 Menschen hausen hier in einem Raum, der nur für 20 Platz bietet. Man untersagt ihm, von Christus

zu predigen. Er antwortet: »Sobald unsere Zungen frei, werden wir Gott loben.« Der mitgefangene griechisch-katholische Bischof Platon sagte damals: »Deutlicher denn je sehen wir, dass die Unterschiede zwischen Konfessionen nichts anderes sind als Mauern von Menschen errichtet. Über ihnen thront ein Gott, unser aller himmlischer Vater.« Zum Reinigen der Klosetts wurden besonders Geistliche kommandiert. Zehn Tage nach der Verhaftung heulen Granaten über Dorpat. Die Befreier nahen. Das kleine estnisch-baltische Heer. Ein Kommissar ruft Bischof Platon vor, er solle ihm folgen. Kurz darauf ertönt ein Schuss. Wieder ruft man einen Geistlichen, dieselbe Wirkung. Als dritten ruft man Prof. Hahn. Gefasst geht er hinaus, ein Schuss macht seinem Leben ein Ende. Und so fort bis zum Neunten. Weiter kamen die Roten in ihrem Mordgeschäft nicht.

An einer anderen Stelle Dorpats wüteten sie ebenso schlimm. Kurz nach der Befreiung der Stadt hat Dr. v. Reyher, ein Arzt, folgendes festgestellt: »Mit einer Lampe in der Hand ging ich bis an das Ende des ungefähr 10 Schritte langen Kellerraumes, wo sich zur linken Hand ein gewölbter Bogen befand —, der Eingang zu einem etwa 8 Schritt langen und 5 Schritt breiten dunklen Kellerloch, in das man nur gebeugt gelangen konnte. Der Anblick war grauenerregend. Der Boden des ganzen Raumes war bedeckt mit übereinander liegenden Leichen in den unnatürlichsten Stellungen, wie sie nur plötzlicher, gewaltsamer Tod herbeiführen kann. Mehr zur Mitte zu lagen die Leichen in 3 Schichten übereinander, alle nur mit Unterwäsche bekleidet. Fast alle wiesen Kopfschüsse auf, die sie offenbar aus allernächster Entfernung erhalten hatten, da bei einzelnen die Schädel total zersprengt waren. Ich zählte 23 Leichen. Wie sich die grausigen Vorgänge im Keller abgespielt haben, wird niemals authentisch festgestellt werden können. Nach dem Befunde müssen sich die Hinrichtungen folgendermassen abgespielt haben: Nachdem die Schergen ihr Opfer aus dem Gefangenenlokal in den Keller gebracht hatten, wurde es offenbar zu dem hinteren Kellerloch geführt, hineingestossen und vom Eingang aus niedergeschossen. Ein Vorgang von teuflischer Rohheit! Während das erste Opfer vielleicht noch ahnungslos den Kellerwinkel betrat, wurden die weiteren einfach auf die Leichen der schon hingeschlachteten draufgestossen und dann erst niedergeknallt.«

In Estland dauerte diese Schreckensherrschaft nur ein halbes Jahr. Man hat die Zahl der Opfer im Baltikum gewissenhaft gezählt, es waren 23 632 Männer, Frauen und Kinder.

Estland erkämpfte sich damals die Freiheit von den roten Horden durch den gemeinsamen heldischen Kampf von baltischen Deutschen und Esten. Schulter an Schulter rangen sie ein ganzes Jahr in schweren Gefechten, bis Anfang 1920 der Friede mit den Roten erkämpft war. Die Anerkennung der jungen Republik Estland bildete die Frucht dieser Kämpfe.

Zur Vorgeschichte Lettlands

Von Karl von Stritzky

1.

Die Wendung zur Volksgeschichte, die in der Gegenwart zum Inhalt aller historischen Wissenschaften geworden ist, kann bei der weitgehenden Umstellung, die dadurch als Forderung für die Forschung und Darstellung entsteht, erst allmählich wirksam werden. In der Wissenschaft des Spatens, der Vorgeschichte, ist sie seit Gustaf Kossinna als Forderung und als Ziel bereits vorhanden und hat in der Siedlungsarchäologie ihren Ausdruck gewonnen. Der Grundsatz, dass scharf umrissene Kulturgebiete, die sich im Grabbrauch und in den Altsachen als solche darstellen, mit Völkern zu identifizieren sind, kann als richtunggebend für die gesamte Vorgeschichtsforschung gelten. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass manche vorgeschichtlichen Völker nicht mit dem Namen einer heute lebenden Volksindividualität gleichgesetzt werden können, da in der Vorzeit wie in der geschichtlich erfassbaren Vergangenheit und in der Gegenwart Völker verschwinden, sei es, dass sie als Unterschicht die Sprache und Kultur ihrer Besieger annehmen, sei es, dass sie als dünne Oberschicht in der biologisch stärkeren Unterschicht der unterworfenen Bevölkerung aufgehen.

In solchen Fällen, oder in Zeiträumen, wo von heute lebenden Völkern nicht die Rede sein kann, wird an die Stelle eines Volksnamens die Notbezeichnung einer »Kultur« treten müssen. Dabei wird in den meisten Fällen die ganze Kultur nach einer kennzeichnenden Altsache benannt, die als Beigabe in Gräbern oder in den Siedlungen der betreffenden Kultur zu finden ist. Und auch dann, wenn eine Kulturgruppe, die in geschichtlicher Zeit mit dem Namen eines Volkes auftritt, siedlungsstetig bis in ferne vorgeschichtliche Zeiträume zurückverfolgt werden kann, wird man nur unter Vorbehalt den Namen

des geschichtlich nachweisbaren Volkes auf dessen Ahnen übertragen können.

Trotz dieses Vorbehalts wird heute für die neuen Ziele, die sich alle historischen Wissenschaften setzen, folgendes als Grundsatz gelten können: Wendet sich die Geschichtsforschung von der reinen politischen Geschichte nun der Volksgeschichte zu, so ist die Vorgeschichtsforschung bestrebt, von der Kulturengeschichte zur Völkergeschichte zu gelangen. Von der mehr naturwissenschaftlich gesehenen Entwicklung verschiedener Kulturen will sie nun zur Geschichte der Völker führen. Sie geht von der Anonymität ab und versucht, die Entwicklung des Menschen von grossen Kultur- und Rassenkomplexen bis zu den historisch erfassbaren Volksindividualitäten darzustellen.

2.

Zum Volk als geschichtlich handelnder Individualität tritt als Gegebenheit, in die es hineingestellt ist, der Raum mit seiner eigenen Gesetzlichkeit. Als verbindende und trennende Elemente greifen Flüsse, Höhen, Wald- und Sumpfgebiete mit in die Geschicke der Völker ein, weisen ihnen Wege der Ausbreitung oder beschränken sie in einem abgeschlossenen Siedlungsraum. Von besonders grosser Bedeutung für die Bevölkerungsverhältnisse im Gebiet des heutigen Lettland ist von der vorgeschichtlichen Zeit an die Lage am Ostrande des Baltischen Meeres gewesen. Als zweites Moment kommt noch der Hauptstrom des Landes in Betracht, der von vorgeschichtlicher Zeit an als Verbindungsweg und als schwer zu überwindendes strategisches Hindernis bis in die Gegenwart seine Bedeutung behalten hat. Vorgeschichtliche Funde in dem Gebiet des heutigen Lettland sind erst aus der jüngeren Steinzeit bekannt. Während der älteren Steinzeit — der Zeit des geschlagenen Steines — lässt sich eine menschliche Besiedlung nicht nachweisen. Falls sie vielleicht während einer der Zwischeneiszeiten vorhanden gewesen sein sollte, so sind ihre Spuren durch die sich wieder nach Süden vorschiebenden Eismassen völlig gelöscht worden. Ebenso liegen für die mittlere Steinzeit bisher keine beglaubigten Funde vor; doch ist es durchaus wahrscheinlich, dass in dieser Epoche Menschen in unserer Heimat gewohnt haben, da in den nördlichen und südlichen Nachbargebieten mittelsteinzeitliche Kulturen nachzuweisen sind.

Während der jüngeren Steinzeit gehört das Ostbaltikum zu dem grossen nordeurasischen Kulturkreis, der von Nordasien bis zur Weichsel reicht. Nach der Art der Verzierung an Tongefässen wird

er auch der kammkeramische Kulturkreis genannt. Die Träger dieser Kultur waren Jäger und Fischer, die sich meist an Gewässern niederliessen. Hier — an Flüssen und Seen — finden wir auch die Wohnplätze dieser ersten Bewohner unseres Landes, die durch Haufen von Muscheln, Fischgräten und -skeletten gekennzeichnet sind. Ethnisch sind die Träger der kammkeramischen Kultur nicht näher zu erfassen. Wahrscheinlich gehören sie zu den Ahnen der fenno-ugrischen Völker, aber auch andere Stämme, wie die Lappen, stammen wohl von ihnen ab.

Um 2500—2000 vor Christi Geburt dringt vom Südwesten her eine Einwanderungswelle ins Land. Ein neues Volk von Eroberern legt sich über die Urbewohner des Landes. Diese kriegerischen Eindringlinge, deren kennzeichnende Waffe die Streitaxt ist, stammen aus Mitteldeutschland und erobern am Ende der jüngeren Steinzeit weite Gebiete Europas und Asiens. Man bringt diese Ausbreitung der Streitaxtleute, die Tongefässe mit einem Schnurmuster mit sich führen, mit der Ausbreitung indogermanischer Völker in Europa in Verbindung. Diese nordischen Indogermanen, die am Ende der jüngeren Steinzeit in zahlreichen Eroberungszügen Europa und Asien unterwerfen, zwingen der unterworfenen Urbevölkerung ihre Sprache auf, und aus der Mischung beider Elemente — der nicht indogermanischen Urbevölkerung und der indogermanischen Herrenschicht — entstehen die verschiedenen indogermanischen Völker- und Sprachgruppen. Während man von der rassischen Zugehörigkeit der »Kammkeramiker« nichts weiss, sind die Träger der Streitaxtkultur Angehörige der nordischen Rasse.

Aus der Überschichtung der »Kammkeramiker« durch die »Streitaxtleute« entsteht am Ende der jüngeren Steinzeit im Gebiet zwischen der Ostsee, der Daugava, den Rokitnosümpfen und der Passarge (Ostpreussen) ein Volk, das man mit allem Vorbehalt, der bei solchen ethnischen Deutungen in so früher Zeit angebracht ist, als das baltische Urvolk ansehen kann. Nördlich der Daugava und in Nordkurzeme finden wir eine andere Kultur, die fenno-ugrischen Stämmen angehört, den Ahnen der späteren Liven und Esten.

Während der Bronzezeit (1500—500 v. Chr.) lebt im Norden des heutigen Lettland die fenno-ugrische Kultur fort. Südlich der Daugava bis zur Passarge breitet sich das Gebiet der baltischen Kultur aus. Recht bald spaltet sich die urbaltische Kultur in zwei Gruppen: in eine westliche, die Ostpreussen und das Memelgebiet mit Südkurzeme umfasst, und eine östliche, die bis zur Daugava reicht. Während in der

westlichen bald eine Reihe von Untergruppen hervortreten, ist die östliche einheitlicher. Auch sind in diesem Gebiet weit weniger Bronzegegenstände gefunden worden, so dass man richtiger von einer Stein-Bronzezeit spricht.

Im Norden Kurzemes hat um 800 vor Chr. eine gotländische Kolonie bestanden, die an Hand einer Reihe von Steinbestattungen in Form von Schiffen festzustellen ist.

3.

Die fundarme frühe Eisenzeit (500 v. Chr. — Chr. Geb.) leitet hinüber zu den drei Perioden der nachchristlichen Eisenzeit, aus der viel zahlreichere Funde vorliegen, und die auch dadurch viel mehr über die ethnischen Verhältnisse und ihre Veränderungen aussagen kann. Während der älteren Eisenzeit (vom Beginn unserer Zeitrechnung bis 400 nach Chr.) beginnen sich die beiden baltischen Gruppen stärker aufzuspalten. In der westbaltisch-ostpreussischen können wir die Vorfahren der späteren Preussen, in der ostbaltischen die der Letten und Litauer erkennen. (Eine Mittelstellung zwischen beiden nimmt die sog. Memelkultur ein, die sich über das Memelgebiet und Südkurzeme erstreckt). Die ostbaltische Gruppe spaltet sich wieder in zwei Gruppen, die sich in eine nördliche — lettische und eine südliche — litauische teilen.

Im Gebiete des heutigen Lettland können wir zusammenfassend zwei lettische Gruppen und dann noch einen Teil der Memelgruppe und die fenno-ugrische Kultur im Norden feststellen. Die beiden lettischen Gruppen dringen nach Norden vor und nehmen ursprünglich fenno-ugrisches Gebiet ein. Die Memelgruppe teilt sich während der nachchristlichen Eisenzeit. Der nördliche Teil der Memelgruppe, in dem wir die Vorfahren der späteren Kuren sehen können, dringt während der jüngeren Eisenzeit nach Norden vor und unterwirft die in Nordkurzeme siedelnden Fenno-Ugrier, die nur einen schmalen Raum in der Nordspitze Kurzemes behalten. Um die gleiche Zeit tauchen im Gebiet am Unterlauf der Daugava und Gauja Fenno-Ugrier auf, die in historischer Zeit dort als der Volksstamm der Liven bekannt sind.

Dieses Zusammentreffen, sowie Schlüsse, die aus dem vorgeschichtlichen Fundmaterial zu ziehen sind, haben dazu geführt, diese beiden Verschiebungen in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Laut Šturms sind die Liven, die in frühgeschichtlicher Zeit als

Volksstamm auftreten, in Nordkurzeme beheimatet, von wo sie auf Druck aus dem Süden her ausgewandert sein sollen. Damit wäre auch das sog. Kurenproblem gelöst. Die Kuren, die in geschichtlicher Zeit erscheinen, hätten sich etwa um 1000 nach Norden hin in ursprünglich livisches Gebiet ausgebreitet, wobei eine Überschichtung eines Teils der Liven erfolgt sei. Ganz im Norden des Landes sei dann noch ein Rest der Liven geblieben, dessen Nachkommen auch heute noch in derselben Gegend als kleiner Rest vorhanden sind. Stimmen diese archäologischen Ergebnisse auch durchaus mit den durch Dialektstudien erwiesenen Ergebnissen überein, so ist eine endgültige Entscheidung dieser schwierigen Frage erst dann zu erwarten, wenn durch neue Funde und eine sorgsame Vergleichung des gesamten livischen Grabinventars aller Gruppen dieses Volkes eine noch breitere Grundlage für die vorgeschichtliche Entwicklung des Stammes der Liven vorhanden ist.

Am Ende der Bronzezeit sind in den Schiffsbeisetzungen in Nordkurzeme die ersten Anzeichen für ein Herübergreifen aus dem nordgermanischen Raum in das Gebiet des heutigen Lettland festzustellen. Diese Beziehungen treten auch in späterer Zeit immer wieder entgegen. Während der mittleren Eisenzeit um 600 hat an der kurischen Küste bei Grobiņa eine gotländische Handelskolonie bestanden und ebenso eine schwedische Kriegerniederlassung. Auch später hat sich dortselbst ein starker skandinavischer Einfluss erhalten, der wohl auch zu der Nordausdehnung der Kuren mit beigetragen haben mag. Besonders in der Form der Waffen und in der seit etwa 1000 auftretenden Brandbestattung können wir den Einfluss aus Skandinavien deutlich erkennen. In gleicher Weise ist auch bei den beiden Gruppen der Liven ein skandinavischer Einfluss in hohem Masse spürbar. Der Handelsweg, der über den Hauptstrom des Landes nach Südrussland und Byzanz geht, ist in dem Kulturgut der anwohnenden Völkern stark spürbar.

Aber auch aus dem östlichen Nachbarraum sind Einflüsse festzustellen. Zunächst kann man während der älteren Eisenzeit einen Kultureinfluss aus dem südrussischen, von Goten eingenommenen Gebiet erkennen, der sich in einer Reihe schöner Emaillearbeiten darstellt. Zur jüngeren Eisenzeit ist dann ein Hineingreifen in das Gebiet des heutigen Lettland durch russisch-warägische Fürsten erfolgt, die sowohl von Liven, als von den Letten Tribute empfingen. Slavische Gräber aus der jüngeren Eisenzeit finden sich — wohl im Zusammenhang

mit der grossen Slavenexpansion — nur im äussersten Osten des lettgallischen Gebiets.

Erst in historischer Zeit tritt zu diesen Einflüssen auch nach den Bodenfunden die Auswirkung der Eroberung des Landes durch die Deutschen. Mit dieser geschichtlichen Tatsache tritt unsere Heimat durch die politische Angliederung an das Römische Reich Deutscher Nation endgültig in den grossen abendländisch-christlichen Kulturkreis ein.

Literatur:

Arbusow, L.: Frühgeschichte Lettlands, Riga 1934.

Balodis, Fr.: Latvju aizvēsture (Latviešu Konversācijas vārdnīca, 11).

Balodis, Fr.: Ethnische Probleme und die archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre in Lettland. Latvijas Ūniv. Raksti, Filol. u. Filos. Fak. Ser. III. 2, Riga 1935.

Engel, C.: Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Dommuseums. Riga 1933.

Šturms, Ed.: Die vorgeschichtlichen Probleme des Kurenlandes. Sitz.-Ber. d. Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. zu Riga i. J. 1934, Riga 1935.

Der bürgerliche Gutsbesitz in Alt-Estland

Von Baron Ernst Maydell

1.

Es ist eine weitverbreitete Meinung, als hätte es bei uns in alter Zeit nur adligen Gutsbesitz gegeben, und als wäre dem Bürgertum erst durch die agraren Reformen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erstmalig der Weg zum Erwerb von Land- oder Rittergütern freigegeben worden. Diese Meinung beruht auf einem Irrtum. Es wäre ein überaus interessantes und lockendes Thema, auf Grund rechtshistorischer Untersuchungen einmal festzustellen, welch eine Entwicklung das estländische Güterbesitzrecht im Laufe der Jahrhunderte genommen hat, angefangen vom strengen Mannlehnrecht über das Institut des Erbpfandbesitzes bis zur Gegenwart. Leider muss ich mich jedoch im Nachstehenden darauf beschränken, nur die faktischen Verhältnisse aufzuzeichnen.

Die älteste Quelle, die uns einigen Aufschluss über die estländischen Güterbesitzverhältnisse gibt, ist bekanntlich die Estlandliste im Liber Census Daniae, deren Entstehung, wie Dr. Paul Johansen mit zwingender Wahrscheinlichkeit nachweist, in das Jahr 1241 zu ver-

legen ist[1]). Über die ständische Gliederung der Besitzer der in der Estlandliste verzeichneten harrischen und wierischen Dörfer — Gutswirtschaften gab es damals noch nicht — gibt uns die Quelle insofern nur wenig Aufschluss, als die Besitzer dort zum grossen Teil bloss mit Vornamen angeführt werden, war doch der Prozess der Entstehung der Familiennamen in dieser frühen Zeit noch keineswegs zum Abschluss gekommen.

In jedem Falle lässt sich aber mit Sicherheit feststellen, dass sich unter den damaligen Besitzern auch schon Personen bürgerlichen Standes befanden. Wie gross deren Prozentsatz war, lässt sich allerdings, wie gesagt, nicht ohne weiteres ermitteln. Im Folgenden einige Beispiele: Als Besitzer von Pikaeuaekae (Pickfer im Kirchspiel Kosch) figuriert im Liber Census Daniae ein Johannes lator piscium, also ein Fischhändler. Besitzer von Ketherae (Kedder) ist Henricus Stenhackaer. Offenbar dieselbe Person ist Henrik lapicida, der Heraes (Erras) besitzt. Auch Robert Slutter, der Besitzer von Jakawoldal (Jaggowal), ist offenbar bürgerlichen Standes. Ein Geistlicher oder Gelehrter ist jener magister Burguardus, dem Normius (Nurms) gehört. Diese Beispiele aus dänischer Zeit mögen genügen.

Was nun die frühere Ordenszeit betrifft, so sind die agrargeschichtlichen Quellen über diese äusserst spärlich. Auf festen Boden gelangen wir eigentlich erst mit dem 15. Jahrhundert. Aus dem ganzen 14. Jahrhundert sind mir nur drei Quellen bekannt, die bürgerlichen Gutsbesitz in der Zeit nachweisen: 1341 ist ein Haken Landes im Dorf Wasemule (Wasalemm) dem Revaler Ratsherrn Gerlacus Lebart verpfändet. 1352 verpfänden die Revaler Ratsherren Bertoldus de Bickinchusen und Johannes de Molendino 4 Haken im Dorf Cappele (Kappel) an Aleydis de Bremen, und 1397 lässt Kurt Kegeller, Bürgermeister in Reval, das Gut und Dorf Hallienhape (Hallinap) dem Ritter Johann v. Scherenbeke auf. Wenn man bedenkt, dass Güterurkunden aus dem 14. Jahrhundert überhaupt selten sind, so beweisen die oben angeführten Fälle jedenfalls, dass bürgerlicher Gutsbesitz zu der Zeit keine besondere Ausnahme bedeutete.

Im 15-ten und vollends im 16-ten Jahrhundert beginnen die Quellen reichlicher zu fliessen, und dementsprechend häufen sich auch die

---

[1]) Auf dieses in mehrfacher Hinsicht hochinteressante Dokument hier in Einzelheiten näher einzugehen, würde zu weit führen, ich kann nur auf das sehr wertvolle zweibändige Werk von Dr. Johansen über die Estlandliste hinweisen.

Fälle bürgerlichen Gutsbesitzes. In erster Linie sind es Revaler Ratsverwandte, die uns als Gutsbesitzer begegnen: So ist Saage im Kirchspiel Jeglecht 1528 im Besitz des Revaler Bürgermeisters Heyse Pattyner, der 1518 auch den Erbnamen an Koitjerw erworben hat. Letzteres Gut wird 1548 vom Ordensmeister dem Revaler Bürgermeister Thomas Vegesack verlehnt, von dem es sein Schwiegersohn, der Ratsherr Johann Wangersen, erbt. Vegesack wurde 1537 auch mit Morras belehnt. Hark ist 1560 im Besitz des Revaler Ratsherrn Johann Schmiedemann, Gr.-Sauss besitzt 1498 der Ratsherr Johann Grest. 1524 pfändet der Revaler Bürgermeister Johann Viandt von Diedrich Metztaken Angern mit Pirk und Sallentack, und sein Sohn Johann erbt diesen Pfandbesitz. Tönnys Vyant lässt sich 1537 vom Brigittenkloster Mariendahl das Dorf Sellie auf Lebenszeit verpfänden und besitzt es ca. 30 Jahre.

Aber auch weniger bekannte Bürgerfamilien finden wir neben dem reichen Patriziat unter den Gutsbesitzern jener Zeit: 1413 besitzt der Revaler Bürger Wilken Lore Rahhola; er nennt sich nach diesem seinem Besitz auch Wilken van Rauwele. 1436 verlehnt der Ordensmeister das Dorf Sack dem Laurenz Museke. 1477 besitzt es mit Uxnorm Johann Vryesen. Dessen Sohn Hans Fresze trägt den Hof Sack 1489 seinem Schwager Jürgen Muyszke auf. Ein Jakob Mues ist 1514 Besitzer von Koil, welches Jürgen Vyffhusen 1528 dem Revaler Bürger Kord Kordenall verkauft. 1456 wird Thonies Pepersack vom Ordensmeister mit dem Dorfe Uvicas, dem späteren Uhhe, belehnt. 1520 verpfändet der König von Dänemark den ihm gehörigen Hof Kolk dem Revaler Bürger Gerdt Siemens, und 1544 kauft ihn der Revaler Bürger Gottschalk Remlingrade. Hans Hastfer verkauft Kirrisaar 1485 an Eggebert Schapshovet. Den Hof Fonal besitzt 1504 Clawes Louve und 1528 sein Erbe, der Ratsherr Jürgen von der Heyde. 1417 wird das Dorf Machters dem Frederike Ryngestede verlehnt und 1467 an Gosswyn Dönhoff, »so wie es Hinrik Meyen zuvor besessen«. Wannamois war 1471 verpfändet an Frederik Depenbeke. Das Dorf Uldalepp, das spätere Koppelmann, wird 1490 verlehnt an Arnt Liweke. 1560 wird Hüer vom Ordensmeister dem Revaler Bürger Blasius Hogreve verlehnt, in dessen Familie es noch 1649 ist.

Auch Bürger anderer Städte figurieren als Gutsbesitzer. So verkauft der Felliner Bürger Johann Reimers 1536 »das lant zu Sawsse im Amt zu Harcke«, also das spätere Friedrichshof, dem Revaler Komtur. Dorpatenser finden wir als Besitzer von Lassinorm im Kirchspiel

Simonis, so 1447 Wilhelm Gerdeshagen, 1467 den Dorpater Bürger Gottschalk Gershagen, 1503 Jakob Rosenhagen.

Aber auch sogenannte »kleine Leute« kommen vor, wenngleich selten. So verkauft der Schreiber Gerdt Zenker 1542 das Gut Jöhntack im Kirchspiel Jewe. 1498 belehnt der Ordensmeister den Diedrich Koep mit dem Lande zu Pallal, es sind 8 Haken. 1506 besitzt dieselben 8 Haken Jasper Nagel, und 1535 trägt der ehrsame Geselle Ewert Nagel — also ein Handwerker — sein Erbteil am Hof zu Palla dem Ältermann Grosser Gilde zu Reval Remmert Scharenberg auf, der auch Besitzer von Sauss ist. Auch von Herzog Magnus von Holstein existiert eine Belehnung an einen Revaler Bürger, 1561 nämlich bestätigt er das spätere Beigut von Rasick, Campen, dem Ratsherrn Johann Schröder, dessen Erben es 1621 an Johann de la Gardie verkaufen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass während der Ordenszeit Personen bürgerlichen Standes fraglos das Recht des Gutsbesitzes gehabt haben. Wenn sie dieses Recht nicht in besonders weitem Umfange ausgenutzt haben, so liegt das wohl nicht daran, dass ihnen Hindernisse rechtlicher oder faktischer Natur in den Weg gelegt wurden, sondern der Grund ist vielmehr darin zu suchen, dass bei dem damaligen charakterisierenden Standesbewusstsein die Landwirtschaft nicht eigentlich dem bürgerlichen Lebensstil entsprach. Der Bürger trieb Handel und Gewerbe — das war seine ihm von Gott gegebene Aufgabe, die ihn an das Stadtleben fesselte, die Landwirtschaft überliess er dem Vasallenstande, der hierfür zuständig war. So ist der bürgerliche Gutsbesitz jener Zeit mehr eine zufällige und vorübergehende Erscheinung. Diese Voraussetzungen änderten sich grundlegend mit dem Beginn der schwedischen Zeit.

2.

Bekanntlich hatte das flache Land durch die Russenkriege in schwerstem Masse gelitten. Weite Landstriche waren vollständig verwüstet, ganze Vasallenfamilien ausgestorben, andere an den Bettelstab gebracht. Natürlich musste das zu einer Umschichtung der Besitzverhältnisse führen. Andrerseits fiel der gesamte beträchtliche Landbesitz der früheren Landesherren in Estland nunmehr an die Krone Schweden. Insbesondere in Jerwen, wo es nur wenige alte Adelshöfe gab, wie etwa Sonorm, Lechts, Jendel, Tecknal, Korps etc., der Grossteil des Landes jedoch vom Orden in eigener Wirtschaft verwaltet wurde, war der Landgewinn der Krone sehr gross. Doch

war gerade Jerwen durch den Krieg besonders stark in Mitleidenschaft gezogen worden, so dass diese Landschaft nur einen sehr geringen Wert darstellte. Etwas günstiger lagen die Verhältnisse in dieser Beziehung in der Wiek, wo der gesamte Besitz des Bistums Ösel-Wiek gleichfalls säkularisiert wurde und an die Krone fiel.

Land besass also die Krone Schweden im Überfluss; was ihr aber damals, wie während der ganzen Herrschaftsperiode bei uns in hohem Grade mangelte, war bares Geld. Dieses aber wurde von ihr gefordert. Die Feudalzeit war in Trümmer gesunken, der Krieg von Söldnern geführt worden, und jetzt, wo der Friede geschlossen war, meldeten sich die Parteigänger aus den verschiedensten sozialen Schichten und den verschiedensten Nationalitäten mit ihren Soldforderungen. Was war natürlicher, als dass die Krone, die kein Geld hatte, ihren Gläubigern statt dessen Land gab, «als Unterpfand für den Soldrest«, wie es in den amtlichen Verlehnungsbriefen hiess, oder aber »auf Lebtagsrecht«, d. h. auf Lebenszeit, oder endlich »auf behagliche Zeit«, d. h. auf so lange, bis es der Krone behagte, den Gläubiger auf andere Weise abzufinden.

Vielfach blieben diese Belehnungen nur kurzfristig, in sehr vielen Fällen aber wurden sie über kurz oder lang in erblichen Besitz umgewandelt. Unter den so Belehnten fanden sich die verschiedensten Nationalitäten, neben Deutschen, Schweden, Schotten und Franzosen auch eine ganze Anzahl Russen, die unter schwedischer Fahne gegen ihre Landsleute gefochten hatten. Baranoff's und Nasackin's wurden bekanntlich auf diese Weise in Estland bodenständig und germanisiert, andere traten nur vorübergehend in Erscheinung: Kohhat und Hohenholm auf Dagö erhielt 1586 Parwoy Putilof; Kütke, Lewer und Waikna ein Iwan Romanow. 1615 besitzt diese Dörfer Daniel Golwasz's Witwe, 1639 der Rittmeister Hans Romanowitz. Putkas im Martensschen Kirchspiel wird 1594 dem Wolgak Ifwatschoff bestätigt, Kl.- Ruhde auf Lebtagsrecht verlehnt an Peter Rosladin, während Wassili Roslady Orjak auf Dagö erhielt. Kemnast und Kreuzhof wurden 1586 dem »Knesen Jürgen« verlehnt, dessen Geschlechtsname nicht auf uns gekommen ist. Auch zwei Tataren finden sich unter den Neubelehnten. So erhielt Jotma im Ampel'schen 1584 der Tatar Peter Bordeliew oder Budileiw. 1594 wurde es seinem Sohne Michel Petersson confirmiert. Koik im selben Kirchspiel wurde 1584 dem Tataren Jurrie Szort oder Stepfan verlehnt.

Mehr als diese Kuriositäten interessieren uns die deutschen Ho-

mines Novi. Unter ihnen finden wir eine ganze Reihe sog. »kleiner Leute«, so den Landschreiber Andreas Plens, 1613 Besitzer von Kedick, den Schloss-Schreiber Anders Hansson, der 1614 einen Teil von Hohenhof besitzt, den russischen Tolk, d. h. Dolmetscher, Franz Grothe, dem 1572 Thula verlehnt wird, den Relator Johann Böckler, der 1565 Hageweid besitzt, den Feuerwerker Pawel Jande van Schivelbein, der 1586 Besitzer von Loop ist, den Alpschen Amtmann Jochim Götken, dem 1595 Seydell auf Lebtagsrecht verlehnt wird, den Weissensteinschen Artilleriemeister Hans Hansson, der 1613 Müntenhof auf behagliche Zeit erhält, den Arckley-Schreiber Jakob, dessen Erben 1615 auf Kl.-Soldina sitzen, den früheren Feldproviantmeister Martin Paull, der Fegefeuer erhält, den gewesenen Fischmeister und Büchsenschütz auf dem Schlosse zu Reval Berndt Vilandt, dem Teile von Wasalemm gehören, den ehemaligen Schlossvogt von Narva Hans Windmacher, der 1621 Herr auf Ahagfer ist, und manchen anderen.

Einige von diesen Belehnten sind Stammväter von Adelsgeschlechtern geworden, so der Feldbarbier Karls IX Claus Martens, dem 1601 Piersal und Kuijöggi verliehen werden, die bis 1740 in seiner Familie verbleiben, der Baumeister desselben Königs Daniel Brandt, dem 1619 Pühhajöggi doniert wird, der uns erst als Bürgermeister von Narva begegnet, später nobilitiert wird und dessen Familie auch in die estländische Matrikel aufgenommen ist. Stammvater der immatrikulierten Familie v. Silberarm ist jener schwedische Korporal der Hoffahne und Vogt zu Kegel Lars Svenson, dem 1609 Hattoküll verlehnt wird.

Interessant sind zwei Fälle von Belehnungen von Personen aus dem Bauernstande: 1582 erhält der Jöggis'sche Bauer Cordt Koppelmann einen Freibrief auf 2 Haken Landes, Liwiken's Gut, »sie frei zu besitzen«. Nach ihm ist das Gut in der Folgezeit Koppelmann genannt worden. Und 1600 erhält Jürgen Hanwyk, Sohn des früheren Freibauern Kenda Hansz, »sein väterliches Gut Kända, das frühere Gesinde Kendapere, das bei den turbulenten Zeiten von Hans Maydell widerrechtlich besetzt worden war«, von Karl IX. zurück. Dieser Jürgen Hanwyk wurde Stammvater der immatrikulierten Familie v. Handtwig, die Kända bis 1798 besass, und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts erloschen ist — der einzige mit Sicherheit nachweisliche Fall estnischer Abstammung bei einer indigenierten Adelsfamilie.

3.

Neben diesen Belehnungen springt uns bei Betrachtung der schwedischen Zeit eine andere Entwicklungslinie in die Augen. Wir hatten ge-

sehen, dass das Bürgertum während der Ordenszeit ziemlich zurückhaltend im Erwerb von Landgütern gewesen war. Das begann sich jetzt zu ändern. Es lag im Zuge der Zeit, dass, während der Adel in den fortwährenden Kriegen sich verblutete und verarmte, das Bürgertum wirtschaftlich erstarkte. Besonders jene städtischen Kaufherren, die sich mit Kriegslieferungen an die Krone befassten, gelangten schnell zu bedeutendem Wohlstand. Und es ist charakteristisch für die Zeit, dass diese wohlhabenden Patrizier nun bestrebt sind, Landgüter zu erwerben und im Zusammenhang damit auch den schwedischen Adelsstand.

Bisweilen folgte damals die Nobilitierung dem Landerwerb, ebenso oft aber ist das Umgekehrte der Fall. Ich nenne hier einige Beispiele: Ab 1610 erwirbt der bekannte Bogislaus Rose, der Stammvater der »weissen Rosen«, Kaltenbrunn, Rosenhagen, Wieso, Weinjerwen und Kardina, 1618 wurde er nobilitiert. 1667 kauft der Revaler Justiz-Bürgermeister und Syndicus Heinrich Fonne Addila, 1675 wurde er als v. Rosencron geadelt. Der Revaler Bürgermeister Heinrich Tunder, 1651 als v. Tunderfeld nobilitiert, ist 1661 Besitzer von Limmat. 1623 erwarb der Revaler Ratsherr Johann Kock das Gut Koik. Es erbte sein Sohn Johann, der 1648 auch Karkus erwarb und 1650 als v. Mohrenschildt geadelt wurde. 1622 schenkt die Krone Hummala »zu ewigem Eigentum« dem Revaler Ratsherrn Johann Müller, der 1618 Kunda gekauft hatte. Sein Sohn Johann wurde 1646 geadelt, die Familie als Müller a. d. H. Kunda immatrikuliert. 1637 besitzt der Revaler Ratsherr Heinrich Lanting, Awandus, Rocht und Wardes, sein Sohn Simon wird 1651 als v. Lantinghausen nobilitiert. Schon dessen Grossvater Heinrich Lanting der Ältere, Ältermann Grosser Gilde in Reval, hatte 1600 von Heinrich Rosenhagen Lassinorm erworben. 1690 wurde der Revaler Ratsherr und Justiz-Bürgermeister Johann Dietrich Korbmacher geadelt, ca. 1700 erwarb er vom Revaler Bürger Berend Rodde das Gut Pirk, nachdem er Terrefer bereits 1678 von seinem Schwiegervater Heinrich Dahlen geerbt hatte. 1643 wurde der Revaler Bürgermeister Bernhard zur Beck als v. Rosenbach nobilitiert, 1650 finden wir ihn als Besitzer von Pergel. Haakhof wurde 1630 von der Krone dem Revaler Ratsherrn und Bürgermeister Georg von Wangersen verlehnt, 1634 wird er als v. Wangersheim geadelt.

Aber auch andere bekannte Patrizierfamilien finden wir als Gutsbesitzer. Aus der grossen Zahl seien nur einige genannt: Johann Bois-

mann vererbte um 1570 Angern seinem Schwiegersohn Jürgen Naschert. Von Hermann Cahl erbte Kattentack 1695 sein successor matrimonii, der Revaler Kaufherr Elias Meyer. Jacob Hoeppener's Witwe Brigitta Roode kaufte 1669 das Weinjerwensche Dorf Wechmuth, das sie zum selbständigen Hof machte. Noch 1757 besitzt es der Älteste Konstans Hoeppener, während Jacob Hoeppener 1670 Machters erwirbt. Vom Revaler Ratsherrn Christian Tunder erbt um 1670 sein Schwiegersohn Caspar Schüssler Nehhat. Wiems besitzt 1625 der Bürgermeister Johann Derenthal, Morras 1586 der Bürgermeister Moritz Bredtholt, während der Bürgermeister Hinrich von Loen 1594 Kreuzhof und Lodensee innehat. Pühhat wird 1613 dem Revaler »Pfundherrn« Daniel Lyn verlehnt. Die Ratsfamilie Straelborn sitzt auf Kotzum, Kurtna, Pallal und Surro, Hetlings besitzen Rabbifer, Witte's — Wredenhagen, Jendel, Wahhast und Tammik, Poorten's — Raeküll und Karkus, Krögers — Röa, Nottbeck's — Muddis und Tamsal, Ooms — Tois, Stahlens — Ladigfer und Tois, Dunte's — Kegel und Pühhat, Mühlens — Seinigall, Korps, Kandel, Kattentack, sowie Morras, welches der Bürgermeister Thomas zur Mühlen von seinem Schwiegervater Caspar Raedken geerbt hatte. Krämers waren über ein Jahrhundert Besitzer von Ocht, Stampehls sassen auf Walling, Rentelns auf Putkas und Thula, Luhrens auf Pallo und Konofer, Spreckelsens auf Moik u. s. f.

Narvsche Ratsfamilien sind im 17. Jahrhundert in Ostwierland und Allentacken besitzlich, so die Leslie's von 1641—1739 in Sackhof, Pöppelmanns von 1614—1720 in Hermannsberg. Samokras und Wallisaar kauft 1655 der Narvsche Bürgermeister Lewin Nummens, während der Bürgermeister Diedrich Warneke das von ihm 1641 gekaufte Peuthof der Johanniskirche in Narva vermacht, welche es bis zur Enteignung besass. Das Gut Schwarzen, früher Kirrifer, erhielt seinen Namen von Hans Swarte, genannt Bönhart, dem es 1582 von der Krone verlehnt wurde und in dessen Familie es bis 1649 blieb, während ein Jürgen Bönerdt 1659 Kohhat besitzt. Seinigall wiederum hat seinen estnischen Namen Müüsleri möis vom Revaler Bürgermeister Cordt Meusseler, der es 1663 kaufte.

Wenn somit vornehmlich die reichen Revaler und Narvaer Handelsherren in dieser Periode Güter erwerben, so sind die Vertreter anderer Berufe viel spärlicher gesäet.

Am zahlreichsten ist neben dem Patriziat als Grundbesitzer noch die Geistlichkeit vertreten. So wird das frühere bischöfliche Tafelgut

Fegefeuer, das gleich nach der Säkularisation dem letzten Bischof von Reval Moritz Wrangell zur Nutzniessung übergeben worden war, 1584 von der Krone dem neuen lutherischen Bischof Christian Agricola verlehnt. Kumna besitzt 1620 der Prediger an der Revaler Nikolaikirche Mag. Johann Knopius, nach dem es im estnischen noch heute Knoobuse möis heisst, 1649 treffen wir dort seinen Sohn Hans Knopf. Morras wird 1626 dem Pastor der Nikolaikirche Mag. Ericus zur Beck verliehen. Thula besitzt 1660 der Superintendent an der Olaikirche und Professor in Dorpat Gabriel Elvering, nachdem es schon 1614 dem secretarius status Hans Hansson Elvering verlehnt worden war. Walling besass 1575 der Predikant Herr Martin. Putkas besitzt um 1700 der Pastor der Nikolaikirche Gotthard v. Renteln. Kallina im Jeweschen kauft 1645 der Superintendent und präses consistorii Mag. Heinrich Stahl, der estnische Bibelübersetzer. Dirslet erwirbt ca. 1685 der Nuckö'sche Pastor Christian Mariaestadius Hasselblad.

Andere Berufe kommen nur mehr oder weniger ausnahmsweise vor, so der ritterschaftliche Landphysicus Dr. Florian Juchius, der Kurtna 1683 von seinem Schwiegervater, dem Bürgermeister Christian Straelborn erbt und es seinerseits seinem Schwiegersohn, dem Revaler Bürger Christian Krey hinterlässt. Korps besitzt um 1700 der 1712 nobilitierte Advocat und General-Auditeur in Reval Peter Jakob Eccard, Machters, Sack und Maidel um dieselbe Zeit der 1703 nobilitierte Revaler Lizentverwalter Jacob Erdtmann. Jöhntack im Jeweschen kauft 1662 der notarius publicus Hyeronimus Bresen, und den Apotheker Johannes Burchardt finden wir 1615 als Pfandbesitzer des Gütchens Habbinem bei Wiems.

Der Übergang zur russischen Herrschaft war für den Landerwerb des Bürgertums zunächst ungünstig. Das damalige Russland kannte einen Bürgerstand im europäischen Sinne überhaupt nicht, dementsprechend auch keinerlei bürgerlichen Rechte. Nur der Adel galt etwas im Russland jener Zeit, und demzufolge durfte auch nur er Eigentum an Landgütern besitzen. Wir sehen jedoch, dass das Bürgertum, vornehmlich Revals, es verstanden hat, sich über die von der russischen Zentralgewalt errichteten Hindernisse doch irgendwie hinwegzusetzen.

Hauptsächlich geschah dies auf zweierlei Weise. Einerseits genügte es in Russland — wie man damals sagte — einen »Character«, also einen »čin« oder einen gelehrten Grad zu besitzen, um Rechte

und Freiheiten zu erlangen, die man kraft seiner Geburt nicht besass. Andrerseits begann sich schon sehr bald das den baltischen Provinzen eigentümliche Rechtsinstitut des Erbpfandbesitzes herauszubilden, dessen Anfänge wir schon in sehr früher Zeit antreffen und das seinen Höhepunkt um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erreichte. Es wurde auch in allerweitestem Masse vom Adel gehandhabt, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, um die hohen Krepostgebühren zu sparen, die bei der Eigentumsübertragung erhoben wurden. Erbpfandbesitz konnte auch der Bürgerliche erwerben, das Land wurde auf längere Zeit, bis zu 99 Jahren, gepfändet, und de facto unterschied sich dieser Pfandbesitz in nichts vom vollgültigen Eigentum, wurde auch meistens über kurz oder lang in solches umgewandelt.

Zunächst freilich war es nicht sehr verlockend, Land zu besitzen, denn der nordische Krieg hatte alles verwüstet und die Arbeitskräfte des flachen Landes dezimiert. Der Adel war wieder einmal verarmt und hatte Schulden bei den städtischen Handelshäusern aufnehmen müssen, die er nun nicht in der Lage war, zu bezahlen. Dem Gläubiger blieb oft keine andere Möglichkeit, zu dem Seinigen zu gelangen, als sich eine gerichtliche Immission in das Gut seines Schuldners geben zu lassen, d. h. dasselbe in Besitz zu nehmen und auf eigene Rechnung zu bewirtschaften, so lange bis die Schuld gedeckt war, oder sich ein kapitalkräftiger Käufer fand, der den Gläubiger auszahlte. So finden wir zu Beginn der russischen Zeit so manche Revaler Kaufleute als immissionsweise Besitzer von Gütern. Einer der namhaftesten war der Ratsherr und Bürgermeister Johann Hueck Jobstsohn, der zu Anfang des Jahrhunderts eine ganze Reihe von Gütern pfand- oder immissionsweise besass. Allmählich festigten sich die Verhältnisse, und es traten wieder normale Zustände ein. Die Zahl der bürgerlichen Gutsbesitzer mehrt sich, wir können hier nur das 18-te und allenfalls die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in Betracht ziehen, denn später geht ihre Zusammensetzung allzu sehr in die Breite. Ich möchte mich darauf beschränken, in der Hauptsache die Berufsklassen näher ins Auge zu fassen, aus denen sich diese Gutsbesitzer rekrutieren.

Da haben wir zunächst wieder die Rats- und Kaufmannsfamilien, die Hetling, Frese, Brinck, Pfützner, Reichardt, Falck, Meyer, Thieren, Krause, Hoeppener, Buchau, Hiekisch, Oom, Eberhard, Droummer, Büttner, Michaelis, Reimers, Haecks, Baumann, Frey, Krechter u. a. m. Neben den Revalensern begegnen auch Bürger anderer Städte, so aus Narva die Ratsfamilien Sutthof, Königsfels, Götte,

Gendt, ferner Arps, Knoop und Bolton, aus Hapsal der Bürgermeister Joachim Johann Nöricke 1815 als Besitzer von Sallajöggi und Sternberg, aus Wesenberg der Ratsherr und Obergerichtsvogt Bengt Fromhold Strohm 1805 als Besitzer von Kandel, aus Pernau der Ratsherr Hans Ludwig Frey 1824 als Besitzer von Koppelmann. Der einzige Russe in dieser Gesellschaft ist der bekannte Kommerzienrat Wassili Tschernjagin aus Reval, der 1829 Körwentack im Merjama'schen erwirbt. Nach seinem Tode verkauft es sein Sohn Feodor 1856 an Graf Tiesenhausen.

Auf das Patriziat folgt dann bezeichnenderweise die Geistlichkeit. Es ist eine stattliche Reihe von Pastoren, die wir als Grundbesitzer antreffen. Meistens sind es die kleinen Güter, die mit Vorliebe von ihnen erworben werden. So besitzt der Pastor zu Goldenbeck Propst Heinrich Gutsleff 1726 Waikna und Gr.-Goldenbeck, der Hapsalsche Pastor Johann Ernst Strobel 1806 Laukota, der Jewe'sche Propst Paul Johann Knieper von 1726 bis 1750 Aggimall, Oberpastor Natzius 1739 Toila. Pastor Gustav Adolf Borge besitzt 1765 Jerwajöggi, während der Simonis'sche Propst Johann Georg Borge 1724 Innis innehat. Pastor Fass sitzt 1765 auf Ridaka, Pastor Axel Julius Herlin 1732 auf Kupnal u. s. f.

Aber vereinzelt sind durchaus auch grössere Liegenschaften, sogar ganze Güterkomplexe in geistlichem Besitz. So gehören dem Propst Helmich Reinhold Ludwig 1735 Attel und Rawaküll, während sein Nachfolger Propst Karl Bernhard Ehinger 1765 ausser diesen beiden Gütern noch Kedwa und Pühhat besitzt. Der Katharinensche Pastor Otto Gottlieb Harpe ist 1770 Besitzer von Itfer, Woljel und Weltz, während der Oberpastor am Dom Wilhelm Harpe 1740 Tuddo und Oehrten besitzt. Der Katharinensche, dann Pühhaleppsche Pastor Propst Georg Handtwig besitzt 1730 Fegefeuer, der Kusalsche, später Haggers'sche Pastor Jean Fromhold Poppen 1772 Oethel, der Haggers'sche Pastor Joachim Nicolas Wilcken 1726 Kurtna und Limmat, der St. Olai-Pastor Superintendent Heinrich Christoph Wrede besitzt 1732 Aggers und Kaulep.

Während dieser Besitz gewöhnlich nicht von langer Dauer war, kommen auch Fälle vor, wo Pastoren ihre Güter durch Generationen weiter vererben. So erwarb 1809 der Propst Abraham Nicolaus Winckler Oehrten, das bis auf den heutigen Tag im Besitz seiner Nachkommen ist. 1825 kauft der Narvasche Pastor Friedrich Dieckhoff Illuck, das bis 1912 in seiner Familie blieb.

Weniger zahlreich sind schon die Ärzte: Ich nenne den Ritterschafts-Chirurgus Foerster, der 1726 Pfandbesitzer von Jotma und Reggafer ist, den Hapsalschen Kreisarzt Jakob Johann Rubnau, 1785 Besitzer von Kebbelhof und Wilkilby, den Dr. med. Peter Friedrich Koerber, 1770 Besitzer von Innis, den Stabschirurgus Johann Wilhelm Weyrauch, 1765 Besitzer von Pühhajöggi, den Kreisphysikus Johann Dietrich Pezold, 1803 Besitzer von Tamsal, Dr. Heinrich Rinne, 1840 Besitzer von Pochjack, endlich den kaiserlichen Ehren-Leibmedicus Dr. Ssemjon Feodorowitsch Wolsky, 1839 Besitzer von Schl.-Felcks.

Die nächste Stelle nehmen die Juristen ein, unter ihnen besonders die Oberlandgerichts-Advokaten, die es verstehen, auf den Zwangsversteigerungen billig Güter zu erwerben, welche sie dann meist nach einiger Zeit mit Vorteil weiterverkaufen. So Christian David Rosenmüller, der 1814 Karjaküll, das spätere Hohenhof, kauft und es 1817 weiterverpfändet, Wilhelm Hetling in Tannenhof, Karl Friedrich Netz in Putkas, Karl Johann Schonert in Arbafer, Heinrich Johann Dörling in Pargel u. a. m. Von sonstigen Juristen wären zu nennen: der Oberlandgerichts-Secretär Alexander Hoeppener, 1836 Besitzer von Söttküll, Manngerichts-Secretär Georg Riesemann, 1811 Besitzer von Layküll, und der bekannte Kommentator des estländischen Ritter- und Landrechts, der Oberlandgerichts-Secretär Justus Johann Riesenkampff, 1726 Besitzer von Lellefer. Der Revaler Korn-Notar Thomas Hippius, der 1750 Lewer erwirbt, dürfte wohl eher zu den Kaufleuten, als zu den Juristen zu rechnen sein.

Von Angehörigen sonstiger Berufe bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wären zu erwähnen: der Schlossvogt Johann Vitus Langguth, der 1744 Jotma und Reggafer besitzt, der Postcommissaire Carl Johann Glocke, der 1822 Hageweid kauft, der Postmeister in Baltischport Martin Friedrich Ziliacus, der 1791 Laulasma erwirbt, welches 1823 offenbar von seinem Sohn dem Polizeimeister von Kremenetz Johann Friedrich Ziliacus wieder veräussert wird. Ferner der Rentmeister Teucher, 1740 Besitzer von Kaesal, der Sekretär Johann Friedrich Lübecken, 1740 Besitzer von Kumna und Putkas, der Fabrikant Michael Weber, der 1823 vom Revaler Kaufmann Johann Christian Walter Schl.-Etz erwirbt. In diese Reihe gehören auch mehrere Adjuncte und pensionierte Gouvernementsbeamte, der Bildhauer Rabe, der 1750, und der Hofmusikus Strauss, der 1757 das spätere Kl.-Ruhde'sche Beigut Libbomäggi besitzt, endlich der Fleischer Andreas Uhl, der 1750 Repnick und Illuck innehat, während der Hapsal-

sche Fleischer Widdrich, allerdings erst in späterer Zeit, von 1879—1881 Eigentümer von Gr.-Lechtigall und Niens ist.

Der erste Este, der ein Rittergut erwirbt, ist der Bauer Tönu Walk, genannt Waldmann, der 1870 Söttküll und Türsel kauft, später noch Jeglecht, und der als äusserst wohlhabender Mann stirbt. Seine Nachkommen sind heute vollkommen germanisiert. Von Interesse ist vielleicht noch die Familie Jöerist, die in mindestens zwei Generationen Piometz im Kirchspiel Turgel besitzt. 1732 wird Obristleutnant Joerist als Besitzer erwähnt, und noch 1799 besitzt es Major Gotthard Wilhelm von Joerist. Dabei ist die Familie, wie schon der Name andeutet, nachweislich estnischer Herkunft. Auf die spätere Zeit nach 1850 einzugehen, würde zu weit führen, da das Bild mit den Jahren ein immer buntscheckigeres wird.

4.

Wenn wir also zusammenfassen wollen, so lässt sich sagen, dass es in Estland von den ältesten Zeiten an bürgerlichen Gutsbesitz gegeben hat, und dass dieser sich im Lauf der Zeit immer mehr erweitert hat. An ihm sind alle sozialen Schichten beteiligt gewesen, wobei der Kaufmannsstand in der von uns behandelten Zeit an der Spitze steht. In die Augen fallend ist jedoch die Tatsache, dass die Besitzdauer in der grossen Mehrzahl der Fälle nur sehr kurz ist. Dass sich bürgerlicher Gutsbesitz durch Generationen in der Hand einer Familie vererbt, ist eine seltene Ausnahmeerscheinung. Auffallend ist auch die grosse Zahl der Konkurse bei Gutsbesitzern aus dem Kaufmannsstande, besonders zur russischen Zeit. Güter-Bankrotte sind ja bei uns zu Lande überhaupt keine Seltenheit gewesen, trotzdem scheint der Prozentsatz bei den bürgerlichen Gutsbesitzern ein bedeutend höherer zu sein, und zwar nicht so sehr bei den Ratsverwandten, als vielmehr bei den als »Kaufhändlern« bezeichneten Personen mit weniger bekannten Namen. Mit ein Grund dafür mag die Tatsache sein, dass es sich hierbei meist um kleinere Güter mit bekannt schlechtem Boden handelt, die überhaupt häufig ihre Besitzer wechselten und leicht in Kaufmannshände gerieten, während die grösseren und wertvolleren Güter viel stabiler in den Händen der Adelsfamilien verbleiben.

Die Ursachen, die die Angehörigen eigentlich städtischer Berufe veranlasst haben, auf das flache Land zu gehen und sich dort sesshaft zu machen, mögen die allermannigfachsten gewesen sein. Eine ganz wesentliche Rolle hat dabei jedenfalls der unbewusste Drang zur Bo-

denständigkeit gespielt, der jeder innerlich gesunden Volksgruppe innewohnt. Und wenn wir einen Blick auf unsere heutige Zeit werfen, wo es zwar in Estland keine Rittergüter mehr gibt, wohl aber einen hart umkämpften neuen deutschen Landbesitz, so muss es uns mit Freude und Genugtuung erfüllen, dass die junge Generation des städtischen deutschen Bürgertums mit in der Front derer steht, die um die Scholle und auf der Scholle ringen zum Segen künftiger Generationen.

»Vous êtes allemand!«

Zwei Briefe Parrots an Nikolai I.

Georg Friedrich Parrot ist vor allem durch seine stürmische und zum Ziel führende Energie bekannt, die er beim Auf- und Ausbau der Universität Dorpat entfaltete. Als Rektor der Universität (ihr erster Rektor Ewers war bald zurückgetreten) war er bei dieser Arbeit mit Kaiser Alexander I. in Berührung gekommen. Aus der Bekanntschaft wuchs schnell eine Freundschaft mit allem Überschwang, wie sie der Mode der Zeit entsprach. Fr. Bienemann hat den umfangreichen Briefwechsel in seinem Buche: »Der Dorpater Professor G. F. Parrot und Kaiser Alexander I.« Reval. 1902 veröffentlicht.

Das grösste Verdienst, das Parrot sich um die neue Landesuniversität errungen zu haben meinte, war die von ihm allein, ohne Mitwissen der übrigen zuständigen Instanzen dank seiner guten Beziehungen zum Zaren durchgesetzte Umwandlung der ursprünglich ritterschaftlichen Institution in eine staatliche Universität. Gewiss verbanden sich damals mit dieser Umwandlung verschiedene Vorteile, vorzüglich materieller Art. Andererseits aber hat der staatliche Charakter in späterer Zeit die Russifikation der Universität erleichtert. Die warme Freundschaft zwischen dem Zaren und dem vielseitigen Gelehrten, den in Parallele zu Leibniz zu setzen man sich versucht fühlt, erkaltete mit den Jahren, bis Alexander es schliesslich ablehnte, Parrot zu empfangen.

Alexanders Nachfolger Nikolai I., der Parrot nicht gekannt hat, aber wohl von ihm wusste, hat ihn schon bald nach seiner Thronbesteigung aufgefordert, in einer bestimmten Angelegenheit seine Ansicht zu äussern und dann die Aufforderung dahin erweitert, Parrot möge über alle möglichen Fragen, auch politische an ihn schreiben. Bei diesem merkwürdigen, einseitigen Briefwechsel hat Parrot auch

nie eine einzige Zeile von des Zaren Hand erhalten, wohl aber in etwa 22 Jahren gegen 200 Briefe an ihn geschrieben. Meist erhielt Parrot durch den Chef der Gendarmerie Grafen Alexander Benckendorff, der den Mittelsmann spielte, mündlich oder schriftlich eine Empfangsbestätigung oder einen kurzen Dank des Zaren. Auch auf den im Folgenden abgedruckten Brief vom 1. VI. 1843 erhielt Parrot ein kurzes Billet von Benckendorff, des Inhalts: man könne »den Kaiser dazu beglückwünschen, mit Aufmerksamkeit eine strenge Epistel gelesen zu haben«. Es ist gerade das Charakteristische der an Nikolai gerichteten Briefe Parrots, im Unterschied zu den an Alexander geschriebenen, dass sie von einem erstaunlichen Freimut sind, die selbst vor einer drastischen Kritik an den Ansichten und Massnahmen des Zaren nicht zurückschreckte und jeden anderen zweifelsohne nach Sibirien gebracht hätte. Wie weit diese Briefe auf Nikolai von Einfluss gewesen sind, müsste im Einzelnen noch untersucht werden. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass ihr Einfluss wohl gering blieb [1]).

Gerhard Masing

Brief an den Kaiser Nikolai I.
vom 1. Juni 1843.

Sire!

[Empfangen Sie gütigst den Ausdruck meines Dankes für Ihren Entscheid zu Gunsten der theologischen Fakultät Dorpats, zu Gunsten der evangelischen Kirche ganz Russlands. Sire, es ist eine Tat der Gerechtigkeit und der Einsicht, die ganz Europa als von Ihnen stam-

---

[1]) Die im Folgenden veröffentlichten Briefkonzepte Parrots befinden sich im Besitze von Frau von Krause-Vecmuiža, in deren Hände sie durch Erbgang gelangt sind und deren gütige Erlaubnis den Abdruck ermöglichte. Der erste Brief ist bereits, allerdings nur auszugsweise, von Fr. Bienemann in der »Deutschen Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart« (hrsg. von Richard Fleischer, 20. Jg. Bd. I, Febr.-Heft, S. 232) veröffentlicht worden. Der zweite Brief wird hier erstmalig veröffentlicht. In dem einzigen in Riga erreichbaren, in der Rigaer Stadtbibiliothek befindlichen einschlägigen Jahrgang dieser Zeitschrift sind die diesbezüglichen Seiten (von der Zensur?) herausgeschnitten. Bienemann hat die Ausfertigung der Briefe vor sich gehabt. Die Unterschiede zwischen Konzept und Ausfertigung erklärt Parrot selbst in einem Brief an Benckendorff: »Schicken Sie ihn (den Brief) mir zurück, um mein Konzept völlig genau darnach zu machen; denn bei der Reinschrift habe ich viel zugesetzt. Mein Eifer inspirierte mich«. (17. VI. 1843. Bienemann, a. a. O. S. 234.) Die gleiche Möglichkeit besteht natürlich auch beim zweiten Brief. Die Briefe sind in französischer Sprache abgefasst. In [] gesetzt ist, was Bienemann in seiner Edition weggelassen hat. Für die Abschriftnahme habe ich meinem Vater Dr. O. Masing zu danken.

mend erkennen wird, da Europa die Pläne des Ministers Ew. K. M. kennt. Gestatten Sie mir, Ihnen die gleichen Gefühle entgegenzubringen, von denen drei Millionen Ihrer getreuen Untertanen erfüllt sind, und Sie zu beglückwünschen [2]).

Gestatten Sie mir gleichzeitig, Sie an einen der edelsten dieser Untertanen zu erinnern, den unglücklichen Ulmann, der von demselben Minister so grausam behandelt worden ist [3]). Sein so wenig verdientes Unglück hat ebensosehr Anspruch auf Ihr Mitempfinden wie auf Ihre Gerechtigkeit. Sire! Überhören Sie meine Stimme nicht. Sie sind von seiner Unschuld überzeugt; ich bitte nicht darum, ihn in sein Amt wiedereinzusetzen, da seine zerrüttete Gesundheit ihm nicht gestatten würde, seinen Platz wiedereinzunehmen. Aber geben Sie ihm wieder die Mittel zur Existenz, ihm und seiner Familie, die ihn nicht mehr lange bei sich haben wird. Gewähren Sie eine Rente von 1430 Rbl. Silber für ihn, seine Witwe und seine Kinder, bis zur Volljährigkeit der letzteren; ungefähr soviel erhält jeder emeritierte Professor. Entreissen Sie ihn der grausamen Notwendigkeit von der öffentlichen Wohltätigkeit leben zu müssen.

Weisen Sie mich nicht ab, Sire, in der Meinung, dass Sie durch diese Tat die Schuld des Ministers in dieser Angelegenheit zugeben würden, der mit dem Geiste seiner ganzen Verwaltung so innig verbunden ist, in der Meinung, dass Sie, um konsequent zu sein, verpflichtet wären, die Bitte abzuschlagen; die wahre Konsequenz ist die Gerechtigkeit, und auf jeden Fall haben Sie das gute Recht, mitfühlend zu sein.

Aber vorausgesetzt, Sie hätten die Absicht sich an diese Konsequenz zu halten, glauben Sie, Sire, dass Sie wirklich etwas verlieren, wenn Sie sie ausser Acht liessen? Nein, Sie tragen damit zum Wohle Ihres Reichs und zur Ehre Ihrer Regierung bei. Die jährlichen Berichte dieses Ministers, die er mit soviel Emphase veröffentlicht hat, impo-

---

[2]) Der Kaiser hatte entgegen den Bestrebungen der Russifikatoren, die die Aufhebung der theolog. Fakultät der Universität Dorpat und deren Umwandlung in ein staatlich geleitetes Seminar wünschten, verfügt, dass die theolog. Fakultät nach wie vor bei der Universität Dorpat verbleiben solle. Der »Minister« ist Graf S. S. Uvarov, Minister der Volksaufklärung 1833—1849, bekannt durch seine Versuche, die balt. Provinzen zu russifizieren. Vgl. Tobien, Die livl. Ritterschaft I S. 318 f.

[3]) C. Ch. Ulmann, Rektor der Universität Dorpat und späterer Bischof, war Ende November 1842 seines Amtes enthoben worden. Vgl. (A. Buchholtz). Dt.-protestant. Kämpfe. S. 141 ff. Ulmann wurde erst von Alexander II. rehabilitiert. Sein Gesundheitszustand war damals recht schlecht.

nieren nicht, selbst den aufgeklärten Russen nicht, die hier nur seine Ruhmredigkeit herauslesen, schlecht verdeckt durch den Schein, Ihnen über alles zu berichten.

Glauben Sie nicht, Sire, dass es persönliche Gründe sind, wenn ich auf seine üble Tätigkeit hinweise. Es ist wahr, dass er mir einige Streiche gespielt hat, aber nicht mehr. Da er sehr gut weiss, dass ich unter Ihrem unmittelbaren Schutze lebe, wagt er es nicht, mich ernsthaft anzugreifen. Ich bin weit davon entfernt, seine guten Eigenschaften zu verkennen. Er ist voller Geist und Scharfblick, er hat Kenntnisse; er spricht mehrere Sprachen geläufig und angenehm. Diese Vorzüge, verbunden mit einem grossen Vermögen, lassen ihn für eine Gesandtschaft geeignet erscheinen, wo das Herz zudem keine Rolle spielt.

Sie kennen seinen unheilvollen Einfluss auf den Unterricht in den öffentlichen Schulen der baltischen Provinzen, deren geistiges Niveau er auf die Stufe der eigentlich russischen Provinzen herabdrücken will, anstatt die russische Kultur auf die Höhe der baltischen Provinzen zu heben, deren Glauben er versucht hat auszurotten, er, der alle seine Kenntnisse protestantischen Gelehrten verdankt! Den wichtigsten Punkten des Statuts der Universität zu Dorpat und des . . . . . hat er sich widersetzt und er vernichtet sie durch die Tat. —] Sire! Was Sie soeben lasen, ist weniger wichtig als das, womit ich Sie jetzt zu beschäftigen wünsche. Lesen Sie, ich flehe darum, das Weitere mit gesammelter Seele, mit von jeder Voreingenommenheit freiem Geiste, und der edlen Herablassung, deren Sie mich immer gewürdigt haben, wenn ich zu Ihnen von Ihnen selbst sprach.

Sie sind Deutscher, nicht allein durch das Blut Ihrer erlauchten Vorfahren, sondern auch durch die Gaben, die die Natur Ihnen verliehen hat, und durch die Grundsätze, zu denen Sie sich während der ersten zehn Jahre Ihrer Regierung bekannt haben. Warum schwören Sie heute jenen edlen Ursprung ab, Ihre germanische Natur? Glauben Sie, dass die slavische Natur Ihr Reich sicherer zum Gedeihen führen wird? Oder meinen Sie, beide Naturen in sich vereinigen zu können? Das ist unmöglich, heute vor allem. In Ihrem erhabenen Ahn, Peter dem Grossen lagen sie immer miteinander im Streit, und wenn Sie fortfahren, sie in sich vereinigen zu wollen, werden Sie zu Grunde gehen, (da die Russen nur Halbslaven sind).[4]). Ihre einzige, Ihre wahre

[4]) Fehlt bei Bienemann.

Aufgabe ist die, sich an die Spitze der Kultur[5]) zu stellen, um ihren Gang zu lenken, nicht um ihn aufzuhalten. Man schreibt der französischen Revolution den Fortschritt der Aufklärung zu; damit erweist man ihr zu viel Ehre. Hätte Napoleon sie nicht aufgehalten, sie hätte jeden Fortschritt der Erkenntnis vernichtet. Die schauderhafte Tyrannei der Minister unter Ludwig XIV., XV. und XVI. hat den Triumph der Ideen herbeigeführt, indem sie dabei die Schrecken der Revolution hervorrief. Sie hat Ihrem edlen Vater das Leben gekostet, der ein grosser Mann geworden wäre, wäre sein Leben nicht von Katharina II. und ihren Ministern verbittert worden. Man hat ihn zur Verleugnung seiner germanischen Natur gebracht, und als Lohn für dieses Opfer hat der Slavismus ihn geopfert. Betrachten Sie das Leben Ihres Bruders, des vielgeliebten Alexander. Während der ersten Hälfte seiner Regierung wurde er angebetet; während der zweiten überliess er sein Reich dem Slaven Arakčejev, durchdrungen von den Grundsätzen der Kongresse, die seinem Herzen fremd waren, und zum Schluss erwürgte ihn der Schmerz, seine germanische Natur verleugnet zu haben, bevor ihn noch die nationalen Dolche erreicht hatten. Alle Bemühungen seiner liebevollen und klarblickenden Elisabeth vermochten nicht, ihn vor sich selbst zu retten. O, ich werde nie die letzte Unterredung dieser edlen Kaiserin mit mir vergessen! Sie selbst, Sire, ist es nicht allein Ihr Mut gewesen, der Sie gerettet hat, Sie und Ihre erhabene Familie? Man fürchtete, die Regierung Pauls I. wiedererstehen zu sehen.

Der Slave will Europäer werden, glaubt sogar es schon zu sein, und Sie stützen einen verachteten Minister, der die Slaven dadurch zu gewinnen glaubt, dass er die Quelle der russischen Kultur verstopft. Ja, der Russe erkennt noch, wenn auch mit Widerwillen, die germanische Überlegenheit an und unternimmt Reisen, um sich einen weiteren Anstrich davon zu verschaffen und um den ministeriellen Despotismus seines Vaterlandes wenigstens für einige Zeit von sich abzuschütteln. Die Steuer auf Reisen ins Ausland stachelt die Begierde hierzu nur an. Man beargwöhnt Sie sogar, weniger die Ausfuhr von Bargeld als die Einfuhr von Wissen verhindern zu wollen. Wenn dieser heimliche Kampf so vieler entgegengesetzter Interessen allmählich zum offenen Kampfe wird, auf was, auf wen stützen Sie sich dann? Auf die Armee? Aber der Geist der russischen Soldaten wie der Offiziere, die Paris genommen haben und mehrere Jahre in Frankreich geweilt ha-

[5]) Bei Bienemann hinzugefügt »Russlands«.

ben, lebt noch, eine untilgbare Erbschaft, die die Armee von damals der Armee von heute hinterlassen hat, eine Erbe, das Ihre militärische Strenge nicht vergessen macht.

Wäre die hohe Geistlichkeit dazu geeignet, die überall nur dank der Schwäche der Könige stark ist? Die Ihrige, Sire, weiss, dass Sie germanischer Rasse sind und Ihre Zugeständnisse rein politischer Natur sind. Sie wünscht nichts so sehr, als einen Slaven auf dem Throne sehen, um unter seinem Namen über den Osten zu herrschen, wie es die lateinische hohe Geistlichkeit über Westeuropa getan hat.

Sire! Ihre wahre Politik ist, die Armee milde, die hohe Geistlichkeit streng, die niedere rücksichtsvoll und entgegenkommend zu behandeln und den öffentlichen Unterricht zu den Grundsätzen zurückzuführen, die vor zehn Jahren in den baltischen Provinzen herrschten — kurz, ein in jeder Hinsicht liberaler Kaiser zu sein. Geruhen Sie, sich dessen zu entsinnen, was ich Ihnen vor einem Jahr sagte, dass wenn ich Russland unter der Regierung Alexanders und der Ihren nützlich sein konnte, es deshalb war, weil ich meiner germanischen Natur treu blieb.

Es gibt noch ein sehr wichtiges Kapitel, der Ausübung der Justiz, wovon ich Sie ein andermal unterhalten werde, um es mit all' der Klarheit, die es verdient, zu behandeln. Eine andere Frage ist mir heute wichtiger: Ihre Gesundheit [6]).

(Es wäre überflüssig hier alle Leidenschaften und deren Stadien zu untersuchen, da es sich um Sie handelt, um Ihre Gesundheit, um Ihr Leben).[7]) Gestatten Sie mir, Ihnen Ihre zwei vorherrschenden Leidenschaften zu skizzieren, Ungeduld und Ehrgeiz.

---

[6]) Bei Bienemann hinzugefügt: »Die Statistik hat uns gelehrt, dass wenigstens bei den gebildeten Klassen in der Lebensperiode von 30 bis 60 Jahren es einen kurzen Zeitraum vom siebenundvierzigsten oder achtundvierzigsten bis zum fünfzigsten oder einundfünfzigsten Jahre gibt, in dem die Sterblichkeit am grössten ist. Sie erklärt sich beim Weibe natürlich durch die Umwälzung, welcher ihr körperlicher Zustand in diesem Alter unterworfen ist. Aber weder die Statistik noch die Medizin erklären diese Erscheinung bei den Männern. Wir müssen uns an die Moral wenden, um den Schlüssel zu finden. Die Periode vom vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre ist die, in der alle Leidenschaften ihre Höhe erreichen. In der Jugend sind sie stürmisch und machen sich nach aussen Luft; in der genannten Periode konzentrieren sie sich innerlich, zerfressen die Seele und bedrohen den physischen Bestand des Opfers.«

[7]) Fehlt bei Bienemann.

Jene durch eine rein militärische Jugend genährt, ist Ihnen wie angeboren. Diese hat nur einige Jahre nach Ihrer Thronbesteigung Wurzel gefasst; sie konnte nicht früher entstehen, da Sie in Ihrem geliebten und verehrten Bruder einen Monarchen sahen, dazu bestimmt, ein sehr hohes Alter zu erreichen. Sie brachten die Unschuld der Jugend [8]) auf den Thron mit, die sich aber nicht lange gegenüber den Ränken Ihrer Umgebung halten konnte, die Ihre Ungeduld kannte und sie zu ihrem Vorteil ausbeutete; die eigentlich Schuldigen waren die, die es am schnellsten taten. Daher stammt der schädliche Einfluss des militärischen Geistes auf die Zivilgeschäfte des Inneren und Äusseren. Daher stammt der Ehrgeiz, die Leidenschaft, die will, dass alles sich nach ihr und zwar sofort richtet. Ihr Ehrgeiz, Sire, geht nicht auf Eroberungen aus, sondern darauf, dass alles sich unter ihn beuge, in Europa wie in Asien. Fügen Sie die unglückliche Ansicht hinzu, dass ein Herrscher nie etwas widerrufen dürfe; das gibt Ihnen das Ansehen, als ob Sie auf Unfehlbarkeit abzielten. — Neben diesen Mängeln sehe ich Ihr gutes Herz, Ihren festen Willen, das Gute zu tun, und der Kampf der Fehler mit den guten Eigenschaften lässt den unruhigen, reizbaren Zustand Ihrer Seele entstehen, der Ihre Gesundheit schwächt, der Sie unterliegen lassen kann.

Das einzige Mittel, die kritische Periode, in die Sie eintreten, glücklich zu überstehen und sich des langen Lebens zu versichern, das die Natur Ihnen sonst verspricht, ist, Ruhe in Ihre Seele zu pflanzen, sich in Einklang mit sich selbst zu bringen. Sie werden es erreichen, wenn Sie Ihre Ungeduld beherrschen, die Fehler, die Sie unter dem Einflusse schlechter Berater begangen haben, wieder gutmachen, wenn Sie sich überzeugen, dass Ihr Volk Sie dafür segnen und das Ausland Sie ehren wird — endlich wenn Sie des festen Glaubens sind, dass der Kaiser von Russland kein Slave sein soll. [Geniessen Sie im voraus das Glück, die hohe Genugtuung, die Sie empfinden werden, wenn Sie sich werden sagen können: Ich habe mich selbst überwunden und ich erfreue mich in dieser neuen Epoche meiner Regierung nicht nur des oft hervorbrechenden stürmischen Beifalls des Volkes, sondern auch des ernst gemeinten Segens aller Schichten der Nation, die Gott mir anvertraut hat!].

Mein verstorbener Sohn hat unter sein Porträt die kostbaren Worte geschrieben: Der wichtigste Besuch, den du ma-

---

[8]) Bei Bienemann eingeschaltet »obwohl mit zu militärischen Sitten«.

chen kannst, ist der bei dir selbst. — Sire! Mein ganzer Brief ist ein Appell an Ihr Herz und Ihren Geist, einen gleichen Besuch zu machen. Machen Sie ihn unter Anrufung des göttlichen Beistandes!

So spricht zu Ihnen mit väterlichem Gefühl

Ihr Alter.

Petersburg, d. 1. Juni 1843.

Sire!

Ich möchte Ew. K. M. gegenüber eine heilige Pflicht erfüllen, welche mir seit einem Jahr das Herz beschwert, die aber hinter wichtigen Fragen des Tages zurückstehen musste. Ich will mit Ihnen von den Prinzipien sprechen, die Sie sich für die Kunst des Regierens aufgestellt haben. Diese Prinzipien werden durch drei Einheiten verkörpert, die Einheit der Sprache, die Einheit des Glaubens und die Eeinheit der Herrschaft. Sire, hören Sie nun die Stimme Ihres achtzigjährigen Alten, der die Menschen in allen Lagen des sozialen Lebens studiert hat, in der Geschichte und in den heiligen Schriften, — des Greises, der trotz zwanzigjährigen fast ergebnislosen Bemühungen, sein Vertrauen auf Sie noch nicht verloren hat, der stets gehofft hat, Sie eines Tages als vollkommenen Monarchen zu sehen, bewundert von Europa, geliebt von Russland. (Ich will Ihre drei Prinzipien analysieren und Sie werden entscheiden, ob sie mit Ihrem Ruhm, Ihren Pflichten und Ihrem Heil vereinbar sind.) [9])

Die göttliche Vorsehung hat Sie mit einer grossen Seele begabt, fähig diese hohe Bestimmung zu erfüllen. Aber wie ein junger Obstbaum im Frühling, dessen Blüten ein verhängnisvoller Frost getötet hat, bevor sie sich entfalten konnten, liessen Sie Grundsätze gelten, welche Ihnen die Seele erstarren machen. Kehren Sie zu sich selbst zurück und untersuchen Sie mit mir diese drei Einheiten, damit Sie sich davon überzeugen, ob sie Sie zum Ziel führen, ob sie überhaupt möglich sind. Lesen Sie diese Seiten mit Aufmerksamkeit.

Einheit der Sprache.

Sire, schlagen Sie die Bibel auf, Kapitel XI der Genesis, um dort den Ursprung der Verschiedenheit der Sprachen nachzulesen.

Und der Mensch, welcher in seiner individuellen Natur, in seinen äusseren Formen, in seinen geistigen Fähigkeiten, in seinem Charakter

[9]) Das Eingeklammerte ist durchstrichen.

soviel Verschiedenheiten zeigt wie die ganze Erde, Sie wollten ihn formen wie einen Tonklumpen in der Hand des Künstlers? Werden Sie das können? Nein —. Und Wollen ohne zu können, das bedeutet zu Grunde gehen. Und selbst wenn Sie es erreicht hätten, welchen Genuss hätten Sie davon, eine Masse von 60 Millionen menschlicher Wesen zu betrachten, die sich wie ebensoviele Automaten an einem einzigen Draht, Ihrem Willen nämlich, bewegen? Sie würden sich vor Ihrem Werke ekeln; Sie würden nicht mehr regieren wollen, Sie würden nicht mehr in dieser endlosen Steppe leben wollen, wo nichts wachsen würde als eine einzige Gattung Gras, die Sklaverei.

Erwachen Sie, Nikolai, erwachen Sie aus diesem trügerischen Traum, der Sie nur durch die Schwierigkeiten, die sich seiner Verwirklichung entgegenstellen, fesseln konnte. Glauben Sie mir: auf dem Totenbette werden Ihnen die Augen aufgehen, aber zu spät, und Sie werden über das elende Vermächtnis klagen, das Sie ihrem lieben Sohn Alexander hinterlassen.

Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, ob diese Seiten in Ihrem Herzen Widerhall gefunden haben. Eine Zeile von Ihrer Hand wäre mir so kostbar! Ich habe soviele von Ihrem erhabenen Bruder erhalten. Ihr Schweigen wäre mir sehr schmerzlich, denn es würde mir zeigen, dass ich auch heute vergeblich zu Ihnen gesprochen habe.

Ihr Alter

Ihr Parrot.

4. März 1846 (?).

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Ministerium für öffentliche Angelegenheiten

Auf der Sitzung des Ministerkabinetts vom 11. März wurde beschlossen, beginnend mit dem 1. April ein Ministerium für öffentliche Angelegenheiten zu begründen. Dem neuen Ministerium werden die Presse- und Vereinsangelegenheiten, der Rundfunk, die Schutzwehrorganisation, die Filmzensur u. a. übergeben. Zum Leiter des neuen Ministeriums wurde Minister A. Bērziņš ernannt.

Finanzminister Ēķis über die Geldpolitik der Regierung

Anlässlich der Eröffnung der Münzabteilung der Staatsdruckerei durch Finanzminister L. Ēķis unterstrich der Minister in einer Ansprache die Bedeutung der Tatsache, dass Lettland nunmehr zur Prägung seines Hartgeldes im Inland übergegangen ist. Die neue Prägemaschine, von der Firma »L. Schuler A.-G., Württemberg« geliefert, wurde in Gegenwart der zahlreichen Gäste feierlich angelassen. Im Verlauf seiner weiteren Ausführungen ging der Finanzminister auf die Geldpolitik der Regierung ein und unterstrich, dass die Regierung das Geld für die vielen neuen Unternehmungen durch Belebung eines toten Kapitals erhalte. Die Obligationen, die der Bauer gab, um vom Staat Geld zum Bau seiner Häuser zu erhalten, seien im Werte von 72 Mill. Lat der Bank von Lettland übergeben und damit der Belebung der Wirtschaft dienstbar gemacht worden.

Halbe Million aus dem Reingewinn der Lettlandbank

Die Bank von Lettland stellte dem Staatspräsidenten aus ihrem Reingewinn eine Spende von insgesamt 491 000 Lat zur Verfügung, darunter 300 000 Lat für den Ausbau des Uzvaras Parks.

„Auf dem Wege zum lettischen Gottesdienst"

Die »Jaunākās Ziņas« vom 15. März nehmen in einem aufschlussreichen Artikel gegen die Germanismen im lettischen Gottesdienst Stellung: »Wenn sich in unserem ganzen Leben immer überzeugender lettischer Geist und lettische Formen durchsetzen, dann ist es verständlich, dass auch die Kirche Reformen verlangt. Auf diesem Gebiet des Geisteslebens haben wir nur von Fremdem, Übernommenem gelebt. Fast der einzige nationale Faktor in unseren Gottesdiensten ist die lettische Sprache. Aber auch die ist veraltet und im Widerspruch zur lebendigen Sprache, sowie durchsetzt von Germanismen. Einzelne zaghafte Versuche haben das Bild kaum geändert.

Wenn wir unsere Kirche lettisieren wollen, müssen radikale Reformen einsetzen. Die wunderlichen Vorurteile müssen durchaus fallen, als ob alles Wahre, Grosse und Göttliche nur an eine »richtige« Konfession gebunden sei und als ob die religiösen Bestrebungen unserer Vorfahren, ihr Glaube und ihre Bräuche ethisch geringer zu bewerten seien und als »heidnisch« bezeichnet werden dürften. Die Vorurteile müssen aufgegeben werden, dass die bisher gepflegte lutherische Liturgie, die deutschem Geiste und deutscher Wesensart angepasst ist, schon die beste sei und nicht verändert wer-

den kann. Es muss auch das Vorurteil fallen gelassen werden, dass die bisher in der lutherischen Kirche gebräuchlichen geistlichen Lieder und Choräle die schönsten und erhabensten sind. Denn wir wissen, dass viele von ihnen echte oder umgemachte deutsche Volkslieder sind. Zu behaupten, dass gerade diese deutschen Lieder Gott mehr gefallen, als die von unserem Volke geschaffenen erhabenen Lieder, wäre ungerecht. Auch unter unseren heutigen Dichtern und Komponisten sind religiös fühlende, die die Zahl unserer Kirchenlieder würdig vervollständigen könnten. Mehr Wille, Mut und lettische Gesinnung — und auch unsere Kirche wird den neuen lettischen Geist und eine eigenartigere und erhabenere Schönheit künden.«

Abteilung für Rechtgläubige an der theologischen Fakultät

Am 17. März beschloss der Universitätsrat an der theologischen Fakultät der Lettländischen Universität eine Abteilung für die Ausbildung griechisch-orthodoxer Geistlicher zu begründen. In der Abteilung werden 2 Professoren und 3 Dozenten für die konfessionellen Disziplinen tätig sein. Die nichtkonfessionellen Fächer werden allen Studenten der Fakultät gemeinsam sein.

Tabakfabrik aufgekauft

Die Lettländische Kreditbank kaufte die Tabakfabrik A.-G. »Asimakis«. Laut Erklärungen der Kreditbank wurde die Fabrik erworben, um zu prüfen, ob Tabakwaren nicht billiger hergestellt werden können. Finanzminister L. Ekis erklärte, dass durch den Kauf auch anderen die Möglichkeit gegeben werden solle, in der Branche zu arbeiten.

Delegiertentag der d.-b. Volksgemeinschaft

Am 13. und 14. März traten die Delegierten der einzelnen Arbeitsgemeinschaften in Riga zum Delegiertentag der d.-b. Volksgemeinschaft zusammen. Die Tagung stand im Zeichen der Arbeitsberichte. Entscheidende Beschlüsse oder Wahlen fanden nicht statt, nur ein ausscheidendes Glied des Revisionsrates musste ersetzt werden. Ferner lag dem Delegiertentag die Annahme des ergänzenden Haushaltsplanes für 1936/37 ob.

Der Bericht des Präsidenten der d.-b. Volksgemeinschaft E. Mündel unterstrich die ausserordentlich ernste Lage der Volksgruppe: nur auf zähem Willen zur Arbeit, auf Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und wirkliche Leistung könne sich unsere wirtschaftliche Weiterexistenz

begründen. An die Ansprache des Präsidenten schlossen sich die Berichte der Ämter: Amt für Landbevölkerung, Nachbarschaften, Jugendberatung, Fürsorgeamt und der einzelnen Arbeitsgemeinschaften der Provinz.

Sehr nachdenklich stimmt die Feststellung des Fürsorgeamts, dass in irgend einer Form jeder 10. Volksgenosse von der Volksgemeinschaft unterstützt werde.

Am Sonnabend den 13. März besuchten die Delegierten gemeinsam mit den Amtswaltern der Nachbarschaften eine Sondervorstellung des »Deutschen Schauspiels« (»Urfaust«), woran sich abends ein geselliges Beisammensein schloss.

Delegiertenversammlung des deutschen Elternverbandes

Auf der am 14. März stattgehabten Delegiertenversammlung des Deutschen Elternverbandes berichtete Schulrat P. Ehlers über die Tätigkeit des Verbandes. Von 82 deutschen Lehranstalten werden zurzeit 36 vom Elternverbande unterstützt. Die Gesamtzahl der deutschen Schüler beträgt 8176 gegenüber 8548 im Vorjahre. Es ist ein Ansteigen der deutschen Schüler in den Landschulen zu verzeichnen.

ESTLAND

Nationalversammlung

Am 18. Februar trat die Nationalversammlung zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Die Tagung begann mit der feierlichen Vereidigung ihrer Glieder. Darauf fanden zunächst getrennte Eröffnungssitzungen der beiden Kammern statt. Die erste Kammer hatte den Vorsitzenden der Nationalversammlung zu wählen und ihre Wahl fiel auf den Dorpater Professor der Rechtswissenschaft Uluots.

Am Nachmittag desselben Tages fand dann die erste gemeinsame Vollsitzung beider Kammern statt, auf welcher der Staatsälteste eine grosse programmatische Rede hielt. In dieser Rede wies der Staatsälteste darauf hin, dass die Aufgabe der Nationalversammlung darin bestehe, die Fehler und Mängel zu beseitigen, die sich an der bisherigen Verfassung gezeigt haben. Dabei dürfe man aber nicht, so sagte er, Fremdes einfach übernehmen, sondern alles müsse organisch aus dem Wesen des estnischen Volkes hervorwachsen. Und weiter äusserte der Staatsälteste in seiner Rede die Ansicht, dass die Verfassung Estlands einer Umorganisation auf berufständischer Grundlage benötige. In dieser Richtung sei in der letzten Zeit bereits gearbeitet wor-

den, doch habe auf diesem Gebiete infolge der vorangegangenen liberalen Epoche in Estland ein so grosses Chaos geherrscht, dass zunächst nur das Wichtigste habe durchgeführt werden können. Neben den berufständischen Organisationen müsse das Parlament unbedingt beibehalten werden.

Wenige Tage nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung wurde ihr der von der Regierung ausgearbeitete Entwurf für eine ganz neue Staatsverfassung zugeleitet. Weitere Entwürfe sind in der hierzu vorgesehenen Frist nicht eingereicht worden. Auf einer erneuten gemeinsamen Sitzung der beiden Kammern wurde mit 96 gegen 10 Stimmen beschlossen, den vom Staatsältesten eingereichten Entwurf als Grundlage für die weitere Arbeit der Nationalversammlung anzunehmen. (Ein von dem Vertreter der Arbeiterkammer gestellter Gegenantrag, den Entwurf des Staatsältesten von der Tagesordnung abzusetzen, war vom Vorsitzenden Prof. Uluots nicht zur Abstimmung zugelassen worden.)

Der Regierungsentwurf

Der vom Staatsältesten in der Nationalversammlung eingebrachte Entwurf für eine neue Verfassung Estlands lehnt sich in vielem an die geltende Verfassung an. Doch enthält er auch sehr weitgehende und grundlegende Abweichungen. Er sieht ein Parlament vor, das aus zwei Kammern besteht. Die erste Kammer, im Entwurf heisst sie der Landtag, besteht aus 80 Gliedern, die nach dem Prinzip der Mehrheitswahl vom Volke gewählt werden. Die zweite Kammer heisst im Entwurf Staatsrat. Dieser setzt sich zusammen aus Vertretern der öffentlich-rechtlichen berufständischen Organisationen, der territorialen Selbstverwaltungen, der autonomen höheren Lehranstalten, der Kulturselbstverwaltungen der völkischen Minderheiten, und noch einiger anderer Organisationen. Ferner sollen zum Bestande des Staatsrats noch zehn vom Staatspräsidenten ernannte Glieder gehören, alle ehemaligen Staatspräsidenten, alle zu Kriegszeiten tätig gewesenen Militäroberbefehlshaber, der jeweilige Vorsitzende des Staatsgerichts, der jeweilige Militäroberbefehlshaber, der jeweilige Chef des Selbstschutzes, der jeweilige Präsident der Emissionsbank und die Oberhäupter der lutherischen und der orthodoxen Landeskirche.

Neben und unabhängig vom Parlament steht nach dem Entwurf das Staatsoberhaupt, hier Staatspräsident, nicht mehr Staatsältester genannt. Dieser wird vom Volke gewählt, aber nur aus der Zahl von drei Kandidaten. Zwei Kandidaten werden von den beiden Kammern

des Parlaments und einer von einer Vertreterversammlung der Kommunalparlamente aufgestellt. Verzichten zwei der genannten Organe auf die Aufstellung eines Kandidaten, so dass nur ein Kandidat für den Posten des Staatspräsidenten aufgestellt wird, dann findet überhaupt keine Wahl statt, sondern der aufgestellte Kandidat gilt automatisch als gewählt.

Was die Staatsregierung betrifft, so wird sie nach dem Entwurf wie bisher vom Staatspräsidenten ins Amt berufen. Sie bedarf des Vertrauens sowohl des Staatspräsidenten als auch des Parlaments.

Die Stellung der völkischen Minderheiten nach dem Entwurf

Die Bestimmungen des Entwurfs über die Rechte der völkischen Minderheiten finden sich im Abschnitt über die Grundrechte der Staatsbürger. Der in dieser Hinsicht wichtigste § 26 des Entwurfes lautet: »Die Glieder der völkischen Minderheiten können auf Grundlage und nach Massgabe der entsprechenden Gesetze für ihre kulturellen und Fürsorgebelange entsprechende Selbstverwaltungsorgane ins Leben rufen«. Während also die geltende Verfassung den völkischen Minderheiten noch unmittelbar das Recht auf Errichtung von Selbstverwaltungsorganen gibt, macht der neue Entwurf die Errichtung von Selbstverwaltungsorganen der völkischen Minderheiten von diesbezüglichen gesetzlichen Bestimmungen abhängig, wodurch die bisherige verfassungsmässige Garantie des Rechts der völkischen Minderheiten auf autonome Organe mehr oder weniger in Fortfall kommt.

Ähnliches gilt auch bezüglich des Rechts der Minderheiten auf die Benutzung ihrer Sprache im schriftlichen Verkehr mit den staatlichen Zentralorganisationen. Der § 23 der bisherigen Verfassung besagt, dass die Staatsbürger deutscher, russischer und schwedischer Volkszugehörigkeit das Recht haben, sich schriftlich in ihrer Sprache an die staatlichen Zentralinstitutionen zu wenden. Der neue Entwurf überlässt in dieser Frage alles der einfachen Gesetzgebung. Denn der entsprechende § 27 lautet folgendermassen: »Die Benutzung von Fremdsprachen im Verkehr der fremdstämmigen Staatsbürger mit den staatlichen Zentralinstitutionen und vor Gericht wird durch Gesetz geregelt.«

Auch das Recht auf muttersprachlichen Unterricht ist im neuen Entwurf wesentlich abgeschwächt. Die bisherige Verfassung besagt, dass den völkischen Minderheiten der muttersprachliche Unterricht garantiert ist. Im neuen Entwurf ist hinsichtlich der Mittel- und Fachschulen von einem muttersprachlichen Unterricht überhaupt nicht die Rede.

Nur in Bezug auf die Volksschulen heisst es, dass in den für die völkischen Minderheiten errichteten Volksschulen der Unterricht in der Sprache der betreffenden Minderheit erfolgt — nach Massgabe der entsprechenden Gesetze.

Vollkommen geändert sind in dem Entwurf die Bestimmungen über die völkische Zugehörigkeit der einzelnen Staatsbürger. Während es in der bisherigen Verfassung heisst, dass jeder estnische Staatsbürger seine völkische Zugehörigkeit frei nach eignem Ermessen bestimmen kann, lautet der betreffende § 25 des neuen Entwurfes folgendermassen: »Jeder estnische Staatsbürger hat ein Recht auf Beibehaltung seiner völkischen Zugehörigkeit. Das Verfahren über die Bestimmung der völkischen Zugehörigkeit der einzelnen Staatsbürger wird durch Gesetz geregelt.« Hiernach werden also die Staatsbürger nicht mehr nach eignem Ermessen ihre völkische Zugehörigkeit bestimmen können, sondern diese wird in einem besondern Verfahren von staatlichen Organen nach gesetzlich vorgeschriebenen Merkmalen festgesetzt.

Marschall Jegorow in Reval

Am 23. Februar traf der Chef des Stabes des räterussischen Heeres Marschall Jegorow aus Riga kommend in Reval ein. Er nahm am Tage darauf an den aus Anlass des Jahrestages des Estnischen Freistaates in Reval stattfindenden Festlichkeiten teil. U. a. wohnte er auch der grossen Militärparade bei, die auf dem Freiheitsplatz abgehalten wurde. Zu Ehren des Gastes fand ein Festempfang beim Staatsältesten und ein Festessen beim Oberkommandierenden der estnischen Wehrmacht General Laidoner statt. Nach zweitägigem Aufenthalt in Reval fuhr Marschall Jegorow nach Moskau weiter. Von der Landesgrenze schickte der Marschall dem Chef des estnischen Generalstabes General Reek ein Telegramm, in dem er für den herzlichen und freundschaftlichen Empfang dankte, der ihm in Estland zuteil geworden sei.

Ein weiterer Grenzzwischenfall mit Räterussland

Am 27. Februar wurden auf dem Peipussee wiederum drei estnische Fischer aus dem Dorfe Krasnagor von der räterussischen Grenzwache mitsamt ihren Pferden nach Russland verschleppt. Sie wurden nach etwa einer Woche wieder an Estland ausgeliefert. Wie die estnische Presse nachträglich zu berichten wusste, sind alle nach Räterussland verschleppten estnischen Fischer vor ihrer Auslieferung

an Estland von den russischen Behörden sehr genau über die Verhältnisse in Estland ausgefragt worden.

Die estnische Presse zur finnischen Präsidentenwahl

Die Wahl Kyösti Kallios zum Staatspräsidenten von Finnland wurde von der gesamten estnischen Presse aufs wärmste begrüsst. Gilt doch Kallio für einen ausgesprochenen Freund Estlands, was er u. a. auch dadurch gezeigt hat, dass er seinerzeit den finnisch-estnischen Freundschaftsverband gründete, dessen Vorsitzender er bis jetzt gewesen ist. Von dem neuen finnischen Staatspräsidenten erhofft die estnische Öffentlichkeit eine Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen Estland und Finnland.

Umorganisierung der deutschen Jugend Estlands

Da am 1. März dieses Jahres nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen das deutsche Pfadfinderkorps Estlands, die deutsche evangelische Jungenschaft und die deutsche evangelische Mädchenschaft Estlands ihre Arbeit unter den Schülern und Schülerinnen einstellen mussten, ergab sich die Notwendigkeit einer Neuorganisierung der deutschen Schuljugend Estlands. Entsprechend den diesbezüglichen neuen gesetzlichen Vorschriften sind jetzt an den einzelnen deutschen Schulen selbständige Schülerorganisationen ins Leben gerufen worden, die unter der Leitung von Lehrkräften der betreffenden Schule die Arbeit der bisherigen Jugendorganisationen für die Schüler und Schülerinnen weiter fortführen. Ein Zusammenschluss dieser einzelnen, für jede Schule getrennt bestehenden Organisationen zu grösseren Einheiten ist nach dem neuen Gesetz für die Schuljugend der völkischen Minderheiten nicht gestattet.

Dorpat, d. 17. März 1937. *Leo v. Middendorff*

Aus dem Schrifttum der Zeit

Otto Reuther: Der Goggolore

Unterhalb Sankt Willibald wohnte die Ullerin. Das war eine Trud. Sie konnte Wetter machen und verliebten Leuten einen Trank eingeben. Auch konnte sie mit der Haselrute schlagen, wo Gold vergraben war, und wusste, wie man Krankheit und Siechtum in einen Schusterdraht einknüpft. Im Dorf versah sie das Amt einer Seelnonne und Baderin.

Die Ullerin freute sich diebisch, als ruchbar wurde, dass im Zecherweberhof ein Erdmännlein umging.

Sie gedachte, es mit ihrer schwarzen Kunst zu bannen und in eine Flasche zu stecken als dienstbaren Geist.

Sie sprach zur Weberin: »Gevatterin! Ich han vernommen, dass ein Erdmännlein umgehet bei dir?«

»Ach ja,« sagte die Weberin, »das sei Gott geklagt! Zeipoth hat's hergezogen, und nun werd ich das verflucht Unziefer nimmer los.«

»Gevatterin,« sagte die Baderin, »ich sieh wohl, dass du Kummer habest drum. Solche Erdgeister bringen Schad jedwedem, der keinen Spruch dagegen weiss oder kein gefeit Krautwerk unterm Dach hat. Was bin ich froh, dass ich's gelernt hab von meiner Ahnbas seligerweis, wie man sich solch heillos Gespenstervolk vom Halse hält.«

»Gevatterin,« sagte da die Weberin, »wenn du mir die Wohltat tätest und das Unziefer bannen wolltest aus meinem Haus, so wollte ich dir's gar christlich lohnen, denn ich will keine Gemeinschaft haben mit solch höllischem Viehzeug.«

»Ja,« meinte die Ullerin, »wenn das so einfach ginge! Weberin! Wenn du seinen Namen könntest innewerden, wär's schnell getan. Wer den Nam' weiss, hat die Macht drüber. So aber wird's ein schwierig Werk werden.«

»Versuchs, Baderin!« bat die Weberin eindringlich, »wer anders als du könnt mir Abhilf schaffen!«

So kamen sie beide überein, dass die Ullerin der Zecherweberin das Erdmännlein fangen sollte. Dafür sollte sie einen Dukaten und zwei Eimer süssen Butterrahmes haben. Der Fang sollte geschehen, wann man das nächstemal Spinnstube hielte bei der Zecherweberin und die Nachbarschaft zu ihr in den Heimgarten käme.

Dann gingen beide auseinander, die Weberin zu den Nachbarinnen, um sie einzuladen in die Kunkelstub zu Schnaps und Lebzelten, die Ullerin nach Hause.

Dort band sie einen grossen blauen Schurz um, zog gemach die Stirne in Falten und überlegte lange Zeit hin und her: wie konnte sie dem Waldwesen zu Leibe rücken, da sie es nicht zu rufen, zu beschreien wusste?

Als der Abend düsterte, zündete sie ihre zinnerne Ölfunzel an und stieg hinauf auf den dunklen Dachboden. Dort hing, in mächtige

Büschel gebunden, dürres Kräuterwerk. Weil nun die Erdmännlein starken Duft über alles lieben, gedachte sie aus dem Kräuterwerk eine Lockspeise zu bereiten. Fürsorglich und mit grossem Bedacht brach sie ein Stänglein bittere Meisterwurz, die dem Gedärm so wohl bekommt; nahm Engelskraut, das lieblich duftet und aufs Gemüte wirkt. Das zerrieb sie prüfend zwischen den Fingern, hielt's an die Nase, ob's auch stark genug röche, und tat's in den Schurz. Auch scharfen Dost, beizendes Pfefferblatt und gelbe Niesswurz fügte sie bei. »Dann,« sprach sie so bei sich, »kann's wohl nicht schaden, wenn ein Klümpchen Galgenholz mitkocht. Vorne in dem Steintopf steht eines, das ist gut abgelagert und von grosser Kraft.« Also tastete sie sich im Dämmerlicht zu den Töpfen und Krügen beim Dachgiebel. Dort nahm sie vom Galgenholz eine ordentliche Prise. Schliesslich, damit die Mischung vollkommen sei, hob sie noch aus einem Kruge ein gedörrtes Lurchenweibchen und etwas getrocknete Blutspinne. Nachdem sie auf solche Weise sich mit allem Notwendigen wohl versehen hatte, kletterte sie wieder hinab in ihre Kuchel, machte aus Ginsterreis und Fenchelbesen ein Feuer und kochte unter mancherlei geheimen Sprüchen einen dicken Leim, dessen würzigen Duft sie lüstern in ihre Habichtnase einsog.

Als nun aber der Sud gargekocht war, trennte sie ihren rotgoldenen Brustlatz auf, worinnen wohlverwahrt und eingenäht der Fingernagel eines Gehenkten verborgen war. Den hatte ihr Meister Hans Holker, Henker der hochehrbaren Stadt Landsberg, zu einem Geschenk gemacht aufs neue Jahr, alldieweilen solcher Mumie eine mächtige Kraft innewohnt über alle Unterirdischen und den Mond. Diesen Fingernagel legte sie in einen Topf, goss den Kräutersud darüber und stellte alles wohl zugedeckt in den Herdkamin, damit es warm stünde und gut ziehen könne.

Mit dem Goggolore war's nun ein eigen Ding um diese Zeit. Zu Zeipoth sagte er mit einer strengen Miene, sie solle ihm unten in der Stube einen grossen irdenen Topf ins Ofenloch stellen. Auch solle sie einen hölzernen Deckel drauftun und das Ofentürl zumachen, dass die Bäuerin nichts merke. In den Topf dürfe sie nicht hineinsehen, sonst erginge es ihr schlimm.

Zeipoth tat wie befohlen.

Die ganze Nacht hörte sie ihn im Ofen und im Kamin rumoren.

Als sie am Morgen von ihrer Schlafkammer stieg, begegnete sie ihm auf der Treppe. In jeder Hand trug er eine zappelnde, pfeifende

Maus. Die hatte er mit festem Griff am Genick, dass sie nicht beissen und nicht entwischen konnten. So stieg er eiligen Schrittes die Speicherstiege hinunter und verschwand im Schürloch des Stubenofens. Den ganzen Tag gings treppauf und treppab. Kaum dass er sich Zeit nahm, zu Zeipoth aufzusehen, die ihm kopfschüttelnd nachguckte.

Im Ofen pfiff und krabbelte es, dass es die Weberin merkte. In Sorgen ging sie zur Ullerin und erzählte ihr den Umtrieb. Die aber sagte nur: »Gevatterin, schweig still und freu dich. Das ist ein gut Anzeichen, so das Wild in der Nähe ist. Da werden wir das Erdmännlein leichter erwischen. Ich habe eine Leimrute zurecht gemacht mit grosser Kunst.«

Der Abend kam und mit ihm die Nachbarinnen, alle wohl gerüstet mit zierlich gedrechselten Kunkeln und spitzen Zungen.

Auch die Ullerin bewaffnete sich mit dem Spinnrocken und etlichen Spindeln. Ausserdem aber nahm sie ein ungeschältes Haselrütlein, netzte es tüchtig mit dem dicken Kräutersud ein und bestrichs siebenmal mit dem Fingernagel des Gehenkten, dass sie damit nach dem Goggolore schlagen könne, wenn er ihr nahe käme, und er dran kleben bliebe wie die Gimpel an den Leimruten. Dann verbarg sie's unter ihrem Schurz in den Rockfalten und machte sich auf den Weg hinüber zu der Zecherweberin.

Dort waren bereits die Gevatterinnen versammelt. Sie sassen ringsum auf der Bank an der Wand, eine hinter der anderen, nickten mit den Köpfen und warfen mit flinken Händen ihre sausenden Spindeln. Sooft aber eine irgendeiner Abwesenden an der Ehre geflickt hatte, nickten sie mit ihren goldenen Hauben und sprachen eifrig: »Ja, ja, Gevatterin, so ist es, so ist es.« Dazwischen spuckten sie auf den Daumen und zogen den Faden durchs Maul, damit er fein und glatt würde.

Unter sie setzte sich die Ullerin und tat desgleichen. Während sie spann, schielte sie unvermerkt unter der Haube hervor und hielt eifrig Umschau, ob sie nicht irgendwo den Goggolore bemerken könnte, falls ihn der Duft der Kräuter anlocke. Es dauerte gar nicht lange, da entdeckte sie, dass er im Ofenloch neben einem grossen Topf sass und aufmerksam zuschaute. Doch tat sie so, als hätte sie nichts gesehen. Die Gevatterinnen aber sassen, spuckten und spannen und nickten mit den Köpfen. Nebenbei tranken sie Schnaps und vergassen auch der Lebzelten nicht.

Plötzlich bemerkte die Mesmerin, gerade wie sie ihre spitze Nase ins Schnapskrüglein tauchte, den Goggolore.

»Oh,« schrie sie und bekreuzte sich, »Gevatterinnen! Sehet nach dem Ofenloch! Dort sitzt der Hutzelmann leibhaftiger Seel! Mein Gott,« sprach sie, »Weberin! Was bist du doch für ein geschlagen Leut, dass du den heillosen Unziefer im Hause haben musst.«

»Ja,« sagte die Weberin, »Gott sei es geklagt. Er ist zu nichts nütze. Wisset, Gevatterinnen, wenn er wollte, könnte er beflissentlich Arbeit tun. Aber nur die Bosheit ist in ihm und grosse Schlechtigkeit.«

So sprach sie und beschimpfte ihn.

Er aber strich sich den Bart.

Dann hüpfte er ganz unvermutet aus dem Ofenloch heraus in die Stube und begann leise singend mit den Fingern zu schnackeln und rundum zu tanzen. Und siehe da — alle die Spindeln fingen an, wie von unsichtbarer Hand geleitet auf ihn zu zu wirbeln, immer schneller, immer rascher, je flinker der Goggolore vortanzte.

Das war artig anzusehen. Wie wenn die Jungfern im Mai den Reihen springen, so schwangen sich die Spindeln wunderlieblich um den Goggolore mit mächtigem Schnurren und Brummen.

Und die Gevatterinnen staunten über die Massen. Sie rissen Maul und Augen auf, wurden fröhlich und huben an, den Goggolore zu loben.

Der aber tanzte immer rundum.

Nur die Ullerin schwieg und lauerte.

Und der Goggolore sah sie unverwandt an und tanzte. Tanzte unbeirrt weiter, immer rundum.

Als er ihr aber durchaus nicht in die Nähe kam, griff sie plötzlich unter den Schurz und schlug mit dem gefeiten Leimrütlein aufs Geratewohl nach ihm.

Wehe über sie, dass sie es getan!

Der Goggolore tat einen Sprung zur Seite über die Spindeln weg. Da fielen diese kunterbunt durcheinander und verwirrten sich so sehr, dass die Gevatterinnen alle heulend die Hände über dem Kopf zusammenschlugen und am Boden hinknien mussten, um den heillosen Wirrwarr der Spindeln und Fäden zu entwirren unter gotteslästerlichem Schelten auf die Ullerin. Der Goggolore aber war zurückgeschlüpft ins Ofenloch und schob nun mit Macht den grossen Topf heraus, dass er auf den Stubenboden herunterfiel und krachend zerschellte. Im gleichen Augenblick huschten hunderte von grauen Mäusen in die

Stube, denn der Topf war ebenvoll angefüllt damit. Weil aber die Gevatterinnen am Boden knieten und sich um die verwirrten Spindeln zankten, schlüpften ihnen die grauen Mäuslein unter die Röcke, krochen unter die Schürzen und in die Kittel. Darüber überkam sie ein grausiges Entsetzen. Die einen stiegen auf Tisch und Bänke und fielen wieder herunter in der eiligen Not. Die anderen nahmen ihre Kunkeln und schlugen blindlings nach den Mäusen, trafen aber, des Zielens ungeübt, die Nachbarinnen. Dazu gellten und schrien sie, als ob sie allesamt am Spiesse steckten. Sogar den Lichtstock warfen sie um, also dass sie sich im Dunkeln verprügelten auf gar gründliche Art.

Der Weber nebenan in der Kammer hörte den Krach, schlug ein Licht an und tappte in die Stube. Als er die Rauferei sah, nahm er eine Gevatterin nach der anderen bei Kragen und Kropfschnalle, gab ihr einen wohlgesetzten Tritt in den Hintern und warf sie zum Haus hinaus.

Dann riegelte er die Türe zu.

Das reizte die Gevatterinnen noch mehr.

Schäumend vor Wut forderten sie einander zum Kampf und huben unter Fluchen und gellendem Gekeif eine gewaltige Schlacht an.

Mächtig schwangen sie ihre Spinnrocken, dass sie krachend an den Köpfen splitterten.

Listig stachen sie mit den scharfen Spindeln nach Augen und Hals.

Holzscheite schwangen sie und verbläuten sich mit Mistgabel, Dreschflegel und Wagscheit.

Vater Irwing und Zeipoth schauten zum Fenster herab. Der Mond stand am Himmel und goss sein silbergrünes Licht darüber aus.

Der Goggolore aber hockte zuhöchst am Dachfirst. Sooft die Wut des Kampfes zu erlahmen drohte, hob er etliche Schindeln ab und warf sie unter die Gevatterinnen, worauf die Schlacht mit erneuter Heftigkeit entbrannte.

Als am nächsten Morgen die liebe Sonne des nächtlichen Schlachtfeldes ansichtig wurde, mit all den zerfetzten Goldhauben, Tüchern, Röcken, Kitteln, da musste sie lachen den ganzen Tag.

Unter den Weibern aber war Feindschaft aufgerichtet für diesen Winter.

Aus: Otto Reuter »Der Goggolore«. Eine heidnische Legende aus Altbayern, München, bei C. H. Beck, 1936.

KLEINE BEITRÄGE

Lettre à l'Empereur Nicolay 1-er du 1-r juin 1843

Sire!

Recevez avec bonté le tribut de ma reconnaissance pour Votre décision en faveur de la faculté théologique de Dorpat, en faveur de l'Eglise évangélique de toute la Russie. Voila, Sire, un acte de justice et de lumière que toute l'Europe reconnaitra être de Vous, puisque l'Europe connoit le plan du Ministre de V: M:J: Permettez moi de Vous offrir les mêmes sentimens dont trois millions de Vos fidéles sujets sont pénétrés et de Vous en féliciter.

Permettez-moi en même tems de Vous rappeller un des plus nobles de ses sujets, le malheureux Ulmann, si cruellement maltraité par ce même Ministre. Son malheur si peu mérité a droit à Votre compassion autant qu'à Votre justice. Sire! Ne soyez pas sourd à ma voix. Vous êtes persuadé de son innocence, je ne demande pas de la réintégrer dans sa place, que sa santé délabrée ne lui permettroit pas de reprendre. Mais rendez-lui les moyens de vivre lui et sa famille qui ne le possidera pas longtemps. Donnez-lui une rente de 1430 Ru argent pour lui, sa veuve et ses enfants jusqu' à l'âge de majorité du dernier; ce qui est à peu-près ce que reçoit chaque Professeur émérité. Arrachez-le à la cruelle nécessité de vivre de la charité publique.

Ne me refusez pas, Sire, dans l'idée que Vous avoueriez par la le tort du Ministre dans cette affaire qui est si intimement liée a l'esprit de toute son administration, dans l'idée que pour être conséquent, Vous seriez obligé de le renvoyer; la vraie conséquence, c'est la Justice, et en tout cas Vous avez bien le droit d'être compatissant.

Mais en supposant que Vous voulussiez tenir à cette conséquence, croyez-Vous, Sire, que Vous perdriez en effet à son éloignement? Non, Vous y gagneriez, pour le bien de Votre Empire et l'honneur de Votre règne. Les rapports annuels de ce Ministre, qu'il publié avec tant d'emphase, n'en imposent pas, même aux Russes éclairés qui y lisent sa jactance, mal cachée sous le voile de tout rapporter à Vous.

Ne croyez pas, Sire, que ce soit pas des raisons personelles que je Vous dévoile ses méfaits. Il est vrai qu'il m'a joué quelques niches, mais rien de plus; car il savoit trop bien que je vis sous Votre protection immédiate pour oser m'attaquer sérieusement. Je suis bien éloigné de méconnoître ce qu'il a de bon. Il est plein d'esprit, de pénetration et de finesse, il a des connaissances; il parle bien et avec agrément plusieurs langues. Ces qualités, jointes à une grande fortune, le qualifient pour une ambassade, ou du rèste le coeur n'entre pour rien.

Vous connaissez son influence désastreuse sur l'Instruction publique des provinces baltiques, dont il veut rabaisser les lumières au niveau de celles des provinces proprement russes, au lieu d'élever la civilisation russe à la hauteur de celles des provinces baltiques, dont il a tenté de ruiner la Religion, lui qui doit toutes ses connoissances à des Savants protestants! Il a frondé, annule de fait le principaux points des Statuts de l'Université de Dorpat et de — Sire! Ce que Vous venez de ere est la moindre idée dont je désire Vous occuper en ce moment; lisez, je Vous en supplie avec une âme recueillie, avec un esprit dégagé de toute prévention, avec cette no-

ble condescendance que Vous avez constamment daigné me témoigner lorsque je Vous parlais de Vous-même.

Vous êtes Allemand, non seulement par le sang des Vos illustres ancêtres, mais aussi par les dons que la Nature Vous a faits par les principes que Vous avez professés pendant les dix premières années de Votre régne. Pourquoi abjurez-Vous aujourd'hui cette noble origine, Votre nature germanique? Croyez-Vous que la nature slave même plus sûrement Votre Empire au bien? Ou pensez-Vous pouvoir réunir ces deux natures en Vous? Cela est impossible, surtout aujourd'hui. Dans Votre auguste aïeul, Pierre le Grand, elles étoient toujours en querelle, et si Vous continuez à vouloir les réunir en Vous, Vous Vous perdrez, parce que les Russes ne sont plus que des demi-Slaves. Votre seul, Votre vrai rôle est de Vous mettre à la tête de la civilisation pour en régler la marche, non pour l'arrêter. L'on attribue à la révolution française le progrès des lumières; on lai fait en cela trop d'honneur. Si Napoléon ne l'avoit arrêtée, elle eut détruit tout progrès de l'intelligence. C'est l'affreuse tyrannie ministérielle qui, sous les Louis XIV, XV et XVI a amené le triomphe des idées, en provoquant les horreurs de la Révolution. C'est-elle qui a coûté la vie à Votre noble Père, qui eut été un grand homme si sa vie n'eut été empoisonnée par Catherine II et les Ministres. On lui avoit fait renier sa nature germanique et pour prix de ce sacrifice le Slavonisme l'a sacrifié. Contemplez la vie de Votre frère, le bien aimé Alexandre. Pendant la première moitié de son régne il fut adoré; pendant la seconde, imbu des maximes de Congrès, étrangères à son coeur, il abandonna son Empire au Slave Araktschejew, at à la fin le regret d'avoir renié sa nature germanique l'a immolé avant que les poignards nationaux l'aient atteint Tous les efforts de sa tendre et prévoyante Elisabeth ne purent le sauver de lui-même. Oh! je n'oublierai jamais la dernière conversation de cette noble Impératrice avec moi. Vous-même, Sire, n'est-ce pas votre courage seul qui Vous a sauvé, Vous et Votre auguste famille? On craignoit de voir renaître le régne de Paul I.

Le Slave veut devenir européen, croit même déjà l'être, et Vous soutenez un Ministre méprisé, qui croit se concilier les Slaves en tarissant la source de la civilisation russe. Oui, le Russe reconnoit encore, quoiqu' à regret, la supériorité germanique et voyage pour s'en approprier une teinte de plus et secouer, au moins pour quelque tems, le despotisme ministériel de la Patrie. L'impot sur les voyages à l'étranger ne fait que stimuler cette avidité. On Vous supçonne même de vouloir moins empêcher l'exportation du numéraire que l'importation des lumières. Si par suite de cette lutte sourde de tant d'interêts opposés il résulte une lutte ouverte, sur quoi, sur qui établissez-Vous Votre appui? Sur l'armée? Mais l'esprit des Soldats comme des officiers russes qui pris Paris et ont séjourné des années en France, vit encore, un héritage indelébile que l'armee d'alors a légué à l'armée d'aujourd'hui, héritage que Votre sévérité militaire ne fait pas oublier. — Servit-ce le haut-Clergé, qui partout n'est fort que de la foiblesse des Rois? Le votre sait, Sire, que Vous êtes de râce germaine et que Vos concessions ne sont que de la Politique. Il ne désire rien tant que de voir un slave sur le trône pour règner sous son nom sur l'Orient comme l'a fait le haut-Clergé latin sur l'Europe occidentale.

Sire! Votre vraie Politique est de traiter l'Armée avec douceur, le haut-

Clergé avec rigueur, le bas-Clergé avec égard et bienfaisance, et de ramener l'Instruction publique aux principes qui règnoient il y a 10 ans les provinces baltiques, bref d'être un Empereur libéral à tous égards. Daignez Vous rappeler ce que je Vous ai dit il y a un an, que si j'ai pu être utile à la Russie sous le règne d'Alexandre et le Vôtre, c'est en restant fidèle à ma nature germanique.

Il est encore un chapitre bien important, l'exercice de la Justice, dont je Vous entretiendrai une autrefois, pour le traiter avec toute la clarté qu'il mérite. Un autre objet me presse aujourd'hui davantage, celui de Votre santé.

Il seroit inutile de parcourir ici toutes les passions et leurs phases, puisqu'il s'agit de Vous, de Votre santé, de Votre vie. Permettez-moi de Vous présenter l'esquisse de Vos deux passions prédominantes, l'impatience et l'ambition.

Celle-là, nourrie par une jeunesse toute militaire, Vous est comme innée. Celle-ci n'a pris racine que quelques années après Votre avénement au trône; elle ne pouvoit naitre plus tôt, parceque Vous voyiez dans Votre frère chérie et révéré un Monarque destiné à atteindre un âge très avancé. Vous apportâtes sur le trône l'innocence de la jeunesse, qui ne put tenir longtems contre les artifices de alentours, qui connoissoient Votre impatience et l'exploitèrent a leur profit; les vrais faiseurs furent ceux qui firent le plus vîte. De la' la pernicieuse influence par l'esprit militaire dans les affaires civiles de l'Intérieur et de l'Extérieur. De la naquit l'ambition, la passion qui veut que tout se règle sur elle, et soudainement. Votre ambition, Sire, ne vise pas aux conquètes, mais à ce que tout plie sous elle, en Europe comme en Asie. Ajoutez à cela, Sire, le malheur de croire qu'un Souverain ne doit jamais se rétracter; ce qui Vous donne l'air de viser à l'infaillibilité. — A côté de ces défauts je vois votre bon coeur, Votre volonté ferme defaire le bien, et c'est du combat de ces défauts et de ces bonnes qualites que nait l'état inquiet, irritable de Votre âme, qui affaiblit Votre physique, qui peut Vous faire succomber.

Le seul moyen de passer heureusement la période critique dans la quelle Vous entrez et de Vous assurer la longévité que la Nature Vous promet d'ailleurs, c'est d'implanter le calme dans Votre âme, de Vous mettre d'accord avec Vous-même. Vous y réussirez en dominant Votre impatience, en réparant les fautes que Vous avez commises influencé par de mauvais conseillers, en Vous persuadant que Votre peuple Vous en bénira et l''étrangée Vous en honorera — enfin en Vous convainquant que l'Empereur de Russie ne doit pas être un Slave. Goûtez d'advance le bonheur, la satisfaction sublime, que Vous éprouverez lorsque Vous pourrez Vous dire: Je me suis vaincu moi-même et je jouis dans cette nouvelle ère de mon règne non seulement des acclamations bruyantes, souvent provoquées, du peuple, mais des bénédictions sincères de toutes le classes de la Nation que Dieu m'a confieé!

Mon fils défunt a écrit sous son portrait ces mots précieux: La visite la plus importante que tu puisses faire est chez toi-même. Sire! Tout ma lettre est un appel à Votre coeur et à Votre esprit pour une pareille visite. Faites la en implorant l'assistance divine.

C'est ainsi que Vous parle avec un sentiment paternel

Votre vieillard.

Pétersbourg
le 1r juin 1843.

Sire!

Je vais remplir un devoir sacré envers Votre M. J. qui me presse depuis un an sur le coeur, mais qui dût céder à des objets graves du moment. Je viens Vous parler des principes que Vous Vous êtes faits sur l'art de règner. Ces principes se concentrent dans trois unités, Unité de langage, Unité de Religion, Unité de pouvoir. Ecoutez enfin, Sire, la voix de Votre vieillard octogenoire qui a étudié les hommes dans toutes les conditions de la vie sociale, dans l'Histoire et dans les livres saints, de se viellard qui malgré vingt années d'efforts presque infructueux, n'a pas encore perdu sa confiance en Vous, qui espéroit sans cesse Vous voir un jour un Monarque accompli, l''admiration de l'Europe, l'amour de la Russie. (Je vais analyer Vos trois principes et Vous jugerez s'ils sont compatibles avec Votre gloire, avec Vos devoirs, avec Votre salut.) La divine Providence Vous à doné d'une grande âme, capable de remplir ces hautes destinées. Mais tel un jeune arbre fruitier au printemps dont une funeste gelée a tué les fleurs avant qu' elles aient pu éclore, Vous avez admis des principes qui Vous glacent l'âme. Revenez à Vous-même et examinez avec moi ces trois unités pour Vous convaincre si elles Vous amèneront au but, si elles sont seulement possibles. Lisez ces pages avec recueillement.

Unité de langage.

Sire, ouvrez la Bible au chapitre XI de la Genèse, pour y lire l'origine de la diversité de langues.

Et l'homme qui offrant dans sa nature individuelle dans ses formes extérieures, dans son intelligence et dans son caractère autant de variété que la terre entière, Vous voudriez le façonner comme une masse d'argile dans la main du sulpteur? Le pourrez-Vous? Non —. Et vouloir sans pouvoir c'est se perdre. Et même quand Vous auriez réussi, quelle jouissance auriez-Vous à contempler une masse de 60 millions d'êtres humains se mouvant comme autant d'automates par un seul fil de fers, Votre volonté? Vous auriez du dégout de Votre ouvrage; Vous ne voudriez plus règner, Vous ne voudriez plus vivre dans cette steppe immense ou il ne croitrait, qu' une seule espèce d'herbe, l'esclavage.

Revenez, o Nikolai! Revenez de ce rêve trompeur qui n'a pus Vous fasciner que par les difficultés que Vous rencontrez a le réaliser. Croyez moi: sur le lit de mort Vous ouvririez lez yeux, mais trop tard et Vous gémiriez sur le sort malheureux que Vous laisseriez à Votre cher fils Alexandre.

Dites moi, je Vous en supplie, Sire, si ces pages on retenti dans Votre âme. Une ligne de Votre main me seroit si précieuse! J'en ai tant reçues de Votre auguste frère Votre silence me seroit bien douloureux; car il m'instruirait qu' encore aujourd'hui je Vous ai parlé en vain.

Votre vieillard

Votre Parrot.

4. März 1846. (?).

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Otto Reuter, »Der Goggolore«. Eine heidnische Legende aus Altbayern. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1935.

Ein prachtvolles, sprudelnd lebendiges Buch: äusserlich eine Sammlung von Geschichten und Streichen des ergötzlichen Wurzelmännchens, dem Inhalt nach zu einer geschlossenen, im Ausgang nachdenklichen Erzählung zusammengefasst. — Wenn der schlesische Rübezahl schon zur Zeit der Romantik seinen Einzug in die deutsche Literatur nahm, der bayrische Goggolore kann ihn mit nicht viel geringerer Berechtigung in unserer Zeit nachholen. Und wem der eine oder andre reichlich derbe Streich Unbehagen verursacht, dem muss überhaupt rechtzeitig von Bauernkost abgeraten werden.

Was wir beanstanden wollen, ist einzig der Untertitel. Er ist unverständlich — besser: missverständlich. Nach einigem Rätselraten finden wir Aufklärung in den sehr sorgfältigen volkskundlichen Anmerkungen, die dem Buch angefügt sind. Da geht etwa ein Mädchen und kündigt den Bienen und dem Vieh den Tod ihres Herrn an. Dazu heisst die Anmerkung: »Uralter heidnischer Brauch, zum Teil heute noch geübt.« Wir begreifen: Volksbräuche, soviel sie aus vorchristlicher Zeit stammen, heissen heidnisch. Wie ist diese Betonung gemeint? Es scheint, dass sie greifbar durch Auseinandersetzungen im heutigen deutschen Glaubensleben bedingt ist, und es ist unerfreulich, wenn man glaubt, Volksbräuche mit dem Wort »heidnisch« aufputzen zu müssen.

Schlusswort: das mit der »heidnischen Legende« ist ein Unsinn. Aber der Goggolore ist ein prächtiges Buch!

Bosse

Das Buch vom deutschen Volkstum. Wesen - Lebensraum - Schicksal. Herausgegeben von Paul Gauss. 426 S. grosses Querformat, mit 136 bunten Karten, 1065 Abbildungen und 17 Übersichten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1935.

Der weltberühmte Verlag setzt sich mit diesem prächtig ausgestatteten Sammelwerk für den Volksgedanken ein, für die Forderung gesamtdeutscher Anschauung, die das Grenz- und Auslanddeutschtum »als naturgegebenen und untrennbaren Bestandteil unseres Volkes in alle ihre Betrachtungen einbezieht.« In nicht weniger als 45 knappen Beiträgen wird ein Gesamtbild deutschen Volkslebens im Mutterlande und in den Aussengruppen aufgerollt, ein Bild, das reich und farbig ist und im Vorwort doch mit Recht nur »der Versuch einer Einführung« genannt wird. In der Gesamtanlage vorwaltend sind geographische Gesichtspunkte. Geschichtliche Gesamtbetrachtungen (Vorgeschichte des deutschen Volkes, Deutscher Raum und deutsches Reich) sind in einem dritten Teil zusammengefasst, wobei der Text im wesentlichen als eine Erläuterung der Karten- und Bildtafeln anzusehen ist. Von der Vielseitigkeit des ersten Teils mögen folgende Aufsatztitel einen Begriff geben: Zahl und Verbreitung des Deutschtums der Welt; Sprachen-, Volks- und Staatengrenzen in Mitteleuropa; Wachstum und Lebensbilanz des deutschen Volkes; die Rassen im deutschen Volk; die deutsche Sprache und ihre Mundarten; das deutsche Dorf; deutsche Städte, Klöster, Burgen und Schlösser; Katholizismus; Protestantismus; deutsche Kunst und geistige Kultur in ihrer geschichtlichen Entwicklung; das Wirtschaftsleben des deut-

schen Volkes; Recht und soziale Ordnung im deutschen Volkstum u. a.

Die aussendeutschen Kapitel (im zweiten, dem eigentlichen Hauptteil, im Anschluss an binnendeutsche Landschaftskapitel) sind recht ungleich und auch nicht so weit aufeinander abgestimmt, wie das für ein geschlossenes Gesamtbild wünschenswert wäre. Die Schwierigkeiten sind gerade bei einem solchen Sammelwerk ja nicht zu verkennen und nur bei so starker und persönlich gestaltender Führung zu überwinden, wie sie etwa die Hauptredaktion des Handwörterbuchs des Grenz- und Auslanddeutschtums auszeichnet. Auch die vorzüglichen Karten sind gerade unter diesem Gesichtspunkt noch nicht befriedigend. Uns scheint, dass der Typus eines einheitlicher durchgegliederten Werks gegenüber dem hier angestrebten unter allen Umständen den Vorzug verdient.

Alles in allem: ein Sammelwerk, das gewiss über das Jahr des Erscheinens hinaus seinen Wert behalten und an seiner Stelle zum Werden deutschen Volksbewusstseins beitragen wird. *R. W.*

»Geschichte der deutschen Kultur« von Prof. Dr. Georg Steinhausen, neubearbeitet und erweitert von Dr. Eugen Diesel, nebst dem »Bilderatlas zur deutschen Kulturgeschichte« von Dr. Friedrich Schulze und Dr. Werner Schulze. Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig 1936.

»Der Steinhausen« ist ein feststehender Begriff, etwa wie »der Dehio«, »der Gebhard« oder andere fundamentale Werke der Geschichtswissenschaft. So musste es fraglos begrüsst werden, als die Nachricht einer vorbereiteten Neubearbeitung der Steinhausenschen Kulturgeschichte durch das Bibliographische Institut bekannt wurde. Diese ist nunmehr erschienen. Die textliche Umgestaltung war Eugen Diesel, dem gerade nach der Machtübernahme im Deutschen Reich so bekannt gewordenen Kulturphilosophen, übergeben worden. Das in dieser Auflage erstmalig aus dem Text gelöste Bildmaterial haben Friedrich und Werner Schulze mit grossem Geschick zu einem stelbständigen Bilderbande aufgearbeitet, dessen Umfang durch viele Erweiterungen des ursprünglichen Bestandes durchaus beachtlich geworden ist und der auch inhaltlich ein durchaus eigenes Gesicht erhalten hat.

In seinem kurzen Vorwort zum Textbande erklärt Eugen Diesel zurückhaltend, er habe — abgesehen von dem neuen Schlusskapitel — den Text Georg Steinhausens so gut wie unbearbeitet gelassen, ihn nur durch Unterteilung stärker gegliedert und durch Überschriften und Zwischentitel übersichtlicher gestaltet. Tatsächlich hat die Bearbeitung doch wesentlich mehr geleistet, so dass bei einem Vergleich mit dem »alten Steinhausen« die Neuausgabe nicht nur ihrem äusseren Erscheinungsbilde nach, sondern zunächst anscheinend auch inhaltlich als völlige Neugestaltung wirkt. Ausschlaggebend für diesen Eindruck sind die grossen Veränderungen im Anfang des Werkes. Weitgehende Kürzungen sind zugunsten einer parallel geplanten »Deutschen Vorgeschichte« vorgenommen worden, die als selbständiges Werk die Kulturgeschichte ergänzen soll. Das war wohl bei der grossen Bedeutung, die die Vorgeschichte in jüngster Zeit gewonnen hat, nicht anders möglich.— An sich vermisst man die in Fortfall gekommenen Abschnitte natürlich. So fehlt eigentlich die Auseinandersetzung der germanischen Stämme, aus denen sich das deutsche Volk formen sollte, mit dem römischen Kulturkreis: eine Frage, die heute doch ausserordentliche Bedeutung gewonnen hat.

Dass das vorletzte Kapitel völlig umgearbeitet, ein letztes neugeschrieben werden musste, leuchtet als Notwendigkeit ein. Wir bedauern es freilich sehr, dass Diesel in seiner Herausarbeitung der Wesenszüge der neuen deutschen Kultur das volksdeutsche Erlebnis völlig überging. (Oder ist es heute doch noch nicht so tief gedrungen, dass seine Hervorhebung sich als notwendig erwies?!) Denn gerade hier bahnt sich fraglos eine der entscheidensten Wandlungen an, wenn sie auch sicher nicht durchweg bewusst geworden ist.

Wenn Eugen Diesel in den übrigen Kapiteln am eigentlichen Text wenig geändert hat, so hat er sich doch verpflichtet gefühlt, durch knappe Abstriche, Zusätze oder Umstellungen hier und da wesentliche Akzentverlagerungen durchzuführen. Ein recht aufschlussreiches Beispiel: Die judenfreundlichen Massnahmen in den aufgeklärten Staaten des 18. Jahrhunderts leitet Steinhausen ursprünglich durch den Satz ein: »Nicht allzuviel geschah auch für die Juden...« (S. 687). Diesel lässt den Abschnitt als solchen unverändert, gibt ihm aber einen andern Platz und beginnt: »Eine Bedeutung hat die Zeit für die Stellung der Juden gehabt.« Vgl. die ganz veränderte Beurteilung Heines u. a. m.

Die Dieselsche Neubearbeitung offenbart an einer Reihe von Stellen deutlich, wie tiefgreifend die Veränderungen sind, die durch die geistige Wende unserer Zeit auch unsere historischen Massstäbe erfahren mussten. Und gerade dieser Versuch erweist letztlich doch die Notwendigkeit, unsere deutsche Kulturgeschichte unter Zugrundelegung der neuen rassisch-volklichen Massstäbe für den deutschen Menschen von heute und morgen neu zu schreiben. *Bosse*

Kurt Trampler, »Um Volksboden und Grenze«. Schriften zur Geopolitik, Heft 9. Mit 12 Kartenskizzen und 11 zweifarbigen geopolitischen Reliefkarten. Verlag Kurt Vohwinkel, Heidelberg 1935. Preis Mk. 2.40.

Dies Buch ist zunächst überhaupt ein Kartenwerk, d. h. die überraschend einprägsam gearbeiteten Karten geben uns beim flüchtigen Durchblättern bereits einen Aufschluss über die behandelten Fragen: Die Entstehung und die Verschiebung des deutschen Volksbodens von germanischer Zeit an, die verschiedenen Formen der Gewinnung des transelbischen Raumes, der Weltkrieg, Versailles und seine Folgen, das Grenz- und Auslanddeutschtum. Der Text ist fast nachschlagewerkartig in einzelne knappe Abschnitte aufgeteilt, deren Überschriften in einprägsamen Formulierungen auf den Inhalt verweisen. So wird die Schrift ausserordentlich leicht benutzbar und vermittelt wichtiges geopolitisches, geschichtliches und völkisches Wissen. *B.*

Max Hildebert Boehm: ABC der Volkstumskunde. Der Begriffsschatz der deutschen Volkslehre für Jedermann. Verlag Volk und Heimat, Potsdam 1936.

Wenn Boehm in seinem Vorwort zu diesem handlichen und preiswerten Bändchen darauf verweist, dass ein Übelstand unserer werdenden Volkstumskunde in der vielfach noch zu beobachtenden Unklarheit bezw. Unsicherheit der Begriffe und Formulierungen liegt, so hat er damit unzweifelhaft recht. Der Versuch einer einheitlichen Begriffsklärung müsste dringend unternommen werden, und der Verfasser hat sich durch die Zusammenstellung der Schrift ein grosses Verdienst erworben. Es ist eine Art Konversationslexikon für die Volkstumskunde im Kleinen geworden, für den Gebrauch möglichst breiter Kreise bestimmt. Darin liegt natürlich ein gewisser Widerspruch zu der Zielsetzung,

die gewonnenen Formulierungen auch für die wissenschaftliche Arbeit als Begriffsklärung verwertbar zu machen. So ist trotz des merklichen Bestrebens nach einer gegenständlichen, fremdwortfreien Ausdrucksform die Sprache notwendigerweise etwas schwer und abstrakter, als einer Laienschulung zuträglich. Das liegt in der doppelten Zielsetzung begründet. Sollte diese nicht aufgegeben werden, so war eine andre und bessere Lösung kaum vorstellbar.

Wir möchten Max Hildebert Boehms kleines ABC vor allem im Bücherschrank unserer Lehrschaft — gerade auch der Grundschullehrer — sehen. Es wird hier eine wichtige Aufgabe zu erfüllen haben. Denn vornehmlich innerhalb des Lehrstandes setzt ja heute das Ringen um jene neue Volksbildung ein, von der der Verfasser in seinen einführenden Worten spricht, und es ist nun doch wirklich so: dies ABC beschränkt sich nicht darauf, Nachschlagebuch zu sein. Ein mächtiger Stoff ist in gedrängtester Einprägsamkeit geformt — er heisst einen mitgehen und nachdenken und zwingt den geistigen Blick auf den Mittelpunkt, wo ein neues volkhaftes Denken heute seinen Ausgang nimmt. *B.*

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Liesbeth von Hueck, Reval / *Hermann Sintenis*, Riga / Studienrat *Albert von Rohden*, Kyritz / Dr. *Karl von Stritzky*, Riga / *Ernst Baron Maydell*, Reval / Dr. *Gerhard Masing*, Riga / Prof. Dr. *Reinhard Wittram*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: **Nikolai Klot**, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Zur religiösen Auseinandersetzung im deutschen Volke

Von Roland Gross

1.

Die gegenwärtige religiöse Auseinandersetzung im deutschen Volk ist durch die beiden Kraftpole: Glaube an Christus einerseits und die völkische Dynamik andererseits bedingt. Das Schicksal unseres Volkes hängt davon ab, ob die beiden Kraftströme sich zu einer gewaltigen Kraft vereinigen, oder ob sie gegen einander kämpfen und damit die Existenz unseres Volkes wieder im inneren geistigen Kampf erschüttert wird. Das Volk steht fragend da. Die Gottesfrage ist wieder lebendig. Und der grosse Gott schaut fragend auf unser Volk. Die Entscheidung wird heute von jedem Deutschen gefordert: Für oder wider Christus?

In der Entscheidung stehend, sind wir zur Prüfung verpflichtet — Prüfung des Christentums in der überkommenen Gestalt einerseits und Prüfung der neuen angeblichen Religionen andererseits. Kritik ist erste Pflicht, Neugestaltung des Christentums dagegen die gewaltige Aufgabe. Die Kritik hat die Ursachen der augenblicklichen Schwäche des Christentums zu erkennen; die Neugestaltung hat aus der gottgemässen Offenbarung durch Christus heraus zu erfolgen. Schöpferische Kritik am überkommenen Christentum kann nur vom Standort des Glaubens an Jesus Christus aus geleistet werden.

In diesem Aufsatz können naturgemäss die Fragen nur knapp angedeutet und das Bild umrissen werden. Es wird nicht mehr sein als ein Versuch. Dennoch sei es gewagt.

Die Ursachen der Schwäche des Christentums sind in seiner Relativierung zu sehen, die ihren Grund in der Lösung des Menschen von der Gottgebundenheit zur angemassten Autonomie hat. Ihr gegenüber steht der Absolutheitsanspruch des Christusglaubens. Eine zweite Ursache des Niedergangs war die Entstellung des Christen-

tums durch einen sentimentalen Pietismus. Hier gilt es die Wiederbesinnung auf einen mannhaften Christusglauben, wie er uns im Neuen Testament entgegentritt, zu finden. Als drittes aber steht vor uns die vielleicht wichtigste Aufgabe, christliche und völkische Dynamik gegenseitig in das rechte Verhältnis zu bringen.

2.

Zunächst die Relativierung des Christentums durch die rationalistische Auffassung. Sie fasst das Christentum als vernünftige Lehre. Ales, was darin der Logik widerspricht, wird ausgemerzt. Die Vernunft steht über der Offenbarung, d. h. der Mensch ist vermöge seiner ratio (Verstand) imstande, sich über die Offenbarung zu erheben. Also nicht mehr Gott offenbart sich dem Menschen, sondern der Mensch bildet gemäss seiner Vernunft sich einen Gottesbegriff und schafft sich selber seinen Gott oder vielmehr seinen Götzen — eine Idee oder sonst einen konstruierten Begriff.

Diese rationalistische Haltung Gott gegenüber ist der Ursprung aller Relativierungen des Christentums. Der Mensch wirft sich zum Beurteiler, Kritiker, ja Richter Gottes auf. Es ist die Haltung der Schlange im Paradiese, die an Gott zweifelt und Kritik übt: Ja — sollte Gott gesagt haben? Der Mensch wird autonom. Er erhebt sich über Gott, dann relativiert er ihn zum Begriff (z. B. im Pantheismus), dann verneint er ihn überhaupt, verabsolutiert den Menschen und bekämpft schliesslich Gott. Dort ist folgerichtigerweise z. B. der Bolschewismus angelangt.

Kaum weniger verhängnisvoll wirkt sich die moralistische Auffassung aus. Nach dieser Auffassung ist Christus Bringer einer neuen besseren Moral. Christentum wird der Ethik gleichgesetzt. Der Unterschied zwischen christlicher und sonstiger Ethik ist nur gestaffelt. Eine neue »höhere« Ethik würde die christliche erledigen. Es besteht jetzt freie Wahl zwischen verschiedenen immanenten Ethiken, je nach Gefallen — ob stoische, utilitaristische, christliche oder völkische. Demgegenüber gilt: Christentum ist keine Ethik, sondern die absolute Religion.

Eine weitere Entwertung des Christentums ist durch die kulturelle Auffassung gegeben. Nach dieser ist das Christentum kulturschaffend, die Aufgabe der Kirche mithin eine kulturelle. Dieser »Kulturprotestantismus« ist weithin herrschend. Die Kirche hat demgemäss nur insofern Existenzberechtigung, als sie kulturschöpferisch wirkt. Übernimmt nun eine andere Gemeinschaft die Kulturarbeit —

die Volksgemeinschaft etwa —, so wäre nach dieser Auffassung Kirche und Christentum unnötig. Demgegenüber gilt: Kultur kann immer nur eine Frucht der Tätigkeit der Kirche sein. Ihre Aufgabe ist die Verkündigung der Offenbarung Gottes in Christus.

Endlich die völkisch-politische Auffassung. Nach dieser ist es Aufgabe der Kirche, das völkische Leben zu erhalten. Die Kirche ist nur insoweit existenzberechtigt, als sie völkisch erhaltend wirkt. Übernimmt diese Aufgabe eine andere Gemeinschaft, so mag die Kirche fallen. Diese sehr verbreitete Ansicht ist umso erstaunlicher, als sie allen Grundsätzen der neuen deutschen Weltanschauung widerspricht. Denn durch diese Auffassung wird die Kirche zu einer völkisch-politischen Institution gemacht. Nichts wird dabei heute in Deutschland schärfer (und mit Recht) bekämpft, als der politische Pastor oder Priester. Es ist eigenartig, dass diese Auffassung bei uns oft von völkischer Seite vorgetragen wird. Wir sollten uns über die Grundsätze unserer eigenen Weltanschauung klar sein.

3.

Die Forderung nach einer artgemässen Neugestaltung des Christentums ist solange verfehlt, als die Art über Gott gestellt wird. Verfehlt ist der Versuch, nach bestimmten artgemässen Theorien oder Werten die Gottesauffassung gestalten zu wollen. Das Ergebnis wird immer ein erklügelter Gottesbegriff sein. Gott ist nicht menschlicher Art gemäss. Die Offenbarungsreligion ist gottgemäss und nie artgemäss. Gott ist Gott und nicht eine von uns abhängige Theorie oder ein Begriff. — Etwas andres ist die Tatsache, dass der Stil der Frömmigkeit bei verschiedenen Völkern eine verschiedenartige Form annimmt.

Das Gemeinsame der gekennzeichneten falschen Auffassungen des Christentums ist folgendes: Sie stellen die Vernunft über die Offenbarung. Der Christusglaube wird zum »Christentum«, einer religiösen Weltanschauung unter anderen. Es kann also durch eine etwaige »höhere« religiöse Weltanschauung jederzeit abgelöst werden.

Historisch liegt der Ursprung dieses Denkens in der Aufklärung, wesenhaft in der Empörung des »autonomen« Menschen. Die Folge ist, dass der Mensch absolut (= ab-gelöst von Gott) gesetzt wird — los von Gott. Der nächste Schritt ist die Vergötzung des Menschen. Frei von der Gebundenheit an Gott, sucht er seinen Seinszweck in sich selbst und nicht in Gott. Die Leugnung des personhaften, souveränen Gottes ist der nächste Schritt. Der Seinszweck wird dann eben

im Menschen gesehen. Das ist der Fall beim Streben nach der Herrschaft des internationalen Proletariates, nicht minder aber bei Vergötzung der eigenen Volkswerte. Denn auch die gottgewollte Bindung an das eigene Volk, innerhalb dessen wir unsre gestellten Aufgaben zu erfüllen haben, darf im tiefsten Sinne nur vorletzte Bindung sein. Über den Völkern steht Gott.

Gott ist allein absolut, d. h. frei und los von aller Bindung. Er ist nur an sich selbst gebunden. Er ist souveräner Herr des Alls und der Geschichte. Er ist absolute Persönlichkeit, personhafter Wille. Sein Wesen hat er den Menschen einmalig durch Christus offenbart. Der transzendente Gott tritt in die Zeit und teilt das menschliche Sein, das der Sonderung, der Zeit und dem Tode unterworfen ist. In Christus offenbart er sich. Da diese Offenbarung sich in Wirklichkeit vollzogen hat, so straft der Mensch, der nicht an Christus glaubt, Gott Lügen. Das ist Gottlosigkeit in den Augen des Christgläubigen. Denn wer nicht an Christus glaubt, glaubt nicht an den Gott, d e r i s t. Hier gilt das Wort Christi: Niemand kommt zum Vater denn durch mich. Wer einem selbsterklügelten Gott glauben will, versagt Gott die Ehre, indem er Gott nicht verehrt, wie er ist. Er sagt sich von Gott los und bildet sich einen Götzen.

Dies ist die Haltung des sich empörenden, im letzten Grunde verzweifelnden Titanen. Nur brauchen sich nicht alle Nichtchristen für Titanen zu halten. Der Bolschewismus ist titanisch — und satanisch, doch Gott gegenüber ohnmächtig. Der Anspruch des Christus ist absolut: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Der Mensch lebt in jener Ursünde (besser statt Erbsünde), die eine Sonderung von Gott ist und eine Versklavung an die Macht des Bösen. Nun trägt jeder Mensch in sich die Sehnsucht nach der Verbindung mit Gott. Diese Verbindung herzustellen ist der Mensch ausserstande, da die Sonderung als Schuld auf ihm liegt. Denn durch die Sonderung (= Sünde) hat er seine Einheit mit Gott unwiederbringlich verloren. Trotzdem greift Gott ein und bejaht den von ihm abgesonderten Menschen, indem er des Menschen Schicksal teilt und sein Bruder wird. Luther sagt: Gott wird unser Gesell. In heutiger Sprache ausgedrückt: Gott wird unser Kamerad. Der transzendente Gott unterwirft sich der Zeit und trägt des Menschen Schicksal mit in der Person Christi. Diese Kameradschaft oder Bruderschaft des allmächtigen Gottes ist so unendlich paradox, dass sie der Vernunft unfassbar ist; nur der Glaube kann sie fassen, den Gott allein dem Menschen schenken

kann. Offenbart sich doch Gott jedem ernstlich ihn suchenden Menschen und verleiht ihm wahre Gotteserkenntnis. Das Neue Testament spricht hier vom Heiligen Geist, der den Menschen zum Glauben an den wahren Gott in Christus bringt: Wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr den Vater. — Allerdings hüte man sich, den Begriff Kamerad in Bezug auf Christus im Sinne einer unangebrachten Vertraulichkeit zu gebrauchen. Christus ist Gott.

Da Christus Mensch ward, wurde er Genosse des menschlichen Schicksals bis hin zum Tode. Die unfassliche Bejahung des von Gott abgesonderten Menschen, die Gott durch Christus vollzieht, nennen wir Gnade. Die nunmehr von Gott neu geschaffene Möglichkeit für den Menschen, wieder Gott zu vertrauen und zu glauben und in Verbindung mit Gott zu leben und mit ihm eins zu sein, nennen wir Erlösung. Der Riss der Absonderung ist durch Gott überbrückt. Der Christ ist von der Sünde befreit, wie Paulus sagt.

Gott bejaht den Menschen durch Christus. Wer diese Bejahung Gottes annimmt und glaubt, kann wieder mit Gott eins sein. Die Liebe Gottes zu den Menschen ist jene Tat durch Christus, die den Menschen wieder zu Gott emporreisst. Sie ist Kraft des souveränen allmächtigen Gottes. Wer diese Tat Gottes verachtet, verachtet Gott und verliert sein Sein; d. h. Ursprung des Seins ist wesenhaft Gott, wer sich diesem Ursprung entzieht, fällt ins Nichtsein oder Ohne-Gottsein — in den ewigen Tod, die endgültige Trennung von Gott, die auch schon in dieser Welt eintreten kann. Ein solcher Mensch ist existentiell tot und dem radikal Bösen versklavt.

4.

Der Christusglaube ist durch den Pietismus entstellt worden. Es soll hier über den ursprünglichen Pietismus nicht geurteilt werden. Aber es ist notwendig, auf die pietistisch gefärbte Verfälschung des ursprünglich mannhaften Christusglaubens zu einer sentimentalen und weichlichen Auffassung des »Christentums« einzugehen. Gezeigt sei dies an einigen Wahrheiten und Begriffen unseres Glaubens.

Die Sünde.

Sünde wird vielfach aufgefasst als unmoralisches Verhalten, auch als sinnliche Begierde oder dergl. — Demgegenüber gilt: Sünde ist Sonderung des Menschen von Gott, Lostrennung vom Seinsgrunde, Autonomie des auf sich selbst ausgerichteten Menschen. Es ist die Liebe des Selbst und die Versklavung an die Werte des zeitlichen

Seins. Das Wesen der Sünde ist aber nicht nur seinsmässig eine Lostrennung, sondern eine aktive personhafte Macht. Sie ist eine Kraft, die da wirkt und dem Menschen wurzelhaft innewohnt. »Erlöse uns vom Übel« lautete wohl besser »erlöse uns von dem Bösen« — vom Satan. Die personhafte Macht des Bösen sehen wir heute im Bolschewismus, der Satanie schlechthin.

Die Busse.

Die Busse wird fälschlich aufgefasst als eine des aufrechten Mannes unwürdige Haltung: es heisst, wer Busse tut, müsse notwendig sich in Skrupeln verzehren, in gemachter Reue sich würdelos zergliedern, in völliger Zerknirschung letztlich alle Selbstachtung aufgeben. Andre meinen, durch solch eine selbstgemachte »Busse« Gottes Wohlwollen erringen zu können. Diese Auffassung ist katholisch. Man glaubt durch ein Werk Gott umstimmen zu können. Der Schritt zur Magie ist nicht weit — Magie im Sinne einer Beeinflussung Gottes durch verschiedene Mittel. Der Neger macht es durch Zauber, wir durch das Hinabtauchen in Minderwertigkeitsgefühle.

Demgegenüber gilt: Wem die Heiligkeit Gottes offenbar wird, der gelangt in jene radikale Krisis der Erkenntnis, dass er unheilig und von Gott gesondert und der Macht des Bösen unterworfen ist. Diese radikale Krisis wird überwunden durchs Umsinnen, Umdenken (metanoia). Eine existentielle Haltungsänderung tritt jetzt ein. An die Stelle der Hörigkeit gegenüber der personhaften Macht des Bösen und der Absonderung tritt die Verbindung mit Gott — der Glaube. Der Mensch wird jetzt aus seiner Verbindung mit Gott heraus Träger des Willens Gottes. Objektiv geschieht die Busse also dadurch, dass Gott dem Menschen seine Heiligkeit offenbart, subjektiv ist sie jene wurzelhafte (radikale) Krisis und die daraus folgende Haltungsänderung. Sie ist also eine Befreiung der Person von der Ichgebundenheit, von der Bindung an die böse Macht zur Gottgebundenheit und Gotteskraft.

Die Gnade.

Weithin lehnt man heute die Gnade ab: es sei des Menschen unwürdig, um Gnade zu winseln. Er brauche keine Gnade.

Demgegenüber gilt: Gott will den sündigen Menschen zur Verbindung mit sich selbst führen, zur Gottesgemeinschaft. Darum ist er selbst Mensch geworden und hat unser Schicksal als unser Gesell, Bruder oder Kamerad geteilt und auf sich genommen. Gnade ist also der Wille Gottes, dass der Mensch wieder in Verbindung mit ihm

leben soll. Es ist die Tat-Kraft Gottes in Christus. Die den Menschen zu Gott emporreissende Kraft, das ist die Gnade: Die Bejahung des Menschen trotz seiner Absonderung und Versklavung an das Böse.

Die Liebe.

Die christliche Liebe wird fälschlich verstanden als sentimentales Gefühl, als weichliche Charakterlosigkeit.

Die Liebe ist dagegen Seinsweise und feurige Kraft, d. h. ein Mensch weiss sich vom andern her. Nicht das Ich, sondern das Du ist massgebend. Als soziales Phänomen ist sie gemeinschaftsgestaltende Kraft — eine Macht, die z. B. einen Menschen befähigen kann, aus gewaltigen Drang für sein Volk alles zu opfern. Die Liebe Gottes ist sein Wille, die Menschen an sich zu reissen. Die Liebe zu Gott ist der Drang, zur Einheit mit Gott zu gelangen. Die christliche Liebe liebt den Nächsten, weil er Gottes Geschöpf ist und Gott ihn liebt. Liebe ist willensbildende Kraft. Sie kann eine unerbittliche Härte zeugen dort, wo ihr Wirken sich den Widerständen des Bösen zum Trotz durchzusetzen hat. Auch von ihr gilt das Wort: »Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.«

Die Demut.

Heute sieht man in der Regel die Demut als kriecherische, unterwürfige Selbsterniedrigung des Menschen vor Gott an und lehnt sie in dieser Gestalt mit Recht ab.

Ohne auf den Sprachsinn des hebräischen und griechischen Wortes einzugehen, sei hier nur die Bedeutung des deutschen Wortes genannt: Demut = Diene-Mut. Es ist also der Mut, Gott zu dienen. Dienst für Gott zu tun, ist ein gewaltiges Unternehmen. Das wird der nüchterne Mensch zugeben müssen. Es ist dies ein Mut und Anspruch, der über Menschenkraft gehen kann. Nur wirkliche Männer können einen solchen Diene-Mut aufbringen. Wir wollen uns daran erinnern, dass die grossen Führer unseres Volkes in Geschichte und Gegenwart sich zur Demut Gott gegenüber bekannten. Je grösser der Mann, desto grösser und gewaltiger ist ihm Gott, desto grösser auch die Demut — eben der Mut, Gott zu dienen. Die Entstellung des Christenglaubens durch die sentimentale pietistische Auffassung hatte zur Folge, dass eben dies sentimentale »Christentum« von vielen als das wahre Christentum angesehen wurde und daher sich der Angriff gegen dieses richtete in der Meinung, den wahren Christenglauben zu treffen.

5.

Die völkische Dynamik hat eine Stosskraft, die die grössten Hindernisse überwältigt. Solange sie sich auf ihr Gebiet — das Politische — beschränkt, kann sie nicht mit der christlichen Dynamik zusammenstossen, auch wenn wir heute unter Politik die gesamte Gestaltung des Volkslebens verstehen. Greift sie aber ins Gebiet der Religion über, so muss es notwendig zum Zusammenprall kommen; dann steht hier Absolutheitsanspruch Gottes, d. h. Christi, und da Absolutheitsanspruch einer völkischen Religiosität, wie ihn im deutschen Volke etwa die Deutschgläubigen aufweisen. Diese verabsolutieren völkische Werte, d. h. sie setzen sie absolut (= abgelöst). Sie lösen das Volk von dem seienden Gott und setzen an seine Stelle einen selbstgeschaffenen Gottesbegriff, der aus irdischen Erfordernissen des Volkes abgeleitet wurde. In einem solchen Wollen liegt die Entthronung Gottes beschlossen, ein Akt des selbstherrlichen menschlichen Willens, sich über Gott zu stellen. Indem er Gottes Offenbarung in Christus leugnet, stellt er sich wider den seienden und lebendigen Gott; nur ist er in der Meinung befangen, es gebe einen anderen Gott, als den in Christo offenbarten. Der Bolschewismus hingegen hat sich für die nackte Feindschaft gegen Gott — die Gottlosigkeit — entschieden.

Beschränkt sich die völkische Dynamik auf das politische Gebiet, was sie sich ja zur Aufgabe gesetzt hat, so ist eine Verbindung von Christusglaube und völkischem Aufbruch — von christlicher und völkischer Erneuerung sehr gut möglich. In ihr sehen wir das Gebot unserer Zeit. Die oben aufgewiesene Verabsolutierung des Volkes aber hat ihre historische Parallele im jüdischen Volke. Sie wurde von den Propheten und Christus bekämpft. Das jüdische Volk ging dann den Weg der Verwerfung Christi, verharrte in der Selbstvegötzung und unterliegt seitdem dem Gericht Gottes.

Der rechte Glaube an Christus macht den Menschen frei von der Sünde (Absonderung) und die Sklaverei durch den Bösen, frei von der Ichbezogenheit, macht ihn frei für Gott. Der Christ lebt in der Gottesgemeinschaft, die allerdings kein einmal gegebener Zustand ist, sondern immer wieder erkämpft werden muss; sie ist dynamisches Leben, ein tägliches Empfangen göttlicher Kraft. Die Verbindung mit Gott gibt dem Menschen die Möglichkeit eines dauernden Verkehrs oder Gesprächs mit Gott: die Möglichkeit des Gebets, das auch Kampf sein kann. Das Gebet schafft dem Menschen immer tiefere Erkenntnis Gottes, die ihm von Gott her zuteil wird. In der Wirk-

lichkeit ist natürlich auch der Christ noch Sünder; vollkommen ist keiner. Aber er lebt in der Gewissheit, dass Gott ihn bejahen will, da Gott sich zu ihm in Christo bekannt hat. Die persönliche Bindung mit Gott ist eine gewaltige tragende Kraft, die den Menschen erhaben macht über Leid, Not, Sorge und Tod. Sie verpflichtet den Menschen Gott gegenüber bis zum letzten in diesem Leben. Darum darf der Mensch sich nicht den ethischen Geboten Gottes und dem wirklichen Leben hier entziehen.

Nun gibt es unter uns zwei Typen von »Christen«. Der erste meint, man könne ohne Gefahr sündigen, Gott werde schon vergeben. Diese Meinung ist gottwidrig und verkehrt. Denn sie macht das Christenleben zu einem Geschäft, einem Schacher mit Gott, in dem man Gott betrügen will. Wie Gottes Urteil über solche Leute lauten wird, steht fest. Wir finden diesen Typus unter uns nur zu häufig; er nimmt es wohl recht ernst mit Kirchenbesuch und seinen kirchlichen Pflichten, im übrigen aber bleibt er seiner menschlichen Schwäche, Niedrigkeit und Erbärmlichkeit unbesorgt weiterhin hörig. Sein Christentum bleibt ein Christentum der Schwäche. Schwaches Christentum aber ist unechtes Christentum!

Der zweite Typ ist der Gesellschaftschrist. Er nennt sich Christ, weil es sich gehört, Christ zu sein. Er besucht den Gottesdienst einmal im Jahre zu Weihnachten oder Ostern, um sich die Feststimmung zu holen. Taufe, Konfirmation, Trauung sind für ihn gesellschaftliche Ereignisse mit kirchlicher Verbrämung. Diese Leute sind ein Ballast der Kirche, der sie schwer belastet.

Unsere Zeit ist voller Suchen. Ein Suchen ausserhalb der Christengemeinschaft, das letztlich vergeblich sein muss, und auch ein Suchen unter den Christen, die vielfach noch unklar im Glauben sind. Ist solches Ringen um Gotteserkenntnis und Glauben ernst und beständig, so wird ihm Gott offenbar werden. »Wer da sucht, der findet.« Es ist gewiss in unserer von Weltanschauungskämpfen erregten Zeit nicht leicht, zum festen christlichen Glauben durchzustossen. Aber Gott offenbart sich dem, der ihn ernstlich sucht.

Der Christ, der in der Gottesverbundenheit lebt, sieht sich von Gott auf die Aufgaben dieses Lebens verwiesen. Aus seiner Bindung an Gott erfährt er seine Verpflichtung seiner Mitwelt gegenüber. Es gibt keine furchtbarere Fehlmeinung, als die, der Christ könne seinem Volke gleichgültig gegenüberstehen. — Gewiss gibt es »Christen«, die Werte wie Volk, Rasse, Blut, Boden bagatellisieren oder gar leugnen

wollen. Sie selbst ziehen sich in eine ichhafte Gläubigkeit zurück und meinen damit ihre Sonderrechnung mit Gott machen zu können. Das ist Pharisäismus und ein nur angeblich »christliches« Ressentiment gegenüber den von Gott gesetzten blutlichen und rassischen Ordnungen, die keine Missachtung dulden.

Denn die Werte: Volk, Rasse, Blut, Boden und Staat sind, wenn sie richtig und nüchtern gewertet werden, Ordnungen Gottes, die dem Chaos und der Macht des Bösen eine Schranke setzen. Ihre Geltung besteht für die Zeit; in der Transzendenz (Ewigkeit) sind sie aufgehoben. Es sind zeitliche und keine Ewigkeitswerte. Ihr Zweck ist die Erhaltung des natürlichen Lebens der Menschen in einer festgefügten Ordnung, ebenso wie die Ordnung der Natur ihrer Erhaltung dient. Sie sind Forderungen, denen sich kein Volk und keins seiner Glieder ungestraft entziehen darf. Wer also die Familie und Ehe missachtet, oder den Angehörigen einer artfremden Rasse heiratet, vergeht sich wider die von Gott gesetzte Ordnung. Wer sich allem völkischen Dienst bequem entzieht, arbeitet an der Auflösung von Gottes Ordnung und trägt bei zum Niedergang seines Volkes; denn Gottes Ordnungen wollen das natürliche Leben erhalten. Wer in seinem Berufe keine Leistungen aufweist, verachtet die Fähigkeiten, die Gott ihm verliehen hat. Befähigung verpflichtet.

Steht der erlöste Christ in der Gottesgemeinschaft, dann weiss er sich verpflichtet, auch seine Volksgenossen zu ihr zu führen. Denn dies ist der tiefste Dienst, den er in Gottes Auftrag an seinem Volk zu leisten hat. Aber nicht der einzige. Denn auch in der fordernden alltäglichen Wirklichkeit seines Berufslebens und seiner völkischen Arbeit steht das Gebot des Dienstes vor ihm. Jeder Christ dient Gott, wenn er seinen Beruf erfüllt und seinem Volke dient. Wo aber die Werte: Volk, Blut, Boden usw. als letzte Ewigkeitswerte vergötzt werden und sich gegen Christus stellen, da wird der Christ revolutionär. Da gilt das Wort: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn Gott gebührt die Ehre. Jede Selbstverherrlichung fällt dahin vor der Wirklichkeit Gottes. Denn der Christ weiss, Gott allein ist absolut. Christsein erfordert Nüchternheit.

*

Die aufgezeigten Verfälschungen des Christusglaubens haben diesen Glauben relativiert. Die Missverständnisse haben ihn entstellt. Der Absolutheitsanspruch Christi wurde aufgegeben. Der theologische

Liberalismus selbst fasste Christus nur als ein religiöses Genie neben anderen. So entstand ein religiöser Brei ohne Kraft und Mannesmut. Auf die Mehrzahl von uns heutigen »Christen« trifft das Wort zu: Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn dass man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten. Der Bolschewismus zertritt bereits die schlapp, faul und salzlos gewordene Christenheit in vielen Ländern. Führt diese nicht einen radikalen Abwehr- und Vernichtungskampf gegen den Bolschewismus, so bezeugt sie ihre Verfaultheit.

Die gegenwärtige Theologie und die Kirche haben die Aufgabe, den Christusglauben von allen Verfälschungen zu reinigen: den rationalistischen, moralistischen, pietistischen usw., ihn in seiner ursprünglichen Reinheit und Gottgemässheit wieder darzustellen, damit die Menschen erkennen: hier ist dynamischer Gottesglaube, hier ist Mannesreligion, und hier ist der wahre Gott mit seinem ungeschwächten Anspruch an die Menschen.

Ein eiserner, mannhafter Christusglaube mit seiner ganzen Kraft ist das Gebot der Zeit, ein Christusglaube, der unerschrocken alle Gottlosigkeit bis zum letzten bekämpft, wie er auch in der Bibel uns dargestellt ist. Die Zeit fordert auch eine völlige Neuschöpfung des theologischen Sprachstils, damit der heutige Mensch versteht, worum es geht. Wenn das deutsche Volk diese Gotteskraft des christlichen Glaubens erfahren wird, so wird es wissen, wofür oder wogegen es sich entscheiden muss. Die Entscheidung ist von jedem unerbittlich gefordert. Letztlich kann nur der eine allmächtige Gott unser Volk zum Glauben führen. Das Ringen in unserem Volke aber, von dessen Beginn wir Zeugen sein dürfen, wird über seine Zukunft — und vielleicht auch über die des ganzen Abendlandes entscheiden.

Die deutschen Landpastoren in der Entwicklung des lettischen Schrifttums

Von Jürgen von Hehn

1.

Das Entstehen einer lettischen Literatur hängt auf das engste mit der Reformation zusammen. Das christliche Glaubensleben im katholischen Mittelalter hatte für den Bauern bestenfalls im Vollzug meist

magisch gefasster Kultformen und in Erfüllung vorgeschriebener Pflichten (kirchliche Taufe und Trauung) bestanden; ein Verständnis für den geistigen Gehalt fehlte. Erst das Luthertum schuf hier eine Wandlung. Das Christentum sollte jetzt auch dem »undeutschen Volk« wirklich nahe gebracht werden, und christlicher Geist sollte sein Leben durchdringen. Das Bibelwort gewann fortan seine grosse Bedeutung. Auf seine Auslegung und Verbreitung in der Muttersprache der Hörer kam es an. Auch sollte die Gemeinde nunmehr selbst aktiv am Gottesdienst z. B. durch den Gesang beteiligt werden. Damit erwuchs für die entstehende evangelische Kirche in den baltischen Ländern die Aufgabe, Bibel, Gesangbuch und Katechismus ins Lettische zu übertragen. An dieses Werk wurde nun alsbald geschritten.

Religiös-kirchliche Schriften sind es also, die den wesentlichen Bestandteil der lettischen Literatur in der ersten Zeit bildeten. Daneben traten bald Arbeiten, die es versuchten, die lettische Sprache zu erfassen und eine Schriftsprache zu schaffen. Grammatiken und Wörterbücher wurden notwendig, um den landfremden, häufig erst aus Deutschland einwandernden Pastor die Sprache seiner künftigen Gemeinde zu lehren. Durch die Bestimmung der Bauerngesetze von 1817/19 über das Volksschulwesen erfuhr dann die lettisch-literärische Arbeit eine merkliche Ausweitung ihres Aufgabenkreises. Die Schulliteratur nahm ihren grossen Aufschwung. — 1822 entstand die erste lettische Zeitung. Auf allen Gebieten blühte jetzt das lettische Schrifttum auf. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden wir dann unter den lettischen Schriftstellern immer mehr Letten, während die deutschen Pastoren nach und nach ihre lettische Schriftstellertätigkeit aufgeben.

So ist mit dem Jahre 1819 ein Einschnitt gegeben. Es soll daher im Rahmen dieses Aufrisses versucht werden, die Arbeit der baltischen deutschen Landpastoren an der lettischen Literatur bis zu diesem Zeitpunkte zu schildern.

2.

Die ersten lutherischen Prediger der lettischen Gemeinde zu St. Jakob in Riga waren die Deutschen Nikolaus Ramm (gest. 1532 oder 1541) und Johann Eck (gest. 1552). Bereits diese beiden versuchten ihrer Gemeinde die notwendigen religiösen Unterweisungsmittel in lettischer Sprache zu geben. Es heisst, dass sie lettische geistliche Lieder verfassten; erhalten ist uns ein Lied über die 10 Gebote. Ferner besitzen wir aus dieser frühen Zeit in der preussischen Chronik

Simon Grunaus, die bis 1526 reicht, ein lettisches Vaterunser, das allerdings vielleicht auch schon aus katholischer Zeit stammen kann. Zweifellos evangelischen Ursprungs dagegen ist das sogenannte Hasentötersche Vaterunser in der zweiten Ausgabe der »Cosmography« des Weltchronisten Sebastian Münster aus Basel. Hasentöter, der selbst mehrere Jahre in unserem Lande tätig gewesen war, teilte es wahrscheinlich 1547 Münster mit. — Der eigentliche Anfang des lettischen Schrifttums aber fällt doch in eine spätere Zeit.

Gotthard Kettler war es, der die Kirchenreformation in seinem Lande planmässig durchführte. Er baute neue Kirchen, stellte alte wieder her, setzte eine kirchliche Oberverwaltung ein und gab dem Lande eine Kirchenordnung, die bis in das 19. Jahrhundert Gültigkeit hatte. Für diese aber war das Vorhandensein von handschriftlichen Hilfsmitteln die Voraussetzung, indem sie lettische Predigten über die Perikopen, Unterricht des Volkes im Katechismus und Übung des Kirchengesanges forderte. Die handschriftlichen Hilfsmittel waren mangelhaft und genügten auf die Dauer nicht. Daher förderte Kettler eifrig die Herausgabe des ersten religiösen Handbuchs für die Letten. 5 evangelische deutsche Prediger, Johann Rivius, Christian Micke, Balthasar Lembreck, Gotthard Reimers und Johann Wegmann, wurden mit ihrem »Enchiridion« die Begründer eines lettischen geistlichen Schrifttums. Als erster Abschnitt erschien 1586 der Kleine Katechismus, von Rivius übersetzt: 1587 folgten die weiteren Teile des Handbuches: »Vndeudsche Psalmen und geistliche Lieder«, die Sonn- und Festtagsperikopen, Evangelien und Episteln, in gemeinsamer Arbeit von den Herausgebern ins Lettische übertragen, während die Leidensgeschichte Jesu von Gotthard Reimers allein übersetzt wurde. Mit dem Erscheinen des »Enchiridion« war nicht nur ein kirchen- und kulturgeschichtliches bedeutsames Werk getan, darüber hinaus stellte es eine sprach- und literargeschichtlich wichtige Tat dar.

Wichtig wurde auch die Tätigkeit des Pastors und späteren Propstes Georg Mancelius (1593—1654). Er führte die bis dahin nicht gebräuchlichen virgulierten Buchstaben für mouillierte lettische Laute ein. Die bisher erschienenen lettischen religiösen Schriften gab er verbessert und erweitert in seinem »Vademecum« (1631) heraus. Um den ausländischen Theologen, die ins Land kamen, ein Hilfsmittel zur Erlernung des Lettischen zu bieten, machte er sich an lexikalische Arbeiten. So entstand das erste lettische Wörterbuch: »Lettus« (1638).

Am bekanntesten aber wurde er durch sein Predigtbuch, oder — wie es heisst — »Lang-gewünschte Lettische Postill« (1654). Damit wurde er zum Begründer der lettischen Prosa. Mancelius brauchte hier eine einfache gewöhnliche Volkssprache. Bilder und Vergleiche waren aus dem Leben des Bauern genommen.

So war auf dem Gebiete der kirchlichen und religiösen Literatur schon manches geleistet worden; noch aber hatten die Pastoren beim Gottesdienst mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die bisher ins Lettische übertragenen geistlichen Lieder waren ohne Rhythmus und Versmass. Der Kirchengesang stiess infolgedessen auf grosse Schwierigkeiten. Diesem Mangel suchte Christoph Fürecker (um 1650)[1]) abzuhelfen. Er stellte seine Arbeit und sein Leben ganz in den Dienst des lettischen Volkes, heiratete sogar eine Lettin und lebte ganz unter den Bauern, um ihre Sprache möglichst vollkommen zu erlernen. Als erster wandte er Reim und Metrum auch im Lettischen an. Auf die Bitte des Pastors Heinrich Adolphi (1622—1686) dichtete und übersetzte er eine grosse Zahl kirchlicher und religiöser Lieder. Er gilt als der Begründer der lettischen Kunstdichtung. Gleich Mancelius war Fürecker bestrebt, Hilfsmittel zur Erlernung der Sprache zu schaffen. Handschriftlich hinterliess er eine lettische Grammatik und ein lettisches Lexikon. — An diese Arbeiten knüpften Heinrich Adolphi und Georg Dressel (1654—1698) an. Von ersterem erschien 1685 eine in deutscher Sprache abgefasste lettische Sprachlehre; Dressel gab ausser einer »Anleitung zur lettischen Sprache« ein »Vocabularium« (1688) in vier Sprachen — deutsch, lateinisch, polnisch und lettisch — heraus. Dieses wurde später von Pastor Liborius Depkin (1652—1708) umgearbeitet.

Im Anschluss an Fürecker aber blühte jetzt vor allem die poetische geistliche Literatur auf. Zahlreiche deutsche Pastoren des Herzogtums finden wir unter den Dichtern und Übersetzern lettischer Kirchenlieder: Heinrich Adolphi, Bernhard Wilhelm Bienemann (gest. vor 1732), Gerhard Remling (1633—1695), Nikolaus Friedrich Hespe (gest. 1699). Johann Wischmann (gest. vor 1703) verfasste sogar eine kurze Anleitung zur lettischen Dichtkunst: »Der Unteutschen Opitz« (1697). In diese Zeit gehört auch der gleichfalls als Dichter geistlicher Lieder bekannte Pastor Wilhelm Steineck (1681—1735), ein Lette von Geburt, aber ganz im Deutschtum aufgegangen, wie es ja in der Zeit wohl kaum anders sein konnte.

---

[1]) Fürecker war trotz seiner theologischen Vorbildung nicht als Pastor tätig.

3.

Im Laufe eines Jahrhunderts hatte sich so unter der Schirmherrschaft der Kettlers bereits eine reiche religiöse Literatur in ihrem Herzogtum entfalten können. Indessen auch in der Schwesterprovinz waren schon die Anfänge lettisch-literärischen Lebens zu spüren. In anderem Zusammenhang wurden schon zwei Namen genannt, die hierher gehören, Dressel und Depkin. An sprachwissenschaftlichen Arbeiten wäre hier vor allem noch die »Manuductio ad linguam Letticam facilis et certa« des Pastors Johann Georg Rehehausen zu erwähnen (1644). Ein deutsch-lettisches Wörterbuch stammt von Pastor Kaspar Elvers (1680—1750). Grössere Bedeutung kam der Tätigkeit des Pastors und nachmaligen »lyfflendischen General-Superintendenten« Jakob Lange (1711—1777) zu. Er setzte sich durch die Herausgabe eines vollständigen deutsch-lettischen und lettisch-deutschen Lexikons ein bleibendes Andenken beim lettischen Volk. Er war auch der erste, der für die Bauern eine ärztliche Anleitung ins Lettische übertrug. Auch auf die Pflege des religiös-kirchlichen Schrifttums richtete er sein Augenmerk. Auf diesem Felde ruhte noch lange der Schwerpunkt der literärischen Arbeit. Hier machten sich die Pastoren Svante Gustav Dietz (1670—1723), Christian Lauterbach (1663—1720) und Andreas Getzel (Mitte des 17. Jahrh.) einen Namen.

Epochemachend auf dem Gebiet des lettischen religiösen Schrifttums wurde dann die Bibelübersetzung. Zwei Männern kommt für das Zustandekommen dieses Werkes das Verdienst zu, dem Generalsuperintendenten Johann Fischer (1633—1705) und dem Pastor und späteren Propst Ernst Glück (1652—1706). Fischer war während seiner ganzen Amtszeit — er verliess das Land 1699, da er als Freund Patkuls und politischer Gegner der schwedischen Güterreduktion glaubte, seine Arbeit nicht mehr erfolgreich fortsetzen zu können — bemüht, die Übertragung der Bibel ins Lettische und Estnische zu fördern. Durchgeführt wurde damals allerdings nur die lettische Bibelübersetzung. Fischer verstand es, Karl XI von Schweden für dieses Unternehmen zu gewinnen; die Regierung übernahm die Kosten. Den Mann für diese Arbeit aber fand er in Ernst Glück.

Glück war in der Gegend von Magdeburg in Deutschland geboren und mit 21 Jahren ins Land gekommen. Bald empfand er den spürbaren Mangel, der darin bestand, dass den lettischen Gemeinden die Bibel fehlte. Er begann an eine Übersetzung der Bibel ins Lettische zu denken. Zunächst eignete er sich im Laufe von 5 Jahren die Kennt-

nis der lettischen Sprache an. Dann aber ging er nach Deutschland, um sich noch in den Grundsprachen der Bibel zu vervollkommnen. Bei dem damals berühmtesten Orientalisten Sebastian Edzardi in Hamburg studierte er das Hebräische und vertiefte seine Kenntnisse im Griechischen. 1680 kehrte er wieder zurück. Um sich in der Übersetzungstechnik zu üben, machte er sich zuerst an Luthers grossen Katechismus. 1681 begann er darauf die Übersetzung der Bibel aus dem Urtext ins Lettische. Die bisherigen Erfahrungen und Kenntnisse der lettischen Sprache suchte er alle zu verwerten. 8 Jahre brauchte er für seine Arbeit. Nur der spätere Pastor Christian Bartholomäus Witten stand ihm helfend zur Seite. Nachdem dann das ganze Werk einer Revision durch eine Kommission von Pastoren beider Provinzen unterzogen worden war, konnte es gedruckt werden. 1689 lag die ganze Bibel vollendet vor.

Wie gut die Arbeit gelungen war, zeigt ein Urteil des späteren Bischofs Ulmann, der die Glücksche Wiedergabe des Urtextes der Heiligen Schrift für getreuer als die Luthersche deutsche Übersetzung erklärte [2]). Die Bibel wurde jetzt zum Eckpfeiler der lettischen Literatur. Ihre Orthographie und Sprachform wurde auf lange Zeit bestimmend und massgebend.

Eine zweite Ausgabe der Bibel erschien 1739, vom Generalsuperintendenten Jakob Benjamin Fischer (1684—1744), dem Sohne Johann Fischers, und einer Kommission von Predigern beider Provinzen durchgesehen. Eine weitergehende Verbesserung brachte dann erst die Ausgabe von 1877. Damals ruhte die Emendationsarbeit vorzugsweise in den Händen August Bielensteins (1826—1907).

Auch auf anderen Gebieten suchte Glück ein guter Hirte seiner Gemeinde zu sein. Er bemühte sich, Schulen sowohl für die Letten als auch für Deutsche und Russen ins Leben zu rufen. Seine segensreiche Arbeit unterbrach der Nordische Krieg; er wurde nach Moskau verschleppt. Hier starb er 1705.

Auffallend bei der bisherigen Entwicklung der lettischen Literatur ist das häufige paarweise Auftreten von Grammatikern und Lexikographen in beiden Provinzen des lettischen Sprachgebiets (Mancelius — Rehehausen; Adolphi — Dressel). Die Ursache dafür lag in der immerhin doch hindernd wirkenden politischen Grenze (bis 1795). Ohne von einander zu wissen, machten sich bei den herrschenden Bedürfnissen mehrere Männer an dieselbe Arbeit. Das blieb auch in der

[2]) Mitt. u. Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Russlands IV, S. 318.

Folgezeit ebenso. Erst die Lettisch-literärische Gesellschaft sollte wieder alle Kräfte zu gemeinsamer lettisch-schriftstellerischer Arbeit vereinen.

4.

Blieb bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die lettisch-literärische Tätigkeit der deutschen Landpastoren in der Hauptsache in den alten Bahnen des Kirchenschrifttums, so wurde das anders seit dem Wirken von Gotthard Friederich Stender (1714—1796). Er war wohl von all den vielen auf dem Gebiete der lettischen Literatur tätigen Predigern der bedeutendste. Über seine literärische Bedeutung hinaus war er in vollem Sinne des Wortes ein Volkslehrer. Kein einziger anderer deutscher Pastor übte eine so nachhaltige Wirkung auf das lettische Volk aus wie Stender.

Geboren wurde er am 27. August 1714 als Sohn des Pastors Hermann Konrad Stender im väterlichen Pfarrhause (»Lahszensche Pastorath«, heute Lāši). Das Geschlecht blühte schon seit mehreren Generationen im Lande und hatte ihm eine Reihe hervorragender Geistlicher geschenkt. Es war zu Ende des 16. Jahrhunderts aus dem Braunschweigischen eingewandert. — Schon als Knabe und Jüngling erwarb sich Gotthard Friedrich Stender, von seinem gelehrten Vater angehalten, gründliche Kenntnisse in den altklassischen und orientalischen Sprachen. Darauf studierte er 1736—1739 Theologie, alte Sprachen und Beredsamkeit in Deutschland. In Jena schloss er sich der streng dogmatischen Richtung der Theologie an, in Halle aber neigte er zum Pietismus, bis ihn schliesslich das Übertriebene und Überschwengliche dieser Strömung in ein rationalistisches Fahrwasser trieb. Bald kam er in den Ruf eines Freigeistes und musste die Lehrtätigkeit, die er im Waisenhaus ausgeübt hatte, aufgeben.

In seine Heimat zurückgekehrt, wirkte er erst als Lehrer, dann seit 1744 als Pastor der »Landt-Gemeynde zu Byrszgallen«. Gar bald richtete er seine Aufmerksamkeit auf das lettische Landvolk. Er begann sich in die lettische Sprache zu vertiefen und sie zu erforschen. Allein die gewissenhafte Erfüllung des Predigeramtes griff seine Gesundheit so an, dass er sich entschloss, seinen Beruf aufzugeben und ganz seinen wissenschaftlichen Interessen zu leben. Schon als Student hatte er unter dem Einfluss der Wolfschen Philosophie sein Interesse der Mathematik zugewandt; jetzt vertiefte er sich aufs neue in diese Wissenschaft. 1759 ging er wieder nach Deutschland und wurde 1760 erster Rektor der Realschule zu Königslutter. Dann finden wir ihn

1763 als Professor der Geographie in Kopenhagen. Die Veranlassung für diese Anstellung gab der Wunsch des Königs, eine Erdkugel zu besitzen, wie sie Stender eigenhändig für den Herzog von Braunschweig angefertigt hatte. Diesen Wunsch erfüllte Stender zwar, aber der drohende Ausbruch eines Krieges mit Russland bewog die dänische Regierung, finanzielle Einschränkungen vorzunehmen. Stender verlor seine Professur. Nun (1765) kehrte er doch wieder in seine alte Heimat zurück, wo er seither nicht nur als Pastor, später auch als Propst eine reiche Tätigkeit entfaltete, sondern seine lettischen Studien soweit fortsetzte, dass er auf lange die einzige Autorität in allen Fragen der lettischen Sprache wurde und sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der lettischen Literaturgeschichte erwarb.

Während seines zweiten Aufenthaltes in Deutschland veröffentlichte Stender bereits sein erstes, für lange Zeit grundlegendes Werk über die lettische Sprache: die »Lettische Grammatik« von 1761. Eine verbesserte und erweiterte Auflage erschien 1783. Hier behandelte er erstmalig alle Teile der Grammatik, indem er auch die Lautlehre und die Syntax einbezog. Vielleicht noch wichtiger wurde das von ihm 1789 herausgegebene lettisch-deutsche und deutsch-lettische Wörterbuch. Fast hundert Jahre blieb es im Gebrauch. Die kurische Ritterschaft erkannte diese verdienstvolle Tat an, indem sie eine finanzielle Beihilfe zu den Druckkosten leistete.

Konnte Stender bei diesen Arbeiten an Vorgänger anknüpfen, so schlug er mit seinen »Jaukas Pasakkas un Stahsti« (1766), einer Bearbeitung und Übertragung vorzüglich Gellertscher Fabeln, ganz neue Wege ein. Er wurde damit zum Begründer einer weltlichen lettischen Literatur. Als rechter Aufklärer, der er war, versuchte er, dem lettischen Volke Wissenschaft in populärer Form nahe zu bringen. Dieser Aufgabe diente seine »Augstas gudribas grahmata no Pasaules un Dabbas« (1774). Der Zweck dieser Arbeiten war, das lettische Landvolk kulturell zu heben und es zu bilden. Deshalb gab er auch ein ABC und ein Lesebuch heraus. Aus der geistigen Finsternis wollte er die Bauern ans Licht führen. Scharf wandte er sich daher gegen manche im Volke bestehende Unsitte. Seine ganzen Bestrebungen, das lettische Landvolk geistig zu heben, zeigen ein durch und durch rationalistisches Gepräge. Kennzeichnend ist sein Urteil über die lettischen Volkslieder; er nannte sie roh und einfältig[3]). Hauptsächlich

[3]) Stender, Lettische Grammatik 1783.

um ihrer Verbreitung entgegenzuarbeiten, verfasste er seine »Jaunas Sinģes« (1774). Auch in der religiös-kirchlichen lettischen Literatur der damaligen Zeit nahm Stender eine führende Stellung ein. Hier führte er als erster den Geist der Aufklärung ein. Deutlich ist das sowohl in dem von ihm herausgegebenen Gesangbuch als auch in seiner Glaubenslehre »Tahs Kristigas Mahcibas Grahmata« (1776) und seinen anderen religiösen Schriften zu spüren.

Zu diesen zahlreichen und den verschiedensten Gebieten angehörenden Arbeiten war Stender befähigt durch eine ungewöhnliche Schärfe und Biegsamkeit des Geistes. Seine reichen Gaben führten ihn allerdings auch zu einer Zersplitterung seiner Kräfte. Sprachstudien, Theologie, Mathematik, Geographie wurden nacheinander Inhalt seiner wissenschaftlichen Forschung. Wenn wir von ihm hören, dass er sich in den letzten Jahren seines Lebens mit Alchimie beschäftigte und ein Lebenselixier bereiten wollte, so sind darin auch die typische Züge jener Zeit zu erkennen, die die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten überschätzte. — Dauernd blieb er nur bei seiner Arbeit zum Besten des lettischen Volkes, zu dem er sich so hingezogen fühlte, dass er sich auf seinem Grabstein »Latvis« nannte (gest. 17. Mai a. St. 1796). In der Hingabe an seine Arbeit ein durch und durch deutscher Mann, verkörperte Stender in sich das beste Wolien der baltischen Pastoren für das ihnen anvertraute Landvolk.

Gotthard Stender kann vielleicht als der erste angesprochen werden, der die Individualität des lettischen Volkes erkannte. Er hat sie bewusst bejaht und durch sein ganzes Schaffen zu formen gesucht. Geistig gehörte er der Aufklärung an. Das Wirken dieses Mannes hat eine erstaunlich weitreichende Ausstrahlung besessen. In der Entwicklung des lettischen Geistes- und Bildungsgutes kommt ihm bis auf den heutigen Tag eine merkliche und spürbare Bedeutung zu.

5.

Anregend wirkten Stenders lettische Forschungen auf seine Zeit- und Berufsgenossen. Immer mehr Pastoren begannen sich mit lettischen Studien zu beschäftigen. Die lettische Literatur wird immer umfangreicher. Der Sohn des »alten« Stender, Alexander Johann Stender (1744—1819), versuchte Gedichte von Bürger und Schiller ins Lettische zu übertragen. Er war auch der Verfasser des ersten lettischen Dramas, einer freien Übersetzung allerdings. Auch hier war das Motiv wieder der Wille zur Belehrung. Neben ihm stehen mit volkstümlichen religiösen Schriften die Pastoren Johann Friedrich

Kasimir Rosenberger (1731—1776) und Friedrich Gustav Maczewski (1761—1813). Dem Schulwesen widmeten Johann Magnus Launitz (1740—1809) und sein Sohn Christian Friedrich (1773—1832) ihre Aufmerksamkeit. Beide sind als Verfasser von Lehrbüchern hervorgetreten.

Einen guten Klang gewann in dieser Zeit der Name des Pastors und späteren Propstes Karl Gotthard Elverfeld (1756—1819). Auch er ist einer der typischsten Vertreter jener baltisch-deutschen Landpastoren. Wenige Wissenschaften waren ihm fremd. Besonders der Philosophie widmete er eingehende Studien; Kant, Fichte, Schelling wurden nacheinander der Mittelpunkt seines philosophischen Interesses; am Ende seines Lebens vertiefte er sich in die Schriften Jakob Böhmes. In seiner Jugend hatte er dem Rationalismus nahe gestanden. Mit zunehmendem Alter näherte er sich immer mehr der lutherischen Orthodoxie. — In seiner »Lihgsmibas grahmata« 1804 finden wir die erste lettische Idylle »Bertulis un Maija« und das erste lettische Schauspiel; daneben finden sich Übersetzungen nach Kotzebue u. a. — Ein besonderes Verdienst erwarb sich Elverfeld durch Förderung des blinden Indrikis, des ersten lyrischen Dichters lettischer Abstammung.

Bedeutsam wurde der Versuch Matthias Stobbes[4]) (1740—1817), eine periodisch erscheinende lettische Zeitschrift herauszugeben. 1797 und 1798 erschien seine Vierteljahresschrift »Latwiska Gadda-Grahmata«. Alle namhaften Männer der Zeit waren an Stobbes Jahrbuch beteiligt. Moralische Erzählungen, erbauliche Betrachtungen, wirtschaftliche und naturgeschichtliche Belehrungen bildeten den Hauptinhalt; alle politischen Nachrichten fehlen. Mit dem zweiten Jahrgang hörte die Zeitschrift — wohl aus finanziellen Gründen — zu erscheinen auf.

6.

Auch im Norden des lettischen Sprachgebiets hatte unterdessen die Arbeit an der Hebung und am Ausbau des lettischen Schrifttums nicht geruht. An der religiös-kirchlichen lettischen Literatur wurde rüstig weiter gearbeitet. Als Dichter und Übersetzer geistlicher Lieder traten die Pastoren Christian Wilhelm Müthel (1771—1847) und Christoph Reinhold Girgensohn (1752—1814) hervor. Ein Zentrum lettischer Forschungsarbeit war das Bergmannsche Pastorat in Rū-

[4]) Stobbe hatte in Deutschland Theologie studiert, war aber hier nicht als Prediger tätig.

jiena. Gustav Bergmann (1749—1814) richtete in seinem Hause eine Druckerei ein. Seine zahlreichen lettischen Arbeiten druckte er hier eigenhändig. Er war ferner bestrebt, eine Sammlung aller lettischen Druckschriften, wie auch unveröffentlichter wichtiger Materialien über die lettische Sprache anzulegen. Reiche Schätze trug er im Laufe der Zeit zusammen. Er selbst hinterliess handschriftlich ein vollständig ausgearbeitetes lettisches Lexikon.

Bergmann und Pastor Friederich Daniel Wahr (1749—1827) waren auch die ersten im Lande, die dem lettischen Volkslied gerechte Beachtung schenkten und kleine Sammlungen (1807 und 1808) herausgaben. Bekannt ist, dass Herder in seinen »Stimmen der Völker« einige lettische Volkslieder abdruckte und damit den Anstoss gab, dem Volksliede literärische Wertung zu geben. Einer der bedeutendsten lettischen Sprachforscher aber war der Pastor und spätere Propst Christoph Harder (1747—1818). Selbst noch in Deutschland geboren, wurde er doch bald einer der besten Kenner des Lettischen. Er suchte die Stendersche Grammatik durch »Zusätze« (1790) zu verbessern und hinterliess handschriftlich Ergänzungen zu Stenders Wörterbuch. Vergleichend zog er erstmalig bei seinen lettischen Studien das Litauische heran. Auch an die Herstellung von Unterrichtsschriften dachte er. Ein ABC-Buch und ein Rechenbuch wurden von ihm verfasst.

Harder war es auch schliesslich, der sich entschloss, einen Kalender herauszugeben, nachdem in Kurzeme (das damals noch zu Polen gehörte, mithin »Ausland« war) seit 1763 der erste lettische Kalender »Jauna un Wezza Latweeschu Laiku un notikkuschu Leetu Grahmata« zu erscheinen begonnen hatte. 8 Jahre lang schrieb und druckte er selbst den »Widsemmes Kalendars« (1782—1790). Dieser wurde abgelöst durch den Kalender der Müllerschen Buchhandlung in Riga. 1811 aber hörte er auf zu erscheinen. Seit 1813 gab dann der Häckersche Verlag wieder den »Widsemmes Kalendars« heraus, der bis auf den heutigen Tag noch alljährlich erscheint. Ständig arbeiteten an diesem Kalender die deutschen Landpastoren mit. Seit 1825 besorgte durch 38 Jahre mit einer einzigen Ausnahme Pastor Johann Theodor Berent (1784—1866) die literärischen Zugaben des Häckerschen lettischen Kalenders.

So sehen wir um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts bereits ein umfangreiches lettisches Schrifttum vorliegen. Ständig werden neue Gebiete durch die Arbeit und Hingabe der deutschen Pastoren erschlossen. Es liegt etwas Wahres in dem Worte des grossen Erfor-

schers der lettischen Sprache und der lettischen Altertümer August Bielenstein, dass die evangelischen Prediger deutscher Nationalität, berufen zur Erziehung der unsterblichen Geister und Seelen, den Letten Letten geworden seien, »wie Paulus den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche«[5]). Es war ein Wirken aus tiefster Verantwortlichkeit, die die blosse seelsorgerische Tätigkeit an der Gemeinde, dem Landvolk als zu gering erachtete und höhere Ansprüche an sich stellen musste: wirklich Führer zu sein den Seelen, die ihnen anvertraut waren.

Verzeichnis der angeführten Pastoren mit ihren Wirkungsstätten

1) Nikolaus Ramm (gest. 1532 oder 1541) — Riga.
2) Johann Eck (gest. 1552) — Riga.
3) Johann Rivius (gest. vor 1586) — Dobele.
4) Christian Micke (gest. nach 1586) — Iecava, Riga.
5) Balthasar Lembreck (gest. nach 1586) — Tukums.
6) Gotthard Reimers (gest. 1607) — Bauska.
7) Johann Wegmann (gest. wahrscheinlich 1608) — Saldus.
8) Georg Mancelius (1593—1654) — Valle, Sērpils, Dorpat, Jelgava.
9) Christoph Fürecker (um 1650) — Dobele.
10) Heinrich Adolphi (1622—1686) — Dobele, Jelgava.
11) Georg Dressel (1654—1698) — Piņķu muiža.
12) Liborius Depkin (1652—1708) — Limbaži, Riga.
13) Bernhard Wilhelm Bienemann (gest. vor 1732) — Zemīte, Spāre.
14) Gerhard Remling (1633—1695) — Sauka, Sesava.
15) Nikolaus Friedrich Hespe (gest. 1699) — Džūkste und Irlava, Bauska.
16) Johann Wischmann (gest. vor 1703) — Berstele, Dundaga.
17) Wilhelm Steineck (1681—1735) — Jelgava, Tukums.
18) Johann Georg Rehehausen (gest. vor 1650) — Koknese, Aizkraukle.
19) Kaspar Elvers (1680—1750) — Piņķu muiža, Riga.
20) Jakob Lange (1711—1777) — Ēvele, Smiltene, dann Generalsuperintendent in Riga.
21) Svante Gustav Dietz (1670—1723) — Smiltene und Palsmane.
22) Christian Lauterbach (1663—1720) — Riga.
23) Andreas Getzel (Mitte des 17. Jahrh.) — Ērgļi.
24) Johann Fischer (1633—1705) — Generalsuperintendent in Riga.
25) Ernst Glück (1652—1706) — Daugavgrīva, Alūksne und Zeltiņmuiža.
26) Christian Bartholomäus Witten (Ende des 17. Jahrh.) — Lielvārde und Jumprava, Bauska und Code.

---

[5]) Prot. d. 58. Jahresv. d. lett. liter. Gesell. 1886.

27) Jakob Benjamin Fischer (1684—1744) — Burtnieki und Dikļi. Generalsuperintendent in Riga.
28) Gotthard Friedrich Stender (1714—1796) — Birzgale, Szaimen, Sēlpils und Sunākste.
29) Alexander Johann Stender (1744—1819) — Zalvīte und Ērberģe und Daudzeva, Sēlpils und Sunākste.
30) Johann Friedrich Kasimir Rosenberger (1731—1776) — Jelgava.
31) Friedrich Gustav Maczewski (1761—1813) — Muižaciems, Ārlava und Roja, Aizpute, Piltene. Superintendent.
32) Magnus Launitz (1740—1809) — Grobiņa und Sarraiķi.
33) Christian Friedrich Schmidt von der Launitz (1773—1832) — Grobiņa und Sarraiķi.
34) Karl Gotthard Elverfeld (1756—1819) — Apriķi und Saliena.
35) Matthias Stobbe (1740—1817) — Jelgava.
36) Christian Wilhelm Müthel (1771—1847) — Cesvaine.
37) Gustav Bergmann (1749—1814) — Araiši, Salaca, Rūjiena.
38) Christoph Reinhold Girgensohn (1752—1814) — Ērgļi, Jaun-Piebalga.
39) Friedrich Daniel Wahr (1749—1827) — Palsmane und Aumeistere.
40) Christoph Harder (1747—1818) — Rubene.
41) Johann Theodor Berent (1784—1866) — Suntaži.
42) August Johannes Gottfried Bielenstein (1826—1907) — Jaun-Auce und Kerkliņi, später Dobele.

Vom baltischen und litauischen Deutschtum

Von Heinrich Bosse

Geschichte ist wirkende Kraft. Als solche will sie begriffen und in unser Gegenwartsbewusstsein aufgenommen, — eingebaut sein, wie man wohl heute sagt.

Die Anwendung geschichtlichen Wissens freilich ist fragwürdig, wenn aus der Feststellung des »historisch Gewordenen« (in Brauchtum, Sitte oder den allgemeinen Lebensformen) nur der Anspruch auf ihre ehrwürdige Unverletzlichkeit abgeleitet wird. Denn jede Zeit schafft sich ihren eignen Formenbestand durch Verarbeitung, Wandlung oder Ausmerze des historisch Überlieferten und fügt ihm, wo es not tut, eigne Neuschöpfung an. — Aber nicht minder fragwürdig ist es, wenn uns Geschichte einzig zur Entwicklung ursächlicher Zusammenhänge dienen soll. Die Frage, w i e etwas wurde, ist oft wesentlich. Nicht immer. Und gerade unter uns baltischen Deutschen will die Neigung, bei jeder Frage zunächst dem historischen Werdegang nachzugehen (und oft genug in solcher Erörterung stecken zu bleiben), noch

sehr überwunden werden. Dieser Historismus ist unfruchtbar. — Es ist endlich auch nicht ohne weiteres richtig, dass das Wissen um historische Abläufe die Urteilsfähigkeit stählt, »dass man aus der Geschichte lernen könne«. Uns Deutschen hat die eigne Geschichte wahrlich Jahrhunderte hindurch die ungenützte Möglichkeit gegeben, aus unheilvollen Beispielen einer politischen und geistigen Zersplitterung die Lehren zu ziehen. Und wenn eine neue Zeit den Wandel bringt, so sind die treibenden Kräfte gewiss nicht in einer historischen Bildung zu suchen. Denn es ist doch wohl so, dass wir aus der Geschichte gewöhnlich nur das lernen, was wir von ihr lernen wollen. Und dass das Urteil am Anfang der Geschichtsbetrachtung steht — sei es auch noch so unbewusst —, und nicht ihr zwangsläufiges Ergebnis ist.

Geschichte ist wirkende Kraft. Wir können ihre Spuren in der Rückschau überblicken. Ihre Bahnen in die Zukunft hinaus weiter zu erkennen wird selten gelingen; denn nur Einzelnen ist es gegeben, jenen Standort zu erreichen, der die klare Sicht in Vergangenheit und Zukunft zugleich gewährt. Das ist Begnadung. Aus solcher Begnadung wachsen die Führer.

Was gilt aber für die Vielen? — Das Ahnen der Kraft, die vor ihnen war und in ihnen und ihrer Zeit wirkt in die Zukunft hinein. Ein gut Teil Frömmigkeit, wenn man es so verstehen will, mag darin stecken. Unsre Auslegungen, unsre Wertungen geschichtlicher Abläufe werden vielfach daneben tappen, — auf das Bewusstsein des Eingebettetseins in den Kraftstrom eines sinnvollen Geschehens kommt es an! Ein Bewusstsein, das das Ich in seiner Sippe gleicherweise wie die Gesamtheit des Volkes als Trägerin der Geschichte umfasst. Denn was sollte uns ein Geschichtsbewusstsein wert sein, das sich »Zusammenhänge« aus Büchern und Broschüren erliest und dem eignen Bluterbe verständnis- und achtungslos gegenübersteht!

Eine andre erzieherische Bedeutung aber hat die historische Rückschau noch. Liegt doch in der Vergangenheit eine unendliche Fülle an Anschauungsmaterial gegeben, das der Aufhellung lebenswichtiger Fragestellungen der eignen Zeit dienstbar werden kann. Nicht das historische Wissen als solches wirkt formend. Denn die Fragestellung tragen wir heran, und jede Zeit hat ihre eigne Art der Fragestellung. Selbstbescheidung und Verantwortung bedingt diese Erkenntnis. Sie besagt, dass jede Zeit und jedes Volk sich sein unterschiedliches Geschichtsbild schaffen wird, dass aber zugleich in umso höherem Grade die Forderung nach einer sauberen oder werkgerechten Art der Be-

antwortung erhoben werden kann. Wir wollen das lebendige Material, das unsre Geschichte bietet, für uns und unsre Zeit verwerten. Aber wir wollen nicht klittern. Denn das heisst: fälschen.

*

Seltsam fremd lebten und leben zwei nahe benachbarte deutsche Volksgruppen im europäischen Nordosten nebeneinander her: das baltische und das litauische Deutschtum. Nicht zufällig ist die Fremdheit, sondern durch starke Andersartigkeit bedingt. Sie drückt sich freilich nicht im Unterschied der zahlenmässigen Stärke aus: 19 000 Deutsche in Estland, 62 000 in Lettland, etwa 40 000 in Litauen. Die Zahl entscheidet nicht über das Gewicht. Eine Gegenüberstellung der Deutschen Estlands und Litauens bestätigt diesen Satz. Wir meinen: die Geschichte formt das Gewicht.

Das baltische Deutschtum und das Deutschtum Litauens haben jedes seine Sorgen. Aber sie sind in vielem verschieden. Bildet hier die Volksgruppe einen geschwollenen städtischen Kopf über einem ins Winzige geschrumpften landständischen Körperchen, so gilt dort das Umgekehrte. Das im wesentlichen bäuerliche Deutschtum Litauens hat sich im vorigen Jahrhundert immer wieder seine akademischen Führer, Geistliche vor allem, aus der benachbarten baltischen Provinz ausleihen müssen; und heute ist die Schaffung einer kulturtragenden führenden Oberschicht dort mit eins der dringlichsten Anliegen unserer Tage. — Zeigt das baltische Deutschtum ausgeprägte organisatorische Fähigkeiten, gliedert es sich in zahllose Organisationen und Vereine der verschiedensten Art, denen freilich nur allzuoft über den kleinen Sonderinteressen die Ausrichtung auf die brennendsten Lebensfragen der Volksgruppe ermangelt oder verlorengegangen ist, so liegt gerade im schmerzlichen Mangel eines breiteren Organisationswesens die fühlbare Schwäche der Deutschen in Litauen. Entsprechend liegen die völkischen Aufgaben verschiedenartig: hier Straffung des Gewordenen, heute freilich z. T. noch richtungslos wuchernden Bestandes, dort in vieler Hinsicht Neuschöpfung, bedingt durch einen einheitlich zielstrebigen Willen.

Ein weiterer Wesensunterschied wird für manche Erscheinungen den Schlüssel abzugeben vermögen. Das baltische Deutschtum stellt eine alte Volksgruppe dar: auf ein dreiviertel Jahrtausend blickt sie zurück. Das heutige Deutschtum Litauens aber ist jung. Abgesehen vielleicht von der einen oder anderen etwas älteren Handwerkersied-

lung setzt der Zustrom bäuerlicher Einwanderer aus Deutschland über die damalige russische Grenze nach Litauen erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein.

Aber ist das ohne Weiteres richtig? Aus dem Jahre 1323 ist eine Privilegienbestätigung für deutsche Kaufleute und Handwerker in Kauen erhalten: sie erhalten ihr eignes Magdeburger Recht verbrieft. Eine gotische Backsteinkirche spricht heute noch in stummen und doch beredten Worten von der Art und der Tätigkeit dieser deutschen mittelalterlichen Kulturträger. Auch aus Wilna gibt es Zeugnisse über ein mittelalterliches Deutschtum. Was uns erhalten ist, sind spärliche, oft zufällige Nachrichten. Es ist schwer, aus ihnen wirklich ein lebendiges Bild zu gewinnen. Aber das eine steht fest: auch Litauen hat im Mittelalter seine deutschen Ansiedler, vor allem bürgerlichen Standes, besessen. Und ihr Gewicht und ihre Bedeutung mögen in manchem nicht geringer gewesen sein, als sonst im weiten östlichen Vorfelde des deutschen Kulturbereichs.

Es gab also in Litauen ein mittelalterliches und es gibt ein neuzeitliches Deutschtum. Aber die blutliche Verbindung riss ab. Anders als in den baltischen Landschaften vermag das Deutschtum Litauens sich nicht auf die Periode der mittelalterlichen Einwanderung zu beziehen. Deren Geschichte ist nicht eigentlich seine Geschichte. Der Blutstrom wurde unterbrochen, der die geschichtlichen Kräfte eines Volkes vom Ahnen zum Enkel weiterträgt.

Aber wie ist das? Gilt für die grosse Mehrheit der baltischen Deutschen nicht ein Gleiches? Nur eine geringe Zahl bürgerlicher Geschlechter ist länger als 200 Jahre im Lande ansässig, und auch unter den adligen Namen ist die Zahl der bis ins baltische Mittelalter zurückreichenden geringer, als gemeinhin angenommen wird. — Aber der Blutstrom der Geschlechterfolge ist ja nicht an den Mannesstamm gebunden. Und durch die genealogisch fast durchweg nachzuweisenden Eheschliessungen der ledigen deutschen Einwanderer mit den Töchtern der älteren ansässigen Familien vermochten diese ihren Nachfahren das Bluterbe der Volksgruppe zu vermitteln. Neben Brauchtum, Sitte und Kulturgut der vor ihnen Ansässigen nahmen sie auch im Blut das geschichtliche Erbe auf.

Im hier gegebenen, dort abgerissenen blutlichen Zusammenhang mit den früheren Jahrhunderten deutscher Leistung im und am Lande ist vielleicht der tiefste Wesensunterschied zwischen baltischem und litauischem Deutschtum aufgezeigt. Hier vermochten jahrhundertalte

geschichtliche Kräfte weiter fortzuwirken. Dort verdorrten sie. Und dieser Satz behält Gültigkeit auch vor der nüchternen Feststellung, dass Möglichkeiten, politische Kraftverhältnisse und Lebensumstände der Deutschen hier wie dort freilich auch im Mittelalter schon grundsätzlich anders gelagert waren.

*

Das mittelalterliche Deutschtum Litauens zerbrach in der Gegenreformation.

Wir sind heute noch nicht so weit, die rassischen Voraussetzungen bestimmter ideengeschichtlicher Vorgänge in einzelnen aufhellen zu können; aber es ist bekannt, dass die lutherische Reformation sich vor allem in den vorwiegend nordisch bestimmten Gebieten des deutschen Nordens, Nordostens und Skandinaviens in knappen Jahrzehnten durchzusetzen vermochte. Auch jenseits des geschlossenen deutschen Volksbodens wird im europäischen Nordosten das Deutschtum in erster Linie der Träger und Verbreiter der neuen Glaubenshaltung. Und es ist fraglos so, dass damals innerhalb des polnisch-litauischen Staates das Gewicht des deutschen Bürgertums durch die von ihm ergriffene neue geistige Mittlerrolle merklich gewinnt. Umgekehrt freilich musste die zum Gegenangriff übergehende katholische Kirche den gefährlichsten Gegner in jenem protestantischen Deutschtum erblicken, gegen das sich nunmehr die ganze Härte eines mit dem religiösen Fanatismus jener Zeit geführten Glaubenskampfes richtete.

Der Ausgang des ungleichen Ringens ist bekannt. Das eingesessene Deutschtum Litauens wird grösstenteils in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erledigt: vertrieben, eingekerkert, ausgerottet. Geringe Reste erhalten sich über jene Zeit hinaus, kümmern, vegetieren in gedrückten, untergeordneten Berufen. Dann verschwinden auch sie praktisch aus dem Gesicht des Landes. Und was gezwungenermassen dem Glauben abschwor, hatte den stärksten Halt seiner völkischen Sonderart in jener Zeit verloren, ging im katholischen Litauer- und Polentum auf.

Das mittelalterliche Deutschtum Litauens hat jenen Glaubenskampf, der ihm gleichzeitig zum entscheidenden Behauptungskampf seiner völkischen Existenz wurde, nicht bestehn können, weil es zu schwach war, zu anspruchslos. Eine friedliche Minderheit, wie wir heute sagen würden, ohne andre Ansprüche als jenen bescheidensten, seinem Unterhalt nachgehen zu dürfen, einer einheitlichen Organisation und politischen Willensbildung ermangelnd, daher für jede erbitterte

Auseinandersetzung ungerüstet, wurde es von dem entschlossenen Vernichtungswillen der polnischen Gegenreformation weggefegt. Und als in der Neuzeit dann wieder deutsche Ansiedler ins Land kamen, war für sie die Möglichkeit einer blutlichen Anknüpfung nicht mehr gegeben. Die Geschichte war erstorben. Das Deutschtum Litauens ist eine junge Volksgruppe.

Auf die Geschichte der baltisch-deutschen Volksgruppe aber vermag der Untergang der litauischen Deutschen manches scharfe Kontrastlicht zu werfen. Denn es ist ja nicht so, als sei an uns die Gegenreformation gnädig vorbeigeschritten. 1561 war das Privilegium Sigismundi Augusti beschworen worden, 1566 schon erfolgen im klaren Widerspruch dazu die ersten Besetzungen von Landesposten mit landfremden, katholischen — und polnischen Beamten. Immer stärker dringt dies fremde Element vor, Lehen gehen in zunehmendem Masse in ihre Hände über; ein katholisches Bistum wird als Ausgangspunkt der gegenreformatorischen Arbeit im Lande gegründet; die nichtdeutsche lutherische Predigt verboten; die Rigaer Jakobikirche den Jesuiten gegeben; die Dorpater Marienkirche katholisch geweiht. Und immer richtet sich der Angriff gleichzeitig gegen die deutsche Stellung, als Trägerin der protestantischen Gesinnung.

Gewiss, die schwedische Eroberung setzt diesen Bestrebungen ein Ziel. 1621 zieht Gustav Adolf in Riga ein. Aber 6 Jahrzehnte sind Zeit genug, einem Lande den Glaubenswechsel aufzuzwingen, die Träger des verhassten Ketzerglaubens auszutilgen, wenn die Machtmöglichkeiten unbeschränkt vorhanden sind.

Sie waren es nicht.

Gerade hier werden wir die gewaltige Bedeutung der deutschen politischen Standeskorporationen für die Geschichte unseres Landes erkennen müssen. Denn sie waren eine Macht und sie hatten Machtansprüche, die sie auszukämpfen bereit waren. Ihr sichtbarster Ausdruck sind ja die Privilegien von 1561 und 1582 und deren sicherlich nicht allzu freudige Unterzeichnung durch die neue polnische Herrschaft. Im Laufe einer langen Entwicklung hatten sich die deutschen Standeskorporationen: Ritterschaften und städtische Gilden gebildet. In äusserlich belanglosen Reibereien hatten sie ihre wachsende Kraft erprobt. Wie nichtig erscheinen vom einen Blickpunkt aus die knurrenden Auseinandersetzungen zwischen Ritterschaften und Bischöfen um Erbrecht und »upbedinge« (das Vorhandrecht des Lehnsherrn bei der Veräusserung von Gütern). Wie bedeutsam werden sie als erste Kraft-

proben einer aufsteigenden ständischen Macht, auf deren Schultern so bald schon — nach dem Zusammenbruch der geistlichen Staaten vor dem Russensturm von 1558, der Bischöfe und Ordensgewalt niederfetzt und vor sich herfegt, — die ganze Verantwortung um die künftige Geschichte des Deutschtums in den baltischen Landschaften liegen sollte!

Die Zeit der polnischen Herrschaft, der polnischen Gegenreformation hatte die entscheidende Probe der ständischen Körperschaften auf ihre Fähigkeit zur Sicherung der Volksgruppe zu erbringen. Misslang sie, war ihr Ergebnis neben der Niederwerfung des Protestantismus unzweifelhaft auch die Vernichtung der Volksgruppe, die Ausmerzung des deutschen Kulturgepräges. Aber die Flut verschäumte. Sie brach sich an der bodenständigen Macht, die trotz aller Rechtsbeschränkungen von den deutschen Standschaften verkörpert wurde. An dem Trotz und dem Willen zum Überwinden, der ihre Träger erfüllte. —

Aus der Geschichte der Sudetendeutschen

Von Wolfgang Richter

Wir leben heute in einer Zeit, wo wir Deutschen, besonders wir Auslandsdeutschen, immer mehr von einander zu wissen beginnen. Aber dies Wissen ist noch immer gering. Wohl wird heute vom Sudetendeutschtum und seinen Fragestellungen, von den erschütternden Erwerbslosenziffern seiner Notstandsgebiete, seiner geschichtlichen Leistung und seiner Bedeutung etwa im deutschen Schrifttum unserer Tage (Kolbenheyer, Pleyer, Rothacker, Hohlbaum sind Sudetendeutsche!) mehr gewusst als vor wenigen Jahren, und Konrad Henlein ist fraglos zu einer Persönlichkeit von europäischem Format gewachsen. Dennoch muss noch viel Nichtwissen voneinander und viel Gleichgültigkeit fallen, und daran zu wirken, ist Aufgabe eines jeden von uns. Darum soll dieser Aufsatz erzählen von der Geschichte der Sudetendeutschen, die mit ihren 3½ Millionen — und das ist soviel wie die ganze Bevölkerung Hollands — die grösste deutsche Volksgruppe sind und die grösste völkische Minderheit in Europa überhaupt.

Wir können die Vergangenheit des böhmischen Raumes in vier grosse Abschnitte gliedern: die Vorzeit bis Christi Geburt, die germa-

nische Zeit bis zum Ende der Völkerwanderung, die slawische Zeit bis rund 1200 und die Periode des Nebeneinanderwohnens von Deutschen und Tschechen bis auf den heutigen Tag.

Über die Vorzeit ist nicht viel zu sagen. Sie ist in geschichtliches Dunkel gehüllt. Wohl waren die Länder besiedelt, aber wir kennen weder Volk noch Sprache. Weder Germanen noch Slawen wohnten hier. Die Annahme, dass Böhmen und Mähren zur Urheimat der Slawen gehört hätten, ist jedenfalls unrichtig.

Erst von der Wende des 4. vorchristlichen Jahrhunderts ab wissen wir Näheres. In dieser Zeit und bis Christi Geburt etwa siedelten in den Sudetenländern die Bojer, ein keltischer Stamm, der dem Land auch seinen Namen, Böheim oder Bojohämum, gab. Späterhin erhalten wir durch römische Geschichtsschreiber genaue Kunde. Nun waren es aber keine Kelten mehr, sondern Germanen, die man antraf.

Schon einige Jahre vor Christi Geburt wurde das Land von den Markomannen und Quaden in Besitz genommen. Ihr König war Marbod, unter dessen Herrschaft die germanische Kultur in Böhmen einen gewaltigen Anstieg nahm. Er machte von Böhmen aus den ersten Versuch, den deutschen Osten zu einer Grossmacht zu vereinen. Über ein halbes Jahrtausend haben die Markommannen und Quaden die Sudetenländer bewohnt. In den Zeiten der Völkerwanderung aber wurden auch sie vom Strudel erfasst und zogen nach dem Westen Europas ab. Reste der Bewohner blieben natürlich zurück, aber sie konnten der neuen Einwanderungswelle keinen Widerstand entgegensetzen. Die Sudetenländer, wie ganz Ostdeutschland, von ihren Bewohnern während der grossen Wanderung verlassen, standen nun einem neuen Volke, den Slawen, offen.

Unter der Herrschaft der mongolischen Awaren kamen sie ins Land, und die Chronik berichtet, dass ein fränkischer Kaufmann namens Samo sie von diesem Joch befreit haben soll. Karl der Grosse gliederte dann Böhmen seinem grossfränkischen Reiche ein. Das Land war anfangs dem Reiche gegenüber tributpflichtig, aber bald stieg das Ansehen des Herzogs von Böhmen, er wurde Reichsfürst, und später wurde ihm sogar der Königstitel verliehen. Diese staatliche Verbundenheit dauerte bis zur Auflösung des Deutschen Reiches im Jahre 1806. Wichtig aber für die Entwicklung des Landes in dieser Periode ist die Einwirkung der germanisch-deutschen Kultur. Mit dem Christentum kamen deutsche Mönche ins Land, das Herzogtum wurde nach

fränkischem Muster verwaltet, in den Adern der Fürsten, der Przemysliden, floss mehr deutsches als slawisches Blut; der deutsche Kaufmann zog nach dem slawischen Osten und gründete Niederlassungen, in Handwerk und Gewerbe gab der Deutsche das Vorbild ab, und das gleiche gilt auf dem Gebiete der Kunst, Malerei, Bildhauerei und Wissenschaft. So sehen wir in einer Zeit, wo das Land slawisch war, das Deutschtum sich vorwiegend kulturell auswirken.

Um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts erfolgt die Wiederbesiedlung der Sudetenländer durch die Deutschen. Über die Kämme der böhmischen Randgebirge begannen die deutschen Siedlungen vorzudringen. Alle anwohnenden deutschen Stämme: Bayern, Franken, Obersachsen haben jeweils in ihrem Grenzabschnitt an diesem Vordringen des deutschen Siedlungsraumes Anteil. Die Przemyslidenfürsten riefen die Deutschen ins Land zur Hebung der Landwirtschaft, zur Förderung von Handel und Gewerbe. Sie nahmen den Slawen kein Land weg, da diese die fruchtbaren Ebenen Innerböhmens bewohnten und nur vereinzelt in die gebirgigen Randgebiete vordrangen. — Die Deutschen im Osten wurden aber auch zu den grosszügigen Städteerrichtern. Nicht nur in den Sudetenländern, auch in Polen, Galizien und Ungarn haben sie Städte gegründet. Sie schenkten damit dem Lande einen neuen Stand, den Bürgerstand. Handel und Gewerbe nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Das geistige und künstlerische Leben erlangte seinen mittelalterlichen Gipfel- und Glanzpunkt. 1348 entstand in Prag die erste Universität im Deutschen Reiche.

Es kamen die Hussitenkriege (1419—1438) und stürzten das Land in das tiefste Elend. Anfangs eine rein religiöse Bewegung, brachten sie später auch soziale, wirtschaftliche und nationale Umwälzungen mit sich. Starke Kräfte zog diese Bewegung aus der tiefen Erbitterung der Tschechen gegen das Deutsche. Zahlreiche deutsche Dörfer und Städte wurden zerstört, das deutsche Element zum grossen Teil verdrängt. Das Deutschtum wurde zwar dadurch schwer getroffen, aber vernichten liess es sich nicht. Gar bald erstarkte es wieder, denn man konnte die Deutschen im wirtschaftlichen Leben nicht entbehren.

Durch den 30-jährigen Krieg, der in Böhmen seinen Anfang nimmt, wird es wieder zum Schicksalsland des deutschen Volkes. In der Schlacht am Weissen Berge unterlagen die böhmischen Stände und der Protestantismus. Es siegte die absolute Herrschergewalt und der römische Katholizismus. Tod und Verfolgung traf Deutsche wie Tschechen. Nationale Gedanken lagen den Habsburgern völlig fern, ihr Ziel

war die Vergrösserung ihrer Hausmacht und die Wiederherstellung der katholischen Kirche. Die Verwaltungssprache der Wiener Regierung war deutsch, in Amt und Gericht wurde die deutsche Sprache wieder gleichberechtigt mit der tschechischen. Der Umschwung wirkte sich also zugunsten der deutschen Sprache aus. Allmählich wurde das Deutsche die Sprache der Gebildeten, das Tschechische sank herab zur Ausdrucksweise der niederen Schichten, und es schien, als ob es überhaupt aussterben würde.

Um die Wende des 19. Jahrhunderts trat ein Umschwung ein. Unter dem Einfluss der national-deutschen Romantik erwachte das Nationalbewusstsein des tschechischen Volkes. Die anfangs geistig-literarische Richtung schlug bald ins Politische um. Das tschechische Volk erstarkte nicht nur zur eigenen sprachlichen Gemeinschaft, sondern auch zur politischen Nation, die ihre ganze Kraft gegen das Deutschtum im Lande richtete. Der Aufstieg des Tschechentums wurde auch durch die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Bevölkerungsentwicklung unterstützt. — Infolge ihrer liberalen Denkweise hatten die deutschen Führer vor 1848 kein Auge für den kommenden Umschwung. Erst das Sturmjahr 1848 öffnete ihnen die Augen, als die Forderungen der Tschechen weit über den Rahmen der nationalen Gleichberechtigung hinausgingen. Damals wurde von der österreichischen Regierung die Gelegenheit zur nationalen Zweiteilung Böhmens und Mährens, zur Einführung der nationalen Selbstverwaltung, die auch die führenden Tschechen vertraten, versäumt.

Die Erfolge der tschechischen Bewegung stiegen, führten zu ständig gesteigerten Forderungen und gipfelten schliesslich darin, das alte, morsche Österreich zu zerschlagen und einen eigenen Staat zu gründen. Der Habsburgerstaat selbst aber schloss vor dem neu heraufziehenden nationalen Zeitalter die Augen. Er hoffte, durch das gegenseitige Ausspielen der Nationalitäten seinen Bestand zu retten. Weil nun die Unzufriedenheit der tschechischen Bevölkerungsanteile besonders bedrohlich schien, suchte man sie durch mancherlei Konzessionen zu besänftigen. Diese »Erfüllungspolitik« hat ihren Zweck nicht erreicht. Aber sie ist vielfach auf Kosten der deutschen Bevölkerung Böhmens gegangen.

Es kam der Weltkrieg. Die Blutopfer gerade der sudetendeutschen Gebiete waren erschütternd. Sie bilden mit die schwersten Verlustziffern des Krieges überhaupt. Die der tschechischen Truppenteile hielten sich wesentlich niedriger. Der Zusammenbruch der Mit-

telmächte führte zur Gründung der tschechoslowakischen Republik, der auch die deutschen Gebiete der Sudetenländer zufielen, ohne dass hierbei auf das Recht der Selbstbestimmung Bezug genommen wurde. Das Verhältnis des neuen Staates zu seinen deutschbesiedelten Grenzgebieten und deutschen Volkstumsinseln wurde durch die Minderheiten-Schutzbestimmungen geregelt. Das Sudetendeutschtum behielt fortan die feierlichen Zusagen der Einhaltung dieser Minderheitenrechte tief im Gedächtnis, mit denen seitens des tschechischen Volkes auf die von den Deutschen bewohnten Gebiete Anspruch erhoben, ja, mit denen der Anspruch darauf geradezu begründet wurde.

Ein knapper Überblick über die Entwicklung der deutschen Gebiete seit Bestand der tschechoslowakischen Republik lässt dann freilich ein Abbröckeln auf allen Gebieten des sudetendeutschen Besitzstandes feststellen: der Hundertsatz der deutschen Bevölkerung ist gesunken. Das Sprachenrecht ist von einem zwanzigprozentigen Bevölkerungsanteil abhängig; die Deutschen verloren einige hundert Volks- und Bürgerschulen, sie haben rund 40.000 Staatsbeamte zu wenig, durch die Bodenreform verloren sie etwa 480.000 ha Boden und rund 20.000 Arbeitsplätze; sie verloren in 119 Gemeinden die deutsche Mehrheit und haben mehr als die Hälfte aller Arbeitslosen im Staate, und damit im Verhältnis die grösste Arbeitslosenziffer Europas. Die sudetendeutsche Wirtschaft ist heute fast vollkommen zusammengebrochen: überall stillgelegte Betriebe, verfallene Fabriken, vor Hunger sterbende Menschen, grösste Not und furchtbarstes Elend. Das ist das heutige Bild der sudetendeutschen Volksgruppe.

Das Sudetendeutschtum geht entscheidenden Schicksalsjahren entgegen. Es wird in der Selbstbehauptung seine ganze Kraft aufzubringen haben. Die Stunde der Not verlangt von jedem Einzelnen höchstes Verantwortungsgefühl und Bekenntnis zur wahren Volksgemeinschaft durch die Tat. Es gibt für uns kein Einzelschicksal, sondern nur ein Gesamtschicksal. Für diese Gedanken wurde die Sammlung der Volksgruppe in der sudetendeutschen Partei Konrad Henleins ein sichtbarer Ausdruck. Einer der schwersten Notstände ist damit überwunden: die Zersplitterung. Der aufbauende Selbstbehauptungswille der Volksgruppe ist auch äusserlich geballt und gleichgerichtet. Hier liegt ein entscheidender Ansatz der Wende.

Und wenn wir Sudetendeutsche diesen Weg beharrlich weiter gehen, das ganze Volk zur Mitarbeit aufrufen, wenn die Arbeit vor allem von gemeinschaftsverpflichteten Menschen geleistet wird, — dann, glaube ich, können wir ruhigen Blicks in die Zukunft schauen. —

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Der Staatspräsident an die Bauern

Anlässlich der am 24. und 25. April in Riga stattgehabten Bauerntage benutzte der Staatspräsident Dr. K. Ulmanis die Gelegenheit zu grundsätzlichen Darlegungen über die Landwirtschaftspolitik der Regierung. Er führte dabei aus:

Die Zusammenarbeit zwischen der Regierung und den Bauern sei enger und fruchtbarer geworden. Wenn wir heute den Blick zurückwenden auf das verflossene Jahr, sehen und fühlen wir, dass wir auch im letzten Jahr wieder vorwärtsgegangen sind.

Schon vor 66 Jahren habe freilich Atis Kronvalds erklärt, und dieser Satz habe auch weiterhin Gültigkeit: »Noch gibt es kein Paradies auf Erden. Diejenigen, die bestehen wollen, müssen kämpfen, und die leben sollen, müssen noch sterben«.

Noch sei, so führte der Staatspräsident weiter aus, nicht alles erreicht, was wir uns als Ziel gesetzt haben, wonach wir uns sehnen und woran wir glauben. Das Hauptziel und die Hauptaufgabe für die Landwirtschaft ist die Hebung der Ernte, die Hebung der Einnahmen, ja noch mehr: die Stabilisierung dieser Ernte und dieser Einnahmen.

Gewiss sei die Ernte gehoben worden, wir sind aber noch ein gutes Stück davon entfernt, dass wir unsere Ernte als beständig ansehen können, so dass sie nicht wieder abgleiten kann. Wir waren gezwungen, andere Massnahmen und andere Mittel anzuwenden, um das sicherzustellen, was unsere Landleute sicherstellen muss, und um die Fragen über die Ernten zu regeln, die unsere Bauern von ihren Feldern einbringen. Ich muss sagen, dass noch gearbeitet werden muss, dass man noch zu kämpfen hat, wenn man bestehen will. Ich möchte noch hinzufügen: ausser dieser Arbeit, ausser diesen Kämpfen müssen wir darauf gefasst sein, notwendigenfalls Opfer zu tragen. Diese Zeiten sind noch nicht vergangen und werden auch niemals vergehen. Niemals ist etwas Beachtliches in der Welt ohne Arbeit und ohne Kämpfe, die Opfer kosteten, erreicht worden.

Auf die wichtigsten agrarpolitischen Massnahmen der Regierung eingehend, unterstrich der Staatspräsident vor allem die Frage des Einsatzes landwirtschaftlicher Maschinen, der Meliorationen, der Förderung feuerfester Bauten und des landischen Sparkassenwesens. Das Endziel bestehe darin, dem Landarbeiter die Möglichkeit zu geben,

durch Spartätigkeit, welche die Regierung fördern will, zur Bewirtschaftung eines Stückchens zu gelangen, das er schliesslich sein eigen nennen soll. Überhaupt sei die besondere Aufmerksamkeit den Kleinwirtschaften zugewendet: je kleiner die Wirtschaft, desto besser und sicherer müsse ihre Lage sein. »Ich möchte sagen,« betonte der Staatspräsident, »dass die Regierung von der bisherigen Landwirtschaftspolitik auch in Zukunft nicht abzuweichen gedenkt.«

Abschliessend verwies der Staatspräsident darauf, dass freilich neben der Natur und der Hilfe der Regierung nun auch dem Landmann selbst im landwirtschaftlichen Erzeugungsprozess eine entscheidende Bedeutung zufalle. Es sei nicht so, dass überall äussere Umstände allein entscheidend sind und einem alles in den Schoss fällt oder versagt bleibt. Der Mensch selbst müsse durch seine Arbeit in das Geschick eingreifen. Ohne die glühendsten Bemühungen des Landwirts werde der Erfolg stets ausbleiben: »Von diesen beiden Schwächen — alles von den anderen zu erwarten und alle Schuld anderen aufzubürden — muss jeder Bauer, jeder Wirt freikommen und sich davon heilen. Wir alle wollen so leidenschaftlich und glühend in unserer Arbeit sein, wie wir das häufig in Worten sein können. — Lieben Freunde, ich sagte nicht: Sie sollen, sondern: wir wollen, denn auch ich rechne mich dazu. Wollen wir niemals vergessen, dass wir am Anfang einer grossen Arbeit, einer grossen Epoche stehen, und das, was bereits geleistet und erreicht ist, bestätigt das Gesagte.«

Der Staatspräsident über die Tätigkeit der neuerworbenen Unternehmen

Anlässlich eines Teeabends am 31. März sprach der Staatspräsident über die Tätigkeit der neuen Industrieunternehmungen, speziell des »Kiegelnieks«. Die Aufgabe der Regierung gehe dahin, das Volkseinkommen zu vergrössern. Es sei notwendig, die Bodenschätze auszunutzen. Man müsse auf den Bau von feuerfesten Häusern übergehen und würde dadurch viel Exportholz ersparen. Die Anlage von Ziegeleien werde planmässig erfolgen, so dass schliesslich Ziegel im ganzen Lande zum gleichen Preise zu haben sein würden.

Die Unternehmungen könnten nicht mit Bankgeldern arbeiten, da diese zu teuer seien. Die Regierung werde Aktien herausgeben und diese auf dem Lande unterbringen. Die Regierung würde eine Dividende garantieren müssen. Es sei die Absicht der Regierung, alle neuerworbenen Unternehmungen durch Aktien zu einem Besitz weitester Kreise zu machen. Dasselbe beziehe sich auch auf die bestehenden autono-

men Unternehmungen. Keine Regierung sei dazu da, dass sie den Fabrikanten, den Reeder oder Kaufmann spiele. Wenn der Entwicklungsgang es fordere, dass die Regierung an den Unternehmungen teilnimmt, dass sie Trägerin der Schwierigkeiten und der Verantwortung ist, so bleibe das Endziel doch Privatinitiative, Privatwirtschaft und private Verantwortung.

Waldtage 1937

Wie auch in früheren Jahren, wurden am 21. April die Waldtage durch den Staatspräsidenten eröffnet. In der Ansprache wies der Staatspräsident darauf hin, dass man alle Arbeit nicht für die Stunde, sondern für die Zukunft machen müsse. Wo Brache sei, müsse sie fruchtbar gemacht werden. Das beziehe sich auch auf die Menschen. — Landwirtschaftsminister Birznieks betonte den grossen materiellen Wert der Wälder und stellte ein Waldschutzgesetz in Aussicht, das eine planmässige Forstwirtschaft verlangen würde.

Aussenminister W. Munters in Helsingfors

Am 11. April begab sich Aussenminister W. Munters zu einem mehrtägigen diplomatischen Besuch nach Helsingfors, bei welcher Gelegenheit mit dem finnländischen Aussenminister Holsti eine Reihe aussenpolitischer Fragen geklärt werden konnten. Die offizielle Verlautbarung erwähnt u. a., dass »die Unterredungen die Feststellung gestatten, dass sich die Regierungen Lettlands und Finnlands vollkommen einig sind, sowohl hinsichtlich der Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit zwischen den beiden Staaten, als auch im Ziel — in erster Linie den Frieden in Nordeuropa zu schützen unter Unterstützung der Bestrebungen des Völkerbundes, den Frieden in der ganzen Welt zu erhalten«. — Anlässlich eines offiziellen Empfangsdiners zu Ehren des lettländischen Aussenministers nahm der finnländische Aussenminister Holsti die Gelegenheit wahr, um in einer Tischrede die gegenseitigen Beziehungen zu berühren:

»Die gemeinsamen Interessen unserer Staaten, die sich beide an der Küste des Baltischen Meeres befinden und beide Glieder des Völkerbundes sind, bilden eine starke Grundlage für eine gemeinsame erfolgreiche Arbeit auf allen Gebieten des politischen und kulturellen Lebens. Ich hoffe sicher, dass sich in Zukunft die Zusammenarbeit der kleinen Völker verstärken wird, die unabhängig ist von den grossen internationalen Fronten.«

Minister W. Munters antwortete u. a.: »An Stelle der eher negativen Auffassung der Schutzpolitik, wie sie das Kriegsergebnis diktiert hatte, sehen wir, wenn auch langsam, die positive Auffassung einer konstruktiven Friedenspolitik sich entwickeln. Ich bin glücklich festzustellen, dass zwischen Lettland und Finnland keinerlei Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Notwendigkeit einer aktiven Friedenspolitik bestehen, und wir können dasselbe auch bezüglich vieler anderer Staaten sagen. Ebenso werden wir uns stets verstehen, wenn es notwendig sein wird, unsere vitalen Interessen oder die Elemente und Faktoren zu bewerten, welche den Frieden in dem Teil Europas fördern, zu dem wir gehören.«

Lettländischer Militärattaché in Deutschland

Auf den neubegründeten Posten eines lettländischen Militärattachées in Deutschland wurde Oberst A. Plensners ernannt. Oberst Plensners hat Jura studiert und war verantwortlicher Schriftleiter des lettischen Militärblattes, des »Latvijas Kareivis«.

Fürst Anatol Lieven †

Am 3. April verschied im Alter von 65 Jahren Fürst Anatol Lieven, der Begründer und Führer der Freiwilligentruppe der »Lievenschen Kompanie« während der Kämpfe gegen die Bolschewiken. — An den Beisetzungsfeierlichkeiten in Mežotne nahmen auch Vertreter der Armee, der ehemaligen Kampftruppe und der Landeswehr teil.

Die Kreditbank erwirbt Industrieunternehmen

Die lettländische Kreditbank hat die Patronenfabrik »Sellier und Bellot«, die Ölmühle J. Sausiņš un Co. und die Schokoladenfabriken AG. »Laima« und »Th. Riegert« erworben. Während die ersten drei Unternehmen weitergeführt werden, ist die Weiterführung der letzteren nicht vorgesehen.

Die staatliche Aktien-Ges. »Vairogs« hat die Schiffswerft des Rigaer Börsenkomitees in Bolderāja und die Baggerflotte des Börsenkomitees übernommen, die in ihren Besitz übergegangen sind. Die Arbeit der Werft soll erweitert werden.

Alteisensammlung

In Zusammenhang mit den Schwierigkeiten im Erwerb von Eisen auf dem Weltmarkt soll eine Sammlung der Alteisen-Bestände im ganzen Lande durchgeführt werden. Die Sammlung soll im Zusammenhang

mit der »Reinlichkeitswoche« erfolgen und in den Molkereien auf dem Lande konzentriert werden. Die Umarbeitung des Eisens erfolgt in der Drahtfabrik von Liepāja.

Arbeitszeit der Beamten

Auf Grund eines Beschlusses des Ministerkabinetts vom 22. April wurde die Arbeitszeit der Staats- und Kommunalbeamten von 6 Stunden auf 7 Stunden erhöht. Gleichzeitig damit wurde eine Verringerung der Krisenabzüge um die Hälfte vorgenommen, die nun nicht mehr 4—20%, sondern 2—10% vom Gehalt betragen. Die Familienzulagen sind auf Ls 9.— bis Ls 15.— pro Kind und Monat festgesetzt; Junggesellen werden 8% des Gehalts als Steuer abgezogen. —

ESTLAND

Neues Landgemeindegesetz

Von den in der Berichtsperiode erlassenen neuen Gesetzen ist das wichtigste wohl ein neues Landgemeindegesetz, das eine Reihe einschneidender Neuerungen bringt. Das neue Gesetz geht von dem Grundsatze aus, dass jeder Staatsbürger auch Bürger einer Kommune sein muss. Nach der geltenden Ordnung gibt es kein besondres kommunales Bürgerrecht. Das neue Gesetz unterscheidet aber zwischen Personen, die Bürger einer Landgemeinde sind, und Personen, die zwar in der betreffenden Landgemeinde ansässig, aber Bürger einer andern Kommune sind.

Nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes wird jeder auf dem flachen Lande wohnhafte Staatsbürger automatisch zum Bürger der betreffenden Landgemeinde, es sei denn, dass er im Laufe von 3 Monaten mitteilt, dass er zu einer andern Kommune gehören will, wo er gleichfalls einen ständigen Wohnsitz oder eine Arbeitsstelle hat. Personen, die keinen Landbesitz, keinen ständigen Wohnsitz oder keinen ständigen Arbeitsplatz haben, werden Bürger derjenigen Gemeinde, in der sie sich beim Inkrafttreten des Gesetzes gerade aufhalten. Wer auf Grund dieses Gesetzes einmal Bürger einer Landgemeinde geworden ist, kann erst dann aus der Zahl der Bürger dieser Gemeinde entlassen werden, wenn er in einer andern Kommune (Stadt, Flecken oder Landgemeinde) das Bürgerrecht erworben hat.

Die neuen Bestimmungen über das Gemeindebürgerrecht werden erst in Kraft treten, wenn die entsprechenden, bereits in Ausarbeitung befindlichen Bestimmungen auch für die Städte und Flecken erlassen

sind, damit für alle Staatsbürger mit einem Male ihre Zugehörigkeit zu einer Kommune (kommunales Bürgerrecht) festgesetzt werden kann. Mit deren baldigem Erlass ist also zu rechnen.

Was die Aufgaben der Landgemeinden als örtliche Selbstverwaltungskörperschaften betrifft, so sind deren Grenzen nach dem neuen Gesetz sehr weit gesteckt: Verwaltung des zur Gemeinde gehörenden Gebietes und Regelung des wirtschaftlichen und geistigen Lebens in der Gemeinde, soweit nicht durch Gesetz für bestimmte Aufgaben Sonderbehörden vorgesehen sind. — Die Gemeindeorgane bleiben dieselben wie bisher: Gemeinderat und Gemeindeverwaltung. Geändert ist die Amtsdauer des Gemeinderates. Er wird auf 5 Jahre gewählt (bisher auf 4). Eine weitere Neuerung besteht darin, dass die Fahrt- und Tagesgelder, welche die Glieder der Gemeinderäte bisher erhielten, in Fortfall kommen. Die Arbeit der Glieder des Gemeinderates wird von jetzt ab also eine vollkommen ehrenamtliche sein.

Völlig geändert ist die Struktur der Gemeindeverwaltung. Bisher war sie ein kollegiales Organ, in dem der Gemeindeälteste nur den Vorsitz inne hatte. Nach dem neuen Gesetz besteht die Gemeindeverwaltung aus dem Gemeindeältesten allein, dessen Machtbefugnisse bedeutend erweitert sind, der aber dafür auch allein die Verantwortung trägt.

Das neue Gesetz führt auch wieder das alte Institut der Dorfschulzen ein, aber unter einem neuen Namen. Sie heissen jetzt Dorfälteste. Dieses Amt ist nach dem neuen Gesetz ein unbesoldetes Ehrenamt, zu dem nur Gemeindebürger gewählt werden können. Alle Gemeindebürger sind aber verpflichtet, wenn sie zu diesem Amte gewählt werden, es anzunehmen.

Die Gemeindekanzlei wird auch nach dem neuen Gesetz von einem Gemeindeschreiber verwaltet, der gleichzeitig die rechte Hand des Gemeindeältesten ist. Bisher wurde der Gemeindeschreiber vom Gemeinderat gewählt und vom Innenminister bestätigt. Nach dem neuen Gesetz bezeichnet der Gemeindeälteste den Gemeindeschreiber und schlägt ihn dem Innenminister zur Bestätigung vor. Diese Änderung wird im Bericht über die Motive des Gesetzes damit begründet, dass nicht der Gemeinderat, sondern der Gemeindeälteste dauernd mit dem Gemeindeschreiber zusammenarbeiten muss, weshalb es auch logisch sei, dass der Gemeindeälteste sich seinen Gemeindeschreiber auswählt und nicht der Gemeinderat. Gemeindeschreiber darf nach dem neuen Gesetze nur werden, wer eine entsprechende Vorbildung genossen hat und darüber ein entsprechendes Zeugnis vorlegen kann.

Ein besondrer Abschnitt des neuen Gesetzes ist der Wirtschaftsführung der Landgemeinden gewidmet. Die zum Besten der Gemeinde fliessenden Steuern sind dieselben geblieben wie bisher. Insbesondre bleibt auch die bisherige Kopfsteuer bestehen, nur ist ihr Name in Kommunalsteuer umgeändert, und sie wird nach dem neuen Gesetz nur von den Gemeindebürgern erhoben. Auch Naturallasten sieht das neue Gesetz zugunsten der Gemeinden vor, wenngleich in beschränkterem Umfange als bisher.

Neuregelung des Schlichtungswesens bei Lohnstreitigkeiten

Durch ein neues Gesetz über die Schlichtung von Lohnstreitigkeiten sind auf diesem Gebiete wesentliche Änderungen vorgenommen worden. Die wichtigste derselben dürfte wohl die Bestimmung sein, dass Streiks fortan nur in Fällen zulässig sind, die eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Streikenden selbst betreffen, in erster Linie also bei Forderungen nach Lohnerhöhung. Politische Streiks sind also von jetzt ab verboten. Ebenso verboten sind aber auch sog. Sympathiestreiks. Weiter verbietet das neue Gesetz, dass Streiks von Personen propagiert werden, die nicht in dem betreffenden Betriebe arbeiten.

Für bestimmte Kategorien von Institutionen und Betrieben werden Streiks nach dem neuen Gesetz ganz verboten. Hierher gehören alle Institutionen des Staates und der Kommunen, die Post, alle staatlichen Betriebe, die der Staatsverteidigung dienen, alle Betriebe, durch die der Verkehr aufrecht erhalten wird; weiter alle Schiffsbauwerften, die Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke und die Staatsdruckerei.

Geändert ist nach dem neuen Gesetz auch der Inhalt des Begriffes »Arbeitsstreit«. Bisher galt als solcher nur ein zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern entstandener Streit, der mit einer gleichzeitigen Streikandrohung verbunden war. Das neue Gesetz fasst der Begriff »Arbeitsstreit« viel weiter und zählt hierher alle Fälle, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer in einer die wirtschaftliche Lage der Arbeiter betreffenden Frage nicht miteinander einig werden können. In allen solchen Fällen können nach dem neuen Gesetz die Arbeiter die Vermittlung der Arbeitsinspektion anrufen, also auch die Arbeiter der Betriebe, in denen Streiks ganz verboten, eine Streikandrohung also gar nicht möglich ist. Als Ersatz für die fehlende Streikmöglichkeit sieht das neue Gesetz für solche Betriebe vor, dass der Sozialminister verpflichtet ist, die Schlichtungskommission zusammenzuberufen, sobald

die Arbeiter deren Vermittlung verlangen. In Bezug auf die übrigen Betriebe, d. h. auf Betriebe, in denen Streiks in wirtschaftlichen Angelegenheiten erlaubt sind, bleibt es auch nach dem neuen Gesetz bei der bisherigen Regelung, dass nämlich der Sozialminister nach eigenem Ermessen darüber entscheidet, ob er die Schlichtungskommission zusammentreten lässt, oder ob er es den Arbeitern überlässt, den Versuch zu machen, auf dem Wege des Streiks ihre Forderungen durchzusetzen.

Novelle zum Arbeitszeit-Gesetz

Anfang April wurde eine Novelle zum Gesetz betreffend die Arbeitszeit in den industriellen Betrieben erlassen. Die Änderung besteht darin, dass in der Torfindustrie, in den Ziegeleien und bei allen Bauunternehmen Überstunden von jetzt ab unbegrenzt gestattet sind. Diese Neuerung wird in der Motivierung der Novelle damit begründet, dass die genannten Kategorien von Betrieben bei ihrer Arbeit an die wenigen Sommermonate gebunden sind, und dass die Zeit, in der sie überhaupt arbeiten können, daher voll ausgenutzt werden muss.

Neugestaltung des Schulwesens, deutsches und russisches „College"

Um der weiteren Überproduktion an »Gebildeten« vorzubeugen, die zurzeit beim estnischen Volke bereits vorliegt, hat die Regierung schon seit einiger Zeit einzelne Massnahmen ergriffen. Es sei daran erinnert, dass an der Universität die Zahl der Neuimmatrikulationen beschränkt worden ist, wobei für jede Fakultät eine bestimmte Zahl von Vakanzen festgesetzt wurde, über die hinaus Neuimmatrikulationen nicht stattfinden dürfen. Wo mehr Meldungen vorliegen, da entscheiden Konkurrenzexamina in bestimmten Fächern darüber, wer aufgenommen wird. Jetzt hat die Regierung aus demselben Grunde eine völlige Neugestaltung des Mittelschulnetzes vorgenommen, nach der die Zahl der vom Staat unterhaltenen Mittelschulen und Gymnasien wesentlich herabgesetzt, diejenige der Fachschulen aber erhöht wird.

Unter den im neuen Schulnetz vorgesehenen staatlichen Gymnasien stellen zwei einen besondern Typ dar. Und zwar sind das ein Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache in Reval und eines mit russischer in Dorpat. Diese Gymnasien dürfen mit den deutschen und russischen Gymnasien der entsprechenden völkischen Minderheiten nicht verwechselt werden. Es handelt sich vielmehr um Gymnasien, die für estnische Kinder bestimmt sind. Der Zweck der Errichtung dieser Gymnasien, Colleges genannt, wird damit begründet, dem

estnischen Volk die deutsche und die russische Kultur und Sprache zu vermitteln. Denn, so heisst es in der Motivierung, es sei unbedingt notwendig, dass das estnische Volk einen Kontakt zu der Kultur dieser beiden grossen Völker behalte. Das Lernen in den Schulen der deutschen und russischen Minderheit, die ja auch diese Kulturen vermitteln könnten. ist bekanntlich den estnischen Kindern durch Gesetz untersagt. An derartigen Colleges mit fremder Unterrichtssprache, die von estnischen Kindern besucht werden, bestehen in Estland schon seit einiger Zeit zwei, nämlich ein englisches und ein französisches, die zwar nicht vom Staate, sondern aus französischen und englischen Mitteln unterhalten werden, aber die Rechte von staatlichen Gymnasien haben. Ihnen reihen sich fortan die beiden neuen staatlichen Colleges an.

Dieser Plan der Errichtung eines deutschen und eines russischen College fand übrigens nicht die ungeteilte Zustimmung der estnischen Presse. So schrieb z. B. der Dorpater »Postimees«: »In Bezug auf die französische und englische Sprache wurde die Notwendigkeit derartiger Schulen (gemeint sind die erwähnten Colleges) damit begründet, dass die Kenntnis dieser Sprachen bei uns vertieft werden müsse, da sie hier wenig verbreitet sind und ohne Kenntnis derselben die Kulturgüter dieser beiden grossen Völker Westeuropas einem nicht genügend zugänglich sind. Ohne nun irgendwie das russische oder deutsche Volk unterschätzen zu wollen, wollen wir doch hoffen, dass die Frage gründlich geprüft wird, wie weit die gleichen Tatsachen es nötig machen, für estnische Kinder Colleges mit deutscher und russischer Unterrichtssprache zu schaffen. Denn diese beiden Sprachen unsrer völkischen Minderheiten zu erlernen, ist für jeden auf dem Privatwege leicht möglich. Jedenfalls ist der Standpunkt des Bildungsministeriums durchaus begründet, dass sorgfältig darauf geachtet werden muss, dass diese Colleges nicht zu Stätten einer Entnationalisierung werden. Denn gerade wegen solcher Entnationalisierungsversuche ist doch den estnischen Kindern das Lernen in den Schulen der völkischen Minderheiten verboten worden.«

Admiral Baron Salza in die spanische Grenzkontrolle berufen

Die internationale Nichteinmischungskommission hat den Contreadmiral der estländischen Marine Hermann Baron Salza, der viele Jahre hindurch Chef der estländischen Seestreitkräfte gewesen ist, zum Administrator des internationalen Kontrollkomitees in dem französischen Hafen Cherbourg ernannt. Baron Salza ist Deutscher. Aus-

ser ihm sind zwei weitere estländische Marineoffiziere in das internationale Grenzkontroll-Komitee berufen worden und zwar als Kontrolleure der nach Spanien fahrenden Schiffe.

Fonds für die Kriegsindustrie

Durch eine Novelle zum Gesetz zur Belebung der Volkswirtschaft ist auch in Estland ein Fonds für die Kriegsindustrie geschaffen worden.

Sistierung einer linksgerichteten Zeitung

Durch Erlass des Chefs des Binnenschutzes ist das linksgerichtete Arbeiterblatt »Rahva Sõna« (zu deutsch »Volksstimme«) für die Dauer des Schutzzustandes sistiert worden. Motiviert wurde diese Verfügung damit, dass das genannte Blatt dauernd Artikel gebracht hat, in denen unehrerbietige Äusserungen über die geltende Staatsordnung und über die Tätigkeit der Regierung enthalten waren und in denen Klassenhass gepredigt wurde. Ausserdem habe das Blatt für die estnische Aussenpolitik schädliche Artikel und Nachrichten gebracht.

Rückführung von Auslandesten

Im Staatshaushaltplan für das kommende Finanzjahr sind ins Budget des Aussenministeriums 14 000 Kronen für die Rückführung von Auslandesten in ihr estnisches Mutterland aufgenommen worden. Schon früher hatten die estnische Presse und die estnische Öffentlichkeit mehrfach die Forderung gestellt, dass man bei dem notwendig werdenden Import ausländischer Arbeitskräfte (und zwar sowohl gelernter als auch ungelernter) in erster Linie die Auslandesten berücksichtigen sollte. Denn diese würden in der Fremde doch über kurz oder lang ihr Volkstum aufgeben; ins Mutterland zurückgebracht, würden sie aber dazu beitragen, dass die freiwerdenden Arbeitsplätze nicht durch Fremdstämmige besetzt werden.

Die estnische Presse zum Problem einer deutsch-russischen Annäherung

Die in der letzten Zeit in der ausländischen Presse aufgetauchten, zum Teil wenigstens sehr phantastischen Gerüchte über eine bevorstehende deutsch-russische Annäherung wurden auch in der estnischen Presse lebhaft kommentiert, freilich grösstenteils in das Reich der Phantasie verwiesen. »Aber,« so hiess es am Schluss eines Artikels des Dorpater »Postimees«, »die Möglichkeit einer deutsch-russi-

schen Annäherung erscheint denen zwar als Sensation, die gewohnt sind, in den heutigen Beziehungen eine natürliche und unabänderliche Lage zu sehn, tatsächlich ist jedoch die Frage der zwischenstaatlichen Freundschaft auch immer eine Frage der praktischen Politik, die als solche entschieden wird. In ein derartiges Stadium ist das russisch-deutsche Problem heute sicher noch nicht eingetreten. Aber bei der heutigen rasch wechselnden Lage ist es nicht unmöglich, dass dieses Stadium früher eintritt, als man annehmen kann.«

Dorpat, d. 18. April 1937. *Leo v. Middendorff*

Aus dem Schrifttum der Zeit

Mathilde von Metzradt: Malatesta

Aldobrandino Orsini, Graf von Sorano, steigt über die Toten, die sich um die Trümmer der Kartaune türmen, steigt über die Leiber, die in grauenvollen Bergen die Bresche der Mauer füllen. Verglaste Augen starren blicklos in das sinkende Licht des Tages. Dort steht einer, weil er nicht fallen kann, so viele Lanzenschäfte stecken in seinem verkrümmten Körper. stützen ihn, nageln ihn auf den Fleck.

Orsinis hartes Gesicht ist pulvergeschwärzt, die blauen Augen stehen hell in der dunklen Maske. Er bediente, nachdem die Bedienungsmannschaften abgeschossen waren, durch Stunden die letzte Kartaune, bis sie eine Stückkugel in Fetzen riss, ihn selber zu Boden schleuderte. In seinem Panzerhemd hängen Pfeile und seine schwarzen Haare sind blutverklebt.

Er beugt sich über die Leichenmauer und sieht in den Graben hinunter; auch er ist mit Menschenleibern angefüllt, die eine Brücke bauten. Manche sind wie Igel mit Pfeilen und Bolzen bespickt. Schauerliches Stöhnen und Ächzen liegt in der Luft. Schon sitzen die Krähen und Dohlen in den zusammengeschossenen Überresten einer alten Eiche, deren Aststumpen wie eine Schwurhand drohend in den Himmel ragen. Die Angreifer zogen sich zurück, um morgen mit hellem Licht und frichen Leuten den letzten Ansturm zu machen. Rocca Sorana aber hat nur noch Verstümmelte und Leichen auf den Wällen. Man wird die Unterburg räumen müssen, die Bresche ist nicht mehr zu füllen. Mögen die Toten sie hüten so gut sie können! Orsini muss sich auf die Verteidigung der Oberburg beschränken, mit den letzten Mannschaften, die ihm geblieben sind, aber wie lange noch? Wenn

sie die Geschütze in gute Stellungen bringen, er hat keine mehr, um sie daran zu hindern, ist das Schicksal besiegelt. Seine Feuerrohre sind tot, und die Steinschleudern versagen. Orsini beisst die Zähne aufeinander. Er wird vor den Krämerseelen von Siena kapitulieren müssen, die ihm die Hoheitsrechte des Landes streitig machen. Er hasst das Bürgerpack, das satt und zufrieden auf seinen Geldsäcken hockt und Kinder im wohlbehüteten Ehebett zeugt. Und die Herren, die diesen Bürgern so eifrig dienen ... wie steht es mit ihnen?

Orsini lässt sich schwer auf eine zusammengestürzte Mauerquader sinken. Das letzte Licht huscht über seine geharnischten Füsse. Das Eisen ist blind von Blut, Staub und Schmutz. Er zählt die Feinde zusammen, und das Rechenexempel ist ein verzweifeltes, endet stets mit einem Minus. Da ist Pietro Brunoro, ihm erschlug er den Vater, das ist ein Grund, ihn da unten zu sehen. Da ist Ghiberto da Corregio, der schuldet ihm vierhundert Goldflorins, auch ein Grund, und Carlo Gonzaga, er braucht immer Geld. Dem Venetianer Contarini stahl er eine Frau. Ist das ein Grund? Ein schwacher! Und da ist Gismondo Malatesta; was ist sein Antrieb? Nur das dreckige Bürgergeld!

Orsini erhebt sich plötzlich, er muss Malatesta sprechen, er ist anders zu werten, trotz dieser Gemeinschaft. Dass Malatesta auf sein schriftliches Waffenstillstandsangebot nach dem dritten, siegreich abgeschlagenen Angriff auf die Rocca nicht einging, war begreiflich. Sicherlich, Malatesta wird Orsinis Blut und die Geldsäcke Sienas zu unterscheiden wissen, sie gegeneinander wägen.

*

In dem grossen Zelt des Bevollmächtigten Buonsignori von Siena sind die Herren zu einer üppigen Abendtafel geladen. Man feiert den Sieg im voraus. Siena schickte vier sechsspännige Plankarren mit den jüngsten Mädchen aus seinem Frauenhaus. Schlanke Frauen aus Kreta, weisshäutige Georgierinnen, dunkelbraune Fischerdirnen aus Nettuno, sie alle kauern neben fetten Schinken aus den Marken, Bekassinen und Schnepfen aus den ravenatischen Sumpfniederungen, Rehziemern, Riesenlachsen und Kapaunen. Die Frauen müssen die versiegelten, alten Tonkrüge aus Bergamo und Falerno hüten, die, wohl gebettet auf Stroh, Freuden verheissen. Eros und Bacchos gehören zusammen. Fabio steht hinter Malatesta, der den Ehrensitz einnimmt zwischen dem Bevollmächtigten aus Siena und dem Venetianer. Die Tafel ist im Hufeisen gerichtet, man sieht und wird gesehen. Schmatzen und Rülpsen, Lachen und Schreien übertönt die Spielleute,

die im Hintergrund des Zeltes fiedeln und trinken. Im Lager johlt und kreischt man noch etwas lauter, das ist der einzige Unterschied. Siena spendete den Truppen ebenfalls drei Karren mit Wein und Fleisch, Öl und Maiskuchen. Der Sieg ist so gut wie gewonnen. Man weiss durch Überläufer, wie es in Rocca aussieht.

Die Herren haben die Urkunden schon zur Hand, die schön geschrieben und verschnörkelt, die Übergabe der Hoheitsrechte von Sorana auf Siena beurkunden, nur der Unterschrift Orsinis bedürfen, um rechtsgültig zu werden. Baltasare Certazzi, der Neffe des Buonsignore, des reichsten Kaufherrn der Stadt, lacht wohlgefällig, kichert: »Die Bürger der kleinen Gemeinden, die Bauern können von Glück sagen und werden zufrieden sein. Die Segnungen der wohlverdienten Ordnung einer geregelten Steuererhebung erleichtert ihr Leben. Siena versteht, seine Untertanen zu schützen, anders als Orsini, unter dessen Oberhoheit jeden Monat ein Dorf geplündert und gebrandschatzt wurde! Die Willkür des einzelnen weicht der Willkür der Kommune, ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes!«

Malatesta verzieht die Lippe wie immer, wenn ihm etwas missfällt:

»Die Bauern und Eselstreiber werden sicherlich sehr glücklich sein, wenn ihre Ernten, ihr Lohn in den Büchern der wohllöblichen Stadt Siena gebucht stehen! Der Ehren ein unermessliches Mass! Sie füllen kostenlos den Wanst und es wird einem übel. Erbrechen erspart Fressen, meint Ihr nicht auch, Herr Certazzi?«

Alle lachen, auch Certazzi, und in dem Augenblick kommen die Frauen in das Zelt. Aller Blicke hängen an ihnen. Malatesta ruft Fabio, er will gehen. Malatesta liebt Frauen nicht, die er mit anderen teilen muss, auch fürchtet er die Krankheit, die halb Italien verseucht. In seinem Zelte hat er eine kleine Griechin, die ihm Murad Bey, der Gesandte des Sultans Mahomet, mit den Tigern und Panthern brachte.

Die Musikanten kratzen misstönend auf den Fiedeln, blasen prustend in die Flöten, niemand ist nüchtern, was tut's?

Malatesta verlässt das Zelt, wenn auch nicht unbemerkt, denn wenn er geht, entsteht Leere, aber man freut sich dieser Leere: Malatesta drückt, löscht aus, was ihm nicht gewachsen ist.

Draussen qualmen die Feuer und johlen die Betrunkenen, Frauen kreischen, denn es kamen nicht nur die seidenberockten Fräuleins aus dem Hause der wohlzugemessenen Freuden, sondern auch fahrendes Gesindel, das den Braten riecht, die Männer durch Meilen wittert.

Malatesta lässt sich den Fuchs bringen und reitet mit Fabio die Sperre der Rocca Sorana ab. Seine Sarazenen und Reiter bilden sie, sie blieben nüchtern, denn Malatestas Befehl ist unbeugsam. Trotzdem vergöttern ihn die Leute, vielleicht gerade deshalb. Die Faust, die sie zusammenhält, gibt jedem Halt, reisst ihn mit fort und schützt ihn. Seine Werber haben es leicht.

Malatesta horcht auf das Gebrüll des Lagers: »Wäre ich Orsini, ich fiele in dieser Nacht über die Bande her.«

Der Anführer der Sarazenen, Elfy Bey, kommt ihm entgegengeritten. Neben seinem Pferd geht ein Mann. Er ist hochgewachsen und breit in den Schultern, und seine Haltung verrät gute Zucht. Die geschlossene Eisenhaube verbirgt sein Gesicht.

»Herrlichkeit,« sagte Elfy Bey, »ein Parlamentär aus der Rocca, meine Leute brachten ihn mir. Er will nur Euch sprechen.«

Malatesta sieht auf den grossen stummen Mann, winkt ihn nah an sein Pferd.

»Was bringst Du?«

»Herr Gismondo, gebt mir eine halbe Stunde Zeit.«

»Eine halbe Stunde ist lang. Nicht die Zeit überredet, die Gewichtigkeit der Gründe muss überzeugen.«

Gismondo streift mit einem Blick die Umgebung. Ein alter Steinbruch zieht sich rechts in die Höhe der Rocca. Malatesta sitzt ab und geht mit dem Fremden in die steinige Wildnis. Unzählige Königskerzen schwanken im Sternenlicht. Die Stimmen des Lagers dringen nicht mehr hierher.

Fabio und der Sarazene warten mit den Pferden am Eingang des Bruches.

»Euer Gesicht,« sagt Malatesta: »Ich spreche mit keinem Gesichtslosen.«

Der Fremde klappt mit ruhiger Bewegung die Haube auf.

»Graf, ich bewundere Euren Mut, was kann ich für Euch tun?«

»Mut und Notwendigkeit sind nicht zu trennen, Herr Gismondo.«

»Feige macht Notwendigkeit, nicht mutig.«

»Herr Gismondo, Rocca Sorana ist ein Leichenfeld und wird morgen ein Trümmerhaufen sein. Eure Artillerie zerschoss mir alle Eisenmäuler. Ich habe die Wahl zu sterben... oder mit Siena zu paktieren. Beides fällt mir gleich schwer.«

»Da Ihr ein Orsini seid und kein Feigling, frage ich, fällt Euch Sterben so schwer?«

Aldobrandino lachte leise: »Sterben im Kampf gegen die Pfeffersäcke, ja.«

Gismondo hört Certazzis Lachen, hört die fette Stimme, sieht die Kontobücher das Plus buchen.

»Ich unterzeichne einen Waffenstillstand, Graf. Nützt ihn. Wer könnte gegenzeichnen? Ihr kennt Eure Feinde da unten?«

Er zeigt in der Richtung des Lagers. Orsini überlegt einen Augenblick: »Ghiberto Corregio, ich streiche die vierhundert Goldflorins, die er mir schuldet, und füge vier dazu.«

»Das wird genügen. Fabio, bescheide Salviati und Sassoferate in mein Zelt. Zuletzt hol Ghiberto da Corregio ... Kommt Graf.«

*

Über den Himmel ziehen die Wolkenheere. Schattenhafte Riesenhände spreizen bewegliche Finger in die Unendlichkeit. Auf vielfüssigen Rossen hetzen Reiter über den Himmelsbogen, ringelnde Ungeheuer sperren Drachenmäuler auf, und vielfältige Gestalten streben einem zerflatternden Ziele zu. Fahle Lichter zucken in den Wolkenbänken, zerreissen die Finsternis des Horizontes. Alles ist lautlose Spannung im Himmel und auf Erden.

Zwei Hügel ragen aus dem Gewirr der soldatischen Zeltstadt, um die das Leben brandet, kreist und sich staut: das Zelt des Kondottiere Malatesta und das des sienesischen Befehlshabers Buonsignori und seines Neffen Certazzi. Im Lager schleicht Erregung auf unsichtbaren Zehen durch die unregelmässigen Gassen, sammelt sich in Schweigen und drohenden Gesten.

Auf der Anhöhe neben dem Prunkzelt des Buonsignori steht der Caroccio, das städtische Palladium, der Kriegswagen. Rot leuchten die mächtigen speichenlosen Räder, rot der hölzerne Turm, der sich aus dem Karren erhebt. In ihm hängt die Martinella, die nie schweigende Kriegsglocke. Die Fahne der Republik Siena schläft in der Stille der Vorgewitterstunde, und eine lächelnde Madonna träumt neben ihr im Strahlenglanz der sieben Gestirne.

Ein Zisterziensermönch lehnt regungslos an der roten Scheibe des Rades. Seine weiss-schwarze Kutte steht hart vor dem schreienden Rot des Wagens. Um ihn drängen sich Männer, schottische Bogenschützen mit nackten, sonnenverbrannten Knien, riesige Schweizer Bauerngestalten in rot-weissen Kollern, drahtige Engländer der leichten Reiterei und slawische Katzengestalten aus den Steppen Ungarns. Sie alle wollen hören, fragen durcheinander, wollen wissen, was die

Herren im Zelte des Buonsignori beraten. Der Zisterzienser spricht leise, nur die Vordersten können ihn verstehen, doch sie geben seine Worte weiter, beleben sie in der Wiederholung, fügen hinzu, und so wächst die Saat des Sprechers über ihn hinaus in wohlberechneter Wirkung. Er spricht von Verrat im Lager, deutet mit halben Worten auf diesen und jenen, kreist um einen, den er nicht nennt, bis die Soldateska sehend wird und einen Namen flüstert: Malatesta! Noch flüstern sie, bald werden sie ihn brüllen!

Feindliche Augen schielen nach dem Zelt des Herren von Rimini, um das die sarazenischen Reiter einen Kreis gezogen haben. Elfy Bey steht wie ein steinernes Bild im Horizont des Gewitterhimmels. Ungläubige bilden seine Wache, flüstert der Mönch, satanische Kräfte hüten den Erzketzer... still, still. Der Zisterzienser hebt den Finger und zeigt auf die Rocca Sorana, auf deren krummgeschossenem Mittelturm die weisse Fahne des Waffenstillstandes grell leuchtet. Die Friedensfahne, die tapfere Soldaten um wohlverdiente Beute bringt! Ketzer! Verräter! Sie ducken sich noch, wenn sie die Worte aussprechen. Der Mönch flüstert weiter, seine Worte rieseln wie ein böser Wasserfall in die Masse, zerstieben und werden hundertfältig aufgefangen.

Malatestas Truppen verhalten sich still. Sie haben Befehl, allen Herausforderungen aus dem Wege zu gehen, niemand in ihre Bezirke zu lassen und sind kampfbereit wie vor einem Sturm. Sassoferate und Salviati sind im Lager geblieben. Gismondo ging allein mit Fabio zur Beratung in das Zelt Buonsignoris.

Malatesta steht als einziger in der Mitte des weiten Raumes. Die anderen Herren sitzen in richterlicher Sicherheit auf ihren ledernen Faltstühlen. Fabio, Malatestas Eisenhaube im Arm, wartet im Eingang, neben den Schweizer Wachen.

Malatesta spürt die Feindschaft, die ihn wie ein Wall einschliesst.

»Ihr Herren, wer wagt mich anzuklagen?«

Gismondos Blick gleitet von einem zum andern und ruht auf Ghiberto Corregio. Ghiberto tritt der Schweiss auf die Stirne.

»Herr da Corregio, achthundert Goldflorins sind mitzunehmen, meint Ihr nicht?«

Ghiberto rasselt in die Höhe: »Herrlichkeit, ich bin Ritter, verstehe den Sinn Eurer dunklen Rede nicht.«

»Es genügt, wenn ich sie verstehe.«

Malatestas Worte gleichen einer würgenden Schlinge, die sich

dem anderen um den Hals legt, er schweigt. Gismondo wendet sich mit einem jähen Ruck an Buonsignori:

»Der Graf von Sorana, Aldobrandino Orsini, kämpfte als Edelmann, hat ein Recht auf ritterlichen Brauch. Wer ihm das streitig machen will, steht gegen mich.«

Certazzi lacht gereizt, da tritt Malatesta so dicht vor seinen Sitz, dass sein Eisenschuh gegen den des Certazzi klirrt. Certazzi stammelt: »Herrlichkeit, Ihr seid der Führer, der uns verpflichtet ist, das vergesst nicht!«

»Gewiss nicht, Herr Certazzi.«

Malatesta entblösst die Zähne, sein weisses Gebiss leuchtet aus der Dämmernis, die im Zelte herrscht.

»Siena kam zu mir, nicht ich zu Euch, was wollt Ihr von mir?«

Malatestas Wesen spannt sich, wie ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen hängt sein Wille über der richterlichen Versammlung. Sie ducken unwillkürlich die Köpfe, er lastet auf ihnen. Der Venetianer Contarini und Carlo Gonzaga erheben sich, machen sich zu Sprechern Buonsignoris:

»Euer Herrlichkeit, wir haben ein Recht zu fragen. Was veranlasste Euch, Orsini den Waffenstillstand zu bewilligen, der Siena und uns Schaden zufügt? Vergesst nicht, jeder Tag länger, jede Stunde kostet uns Blut und Geld!«

Gismondo steht wie der Bär im Kreis der Meute: »Wir sind nicht gewohnt mit beidem zu sparen, Ihr Herren, wir knausern nicht, wir sind keine Krämer... da habt Ihr die Antwort, wenn Ihr sie verstehen könnt!«

In dem Augenblick bricht im Lager Lärm und Brüllen aus. Der bisher schwelende Brand schlägt helle Flammen. Die Soldateska rast, die Saat des Zisterziensers trägt tausendfache Frucht.

»Nieder Malatesta, Verräter, Ketzer, Zauberer, Malatesta, Malatesta!«

Die Herren reiben sich im Geiste die Hände, lächeln wohlgefällig: »Volksstimme — Gottesstimme!« Sie brauchen sich nicht länger von diesem Vergewaltiger vergewaltigen lassen. Ihre Blicke strahlen Malatesta spöttisch und feindlich an. Gismondo winkt Fabio, greift nach der Eisenhaube und setzt sie langsam und umständlich auf. Dann verneigt er sich vor den Herren, seine Augen glimmen wie Kohlen:

»Mach auf!«

Fabio reisst die Zeltbahnen auseinander; wenn auch seine Hände

zittern, er greift fest zu. Die Wachen grüssen mit gestreckten Armen, hart stossen die Lanzen auf den grasigen Boden.

Ein Menschenmeer brandet heran. Die Herren sind aufgesprungen und drängen sich im Eingang hinter Malatesta, der breitspurig vor dem Zelt steht. Er stützt sich auf sein Schwert, beide Hände ruhen leicht auf dem schwarzen Knauf. Auf seinem Antlitz spielen die Lichter der Blitze, die lautlos und unaufhörlich den Himmel zerreissen. Der Schein glimmert in dem Eisen der Rüstung, huscht an seiner unbeweglichen Gestalt entlang, lässt den Herrn von Rimini wie in Eigenlicht strahlen. Verzerrte Fratzen, schäumende Mäuler, drohende Fäuste und blitzendes Eisen steht gegen ihn.

Malatesta spannt noch einmal die Schwingen seines ganzen Willens aus. Diesmal müssen sie weit greifen und eisern lasten. Der Schweiss rinnt an seinen schmalen Schläfen herunter. Die Soldaten brüllen noch immer, aber sie stehen, und nach und nach verstummt das Brüllen, nach und nach senkt sich Schweigen nieder, und in dem Schweigen geht Malatesta durch die Soldaten hindurch. Vor ihm bildet sich eine Gasse. Fabio folgt ihm dicht. Fabio hat den Degen gezogen. Malatesta teilt die Wogen dieses Menschenmeeres, es verebbt, versickert, stumm, beinahe beschämt.

Als er die Sperrkette seiner Sarazenen erreicht, springt Elfy Bey vom Pferde und wirft sich vor ihm nieder, die Erde mit der Stirne berührend.

Gismondo geht an ihm vorbei. Der Sarazene springt in den Sattel und die Reiter werden wieder zur Mauer. In seinem Zelt befiehlt Gismondo Sassoferate und Salviati, und als sie eintreten, sagt er kurz:

»Ihr Herren, in der Nacht lösen wir uns aus dem Verband... lautlos... Bagage und Tross müssen zurückbleiben. Man darf Gott nicht ein zweitesmal versuchen. Wir halten Richtung Florenz... wir müssen unsichtbar und unhörbar werden können, bei Dunkelheit brechen wir auf.«

Die Beiden gehen, sie schreiten durch die Lagergassen, die Malatestaleute spannen sich wie Bogensehnen, sind ganz Bereitschaft, gehören Malatesta.

Urplötzlich kommt Bewegung in den Himmel, eine Feuerschlange schiesst zur Erde, ein Donner dröhnt hinter ihr her, prasselt, erschüttert die Luft, hüllt die Welt in brüllendes Toben, reisst pechschwarze Finsternis herunter.

»Gott oder Satan liebt Malatesta«, flüstern die Soldaten und grinsen. Im Schutz der Finsternis ziehen sie ab, Malatesta in ihrer Mitte, niemand hört sie, niemand sieht sie, sie erreichen unangefochten florentinisches Gebiet und damit Sicherheit: Gott oder Satan muss ihn lieben, die Soldaten haben Recht.

Aus: Mathilde v. Metzradt, »Gismondo Malatesta. Der Unheilige Gottes.« Ein Renaissanceroman. Verlag F. Bruckmann, München 1936.

KLEINE BEITRÄGE

Die sudetendeutsche Volksgruppe in Zahlen

Bevölkerung.

Das Flächenausmass der Tschechoslowakischen Republik beträgt 140.400 km³, mit rund 15 Millionen Einwohnern, darunter 3,3 Millionen Deutsche. 1921 setzte sich die Bevölkerung folgendermassen zusammen:

43,2% Tschechen,
22,3% Slowaken,
23,4% Deutsche.
5,6% Ungarn,
3,4% Ruthenen (Kleinrussen),
0,6% Polen,
2,6% Juden.

Der Hundertsatz der Deutschen Bevölkerung fiel von 23,4% im Jahre 1921 auf 22,32% im Jahre 1930, trotzdem die Volkszählung eine Zunahme auf deutscher Seite aufwies. Nach der österreichischen Volkszählung im Jahre 1910 gab es im Gebiete der heutigen Tschechoslowakei 3,512.682 Deutsche. 1921 zählte man 3,218.005 Deutsche und 1930 stieg die Zahl auf 3,318.445 an.

Der Geburtenüberschuss wird aber in den letzten Jahren immer geringer. 1934 hat die Geburtenziffer bereits die Grenze unterschritten, die nötig wäre, um den Bestand der Volksgruppe zu erhalten.

Es kamen Lebendgeburten auf 1000 Einwohner im Jahre 1934:
bei den Deutschen in Mähren-Schlesien 15,0
bei den Tschechen in M.-Schlesien 17,8
bei den Deutschen in Böhmen 14,6
bei den Tschechen in Böhmen 15,4

Im Jahre 1925 wurden noch 68.379 deutsche Kinder geboren, im Jahre 1930 nur mehr 60.926!

Besonders zu erwähnen das Absinken in den Elendsgebieten des Erzgebirges: in den Jahren 1930—1934 sank die Zahl der Lebendgeburten von 3856 auf 2894.

1921 hatten die Sudetendeutschen in 3405 Gemeinden eine deutsche Mehrheit, davon waren 987 Gemeinden hundertprozentig deutsch. Im geschlossenen deutschen Sprachgebiet siedeln 85,89% aller Sudetendeutschen, der Rest wohnt in Volkstumsinseln.

Von 1910—1921 haben 77 Gemeinden ihre deutsche Mehrheit verloren, von 1921—1930 aber nur 42, so dass also im Jahre 1930 noch 3363 Gemeinden deutsche Mehrheit hatten. Das zu diesen deutschen Gemeinden gehörige Gebiet umfasst 26.559 km² oder 32% des gesamten Staatsgebietes.

Der Gebrauch der deutschen Sprache in den Ämtern ist nur dort gestattet, wo 20% der Bevölkerung des Amtsbezirkes deutsch sind. Diese Möglichkeit ist in 143 Gerichtsbezirken vorhanden.

Berufsgliederung:

1930 gliederten sich die Deutschen in der Tschechoslowakei nach Erwerbszweigen:

Land- und Forstwirtschaft	23,3%,
Industrie und Gewerbe	45,5%,
Handel und Geldwesen	8,9%,
Verkehr	4,1%,
öffentl. Dienst u. freie Berufe	4,3%,
Militär	0,9%,
sonstige Berufe	13,0%.
	100%.

Zum Unterschied von den Tschechen, bei welchen Land- und Forstwirtschaft an erster, Industrie und Gewerbe aber an zweiter Stelle steht, ist fast die Hälfte aller Deutschen in Industrie und Gewerbe beschäftigt, d. h. sie unterliegen in erhöhtem Grade den Auswirkungen des furchtbaren Schrumpfungsvorgangs, der gerade diese Zweige der sudetendeutschen Wirtschaft betroffen hat.

Wirtschaft.

Durch das sog. Nostrifizierungsgesetz, welches besagt, dass eine ausländische Bank in der Tschechoslowakei keine Filialen haben darf, kam ein Teil des deutschen Kapitals in tschechische Verwaltung.

An Kriegsanleihe verloren die Sudetendeutschen 6 bis 7 Milliarden Kč. (= Tschechenkronen).

Die durch die Bodenreform enteignete Fläche war zu 30% oder 520.000 ha deutscher Boden und kam zu 96% in tschechische Hände.

Im öffentlichen Dienst haben die Sudetendeutschen etwa 40.000 Arbeitsplätze verloren. Der Anteil der Deutschen liegt hier weit unter dem Bevölkerungsschlüssel.

Im Jahre 1930 waren beschäftigt:
Bei Gericht und Verwaltung:

13.076 Deutsche, 89.736 Tschechen,
bei der Post:

5.895 Deutsche, 38.349 Tschechen,
bei der Eisenbahn:

18.740 Deutsche, 145.943 Tschechen.

Da im Zuge der letzten Jahre die Industriezentren aus dem deutschen Grenzgebiet in das tschechische Landesinnere verlegt wurden, ferner bei Kontingentierungen der Rohstoffe und Staatsaufträgen deutsche Unternehmer hinter tschechischen zurücktreten müssen, sind von den rund 700.000 Arbeitslosen des tschechoslowakischen Staates über die Hälfte Deutsche.

Im Jahre 1933 hatten die sudetendeutschen Bezirke die höchsten Selbstmordziffern Europas.

Arbeitslosigkeit:

Im gesamten Staatsgebiet:

1934 — 676.994
1935 — 794.407

Auf 1000 Einwohner entfielen in den deutschen Bezirken Arbeitslose:

1934 — 97,9
1935 — 94,9
1936 — 97,5

Auf 1000 Einwohner entfielen Arbeitslose in den übrigen Bezirken:

1934 — 46,3
1935 — 45,3
1936 — 47,0.

Schulwesen.

Deutsche Universität in Prag, (gegr. 1348 von Karl IV.).

Deutsche technische Hochschulen in Prag und in Brünn.

Die Montanistische Hochschule (Bergbauhochschule) in Pribram wurde 1919 in eine tschechische umgewandelt.

Deutsche Akademie für Musik und bildende Künste (Privatschule).

1918/19 gab es noch 104 deutsche Mittelschulen. 1934/35 besitzt das Sudetendeutschtum nur mehr 69.

Von 19 deutschen Lehrerbildungsanstalten im Jahre 1918/19 sind noch 10 vorhanden.

Die Anzahl der deutschen Volks- und Bürgerschulen betrug 1934 im ganzen 3618, — gegenüber 3902 im Jahre 1914. Während die Deutschen 284 Schulen verloren, stieg die Zahl der tschechischen um 2.156 in der gleichen Zeit, (von 6.180 auf 8.336).

Deutsche landwirtschaftliche Schulen — 53; deutsche landwirtschaftliche Volksbildungsschulen — 110; deutsche Handelsschulen — 51; gewerbliche Fortbildungsschulen — 499; deutsche Gewerbe- und Fachschulen — 96; deutsche Kindergärten und Tagesheimstätten — 662.

Presse- und Verlagswesen.

Periodische Druckschriften politischen Inhalts in der Tschechoslowakei:

610 tschechische,
251 deutsche,
52 ungarische,
19 ruthenische.

Von den deutschen Presseerscheinungen müssen einige als nur deutschsprachig bezeichnet werden, z. B. Prager Presse, Prager Abendblatt, Prager Montagsblatt u. a.; von den deutsch-völkischen Zeitungen sind zu erwähnen: die »Zeit« (Organe der SdP.) und die »Rundschau«, die »Sudetendeutsche Tageszeitung« und viele Provinzblätter. Ferner: zwei Blätter mit liberal-demokratischem Charakter: davon das »Prager Tageblatt« mit emigrantischem Einschlag, die deutsche Zeitung »Bohemia« teilweise national.

An wichtigen Zeitschriften: Unpolitische: »Der Ackermann aus Böhmen«, »Die Sudetendeutschen Monatshefte«, »Zeitschrift für Heimatforschung und Heimatbildung«; die »deutsche Turnzeitung« (die anerkannt beste Zeitschrift auf diesem Gebiet), kämpft für eine völkisch-mannschaftl. Haltung und volksbewusste Jugenderziehung!

Zeitschriften für Politik und Erziehung: »Die Junge Front«, Halbmonatsschrift der verantwortungsbewussten jungen Generation, »Der Aufbruch«, Kampfblatt; »Volk und Führung«, intellektuelle Monatsschrift, Organ der Othmar-Spann-Kreise.

Sudetendeutsche Verlagsunternehmen: Adam Kraft-Verlag (Karlsbad); Verlag Karl H. Frank (Karlsbad); Verlag Kraus (Reichenberg); Verlag Stiepel (Reichenberg); Verlag Heidrich (Brüx).

Aus neuem sudetendeutschen Schrifttum:

W. Scholz: »Noch steht ein Mann«.
W. Pleyer: »Der Puchner«. — »Till Scheerauer«. — »Die Brüder Tommahans«.
G. Rothacker: »Das Dorf an der Grenze«.
B. H. Wittek: »Sturm überm Acker«.
H. Watzlik: »Aus wilder Wurzel«.
K. F. Leppa: »Der Königsbrief«.
Bruno Brehm: »Heimat ist Arbeit«.
Rolf Hein: »Männer von morgen«.
Schmidtmayer: »Sudetendeutsche Geschichte«.
Mühlberger-Leppa: »Ringendes Volkstum«.
Gedichtsammlungen: »Wir tragen ein Licht« und »Kameraden der Zeit«.
Ernst Leibl: »Zelt unterm Stern«.

Politische Gliederung:

Nach den Wahlen vom 19. Mai 1935 entfielen von den abgegebenen Stimmen in der Tschechoslowakei (8.230.412) 15,2% auf die Sudetendeutsche Partei, 3,6% auf die deutsch. Sozialdemokraten, 2% auf die deutsche Christlichsozial. Volkspartei, 1,7% auf den Bund der Landwirte.

Also 22,5% deutsche Stimmen. Die Sudetendeutsche Partei wurde damals mit rund 1.250.000 Stimmen die stärkste Partei des ganzen Staatsgebietes.

Innerhalb der deutschen Volksgruppe entfallen auf:

Die Sudetendeutsche Partei	67,4%,
Sozialdemokraten	16,1%,
Christliche Sozialisten	8,8%,
B. d. L.	7,7%.

Schutzverbände.

Schutzarbeit ist jene Arbeit, die auf Erhaltung der Volksgrenzen, des materiellen und ideellen Besitzstandes eines Volkes gerichtet ist.

Im Sudetendeutschtum wird diese Schutzarbeit in drei Gruppen geleistet:

1. Der Bund der Deutschen ist in erster Linie der wirtschaftliche Schutzverband, leistet aber auch volksbildnerische Arbeit. Sein Wirkungsbereich umfasst den Schutz von deutschem Grund und Boden, Stellenvermittlung, Waisenfürsorge; er organisiert unter Mitarbeit aller sudetendeutscher Vereine und Parteien in den letzten Jahren die »Sudetendeutsche Volkshilfe«, die jenen Menschen Hilfe bringen soll, die wir in keinem Falle in irgendeine Erzeugung werden eingliedern können. Gemeinsam mit dem Deutschen Turnverband ist der Bund Träger der Arbeitslagerbewegung, um arbeitslosen Volksgenossen wieder Arbeit und ihrem Leben einen Sinn zu geben.

2. Der deutsche Kulturverband betreut das Schulwesen der schulpflichtigen und vorschulpflichtigen Jugend. Über 400 Schulen, Kindergärten und Tagesheimstätten werden von ihm erhalten oder unterstützt. Die meisten befinden sich im Sprachgrenzgebiet und in den deutschen Volkstumsinseln und sind von grosser Bedeutung für den Volkstumskampf. Ausserdem führt auch er soziale Hilfsaktionen durch, besonders für die schulpflichtige Jugend, und besitzt zahlreiche volksbildnerische Einrichtungen.

3. Die deutsche Jugendfürsorge hat als Aufgabenbereich das kranke, hilfsbedürftige arme Kind, in besonderem Masse Säuglingsfürsorge, dazu kommen als Sondergebiete Berufsberatung, Schutzaufsicht usw.

4. In diesem Zusammenhang ist auch noch der Deutsche Turnverband zu erwähnen. Er ging hervor aus dem Deutschen Turnerbund in Österreich (welcher sich wieder aus der deutschen Turnerschaft abspaltete, da in Bezug auf die Einführung des Arierparagraphen keine Einigung erzielt wurde). Nach der Auflösung der Donaumonarchie wurde 1919 in der Tschechoslowakei der deutsche Turnverband gegründet. Er nahm bis zum Auftreten Konrad Henleins eine bürgerlich-nationale Haltung ein.

1931/32 erfolgte die Reorganisation des Verbandes durch K. Henlein und die Proklamierung des D. Tv. zum sudetendeutschen Erziehungsverband. Jetzt erfolgte auch die Eingliederung zahlreicher Jugendbünde (z. B. Deutsche Jungenschaft, »Adler und Falken« und Wandervogel), die nun zum Träger der Jugenderziehungsarbeit wurden. Der Turnverband erfasst den Menschen vom 10. Lebensjahr bis zum späten Alter hinauf. Er ist gegliedert in 18 Gaue, 1048 Vereine und zählt ungefähr 110.000 Mitglieder.

Die Einheit wurde errungen in der Zeit grösster völkischer Not. Die mannschaftliche Erziehung, d. h. die ständische Bindung der Männer, die Zucht und Verpflichtung des Nachwuchses, die Formung von Charakterfestigkeit und Dienstfähigkeit ist die dauernde Aufgabe des Turnverbandes, denn auf der mannschaftlichen Erziehung ruht die völkische Kraft.

W. Richter

Deutsches Schauspiel zu Riga

Die beiden letzten Monate der Spielzeit zeigten das Rigaer »Deutsche Schauspiel« wieder in voller Entfaltung all seiner Leistungsmöglichkeiten. Man mochte es bedauern, dass die beiden Gastspiele, die kurz vor Toresschluss unser Theater noch einmal in den Mittelpunkt der öffentlichen Anteilnahme rückten, zu spät kamen, als dass sich der Erfolg ihrer Werbekraft im Alltagsbetrieb der Bühne hätte zeigen können, zu eng auch beisammen lagen, um allen Theaterfreunden den Besuch zu ermöglichen. Aber für den, dem die Vorstellung mehr als billige Zerstreuung bedeutet, war gerade dieser starke doppelte Schlussakkord ein Erlebnis. Denn es zeigte sich hier, wo unsere heimischen Künstler im Zusammenspiel mit erlesenen Meistern ihre Leistung unter Beweis zu stellen hatten, so Weite wie Tiefe ihres Könnens; zwischen dem Rigaer Ensemble und dem gefeierten »Star« wurde keine Naht sichtbar, und gerade diese beglückende Geschlossenheit des Spiels gab den Abenden die überzeugende Kraft ihrer Wirkung.

Das wurde beim Kinzgastspiel besonders deutlich. Franziska Kinz hatte sich Schönherrs »Weibsteufel« für ihr Rigaer Auftreten ausgewählt, ein Bühnenwerk, das in seiner Problemstellung zu stark der Zeit, in der es entstand, verhaftet ist, als dass es uns noch viel zu sagen hätte. Zu bewundern aber bleibt die saft- und kraftvolle Lebendigkeit der drei Gestalten, in denen der Dichter mit energischem Zugriff die Handlung eingefangen hat: mag es auch nicht mehr zeitgerecht sein, bühnengerecht ist dies Drama sicher geblieben. Das bewies die Aufführung, die schlechthin meisterhaft genannt werden muss. Wie Franziska Kinz die innere Entwicklung dieser Bauernfrau vom unbewussten Verzicht zum bewussten Trotz gegen ihr Schicksal glaubhaft machte, wie sie mit äusserster Sparsamkeit an mimischen Mitteln, mit einer unerhörten Schlichtheit der Gebärden und der Sprache diese an die Kriemhild des Nibelungenliedes erinnernde Wandlung der stillen Frau zum sprühenden Weib verwirklichte, das wird allen, die es miterleben durften, unvergesslich bleiben. Wahre Grösse bedarf keiner Äusserlichkeiten, um sich aufzuputzen; je weniger es drapiert wird, um so stärker wirkt das Wort, um so mehr wird hinter ihm, das uns Menschen immer nur Sinnbild für inneres Geschehen sein kann, der seelische Vorgang deutlich, aus dem es geformt wurde. Das war nicht mehr »Theater«, was wir sahen; darum hat es uns alle so erschüttert*). Aber es muss gesagt werden, dass diese einzigartige Leistung nicht zur letzten Wirkung hätte vorstossen können, wenn sie sich nicht in ein gleichbeschwingtes Spiel hätte einbetten können. Radke spielte den Mann; wir wissen, wie sehr ihm die Verkörperung solcher körperlich behinderter, seelisch darum doppelt lebendiger Figuren liegt (Kaspar Hauser!). Diese Mischung von Gaunerei und Innigkeit, von zähem Beharren und anfälliger Kränklichkeit, diese Besessenheit eines Krüppels, der nur das eine Lebensziel kennt, über die verhassten Gesunden, Kräftigen zu triumphieren, steigerte er bis ins Dämonische: unter den vielen hervorragenden Gestaltungen, die er uns

*) Frau Kinz veranstaltete noch eine Morgenfeier im »Deutschen Schauspiel«, auf der sie Dichtungen von Stefan George vor einem leider nur kleinen, aber tief dankbaren Hörerkreis vortrug. Den Referenten verhinderte zu seinem aufrichtigen Bedauern Krankheit, diese Stunde mitzuerleben.

schenkte, ohne Zweifel eine der Bedeutendsten. Den jungen Grenzjäger gab Rathmann, verhalten im Spiel und dadurch doppelt von seinem vibrierenden Lebensdrang kündend, dem statischen Gegenspieler gegenüber, der mit bornierter Einseitigkeit seine Linie zu erfüllen sucht, die gesunde, unverkrampfte Entwicklung natürlicher Jungmännlichkeit verkörpernd: im Beginn ehrgeizig besessen von den Pflichten seines Berufs, wandelt er sich vom sachlichen Gegner des Schmugglers zu seinem persönlichen Todfeind; an dieser Wandlung gehen sie alle drei zu Grunde. Dies Spiel zu Dreien bewies Haltung und Können aller Mitspielenden; nur dadurch konnte es überzeugen.

Otto Gebühr, durch den Film der Welt als gültiger Fridericusdarsteller bekannt, trat auch vor das Rigaer Publikum in dieser Rolle, der er seine Berühmtheit dankt und durch deren immer wiederholte Verlebendigung er seinen Namen in das Buch der deutschen nationalen Erneuerung eingetragen hat. Mann und Marke sind hier zu einer Einheit verschmolzen, die einmalig ist; man begreift die Begeisterung, die ihn auch in Riga (und auch ausserhalb des Theaters) umjubelte und die fraglos einer noch häufigeren Wiederholung seines Gastspiels Widerhall geschenkt hätte. Dieses Fridericusstück »Zwischen Abend und Morgen« von Zdenko von Kraft, in dem er hier auftrat, ist bescheiden genug, sich als »Episode« zu bezeichnen; mehr ist es denn auch nicht. Ein kleines anekdotenartiges Geschehen um den grossen König, in dem Gelegenheit genug geboten ist, bezeichnende Aussprüche und Gebärden der Mittelpunktgestalt, um die alles andere herumgeschrieben ist, einzufangen. Was an Gebührs Spiel, dessen grosse Kunst die Bühne viel unmittelbarer aufscheinen lässt als die Leinwand, immer wieder überrascht und fesselt, ist die selbstverständliche Natürlichkeit, mit der er das Menschentum seines grossen Helden zu enträtseln weiss dieser Verzicht auf jegliches Pathos, der Wort und Bewegung die warme Nähe unmittelbaren Miterlebens verleiht und der Kennzeichen nicht nur tiefsten Verständnisses für den verkörperten Heros, sondern auch Merkmal grosser Schauspielkunst ist. Man möchte nun erst recht Otto Gebühr einmal in einer anderen Rolle sehen, um ihn beweisen zu lassen, dass das, was an seinem Fridericusspiel so bezaubert, viel mehr Gebühr als Friedrich ist. Und auch an diesem Abend wirkte die Einheit des Zusammenspiels schönstens ins Ganze: Max Tobien schuf als ärmlicher Landpastor eine prächtige Figur, Frau Christann gab ihre Christine von Horoschau mit guter Würde und Innigkeit, Haussmann stellte einen sympathischen Hauptmann auf die Bretter, und Fräulein Krüger, zweiter Gast dieses Abends, zeigte mit ihrer Magd Adelheid eine hübsche Probe ihres natürlichen, kräftigen Könnens. Couétés Kammerherrn allerdings hätte ich mir etwas weniger aufdringlich in der Wahl seiner Darstellungsmittel gewünscht.

*

Von den Erstaufführungen des »Deutschen Schauspiels« muss die Macbethaufführung an erster Stelle genannt werden; sie bildete (von den Gastspielen abgesehen) den künstlerischen Höhepunkt der Spielzeit. Es bleibt bewundernswert, wie Spielleitung (Dr. Grussendorf) und Bühnenbildner (Tschakstin) dies Wagnis, das auch weit grösseren und reicheren Bühnen ernster Prüfstein des Könnens zu sein pflegt, gemeistert haben. Eine kluge und geschickte Textüberarbeitung Grussendorfs bot die Voraussetzung für die Aufführung in unserm notgedrungen kleinen Rahmen; geschlos-

sen und in seiner Zusammenraffung doppelt wesentlich bot sich uns so das gewaltige Werk des grossen Briten. — Obsiegers Macbeth betonte das Dämonisch-Visionäre dieses vom bösen Willen seines Weibes umgetriebenen Helden, in dessen Brust das eigene Gutsein mit der stachelnden Schlange des Ehrgeizes den Vernichtungskampf führt; das Dämonenhafte seiner Figur stach grell gegen die kalte Eindeutigkeit der Lady (Frau Christann) ab, die in Spiel und Maske gleich eindrucksvoll war. So wuchsen in dem polaren Zusammenspiel dieser Beiden die Mordszene und das Bankett zu unvergesslicher Sinndeutung. Die Spielleitung liess den Szenen, die jenseits von Gut und Böse spielen (Hexenszenen! Gespräch mit den Mördern!), besondere Sorgfalt angedeihen; aber auch in den vielen Gesprächsszenen, zu denen fast alle unsere Schauspieler benötigt wurden, blieb das Niveau gewahrt. Ein ganz starker, grosser Abend!

Weniger gut gelang die Wiedergabe eines anderen englischen Bühnenwerkes. Shaw nennt seine »Candida« ein »Mysterium«; während englische Wiedergaben mehr das Komödienhafte des Geschehens zu unterstreichen pflegen, hat das deutsche Theater durch den Versuch, dem ernsten Willen des Dichters gerecht zu werden, das Stück berühmt gemacht. Unsere Aufführung suchte zwischen beiden Auffassungen zu vermitteln, nicht immer zum Gedeih des Ganzen. Das lag wohl in der Hauptsache an der Trägerin der Titelrolle. Frau Brahma ist nicht die Candida, wie sie etwa Lina Lossen verwirklicht hat; dazu fehlte es ihrem Spiel an Tiefe und Stille. Tobien (als Vater) und Radke (als junger Dichter) unterstrichen den Komödienton, auf den die Titelheldin andrerseits doch nicht abgestellt war; so blieb die Wirkung uneinheitlich. Treffliche Typen boten Obsieger als Pastor Morell und Fräulein Lohr als seine Sekretärin; auch Ruschmanns Unterpfarrer konnte sich sehen lassen. Als Bühnenstudie interessant und aufschlussreich für den, der dies seltsame, starke Stück oft schon gesehen hat, war unsere Darstellung doch nicht so geschlossen, dass ihre Wirkung dem Gehalt des Werkes entsprochen hätte.

*

An der Spitze der heiteren Aufführungen muss Dietrich Eckarts »Kerl, der spekuliert« genannt werden. Das ist handfestes Theater, saftige, mit starken Strichen typisierte Gestalten tragen das Geschehen, das zwar die Buntheit des Lebens etwas gewaltsam auf einen einigenden Nenner zu bringen weiss, aber doch so echt und voller Verstehen für die lieben menschlichen Schwächen meistert, dass hinter der lustigen Schale der ernste Kern immer spürbar wird. Es wurde ausgezeichnet gespielt; selten sahen wir in diesem Winter eine so vollständige Sammlung köstlicher ausgeprägter Typen nebeneinander auf der Bühne. Tobiens geschäftehungriger Lukas Pranke, Obsiegers »sogenannter Syndikus« in seiner grosspurigen verschämten Armut, Rathmanns sympathischer Hochstapler, Pilats überlegener, tüchtiger Angestellter Walter, die enttäuschte Emilie Zipp von Fräulein Lohr und die beiden so wesensverschiedenen Töchter des trefflichen Pranke (Frau Brahma, Frau Rée), Ruschmanns missratener Schwiegersohn und Radkes Dr. Lienhard — man muss die Namen aller Mitspielenden nennen, um den Einzelleistungen im Zusammenspiel gerecht zu werden. Wer Sinn für guten Humor hatte, für den war dieser Abend eine sehr vergnügliche Angelegenheit.

Als publikumswirksamer erwies sich das »Kleine Hofkonzert« von Paul Verhoeven und Toni Impekoven, das in z. T. überraschenden Bühnenbil-

dern den ganzen Zauber der Spitzwegwelt vor uns ausbreitete (die Musik hätten wir dabei gern entbehrt!). Eine »Episode« auch dies, aber eine Episode mit Humor und Gefühl; der Film mag auch bei diesem Stück (unfreiwillige) Werbung geleistet haben. Ganz famose Spitzweggestalten formten Haussmann als armer Poet und Rentsch als Bibliothekar. Ansonsten die übliche Lustspielhandlung mit den beiden glücklichen Paaren (Pilat-Maroldt und Radke-Rée), über denen Serenissimus (Obsieger) seine väterliche Hand recht rührend zu halten wusste; das Ganze flott und mit viel Charme gespielt. Es war, wie gesagt, ein Schlager.

Ganz zum Schluss gab es dann noch das »Spiel an Bord« von Axel Ivers, ein einfallreiches Lustspiel, das dem ganzen Ensemble noch einmal Gelegenheit bot, dem Publikum das Scheiden von der Spielzeit schwer zu machen. Die Überraschung des Abends war Frau Christann als Lübecker Studienrätin, köstlich altjungferlich und präzeptorenhaft-egozentrisch. Pilat konnte wieder einmal einen seiner liebenswürdigen, jungenhaften Schwerenöter spielen; Tobien und Frau Brahma gaben Vater und Tochter aus der Finanzwelt in sehr bezeichnenden Zügen, Fräulein Maroldt mimte die enttäuschte, schliesslich doch beglückte Liebhaberin so jugendlich und nett, wie sie sein musste. Ein beschwingter, von viel Heiterkeit durchpulster Abend, nicht ohne Spannung und jedenfalls voller Laune.

*

Und nun haben sich die Pforten des »Deutschen Schauspiels« für einen langen Sommer wieder geschlossen. Eine Spielzeit voller Ereignisse, ernster und heiterer, eine Spielzeit voller Leistungen liegt hinter uns, die künstlerisch und spielplanmässig beste und einheitlichste Spielzeit, die ich in Riga erlebt habe. Uns bleibt ein Dank an den Intendanten und seine ganze Gefolgschaft, Dank dafür, dass wir an ungezählten Abenden das Wunder grosser Kunst in gültiger Gestaltung erleben durften, an ungezählten Abenden in heiteren Stunden ohne jeden Missklang neue Kraft für den Kampf des Alltags schöpfen konnten. Dank aber besonders dafür, dass zäher und unbeugsamer Wille es vermochten, unser Theater wieder dorthin zu stellen, wo allein es seinen Sinn erfüllen kann: mitten nämlich in unsere lebendige Volksgemeinschaft hinein. Wir wünschen uns selbst den ehrlichen Willen, im kommenden Winter das Unsrige dazu zu tun, diesem Streben zum letzten Ziel zu verhelfen, mitzubauen an der wirklichen, tätigen deutschen Theatergemeinde, die mehr ist als Organisation, die Volksgruppe in Feier sein soll und sein wird!

*

Gleichzeitig mit einer Erstaufführung im »Deutschen Schauspiel« fand, von einer Liebhabertruppe eingeübt, die Uraufführung von Arved Krögers »Herrmeister Wolter von Plettenberg« statt. Die Veranstaltung löste lebhafte Anteilnahme aus; die ehrfürchtige Liebe zum heimatlichen Stoff des Stückes und die spannungsvolle Erwartung der Leistung des jungen heimischen Dichters hatten weit mehr Schaulustige angelockt, als Premieren dies sonst bei uns leider vermögen, und es schien sogar eine Wiederholung (freilich in kleinerem Rahmen) angebracht. Die Aufnahme bei Pressekritik und Publikum war durchgängig freundlich; nach dem Widerhall, den er gefunden, darf der Dichter den Abend als Erfolg buchen.

Ich gestehe, dass mein Eindruck nicht so günstig war, und ich glaube dies of-

fen aussprechen und begründen zu müssen. Denn so richtig, so selbstverständlich es ist, ein aufstrebendes Talent zu ermuntern, so verantwortungslos scheint es mir, gerade jungen Künstlern, deren künftige Leistung für die ganze Volksgruppe und noch darüber hinaus wesentlich werden kann, durch billiges Lob den Eindruck einer noch nicht erkämpften Reife zu erwecken. Das Gefühl der Freude, der Befriedigung, ja des Stolzes auf ein heimisches Kunstwerk ist begreiflich; aber es darf nicht zum alleinigen Masstab der Bewertung werden. Und gegen das Sprichwort, dass unter den Blinden der Einäugige König sei, dass also bei dem Mangel an einwandfreien heimischen Bühnenwerken auch das nicht ganz vollendete Werk schon erfreulich sei, lässt sich (wie gegen viele Sprichwörter) recht viel Entscheidendes einwenden.

Es muss, um jedem Missverständnis vorzubeugen, gleich eingangs festgestellt werden, dass Krögers Schauspiel ohne Zweifel den Zugriff des Dichters verrät. Wäre dem nicht so, wäre eine ernstliche Auseinandersetzung an dieser Stelle fehl am Platze. Die kräftige Herausstellung der Titelfigur zeigt in ihrer imponierenden Geschlossenheit lebendiges Fingerspitzengefühl für die Formung von Menschen und für die Möglichkeiten der Bühne; auch manche andere Gestalten sind stark und gut gesehen und gezeichnet. Aber — und hier setzt mein Bedenken ein: das Ganze ist weder in der Form noch in der Linienführung so einheitlich, dass es künstlerischem Masstab standhalten könnte, und da die Aufführung durch Laienspieler notwendig gerade die Schwächen des Stückes sichtbar werden liess, erhebt sich die Frage, ob diese Uraufführung dem Dichter zu Dank geschehen ist, ob nicht ein Reifen in der Stille ihm und — uns zuträglicher gewesen wäre.

Kröger nennt sein Stück ein »Schauspiel in 7 Bildern«; er löst das Geschehen also in eine Bilderfolge auf, in ein »Spiel zum Schauen«. Das ist an sich kein Fehler, wenngleich der Gefahr, eine seelische Entwicklung durch eine Folge von äusseren Geschehnissen zu überdecken, nicht immer so energisch gesteuert wurde, wie es wünschenswert gewesen wäre. Schwerer wiegt der Vorwurf, dass dem Dichter der historische Stoff augenscheinlich nur als Sinnbild für einen allgemeinen Vorgang, den geistigen Umbruch eines Volkes nämlich, gedient hat — wodurch natürlich der dargestellten Zeit und ihren Personen nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren kann. Dabei leiten Kröger zwei Grundgedanken, wenn ich ihn recht verstanden habe: einmal der Gedanke des »Ausharrens als Summe aller baltischen Politik«, besonders eindrucksvoll in der wuchtigen Figur des Titelhelden verkörpert (sie erfuhr, durch Walter Moeller, als leider einzige Figur des Stückes eine auch schauspielerisch eindrucksvolle Wiedergabe), und weiterhin die Forderung der geistigen Eigenständigkeit der Kolonie gegenüber dem Mutterlande (besonders im 5. Bild herausgearbeitet). An der Stellungnahme zu dieser zweiten Kernidee des Schauspiels werden sich die Geister scheiden; dass sie in der dargestellten Zeit einen ärgerlichen Anachronismus darstellt, dürfte wohl jedem Geschichtskundigen zweifellos sein. Übrigens fehlt es auch sonst nicht an Anachronismen; die Behandlung des Konfessionsstreites z. B. ist nicht aus den Tiefen des religiösen Erlebens im 16. Jahrhundert geschöpft. In der Verkörperung des Burkard Waldis hat die dichterische Freiheit m. E. denn doch zu sehr gewuchert; mit dem zinngiessenden Dichter des »Verlorenen Sohnes« hat Krögers Figur kaum mehr als den Namen gemein.

Die Jambensprache der Dichtung zeigt noch alle Mängel des Anfängers; das klopfende Zählen des Versmasses erstickt oft den Wohllaut der Zeilen, und der Gefahr, redselig zu werden (eine Gefahr, die die bequemen Jamben immer nahelegen), ist nicht tatkräftig genug begegnet worden. Überhaupt neigt Kröger einstweilen noch zu sehr zum Überfliessen, im Sprachlichen wie auch im Gefühls- und Stimmungsmässigen (Schluss des 1. Bildes!). Hier tut Zusammenraffung, tut Selbstzucht not.

Es ist hier nicht der Ort, das Schauspiel genauer zu analysieren. Die wenigen Andeutungen sollten nur zeigen, dass gute Anlagen einstweilen noch nicht zur künstlerischen Rundung gediehen sind. Mit gutem Grunde hat die Leitung unseres »Schauspiels«, die gerade in diesem Winter ihren so ernsten Willen, bodenständige Kunst zu pflegen, unter Beweis gestellt hat, die Einstudierung des »Plettenberg« nicht übernommen. Der junge Dichter war nicht gut beraten, dass er eine Aufführung (und noch dazu eine so dilettantische!) trotzdem erzwungen hat. *L. Mackensen*

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Mathilde von Metzradt: Gismondo Malatesta. Der Unheilige Gottes. Ein Renaissance-Roman. (F. Bruckmann, München. 1936. 357 S. Preis geb. RM 6.50).

Den »Unheiligen Gottes« nennt die Verfasserin den berühmten Kondottiere, welcher dem Tyrannengeschlecht der Malatesta von Rimini entsprossen, seiner Familie unerhörten Glanz verlieh, der auf Missetat, Furcht und Schrecken beruhte. Meisterhaft ist dieses Buch geschrieben, und zwar von einer Frau, was überrascht. Erstaunlich, wie eben diese Frau den überaus schwierigen, historisch wirren und psychologisch rätselhaften Hintergrund beherrscht. Mit grosser Kunst hat sie es verstanden, Roman und geschichtliches Geschehen zu verschmelzen; unter ihrer Feder ersteht dieser Dämon in Menschengestalt in wunderbarer Plastik. Ein Blick auf den Kopf des Malatesta bestätigt das — alles in diesem Antlitz atmet Kraft und Dämonie: die mächtige, nach unten gebogene Nase mit den tief einschneidenden Linien zum Munde, der »niemals zu lachen verstand«; das trotzig gemeisselte Kinn und die Augen, die halbgeschlossen unter schweren Lidern den Ausdruck beobachtenden Hochmuts zeigen. Alles gebändigte Leidenschaft, Kälte und trotzdem höchste Vornehmheit.

Der Roman schildert glaubhaft, weil historisch begründet, den eigentümlichen Widerspruch im Charakter des Malateste. Tapfer über alle Massen, wortbrüchig, niederträchtig und doch auf seine Umwelt einen dämonischen Einfluss ausübend, dem letzten Endes niemand, selbst der Papst nicht, widerstand. Der Roman liest sich mit immer wachsender Spannung — aber ist es denn ein Roman? Ist das nicht die Geschichte des damaligen zerrissenen, zerfleischten, von Tyrannen unterdrückten und von eben diesen Tyrannen zur höchsten Blüte emporgeführten Italien? Die Sprache ist von wunderbarer Schönheit und Kraft, das zeigt sich besonders auch in der Schilderung der Natur und des Unheimlichen, das um die alten feuchten und düsteren Kastelle geistert. Versöhnend aber und mit einem reinen Glanz

umgeben ist die Liebe der Isotta zu diesem Bösen, in dem »Kräfte wirkten ohne Gemeinschaft mit dem Wesen der Liebe, aber in einer mystischen Empfängniskraft vor ihrer Allmacht.«

Dr. H. Bosse sen.

Dr. H. v. Ramm-Helmsing, David Hilchen 1561—1610, Syndikus der Stadt Riga (Sonderabdruck aus Heft 31 der Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen, hrsg. von A. Lattermann, Posen 1936).

Über David Hilchen schreiben heisst ein kulturhistorisches Blickfeld von nicht geringem Belange auftun. David Hilchen, der Humanist, Rethor, Diplomat, Politiker, Reformer, der einflussreiche wissenschaftliche Berater, der völkische Vorkämpfer, steht mitten im Strom seiner Zeit und im Kampf seiner Zeit.

Mit der vorliegenden Arbeit wird ein reiches Forschungsgebiet der osteuropäischen politischen Geschichte und des deutschen Humanismus erschlossen. Die Lebensgeschichte Hilchens stellt einen bedeutsamen Ausschnitt aus dem politischen und geistigen Gesamtgeschehen jener Zeit dar, deren Erforschung die Verfasserin sich zur Aufgabe gestellt hat. Es ist ihr Verdienst, hier in mehr als einer Beziehung bahnweisend gewirkt zu haben. Die Aufhellung dieses bisher nur wenig durchforschten Gebietes war nicht denkbar ohne genaue Kenntnis der einschlägigen, insbesondere der polnischen Archive. Hierin liegt die besondre Stärke der Verfasserin.

Beherrschung des archivalischen Materials bekundete Dr. H. v. Ramm-Helmsing u. a. bereits in ihrem im Januar 1934 vor der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga gehaltenen Vortrag »Livonica in polnischen Archiven« und in dem Vortrag zur Jahrhundertfeier der Gesellschaft »Das Livlandproblem in der polnischen politischen Korrespondenz des 16. und 17. Jahrhunderts« (gedruckt in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga 1936), der einen programmatischen Aufriss des gesamten Arbeitsgebietes darstellte.

Mit kritischem Unterscheidungsvermögen sondert in der vorliegenden Arbeit die Verfasserin aus den Daten über die Kindheit und Schulzeit David Hilchens die wenig stichhaltigen aus und gelangt so zu gesicherten Resultaten. Sein Bildungsweg wird deutlich. Früh wirkt auf ihn Johannes Caselius, der Melanchthon-Schüler und Professor der Beredsamkeit an der Universität Rostock, wie Hilchen auch weiterhin mehr und mehr freundschaftliche Beziehungen zu bedeutenden Vertretern des deutschen Humanismus anknüpft. Seine Studienjahre in Ingolstadt, Tübingen, Heidelberg setzen ihn in unmittelbaren Kontakt mit den geistigen Strömungen der deutschen Reichsländer. Die Arbeit des Mannes erstreckt sich von der Regierungszeit Stephan Bathorys über das Interregnum zu der Herrschaft Sigismund III. Wasa. Seine Gesandtschaftstätigkeit führte ihn auf den polnischen Reichstag. Hier hält er furchtlose orationes zur Verteidigung der angestammten deutschen Rechte und kulturellen Besitztümer. Seine Rede »Livoniae supplicantis Oratio« vom Jahre 1597, in der Hilchen dem König von Polen den Bruch des Grund-Privilegs vorwirft und die Forderung gleicher Rechte bei gleichen Pflichten aufstellt, setzt die Verfasserin in eine erhellende Parallele zu Schirrens »Livländischer Antwort«. Sie weist entgegen der bisherigen Auffassung nach, dass Hilchen diese Linie bis an sein Lebensende einhält. Als Beweis bringt die Verfasserin eine bisher unbe-

achtet gebliebene Handschrift (Reichstagsrede vom Jahre 1606 »Suspiria Livoniae«).

Seine verfassungspolitische Tätigkeit vollzieht sich im Kampf mit dem polnischen Staat um die Verfassung der deutschen Stadt Riga und deren Stellung in der polnischen Republik. Die Reformen Hilchens (Gründung einer Druckerei, eines Buchladens, einer Bibliothek, Waisengerichtsordnung, Konsistorialordnung, Schulreform, Kanzleiordnung) zeigen seinen europäisch geschulten Blick. Sie zielen dahin, die geistigen Waffen zu der rechtlichen und kulturellen Auseinandersetzung mit Polen schmieden zu helfen. Sein Einfluss in Polen ist stark, sowohl in politischer als auch in kultureller Hinsicht. Er verfasst das Programm der bekannten Akademie in Zamošč. Er berät die Söhne einflussreicher polnischer Häuser in ihren Studien. Eine Fundgrube aufschlussreicher Hinweise sind hier Hilchens Briefe, die die Verfasserin erstmalig in vollem Umfang auswertet, deren Charakter und literarischen Stil sie zu umreissen sucht, deren literarischen Vorbildern sie nachgeht. Im Frühjahr 1926 gelang es der Verfasserin, die Sammlung der Briefe, die als verloren galt, aufs neue zu entdecken. Sie hat damit der Forschung einen wertvollen Bestand gerettet.

Herta v. Ramm-Helmsing kündigt am Schluss ihrer Arbeit einen zweiten Teil an, in dem Hilchens Stellungnahme zu den politischen, geistigen und religiösen Strömungen der Zeit behandelt werden wird. Von der Fortsetzung dieser Forschungsarbeit, die, wie wir aus den angeführten Vorträgen wissen, den ganzen Zeitraum der polnischen Herrschaft in unserer Heimat umfasst, ist ein reicher Ertrag weiterer Aufhellung eines noch wenig bearbeiteten Gebietes zu erhoffen.

O. von Petersen

Dr. Alfred Lattermann, Einführung in die deutsche Sippenforschung in Polen, Heft I der N. Folge der Schriftenreihe: Deutsche Sippenforschung in Polen hrgg. von A. Lattermann im Verl. der Histor. Gesellsch. für Posen, 1937. Umfg. 66 Seiten, Poznan, Aleja Marsz. Pilsudskiego 16.

Mit der 3. um das Vierfache vermehrten Auflage dieses Handbüchleins eröffnet der Geschäftsführer und Schriftleiter der Hist. Gesellschaft für Posen (begründet 1885) eine neue Schriftenreihe zur Sippengeschichte. Diese aus dem praktischen Bedürfnis erwachsene Arbeit dürfte zum unentbehrlichen Ratgeber auch des deutsch-baltischen Sippenforschers werden. Allein ein Blick auf das Personennamenverzeichnis lehrt durch die stattliche Reihe von baltischen bürgerlichen und adligen Geschlechternamen auf polnischem Gebiete, dass die Sippenforschung des baltischen und des polnischen Deutschtums infolge von Zweigwanderungen vielfach gleiche Wege zu gehen hat.

Diese gegenseitigen Wege sind durch die Sprachschwierigkeiten bei behördlichen Erkundungen oft schwer zu ermitteln. Ein Beweis für das Bedürfnis nach Quellennachweisen sind die zahlreichen familiengeschichtlichen Anfragen aus den baltischen Ländern, von denen die Referentin selbst zu berichten weiss.

Der praktische Wert der vorliegenden Anleitung liegt in der umsichtigen und vielseitigen namentlichen Angabe der Quellen, ihrer Standorte in Polen und ihrer jeweiligen Benutzungsbestimmungen: in übersichtlicher Gliederung werden die Hilfsmittel und Einführungswerke aufgezählt, sowie auf die für ein Billiges erhältlichen Vordrucke des Verlages verwiesen, durch die der Laie zur Beobachtung aller erforderlichen Nachweise angehalten wird. Kapitel II u. III behandeln die Zuständigkeit der unge-

druckten und der gedruckten Quellen. Dieser Teil ist von besonderem Werte durch die Angabe der polnischen Archive, ihrer Anschriften und Tarife. Besonderes Interesse dürfte die Aufzählung der katholischen und der evangelischen Pfarrarchive finden.

Die Kap. IV—VII geben die Nachschlagewerke, Bearbeitungen und Vereine für Sippenkunde an. Die enge Verbindung zwischen Sippen- und Sprachforschung, welcher für die einwandfreie Ermittelung der Abstammung in völkischen Mischgebieten eine sachlich ausschlaggebende Rolle zukommt, wird mit Nachdruck betont (Kap. IV), wobei das Problem der Namensänderung durch die früher wie jetzt geübte Umschreibung — hier ins Slavische — und die daraus folgernde Verschleierung der eigentlichen Abstammung genügend gewürdigt wird. — Die praktische Seite behandelt Kap. VIII mit seinen überaus wertvollen Angaben der Tarife, der polnischen Devisenbestimmungen und polnisch-sprachlicher Formulare für ortsbehördliche Anfragen.

In 4 Anlagen werden Übersichtstabellen über die deutschen Pfarrarchive für die einzelnen deutschen Siedlungsgruppen innerhalb Polens gebracht. Je ein Ortsnamen- und ein Personennamen-Verzeichnis vervollständigen die Übersichtlichkeit des Buches.

Die Veröffentlichung ist in ihrer Art kennzeichnend für die Arbeiten der Deutschen in Polen. Anlage und Sprache ermöglichen einerseits dem schlichtesten Volksgenossen, an der Arbeit und den Ergebnissen der Wissenschaft, die seine eigene Geschichte behandelt, teilzuhaben. (Einige allzu volkstümliche Bezeichnungen, wie »Zunftdinge« für »Zunft d e n k m ä l e r« würden wir trotzdem gerne in der bald zu erwartenden 4. Aufl. abgeändert sehen). Zugleich ist das Buch für den zünftigen Sippenforscher von grösstem praktischen Wert und strebt daneben eine Entlastung der sippenkundlichen Vereine von den ständig sich wiederholenden Anfragen an, — während es dem Laien den Weg ebnen und ihn anregen will, die Geschichte des eigenen Geschlechtes aufzudecken und hierdurch die Zusammengehörigkeit des ganzen Deutschtums auf der Erde an sich und an seinem Blute zu erleben.

Wie lebendig die durch die Geschichte des Raumes vollauf erklärte blutsmässige Verbindung unserer baltischen Volksgruppe mit der deutschen Einwanderung in Polen ist, dies vermag das knappe und sehr begrüssenswerte Handbuch erneut zu beweisen.

Herta von Ramm-Helmsing

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Cand. theol. *Roland Gross*, Vinterfelde / Dr. *Jürgen von Hehn*, Riga / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / *Wolfgang Richter*, Prag / Dr. *Leo von Middendorff*, Dorpat / Prof. Dr. *Lutz Mackensen*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Heinrich Bosse* d. Ältere, Riga / Professor Dr. *Otto von Petersen*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Herta von Ramm-Helmsing*, Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: Nikolai Klot, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18



Bürgerhaus Pernau

Estländische Städtebilder

Pernau

Von Liesbeth von Hueck

Manche alte Stadt sollte man im Sommer sehen, wenn der Abendwind durch die sonnenwarmen Gassen zieht, Pernau aber müsste man kennen lernen, wenn im März die erste Frühlingsahnung in der Luft liegt, jener kalte, junge, unfertige Frühlingsanfang, den wohl nur der Norden kennt. Wenn man kaum etwas davon merkt, dass Pernau ein Seebad mit sommerfröhlichem Strandleben ist, dann sind die Wesenszüge der alten Stadt noch lebendige Wirklichkeit.

Pernau, in der Mitte des 13. Jahrhunderts »to der Pernowe« vom Deutschen Orden erbaut, gehört zu den ältesten Städten Estlands.

Die Stadt liegt auf einer Landzunge, die im Norden und Osten der Pernaufluss, im Süden das Meer begrenzt. Aber diese Begrenzung ist nicht endgültig, nicht ruhevoll, sondern trägt eine seltsame Unruhe in sich.

Die langgezogenen, sanftblauen horizontalen Küstenlinien verlieren sich ins Endlose auf der schneeschimmernden Eisdecke der Bucht. Der flache, sandige Ufersaum ist schon schneefrei und scheint in der Mittagssonne an Breite zu gewinnen, und die beiden niedrigen, langgestreckten Steindämme an der Mündung des Flusses greifen mit verhaltener Ungeduld in die Weite.

Im freien Raum auf der Mole muss man stehen, um das Gesicht der Stadt kennen zu lernen. Dann tritt alles Einzelne, Unwesentliche zurück, und aus der Niederung über Dächern und Schiffsmasten erhebt sich klar und bestimmt der Turm der Nikolaikirche in den durchsichtigen Himmel.

Wo gibt es noch solche Türme, die über dem stämmigen Unterbau einen mächtigen metallenen Spitzhelm steil aufzücken? Dort, wo an den Küsten die Stürme hart vom Meer über die Ebene hinschlagen, wo der feuchten Seeluft auf die Dauer nur das Geschlossene widersteht, da ragen wie kriegerische Lanzen solche Kirchtürme himmelan.

Eine alte Hansastadt blickt uns entgegen, wenn wir uns dem Hafen nähern; von den ruhenden Schiffen starren Masten auf, Speicher und Lagerplätze deuten an, dass das Leben der Stadt weit über den Gesichtskreis hinaus mit fernen Hafenplätzen in Verbindung steht. Geruch von Holz, Flachs und Fischen liegt in der Luft. Hatte jener nachdenkliche kleine Junge vielleicht recht mit seiner Erklärung, dass die alten Hansastädte einst auf geheimnisvolle Weise durch geteerte Stricke miteinander verbunden waren?

Die Städtegründungen des Deutschen Ordens, dessen faustst arke Mission Ausdruck urwüchsiger Kraft im Dienste christlichen Glaubens war, gehörten fast alle zu jener norddeutschen Städtegemeinschaft, die über die See hin in fremde Lande Geschäftsbeziehungen, Macht und Kultur verbreitete.

Von der Komturei, der Burg des Deutschen Ordens, in der während des Nordischen Krieges die Landesuniversität eine Zuflucht fand, von der Stadtmauer und den Türmen sind nur im Verborgenen noch Reste vorhanden. Von den zahlreichen mittelalterlichen Kirchen und Kapellen hat nur die Nikolaikirche alle Kriegszeiten und Feuersbrünste überstanden. Aber der Grundriss der Altstadt trägt noch heute das charakteristische Gepräge einer ostdeutschen Kolonialstadt.

An den geraden, rechtwinklig sich kreuzenden Strassen stehen fast nur ein- oder zweistöckige Häuser aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Ruhige Klarheit, folgerichtige Ordnung, die etwas nüchtern wirkt — das ist der erste Eindruck, den man gewinnt, wenn man durch die Strassen der Innenstadt geht.

Sind wir aber in das Stadtarchiv gelangt, das in einem ehemaligen Pulverkeller untergebracht ist, und haben wir dort in den alten Folianten und Urkunden gelesen, dann wird uns das Raumbild der Stadt weit mehr sagen [1]).

Die ältesten Dokumente stammen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Es sind das »Erbebuch« und das »Denkelbuch« des Rates, beide gleicher Grösse, beide in gleichem Einband. Holzdeckel, von innen mit weissem Papier, aussen mit himbeerfarbenem, bedrucktem Leder beklebt.

Im »Denkelbuch« steht auf der Innenseite des Deckels geschrie-

[1]) Pernau hatte im 16. und 17. Jahrhundert Belagerungen durch die Polen, Schweden und Russen zu überstehen und war durch Feuersbrünste mehrmals eingeäschert worden. Das ist der Grund, warum es seine mittelalterliche Physiognomie fast ganz verloren hat.

ben: »Dieses alte Denckelbuch ist New Eingebunden anno 1674 den 25. Aug. in Pernau«.

Den Inhalt bilden Eintragungen mannigfacher Art, ohne Einhaltung einer chronologischen Ordnung: Abschriften wichtiger städtischer Urkunden, Testamente, Kontrakte, Ratsprotokolle. Die Aufzeichnungen beginnen mit dem Jahre 1507 und enden 1588.

Die Berichte über Feuersbrünste, die im »Erbebuch« aufgezeichnet sind, muss man in ihrer alten, niederdeutschen Fassung lesen, dann spürt man etwas von dem Erleben jener Zeiten, da Feuer, Angst und Not die Stadt heimsuchten.

»Hir her syn geschreuen de schrecklicke vnnd erbarmelige Jamer, so vnser Stadt v o r vnnd n a fures haluen leider, Godt erbarmes, is thogefallen. Godt Almechtich mote Jo hinfurder sodans gnedichlick affwenden, vns vnd vnse nakamelinge hirvor bohoden; dat vorlene vns de Almechtige Vader In ewicheit. Amen.

Anno 1488 ahm Sanct Gertruden dage (17. 3.) was vnnser Stadt ein grusam fuer thogefallen, also dat dat meiste deel der Stadt vthgebranth, vnnd de burgere nhemen groten schaden . . .«

In den von der Obrigkeit festgesetzten und verkündigten Anordnungen und Bestimmungen, der »Bursprake«, d. h. Bürgersprache, einer alten Handschrift, die der Historiker Carl Russwurm 1880 entziffert und wortgetreu veröffentlicht hat, lesen wir folgende Vorschriften:

:»noch ghebede wy, dath en yder vp syn fur vnde vp syn hus vp syn herth se, so datth nemens nenen schaden erlangte van synen naberen.« [2]).

:»noch ghebede wy, dath syck nemens vordrysthe, datth he synen badden vorghune vnde forloue, datth so myth für affer de stratten loppen.« [3]).

Feuersbrünste hatten in der Zeit von 1488—1533 die Stadt zu vier Malen fast gänzlich zerstört.

Die Nikolaikirche war 1513 am Sonntag vor Pfingsten nachts niedergebrannt.

Diese Berichte aus Pernaus Vergangenheit wirken so stark, dass man Zeit und Stunde vergisst und auf dem Wege durch die Altstadt

---

[2]) Jeder sei vorsichtig mit dem Feuer in seinem Hause oder auf seinem Herde.

[3]) Niemand darf seinen Dienstboten erlauben, mit Feuer über die Strasse zu laufen.

sich fragt, was denn noch Wirklichkeit ist? Wir nähern uns der Nikolaikirche in der Mitte der Stadt, vom Markt in wenigen Schritten zu erreichen, aber doch der unmittelbaren Nähe des Marktgetriebes entrückt. Wir wollen den Turm besteigen.

Aus den geöffneten Luken blicken wir über braunrote Ziegeldächer in das Astwerk stiller Gärten, in die geraden Strassen, die zum Stadtwall oder in die Alleen des Strandparks führen. Über den eisgefesselten Pernaufluss aber blicken wir hinüber zu jenem Stadtteil, der einst eine Stadt für sich war. Antique Perona, Alt-Pernau war die Residenz des Bischofs von Ösel-Wiek.

Infolge endloser Zwistigkeiten der Bischöfe mit dem Orden lagen auch die beiden Nachbarstädte in ständiger Fehde miteinander, bis schliesslich Alt-Pernau vernichtet wurde. König Sigismund von Polen verhinderte im 16. Jahrhundert den Wiederaufbau. Das mittelalterlich-bischöfliche Alt-Pernau ist spurlos verschwunden, nur Chroniken und Urkunden erzählen von dem Schicksal der Stadt.

In der Dämmerung des Märzabends gehen wir noch einmal durch eine der Altstadtstrassen. Sie führt zum Revaler Tor, das einsam und etwas hilflos dasteht. Es stammt aus der schwedischen Zeit, in der die Stadtmauern neuen Befestigungsanlagen gewichen waren. Der baumbestandene, in Anlagen verwandelte Wall, hinter dem noch ein Teil des Wallgrabens als Winterhafen dient, scheint mit sinnvoller Bewegung die alte Stadt zu umschliessen, das Revaler Tor aber ist sich über seine Bestimmung nicht mehr im klaren. Der Verteidigung dient es nicht, dem Verkehr eigentlich auch nicht, vielleicht bildet es den Abschluss der Strasse?

Wenn wir hindurch schreiten, sehen wir in den seltsam hellen Frühlingshimmel hinein, an dem funkelnd und strahlend der Abendstern steht.

Handwerksbrauch im alten Pernau

Von M. Aschkewitz

1.

Mit den deutschen Handwerkern, die seit dem 13. Jahrhundert in unsere Heimat kamen, hat auch das Zunftwesen hier Eingang gefunden. Jahrhundertelang hat es sich — von einigen kleinen Veränderungen abgesehen — gehalten und ist erst durch die Auflösung stän-

discher Bindungen und durch das Eindringen liberaler Gedankengänge von wirtschaftlicher Ungebundenheit und freiem Wettbewerb im 19. Jahrh. erschüttert worden. 1866 wurde der Zunftzwang aufgehoben: für den Handwerker war es nicht mehr erforderlich, einer Zunft anzugehören, wenn er sein Gewerbe betreiben wollte; er musste nur die vorgesehenen Abgaben leisten und die entsprechenden Gewerbescheine lösen. Die Zünfte selbst bestanden weiter. Sie waren aber jetzt nur noch gewerbliche Vereine, denen sich die Handwerker freiwillig anschliessen konnten, und die keinerlei rechtliche Vorzüge mehr aufzuweisen hatten.

Als solche gewerbliche Vereine bewahrten die Zünfte ihren deutschen Charakter bis zuletzt. Wenn auch seit der Jahrhundertmitte in zunehmendem Masse Lehrlinge, Gesellen und Meister estnischer und lettischer Volkszugehörigkeit in die Zünfte kamen, so betrachteten diese sich doch als Glieder einer d e u t s c h e n Zunft, und die Meister bezeichneten sich — auch wenn sie von Geburt Letten oder Esten waren — als »d e u t s c h e Meister«. Und wenn diese Meister häufig auch nur mangelhaftes Deutsch sprachen, die Verkehrs- und Geschäftssprache war doch Deutsch, und sämtliche Amtsbücher wurden bis in den Weltkrieg hinein in deutscher Sprache geführt.

In diesen Zünften fand — auch zu einer Zeit, wo sie nur noch gewerbliche Vereine waren — die handwerkliche Ausbildung vom Lehrling bis zum Meister in althergebrachten Formen statt, an denen bis zuletzt nicht gerüttelt werden durfte [1]).

Wenn ein Junge in Pernau das Handwerk erlernen wollte, wurde er zunächst zur Probe in die Lehre genommen. Er musste Handlangerdienste tun oder sonstige vom Meister zugewiesene Arbeiten verrichten. Erst nach Verlauf eines Vierteljahres — später bisweilen erst nach Ablauf von 1—2 Jahren — wurde der Junge als Lehrbursche auf 3—5 Jahre in die Amtsbücher eingetragen. Der Junge musste dabei seinen Geburts- oder Taufschein vorlegen und ein »Einschreibegeld« im Betrage von 1—2 Rbl. zahlen. In einigen Ämtern war es üblich, dass der Lehrjunge beim Einschreiben zugegen war [2]). Er wurde dann vom Ältermann des Amtes befragt, ob er auch Lust habe, das Handwerk zu erlernen, ob er bereit sei, seine Lehrjahre treu und redlich zu verbringen, und musste alle diese Fragen mit »ja« beant-

[1]) Als Quellen dienten die Amtsbücher verschiedener Zünfte und Berichte alter zünftiger Meister Pernaus.

[2]) Z. B. im Pernauer Bäckeramt

worten. In späterer Zeit wurde bisweilen ein regelrechter Kontrakt zwischen dem Meister und dem Vater des Lehrjungen oder dessen Stellvertreter abgeschlossen. In diesem Kontrakt wurden die Lehrzeit, die vom Lehrmeister zu leistenden Zahlungen und die Verpflichtungen, die der Lehrbursche übernahm, genau festgesetzt. Der Kontrakt wurde vom Lehrmeister vor dem versammelten Amte verlesen und, nachdem sich beide Teile einverstanden erklärt hatten, vom Lehrling, dessen Vater und vom Lehrmeister, meist auch noch von einigen Zeugen unterschrieben.

Der Lehrjunge trat bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gewöhnlich ganz in die Hausgemeinschaft des Lehrmeisters ein. Das war ein für die Entwicklung des Handwerkers entscheidender Lebensabschnitt. Der Lehrling stand nicht bloss in einem Dienstverhältnis zu einem Arbeitgeber, sondern lebte in engster Gemeinschaft mit seinem Lehrmeister, lernte nicht nur das Handwerk, sondern auch den Handwerksbrauch und nahm so die Traditionen der Zunft in sich auf [3]).

Die Zucht war väterlich, aber streng. Körperliche Strafen waren zulässig, und oft genug ist der Riemen in Tätigkeit getreten. Auch die Gesellen sprangen mit dem Lehrling nicht immer sehr feinfühlend um. Der Lehrling musste Meister und Gesellen mit »Sie« anreden und wurde von ihnen geduzt. Er durfte nicht rauchen, durfte weder Hut noch Stock tragen, weder Schenken besuchen noch Billard spielen.

Wenn der Lehrling sich den Vorschriften nicht fügen wollte oder sonst gegen die gute Sitte verstiess, — etwa abends zur festgesetzten Zeit nicht zu Hause war oder die Arbeit versäumte — und wenn die Zurechtweisungen des Meisters nicht fruchteten, führte der Lehrmeister vor dem Amt Klage gegen den Lehrjungen. Das Amt zitierte in solchen Fällen den Lehrling vor die »offene Lade«, d. h. vor die bei geöffneter Amtslade versammelten Meister, und vermahnte ihn oder bestrafte ihn mit einer Verlängerung der Lehrzeit.

Aus der Lehre durfte der Junge nicht entlaufen. Wenn es doch geschah, so konnte das Amt — wenn es auf den »Taugenichts« nicht verzichten wollte — den Jungen durch die Polizei aufsuchen und zurückbringen lassen. So liess z. B. das Pernauer Schneideramt 1843 einen entlaufenen Lehrjungen durch die Polizei zurückbringen. Das

[3]) E. E. Aidnik, Zur nationalen und sozialen Lage des deutsch-baltischen Handwerkerstandes, Balt. Monatshefte 1934, S. 255. — Vgl. auch Redlich, Sitte und Brauch des livländischen Kaufmannes, S. 21.

Amt stellte darauf ein richtiges Zeugenverhör an, um festzustellen, warum der Junge entlaufen sei. Es stellte sich heraus, dass der Meister den Jungen misshandelt hatte. Der Meister wurde zu 1 Rubel Strafe verurteilt, dem Jungen aber bedeutet, dass er nicht fortlaufen, sondern fleissig und gehorsam sein und seinen Lehrmeister nicht zum Zorn reizen dürfe [4]).

2.

War die Lehrzeit um oder — was auch vorkam — schenkte der Meister dem sich als brauchbar und anstellig erweisenden Lehrjungen einen Teil seiner Lehrzeit, so konnte dieser Geselle werden.

In einer der viermal jährlich stattfindenden Amtsversammlungen — dem Neujahrs-, Oster-, Johannis- oder Michaelisquartal — trat der Lehrjunge vor die offene Lade. Der Amtsältermann fragte ihn: »Was ist Dein Begehren?« Darauf antwortete der Lehrbursche: »Meine Lehrzeit ist um, ich bitte mich als Geselle aufzunehmen«. Der Junge musste nun die Versammlung verlassen, und der Ältermann fragte den Lehrmeister, wie der Junge sich bewährt habe. War die vom Lehrmeister erteilte Antwort zufriedenstellend und hatte sonst kein Meister etwas einzuwenden, so wurde der Junge wieder vorgerufen, und der Ältermann gab ihm den Auftrag, das Gesellenstück zu machen. In einigen Gewerben, z. B. bei den Töpfern, war es üblich, dass der Lehrling gleich unter der Aufsicht einiger Meister in der Werkstatt des Ältermannes — in dessen Wohnung die Amtsversammlungen gewöhnlich stattfanden — sein Gesellenstück anfertigte. War es nicht möglich, das Gesellenstück so schnell herzustellen, wie z. B. bei den Schuhmachern, wo ein bereits zugeschnittenes Paar Stulpenstiefel fertiggestellt werden musste — so fertigte der Lehrjunge sein Gesellenstück schon vorher in der Werkstatt seines Lehrmeisters an und brachte es zur Quartalversammlung in das Amt mit.

Fiel das Gesellenstück zur Zufriedenheit des Amtes aus, so wurde in einigen Ämtern, z. B. im vereinigten Töpfer- und Schornsteinfegeramt, ein Pokal mit Wein gefüllt und dem eintretenden Lehrling mit den Worten gereicht: »Drei Ehrentrünke sind dir erlaubt«. Der Lehrjunge brachte darauf den Becher gewöhnlich dem Ältermann, seinem Lehrmeister und einem dritten Meister dar, worauf der Pokal die Runde unter allen Anwesenden machte. Dann gratulierten Ältermann und alle Meister dem Jung-Gesellen, und die Herbergsschwester —

---

[4]) Tage-Buch des Schneideramtes. Eintragung vom 2. Sept. 1843.

die Tochter des Herbergsvaters der Gesellenherberge — trat mit Zigarren herein. Sie überreichte dem freigesprochenen Lehrling eine Zigarre mit einer roten Schleife und nahm von ihm einen Rubel in Empfang.

In anderen Ämtern — so z. B. im Pernauer Schuhmacheramt — war das Zeremoniell kürzer. Hier erfolgte nur eine Beglückwünschung des Freigesprochenen, indem der Ältermann dem wieder vor die Lade tretenden Lehrling die Hand mit den Worten reichte: »Ich gratuliere Dich« [5]) und die anderen Meister seinem Beispiel folgten. Der Lehrbursche wurde nun aus den Amtsbüchern ausgeschrieben und zahlte dafür ein »Ausschreibegeld« im Betrage von etwa 1—2 Rbl. Auf seinen Wunsch wurde ihm auch gegen Zahlung von etwa 2 Rbl. ein Lehr- oder Gesellenbrief vom Amt ausgereicht. Damit war der Lehrjunge von den Meistern in die Zahl der Gesellen aufgenommen worden.

Nun musste er noch von den Gesellen in ihre Gemeinschaft — in die »Gesellenbrüderschaft« — aufgenommen werden.

In einigen Pernauer Ämtern [6]) ging das in der Weise vor sich, dass die in Arbeit stehenden Gesellen nach der vor geöffneter Meisterlade erfolgten Freisprache vorgerufen und gefragt wurden, ob sie etwas gegen den neuen Gesellen einzuwenden hätten. War das nicht der Fall, so wurde dieser »von den Gesellen in ihrer Mitte aufgenommen«. In anderen Ämtern, wo es nicht üblich war, dass die Gesellen den freigesprochenen Lehrling vor der Versammlung der Meister in Empfang nahmen, begab sich der Lehrling in die Gesellenherberge, wo die Gesellen gleichzeitig mit den Meistern ihre Quartalsversammlung abhielten. Hier wurde er vom Altgesellen — dem Führer der Gesellenschaft — vor die geöffnete Gesellenlade geführt und gefragt, was er wünsche. »Von ehrlichen Gesellen zum ehrlichen Gesellen gemacht zu werden,« war die Antwort des Lehrburschen. Er musste nun die Versammlung verlassen; die Gesellen äusserten ihre Meinung über ihn und setzten — wenn der junge Geselle in seiner Lehrzeit sich gut aufgeführt hatte — eine Aufnahmegebühr von 1 Rbl. 20 Kop. fest. Diese Gebühr konnte, wenn der Geselle etwas auf dem Kerbholz hatte, bis zu 4 Rbl. 80 Kop. erhöht werden [7]).

---

[5]) So wörtlich in Pernau. Überhaupt begegnet in den Amtsbüchern der späteren Zeit manche seltsame Blüte des gesprochenen Handwerkerdeutsch.

[6]) So z B. im Bäckeramt und im vereinigten Töpfer- und Schornsteinfegeramt.

[7]) Im vereinigten Töpfer- und Schornsteinfegeramt war eine feste Gebühr von 8 Rbl. üblich, die der Freigesprochene der Gesellenschaft entrichten musste.

Nun wurde der Geselle wieder vor die offene Lade gerufen und in die Zahl der Gesellen aufgenommen. Die Aufnahme erfolgte in der Pernauer Schuhmacherzunft in der Weise, dass der Altgeselle den Junggesellen mit den Worten anredete: »Die Meister haben Dich zum Gesellen angenommen, jetzt werden wir Dich in die Brüderschaft aufnehmen.« Aus einem mit Wein gefüllten Pokal, an dem zahlreiche silberne Schildchen mit den Namen der aufgenommenen Gesellen hingen, wurde nun Bruderschaft getrunken. Dabei musste der Junggeselle darauf achten, dass keines dieser Schildchen, die nur lose an kleinen am Pokal befestigten Häkchen hingen, zu Boden fiel. Kam es doch dazu, so musste der Junggeselle eine Strafzahlung entrichten. Nach dem Umtrunk reichte der Altgeselle dem Neuaufgenommenen eine Kalkpfeife mit einer rosa Schleife und sagte: »Jetzt bist Du Bruder, jetzt darfst Du rauchen«, und ermahnte ihn, der Brüderschaft keine Schande zu machen.

Der Aufnahmezeremonie folgte ein Abendessen, das vom Junggesellen ausgerichtet wurde; dieser musste auch für Wein und Zigarren sorgen, eine »Duzbowle« wurde getrunken. Hatte der Junggeselle Geld, liess er auch Musik auf die Herberge kommen.

War das Festessen zu Ende, so sagte im Töpfer- und Schornsteinfegeramte der Altgeselle:

»Die Zeche ist geschlossen,
Das Beste ist genossen,
Wer noch etwas wünscht,
möge seinen Beutel lassen springen.«

Mit diesen Worten konnte sich an den »offiziellen« Teil der Feier noch ein »inoffizieller« Teil anschliessen.

3.

Der junge Geselle hatte nun die Pflicht, sich in seiner Fertigkeit zu vervollkommnen. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war zu diesem Zweck das Wandern allgemein üblich. Der Geselle besuchte dabei gewöhnlich 2—3 Städte; wenn er aus einer kleineren Stadt stammte, in der Regel Riga oder Reval.

Auch auf der Wanderschaft waren gewisse Bräuche zu beachten.

Kam der Geselle in eine fremde Stadt, so ging er zunächst in die Gesellenherberge. Hier durfte er einige Tage bleiben und erhielt für etwa 10 Kopeken täglich Unterkunft und Verpflegung. In der Herberge suchten den Wanderburschen der örtliche Altgeselle oder der

Jungmeister auf, versahen ihn mit etwas Geld und machten ihn auf vorhandene Arbeitsmöglichkeiten aufmerksam; er »schaute« ihn, wie es in der Handwerkssprache hiess. Vor allem aber führten sie ihn zum Ältermann, dem er seine Papiere vorlegen musste. Wenn diese genügten und der Ältermann nicht »an der Reihe war«, d. h. keinen Bedarf an Gesellen hatte, gab er dem Wanderburschen 25—50 Kop. und sagte: »Meine Reihe ist nicht«. Der Bursche begab sich nun von einem Meister zum anderen und bat um Arbeit. Jeder Meister wurde von dem Wanderburschen mit den Worten angeredet: »Zu grüssen von ehrenwerten Meister und Gesellen, wo ich zuletzt gearbeitet habe«, worauf der Geselle seinen Lehrbrief und den Fremdzettel oder die »Kundschaft« zeigte, d. h. das Zeugnis vom letzten Meister, bei dem er gearbeitet hatte. Das war erforderlich, um die Gefahr der Landstreicherei bei den Gesellen zu bannen; der Geselle durfte auf der Wanderschaft nicht länger als 3 Monate ohne Arbeit sein; überschritt er diese Frist, so erhielt er keine Arbeit und damit auch keine »Kundschaft«, ohne die er von keinem Meister aufgenommen wurde. Hatte der Meister keine Arbeit, so gab er dem Wanderburschen etwas Geld, und dieser setzte die »Umfrage« bei den anderen Meistern fort. Wenn sich Arbeit fand, so musste der Geselle sie annehmen und konnte solange bleiben, wie er es mit dem Meister verabredet hatte.

Solange der Zunftzwang bestand — bis 1866 — war der Geselle darauf angewiesen, bis zum Meisterwerden bei einem zünftigen Meister zu arbeiten. Nach der Aufhebung des Zunftzwanges hatte er auch die Möglichkeit, nach Lösung eines Gewerbescheines eine eigene Werkstatt zu eröffnen und selbständig zu arbeiten.

Wenn der Geselle etwa das 30. Lebensjahr erreicht hatte — ein »vernünftiger Mann« geworden war, wie man zu sagen pflegte — und auch etwas Geld erspart hatte, meldete er sich zum Meisterstück.

Im 18. Jahrhundert war es selbstverständlich, dass der sich zum Meisterstück meldende Geselle Deutscher und bürgerlichen Standes war. Es war daher nur üblich, dass der Geselle nach Erlangung des Meisterrechtes das Bürgerrecht erwarb, d. h. dass er den Bürgereid leistete, das »Bürgergeld« zahlte und damit in den Bürgerverband derjenigen Stadt eintrat, in der er sich als Meister niederlassen wollte. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft — als estnische und lettische Elemente in wachsender Zahl in die Zünfte eindrangen — trat eine Änderung ein. Die Esten und Letten gehörten in der Regel ländlichen Gemeinden an. Es wurde daher jetzt von jedem Gesellen, der Meister

werden wollte, der Nachweis verlangt, dass er dem sog. Zunftoklad — einer städtischen Steuerklasse — angehörte oder, wenn er diesen Nachweis nicht erbringen konnte, sich in den Zunftoklad aufnehmen liess.

Eine weitere Voraussetzung für die Erlangung des Meisterrechtes — worauf insbesondere nach der Aufhebung des Zunftzwanges streng gesehen wurde — war, dass der sich zum Meisterwerden meldende Geselle zünftig ausgelernt hatte. Hatte der Geselle bei einem unzünftigen Meister gelernt, so musste er noch 1 Jahr bei einem zünftigen Meister »in Verbund« arbeiten, erst dann erlangte er das Anrecht darauf, sein Meisterstück zu machen.

Solange der Zunftzwang bestand, d. h. solange nur die zünftigen Meister ihr Handwerk mit Lehrlingen und Gesellen treiben durften, waren die Zünfte vielfach geneigt, das Meisterwerden zu erschweren, um die Zahl der Meister nicht allzu gross werden zu lassen und dadurch die Konkurrenz zu vermehren. Nur den Meistersöhnen oder Gesellen, die Meisterwitwen oder Töchter von Meistern heirateten, wurde es leicht gemacht, ins Amt zu gelangen: ihnen wurden die Gebühren ermässigt und sogar Teile des Meisterstückes erlassen. Den Fremden suchte man allerhand Schwierigkeiten in der Weg zu legen. Man beanstandete die Richtigkeit und Gültigkeit der von ihnen vorgelegten Dokumente — der Lehr- und Geburtsbriefe, mit denen sie sich über eheliche Geburt und Erlernung des Handwerks ausweisen mussten — oder man suchte nach andere Ausflüchten, um ihnen das Meisterwerden zu erschweren. Oft genug haben die Gesellen, denen die Ämter Schwierigkeiten in den Weg legten, sich an das Gericht gewandt. Es ist zu kostspieligen Prozessen gekommen, die oft mit einer Niederlage der Ämter endeten. Es konnte vorkommen, dass das Amt nach einem Prozess, der 200—500 Rubel gekostet hatte, doch den Gesellen zum Meisterstück zulassen musste.

Nach der Aufhebung des Zunftzwanges fielen bei den Ämtern solche Erwägungen fort. Dem sich zum Meisterstück meldenden Gesellen wurden jetzt keine Schwierigkeiten mehr gemacht: er musste nur das Handwerk zünftig erlernt haben und in der Lage sein, die vielfach immer noch recht hohen Kosten zu tragen.

4.

Auch die Annahme des Meisterstückes durch das Amt spielte sich in festen, durch die Überlieferung geheiligten Formen ab.

Der Geselle, welcher die Absicht hatte, sein Meisterstück zu ma-

chen, liess das Amt gegen Erlegung einer Gebühr von 1—1.50 Rbl. »verbotten«, d. h. zusammenberufen, oder trat in einer der vier Quartalsversammlungen vor die »offene Lade«. Zu Anfang des Jahrhunderts war in einigen Ämtern noch eine mehrmalige »Eschung«, d. h. Erklärung, dass man Meister werden wolle, auf 2—3 aufeinanderfolgenden Amtsversammlungen erforderlich [8]). Das kam allmählich ausser Übung, und in der Regel genügte eine einmalige Ansage des Gesellen.

Nachdem der Geselle dem versammelten Amte seinen Wunsch und die erforderlichen Dokumente vorgelegt hatte, musste er wieder abtreten. Die Meister berieten sich nun über die vorgetragene Bitte, stellten an Hand der Zeugnisse fest, ob der Geselle dem Zunftoklad angehöre und ob er nicht gerichtlich vorbestraft sei — letzteres geschah an der Hand eines polizeilichen Sitten- oder Führungszeugnisses — und teilte dann dem wieder vorgerufenen Gesellen mit, wie und wann das Meisterstück anzufertigen sei und worin es bestehe.

Die Anfertigung des Meisterstückes erfolgte bei den einzelnen Ämtern — entsprechend dem Gewerbe — in recht verschiedener Weise.

Bei den Schuhmachern musste der Geselle in Gegenwart der Amtsmeister ein Paar »Wichsstiefel« zuschneiden. Machte er dabei Fehler, so musste er eine Geldstrafe erlegen oder eine Bowle und Zigarren ansetzen. Darauf erhielt er etwa eine Woche Zeit zur Vollendung der Stiefel. Das Amt ernannte zwei Schaumeister, die täglich den Fortgang der Arbeit kontrollierten, wobei sie vom Stückmeister — wie der das Meisterstück anfertigende Geselle hiess — bewirtet werden mussten.

Etwas komplizierter war die Anfertigung des Meisterstückes im Tischleramt. Hier musste der Stückmeister erst dem Amt Reissbrett, Reisschiene und zwei Zollstöcke vorlegen, die er selbst angefertigt hatte; dann musste er in einem zur Verfügung gestellten Zimmer den Riss zu seinem Meisterstück anfertigen und erhielt darauf etwa einen Monat Zeit zu dessen Vollendung.

War das Meisterstück fertig, so versammelte sich — diesmal in der Regel auf Veranlassung des Gesellen — das Amt wieder vor »offener Lade«. Wenn das Meisterstück zugegen war — wie etwa bei den Schuhmachern — so wurde es von den Meistern besichtigt. Konnte das nicht geschehen (wie bei den Tischlern), so gaben die

---

[8]) Im Pernauer Bäckeramte noch 1803.

Schaumeister ihr Urteil über das Meisterstück ab, oder die Meister begaben sich alle in die Werkstatt, wo der Stückmeister gearbeitet hatte, um die Besichtigung vorzunehmen. Wenn sich Fehler fanden — und es war nachgerade Brauch geworden, Fehler zu finden — so wurde dem Stückmeister eine Strafzahlung zudiktiert.

Zur Begutachtung des Meisterstückes durch die Zunft wurde in der Regel auch ein Vertreter der städtischen Verwaltung hinzugezogen, war doch die Erteilung des Meisterrechts ein öffentlicher Vorgang, durch den ein neues Element in das städtische Wirtschaftsleben eintrat. In Pernau war es bis zur Aufhebung der Ratsverfassung im J. 1877 der städtische Obervogt, der Vorsitzende des Vogteigerichts. Meist erschien der Obervogt kurz nach Besichtigung des Meisterstückes durch die Meister im Amt, nahm ebenfalls das Meisterstück in Augenschein und erklärte sich mit dem Urteil des Amtes einverstanden [9]).

Nachdem die Ratsverfassung beseitigt war und die Zünfte nur noch den Charakter von Gewerbevereinen hatten, war die Begutachtung des Meisterstückes nur noch Sache der Zunftmeister.

Wenn das Amt das Meisterstück angenommen hatte und der Geselle das Meistergeld im Betrage von etwa 30—60 Rbl. bezahlt hatte, gratulierten die Meister dem Neuaufgenommenen, und ein mit Wein gefüllter Silberpokal machte die Runde. Dem Jungmeister — so hiess der Neuaufgenommene — wurde im Kreise der Meister Platz angewiesen; ihm wurden die Gesetze vorgelesen, und er wurde mit den Pflichten des Jungmeisters bekannt gemacht.

Diesen Feierlichkeiten schloss sich ein Festessen an, das vom Jungmeister veranstaltet wurde.

Etwas anders war das Verfahren, wenn in der Stadt, wo sich ein Gewerbetreibender als zünftiger Meister niederlassen wollte, die entsprechende Zunft nicht vorhanden war. In solch einem Falle wandte sich der Geselle an das Amt in einer benachbarten Stadt und liess sich dort als »inkorporierter Meister« aufnehmen. Dabei war ein Meisterstück nicht erforderlich: der Geselle musste nur Geburts- und

---

[9]) Nach der Aufhebung der Ratsverfassung hat in Pernau vorübergehend eine vom städtischen Handelsamt ernannte Kommission, zu der auch ein vom Amt ernannter Schaumeister gehörte, das Meisterstück angenommen. (vgl. Meister-Buch des Reepschlägeramts in Pernau).

Lehrbriefe vorlegen und eine Zahlung leisten[10]). Er galt nun als zünftiger Meister, aber es herrschte eine stillschweigende Übereinkunft dass er in der Stadt blieb, wo er sich niedergelassen hatte. Siedelte er doch in die Stadt über, wo sich das Amt befand, so wurde von ihm ein regelrechtes Meisterstück verlangt, und erst dann erhielt er die volle Gleichberechtigung mit den übrigen Meistern. Solch ein inkorporierter Meister hatte auch das Recht, Gesellen zu beschäftigen und Lehrlinge auszubilden; doch durfte er die Lehrlinge nicht selbst freisprechen, sondern musste erst den Lehrling zu einem Amtsmeister auf einige Zeit »in Verbund« geben; erst dann erfolgte die Freisprache.

1861 — schon von Aufhebung des Zunftzwanges—wurde das Institut der »inkorporierten« Meister beseitigt. Im allgemeinen gab es nun in den kleinen Städten, wo keine Zunft vorhanden war, auch nicht die entsprechenden zünftigen Meister. Doch ist es auch später noch oft genug vorgekommen, dass sich die Meister in den Zunftverband einer benachbarten Stadt aufnehmen liessen und dann doch die noch übrig gebliebenen Vorrechte der zünftigen Meister genossen.

Der von einer Zunft aufgenommene Meister erhielt einen mit dem Amtssiegel und den Unterschriften des Ältermannes und seiner Beisitzer versehenen Meisterbrief. Solange der Zunftzwang bestand, durfte nur derjenige, der im Besitz eines Meisterbriefes war, das Handwerk mit Lehrlingen und Gesellen betrieben. Nach Aufhebung des Zunftzwanges gab der Meisterbrief nur das Recht, den Meistertitel zu führen und im Unterschied von unzünftigen Gewerbetreibenden die Zeichen des Gewerbes — z. B. einen Stiefel, einen vergoldeten Kringel — auszuhängen. Wirtschaftlich und rechtlich waren alle Handwerker gleichgestellt.

Dies führte naturgemäss dazu, dass die Zahl der Gewerbetreibenden, die um Aufnahme in die Zünfte nachsuchten, gegen Ende des Jahrhunderts stark zurückging: nicht allzu viele fanden sich, welche die verhältnismässig grossen Unkosten von etwa 100 Rbl. tragen konnten, die mit dem Meisterwerden verbunden waren. In Pernau z. B. wies das Schneideramt zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa 15—20 Meister auf; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sank diese Zahl auf 3—4. In den anderen Ämtern lagen die Verhältnisse ähnlich. Aber diese wenigen Meister hielten — unter dem wachsenden Interesse der

[10]) Im Pernauer Schneideramt betrug diese Zahlung 15 Rubel, im Bäckeramt 25 Rubel.

deutschen Gesellschaft, die gegen Ende des Jahrhunderts den Wert der Zünfte als Träger deutscher handwerklicher Traditionen immer mehr erkennen und schätzen lernte — am Zunftwesen fest, bis der Weltkrieg und die ihm folgenden Umgestaltungen der baltischen Lebensverhältnisse auch diese Überreste baltisch-deutscher Eigenart aus der Welt schafften.

Heimatflucht

Die Nachkommenschaft eines baltischen Oberförsters

Nach den Ermittelungen des Instituts für wissenschaftliche Heimatforschung zusammengestellt von Helmut Speer

Wenn heute die Frage des zahlenmässigen Rückganges der baltisch-deutschen Volksgruppe behandelt wird, so wird er meist mit der herrschenden geringen Kinderzahl der Familien, den kinderlosen Ehen und der Entnationalisierung erklärt. Ein Moment, das dabei vielfach stark ausser Acht gelassen wird, ist die Abwanderung aus der Heimat. Diese erfolgt nach mehreren Richtungen. Zunächst vom Beginn des 18. Jahrhunderts an nach Russland, seit dem Weltkriege in grossem Ausmasse nach Deutschland, endlich, ebenfalls vorwiegend in jüngster Zeit, nach den übrigen europäischen Ländern und nach Übersee. Eine 1935 aus der Feder des Dr. med. August Lezius erschienene Geschichte der Familie Lezius regte dazu an, in einer Tabelle darzustellen, in welchem Verhältnis die Zahl der in der Heimat verbliebnen Nachkommen des ersten Namensträgers des Geschlechts im Baltikum zu der der abgewanderten steht.

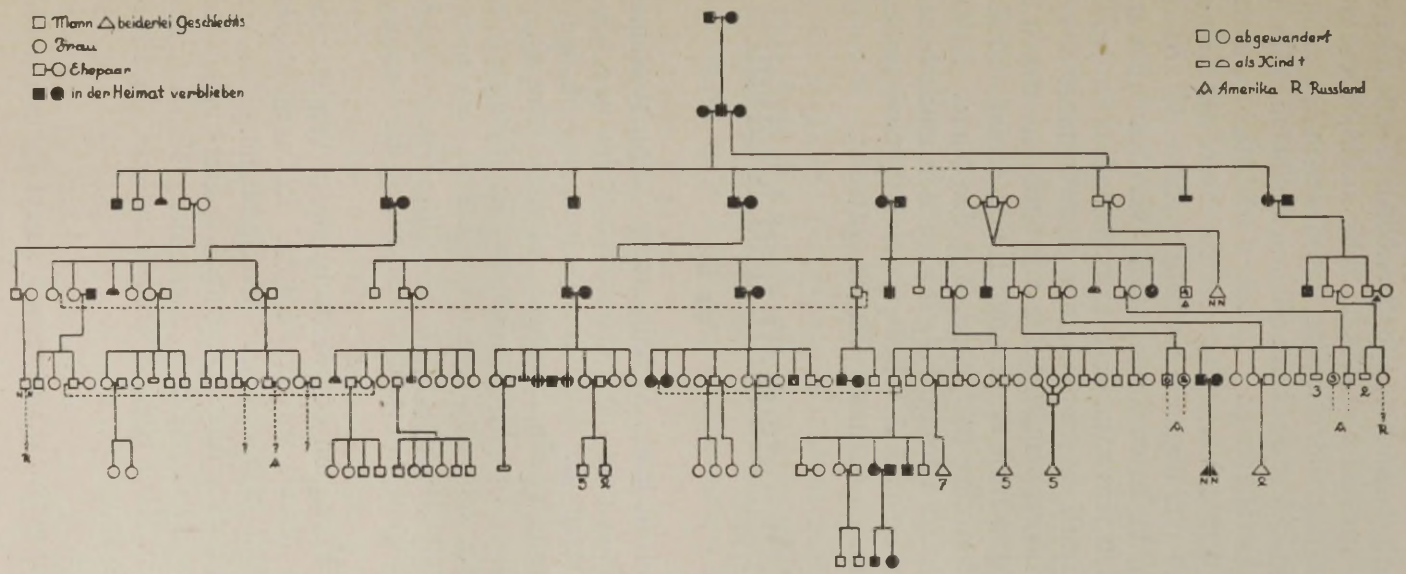
Der erste Namensträger ist aus Potsdam gebürtig, tritt am Ende des 18. Jahrhunderts im Baltikum auf, ist zuerst Offizier und wird dann Oberförster. Sein einziger Sohn ist zuerst Disponent, dann Arrendator verschiedener Güter, erwirbt ein beträchtliches Vermögen und hat aus zwei Ehen 12 Kinder. Bereits von diesen wandern 4 Söhne aus. Während einer Beamter in St. Petersburg wird und unvermählt stirbt, wandern zwei weitere ins Innere Russlands ab und gehen dort Mischehen mit Russinnen ein. Beide haben Nachkommen, über die jedoch die in der Heimat verbliebenen Familienglieder nur noch wenig wissen. Sie werden im Russentum aufgegangen sein und im Chaos der russischen Revolution grossenteils ihren Untergang gefunden haben; die letzten leben eben noch in der Sovetunion. Ein vierter

Sohn geht nach abenteuerlichen Schicksalen in Westeuropa und Algier nach Amerika, heiratet dort eine Patagonierin, und seine Nachkommenschaft ist ebenfalls verschollen. So ist bereits in dieser Generation — die Geschwister sind zwischen 1820 und 1848 geboren — ein volles Drittel der Nachkommenschaft abgewandert; von den in der Heimat verbliebenen 8 Kindern sterben zwei noch im Kindesalter.

In der nächsten Generation nimmt die Abwanderung zu. Aus der weiblichen Linie v. Törne ziehen zwei Söhne als Pastoren nach Nordamerika und gründen kinderreiche Familien; die gesamte Nachkommenschaft befindet sich heute noch dort. Zwei Brüder ergreifen ebenfalls den Pastorenberuf und ziehen nach Südrussland. Sie heiraten jedoch deutsche Frauen, und die Nachkommenschaft bleibt deutsch. Nach der russischen Revolution kehrt nur ein verschwindend kleiner Teil derselben in die Heimat zurück; die Mehrzahl zieht nach Deutschland und hat dort heute zahlreiche Nachkommen.

Aus dem Lezius'schen Mannesstamme gibt es in der zwischen 1860—70 geborenen Generation eine Reihe von Literaten, — Pastoren und Ärzte. Hier ist die Abwanderung mehrfach eine zeitweilige; ein Teil der Lebensarbeit wird in Russland und auch Deutschland geleistet, der Lebensabend aber in der Heimat verbracht. Die junge Generation jedoch, von der Russifizierungsperiode an geboren, ist fast restlos nach Deutschland abgewandert. Heute befindet sich in der Heimat nur noch ein männlicher Träger des Namens Lezius, sowie einige weibliche Glieder der Familie. Mit einer Rückkehr in die Heimat, wie sie der Verfasser der Familiengeschichte beabsichtigt, wird unter den gegebenen Umständen bei den übrigen Familiengliedern kaum zu rechnen sein. Die jüngeren Familienglieder heiraten in Deutschland, meist in dieselben Literatenkreise, denen sie selbst entstammen. Die Ehen sind mit Kindern gesegnet, die natürlich Reichsdeutsche sind. In der Heimat verblieben unvermählte sowie kinderlose Personen, nur zwei Kinder werden nach dem Kriege noch hier geboren. Verblieben sind wenig mehr als ein Dutzend Personen, in der nächsten Generation dürften es noch weniger sein. Die Zahl der gesamten abgewanderten Lezius'schen Nachkommen, soweit sie am Leben sind, dürfte mehr betragen als heute das Deutschtum von Valka oder Valmiera.

Die Tafel, die den Grad der Abwanderung veranschaulichen soll, ist nicht ganz vollständig. Es war nicht möglich, die gesamte De-


□ Mann △ beiderlei Geschlechts
○ Frau
□-○ Ehepaar
■ ● in der Heimat verblieben
□ ○ abgewandert
▭ ⌓ als Kind †
△ Amerika R Russland
NN
NN

szendenz der Abgewanderten festzustellen. Somit dürfte die Zahl der weissen Quadrate und Kreise sich sehr merklich vergrössern lassen, während bei den in der Heimat verbliebenen Personen nur bei der Deszendenz einer Person Unklarheiten bestehen. Die Tafel zeigt 46 in der Heimat Verbliebenen gegenüber 169 Abgewanderte. Betrachtet man dagegen dieses Verhältnis auf die einzelnen Generationen verteilt, so ergeben sich folgende Verhältniszahlen: 12 : 8; 11 : 30; 13 : 83; 3 : 48. Hierbei dürfte das tatsächliche Verhältnis der im Lande Verbliebenen zu den Auswanderern sich besonders in den beiden letzten Generationen stark zu Gunsten der Abgewanderten verschieben. — Bei einer derartigen Zunahme der Abwanderung liegen die Folgen für die Zukunft, wenn man die heutige Kinderarmut und Entnationalisierung der Volksgruppe betrachtet, auf der Hand. Denn wir müssen uns sagen, dass die Verhältnisse der meisten baltischen Familien ähnlich liegen dürften und der behandelte Fall eine Entnationalisierung nur in ungewöhnlich geringem Masse aufweist.

Landschaft und Mensch

Von W.

Unser Land ist keine Wildnis mehr *). Nicht einmal die grossen Moorgebiete können als unberührt gelten. Denn in ihrem Tierbestande können wir überall die Auswirkung der menschlichen Siedlung und Landeskultivierung erkennen. Die Landschaft wird geprägt durch die Art ihrer Nutzung. Das Wesen der jeweiligen Nutzniesser steht in direkter Beziehung zum Antlitz der Landschaft. So zeigt sie auch mit dem Umbruch von 1919 ein neues Gesicht. Wir wollen hier nur einen Zug herausnehmen, der in auffallender Weise die Veränderung charakterisiert.

Es ist das Verhalten der Menschen zum Walde. Seit 1919 sehen wir den Wald überall zurückgedrängt. Er wird abgeholzt, gerodet und zu Ackerland gemacht oder als Stubbenland in Viehweide verwandelt. Auch Parks, Alleen und andere Zier- und Nutzgehölze sind in der Nachkriegszeit vielfach nüchternen Nützlichkeitserwägungen geopfert worden. Das Holzmaterial stand gut im Preise und war schnell aufzuarbeiten.

*) Der Aufsatz bezieht sich in erster Linie auf das heutige Estland.

Denn der estnische Bauer ist wohl seit vielen Generationen Feldwirt; den Wald aber hat er immer als kulturfeindliche Wildnis betrachtet. In der Vorzeit galt es, mit schwerer Arbeit aus den weithin das Land deckenden Waldungen die kärglichen Ackerstückchen herauszuschwenden und zu -brennen, die die eigene Feldnahrung sicherten. Auch im Mittelalter blieb der Wald — praktisch wenigstens — noch Jahrhunderte hindurch Niemandsland, und die ersten Massnahmen, die in den baltischen Ländern gegen den allenthalben üblichen Raubbau am Walde ergriffen werden, stammen überhaupt erst aus der späten Schwedenzeit. Es waren Erlasse, die sich an die Gutsherren richteten; auf die Haltung des Bauernvolkes haben sie kaum eingewirkt. Für dieses blieb der Wald nach wie vor die Wildnis, das Niemandsland, ob es nun dem Gutsherrn gehörte, oder dem Staat; jeder konnte sich holen, was er wollte, denn »die Bäume wachsen von selbst« und sind eigentlich noch eben im Volksgefühl keines Menschen alleiniges Eigentum.

Diese Denkungsart, die aus ganz alter Zeit stammt, wurzelt heute noch tief in der Seele der Esten. Auch waren bisher, solange es Brenn- und Bauholz im Überfluss gab, der Kleingrundbesitz und die mittleren Bauernhöfe nicht auf einen regelrechten Waldbau angewiesen.

Dazu kamen die Jahre der Kriege und Wirren von 1914—1919, die jedes planmässige Wirtschaften auf längere Sicht um seinen Erfolg zu bringen schienen und dem Raubbau und Ackerbau auf kurze Zeit die Oberhand gaben. — Anders standen seelisch die baltischen Grundherren der vergangenen Zeit zu ihrem Walde. Hier war das Denken und Wirtschaften auf Generationen voraus viel stärker entwickelt. Freilich, die gewohnte Anlage der meisten Gutshöfe mit ihren Parks, Alleen und massiven Gebäuden stammt bei uns zulande gewöhnlich erst aus dem 18. Jahrhundert. Doch steht ja überhaupt der Grossgrundbesitz von Natur dem Waldbau am nächsten oder ist vielmehr seine eigentliche Voraussetzung.

Der Waldwirt erntet selber nicht mehr, was er gesäet hat. Zu dieser Denkungsart bedarf es eines höheren Alters der Kultur und einer grösseren Reife. Auch ist mit diesen Eigenschaften ein tieferes Naturgefühl verbunden. Denn der Waldwirt ist von der Natur, von Klima und Boden noch abhängiger als der Feldwirt. Er muss sich tiefer in das Wesen der Natur hineinversetzen. Diese tiefe Verbundenheit mit der Natur besassen die meisten Grundherren der vergan-

genen Zeit wohl in hohem Masse. Auch das Jäger-Sein der meisten ist wohl nur ein Ausdruck dieser tiefen Verankerung im Lande. Denn für das innere Recht des Hegers, zu töten, ist Voraussetzung, dass er der Natur nahe steht. Als im Umbruch von 1919 für die Schicht der deutschen Grundherren die Verbindung zwischen Land und Mensch zerschnitten wurde, war es natürlich, dass die Meisten und Besten daran verbluteten und seelisch zerbrachen.

Bei den Führern der estnischen Wirtschaft in der Zeit nach 1919 war die Haltung naturgemäss eine andere. Der Wald hatte für sie keine gleichberechtigte Stellung neben Acker, Wiesen und Weiden. Zum Teil wird hier im Denken altes Erbgut vorgelegen haben, zum Teil wirkten auch von aussen kommende volkswirtschaftliche Ideen, die das ganze Land in Zukunft als einen dicht besiedelten blühenden Garten sahen, hierbei mit. Diese Leute, die wohl meist der städtischen Intelligenz entstammten, standen der Landschaft vielfach zu fern, um ihr Wesen zu erfassen. Sie vermochten die Anregungen und fremden Ideen nicht dem Wesen des Landes gemäss umzuformen.

Denn eine Landwirtschaft im weitesten Sinne des Wortes ist auf weite Sicht immer ein Anpassen und Nutzen der Gegebenheiten. So wie die Viehzucht der Alpenländer oder der Nordseeküste sich auf dem Niederschlagsreichtum dieser Länder aufbaut, so ist der Wald bei uns fast auf allen Böden das Natürliche. Bedenken wir einmal, dass wir ja fast an der Nordgrenze der meisten Getreidearten leben, und dass unsere Nachbarländer Schweden und Finnland doch zum grossen Teil schon waldbauende Länder sind. Durch die Trockenheit im Frühsommer und den Regen im Herbst haben wir fast jedes zweite Jahr in irgend einem Teil Estlands vollständige Missernte. Die Erzeugnisse des Feldbaues bedürfen bei uns dauernd des staatlichen Schutzes, während der Wald durch fast alle Jahre gute Weltmarktware ergab. Der grösste Teil unserer Bevölkerung, der von der Landwirtschaft lebt, kann sich auf die Dauer mit einem knappen und oft unzureichenden Auskommen, das keinen Wohlstand und damit kein höheres Kulturniveau zulässt, nicht begnügen. Wenn sich auch durch zielbewusste Arbeit und Anpassung an die Verhältnisse vieles mildern lässt, so ist es undenkbar, dass Estland für die Dauer auf den natürlichen Reichtum, den der Waldbau bietet, verzichten kann. Wer auf einer Fahrt durchs Land einmal neben dem hochstämmigen Staatswalde das zugeteilte Stubbenland der Ansiedler gesehen hat, das kaum schlechtem Vieh kümmerliche Nahrung bietet oder auf dem trotz aller

Mühe kein Korn gedeiht, dem kann dieser Verstoss gegen die Natur des Landes nicht entgangen sein. Das heisst aber auch zugleich, dass die Natur des Landes eine Wirtschaftsform in Gestalt von Klein- und Zwergwirtschaften, wie sie vielleicht in den ersten Zeiten nach dem Umbruch angestrebt worden ist, nicht gestattet.

Land und Menschen bilden eine Einheit. Sie müssen sie bilden. Ideen und Gedankengänge, die an die Menschen herankommen, gelangen über die Menschen an das Land. Bilden Land und Leute eine feste Einheit, so werden die fremden Gedankengänge gewissermassen schon in der ersten Schicht — den Menschen — abgefangen und umgeformt. Handelt es sich um artfremdes oder schädliches Gedankengut, so wird der notwendige Konflikt zwischen Mensch und Idee ausgetragen. Ist aber das Verhältnis der Menschen zum Lande aufgelockert, so übernehmen sie die fremden Gedankengänge und versuchen sie an ihrem Wohnort, d. h. am Lande, in die Tat umzusetzen. Der Konflikt entsteht dann zwischen dem Wesen des Landes und seinen Einwohnern. Er kann bei starker Lockerung des gegenseitigen Verhältnisses die Einheit lebensunfähig machen, indem er zum Beispiel eine schwere wirtschaftliche Krise hervorruft oder die Menschen zum Auswandern bringt. Ist das Verhältnis zwischen Mensch und Landschaft aber fest, so werden die neuen Gedankengänge umgeformt und bilden nur einen Anstoss zu einer neuen Entwicklung.

Den siegreichen Verteidigungskampf gegen das Russentum im vorigen Jahrhundert haben wir wohl nicht zuletzt der ausserordentlichen Stabilität und Einheit von Land und Menschenschlag aus dieser Zeit zu verdanken. Und die Erschütterungen der sozialistischen Revolution von 1905 und der Bolschewistenjahre 1918/19 sind auch wieder Zeichen der Lockerung dieses Verhältnisses gewesen. Denn von ausserhalb des Landes kommende Ideen und mit ihnen fremde Mächte haben beide Male eine unheilvolle Rolle gespielt. Es ist auch nicht zu leugnen, dass eben ein Teil des estnischen Volkes in einem modernen Fahrwasser schwimmt, das sein Verhältnis zum Lande bedenklich aufgelockert hat. Als Kennzeichen dieses seelischen Zustandes möge nur ein Hinweis auf Sommervillen und grosse Gartenanlagen dienen, die von gebildeteren und wohlhabenderen Leuten, die sich Bauernwirtschaften gekauft haben, auf dem flachen Lande errichtet werden. Diese Gebäude fallen durch ihre Bauart stark aus dem Rahmen der Landschaft, und die grossen Gärten sind ebenso Äusserungsformen eines fremden Geistes, der mit unserer herben und in seiner

Art kargen Landschaft wenig Gemeinsames hat. Es ist wahrscheinlich, dass diese Anlagen auch wirtschaftlich nur ein Spielzeug des Besitzers bleiben werden. Viel näher zur Landschaft stehen dagegen die meisten neuerrichteten Gebäude der bäuerlichen Besitzungen, die schon durch ihre streng aufs Sachliche gerichtete Bauart, die ja in der Bodenverbundenheit selber ihren Grund hat, Äusserungsformen bilden, die dem Wesen des Landes entsprechen.

Über die nacheiszeitliche Entwicklungsgeschichte der Wälder im ostbaltischen Gebiet

Von Paul W. Thomson

Es gibt wissenschaftliche Grenzgebiete, deren Bearbeitung die Beherrschung zweier, eigentlich an zwei verschiedene Disziplinen gebundener Methoden voraussetzt. Zu solchen Grenzgebieten gehört auch die Alluvialgeologie, die mit der nacheiszeitlichen Vegetationsentwicklung, speziell mit der Waldgeschichte, aufs engste verbunden ist. Der Botaniker, der die Geologie und ihre Methoden nicht beherrscht, und der Geologe, der auf dem Gebiet der Botanik fremd ist, stehen ihr im Grunde mit der gleichen Hilflosigkeit gegenüber, und endlich kommen bei der Alluvialgeologie, der die Moorkunde als wichtiges Teilgebiet angehört, noch die Querverbindungen mit der Vorgeschichte hinzu. Erst die Pollenanalyse in Verbindung mit der Entwicklungsgeschichte des Ostseebeckens hat in der Nachkriegszeit auf diesem Grenzgebiet ein Neuland aufgeschlossen, das, auch für die Vorgeschichte von grösster Bedeutung ist.

Wir sind heute in der Lage, für jedes Jahrtausend, das nach der Eiszeit verstrichen ist, nicht nur die Umrisse und die Beschaffenheit des Ostseebeckens zu kennen, sondern auch die Vegetationsverhältnisse, die Tierwelt und die vorgeschichtlichen Verhältnisse rekonstruieren zu können.

Schon vor dem Weltkriege haben C. A. Weber in Deutschland und Lagerheim in Schweden die Tatsache festgestellt, dass der Blütenstaub sich in Torfen und Seeablagerungen gut erhält. Es handelt sich dabei nur um die äussere Hülle der Blütenstaubkörner (Pollenkörner), die aus einer sehr widerstandsfähigen, korkartigen Substanz besteht. Der eigentliche Begründer der pollenanalytischen Methode

ist Lennart v. Post, z. Zeit Professor der Geologie an der Stockholmer Hochschule. Er hat als erster festgestellt, dass die mengenmässige Zusammensetzung des Blütenstaubs der Waldbäume in verschiedenen Tiefen eines Torflagers oder Sees eine verschiedene ist. In dieser Zusammensetzung, dem sogen. Pollenspektrum, spiegelt sich die Zusammensetzung der Wälder wieder, die während der Bildung der betreffenden Schicht das Moor oder den See umgaben. Da das Pollenspektrum in grösseren Gebieten dieselben gesetzmässigen Änderungen aufweist, so ist auf Grund derselben eine Gliederung von nacheiszeitlichen Ablagerungen möglich. Gleichzeitige Bildungen, gleichgültig ob es Torfe, See- oder Meeresablagerungen sind, weisen ähnliche Pollenspektren auf. Am übersichtlichsten lässt sich die Zusammensetzung des Waldbaumpollens (die Änderung des Pollenspektrums) nach der Methode von L. v. Post in Form eines Pollendiagramms darstellen. In solch einem Diagramm spiegelt sich die Entwicklungsgeschichte der Wälder in allerdings stark verzerrter Form wieder. Hauptfehlerquelle ist die Tatsache, dass die Pollenmenge, die die verschiedenen Waldbaumarten erzeugen, nicht die gleiche ist. Die Bäume des Edellaubwaldes, die Ulmen, Linden und Eichen, erzeugen eine viel geringere Pollenmenge, als etwa die Nadelhölzer oder die Birke. Wenn wir, wie es in Estland vielfach im Gebiet der reichen Moränenböden der Fall ist, während der sogen. Litorinazeit Pollenfrequenzen des Edellaubwaldes (Ulme, Linde und Eiche) von 30—40% finden, so bedeutet das bereits, dass dieser gegenwärtig für Mitteleuropa charakteristische Waldtypus in diesen Gebieten vorherrschend war.

Ferner wird nur der Pollen der Windblütler gleichzeitig über ein grosses Gebiet ausgestreut; auch die Linde mit ihrem trockenen Blütenstaub gehört dazu. Der klebrige Pollen von Insektenblütlern, wie z. B. der des Ahorns, der Weiden usw., fehlt daher meist im Pollendiagramm. Ein ungemein wichtiger Waldbaum, die Espe, hat Pollenkörner mit so zarten und so wenig widerstandsfähigen Zellwänden, dass sie sich im Torf oder Seeschlamm nicht erhalten. Im Auge zu behalten ist schliesslich auch die Tatsache, dass der aus Erlen, Birken und während der Ancylus- und Litorinazeit aus Flatterulmen bestehende Bruch- und Auenwaldgürtel, der die Seen- und Moorkomplexe umgibt, im Pollendiagramm sozusagen überrepräsentiert ist; der Anteil des Bruchwaldgürtels im Pollendiagramm ist daher stets grösser, als der wirkliche Anteil dieser Bäume in der Zusammensetzung der Wälder.

Zieht man alle diese Umstände in Betracht, so kann man auf Grund einer grösseren Anzahl von Pollendiagrammen immerhin sehr gut die Waldgeschichte rekonstruieren, wie es vom Verfasser für Estland gemacht worden ist. Auch aus dem südlichen Teil des Landes liegt ein grösseres pollenanalytisches Material vor (M. Galenieks, M. Gilbert u. a.). Im NW Estlands liegen dank der stärkeren Landhebung die älteren Strandlinien des Ostseebeckens in weiteren Abständen über den jüngeren. Es ist hier gelungen, durch ein dichtes Netz von Pollendiagrammen die Geschichte der Ostsee mit der Waldgeschichte zu verbinden.

Von grösster Bedeutung ist hierbei auch die Diatomeenanalyse. Die Kieselalgen oder Diatomeen haben sehr widerstandsfähige Zellwände, die so gut wie unverwüstlich sind. Das Ostseebecken ist während seiner wechselvollen Geschichte zeitweilig von einem grossen Süsswassersee (»Ancylussee«) eingenommen worden; zu anderen Zeiten, vor dem Ancylusstadium, hat eine Verbindung durch Mittelschweden mit der Nordsee bestanden (»Yoldiameer«), und wiederum später eine Verbindung durch die dänischen Sunde, durch die Salzwasser in das Ostseebecken eindringen konnte. Der Wechsel des Salzgehalts spiegelt sich in der Zusammensetzung der fossilen Diatomeenflora wider. Von grosser Bedeutung ist hierbei endlich die Muschel- und Schneckenfauna der Strandwälle, die auch vom Salzgehalt des jeweiligen Stadiums abhängig ist.

Gleich nach dem Zurückweichen des Inlandeises muss im ostbaltischen Gebiet zunächst eine Vegetation von mehr oder weniger tundraartigem Charakter geherrscht haben. Bald jedoch folgt eine Waldperiode, die Allerödzeit, die vom Verfasser vor allem für Litauen festgestellt werden konnte, deren Spuren sich aber auch in Estland nachweisen lassen. Neben der Birke, Kiefer und Grauerle kam im Osten auch die Fichte vor. Während der letzten Stadien der Baltischen Eisstauseen tritt ein Rückschlag in der Waldentwicklung ein. Ob damals wieder die Tundra geherrscht hat, oder ob es lichte, subarktische Birkenbestände (Betula tortuosa) und Grauweidengestrüppe gewesen sind, die das Land bedeckt haben, ist zunächst noch eine offene Frage, die mit Hilfe der pollenanalytischen Methode allein nicht zu lösen ist. Die Ablagerungen aus dieser Zeit sind in der Regel Tone, in denen sich immer umgelagerter Pollen aus früheren Perioden befindet.

Wie Prof. Sauramo (Helsingfors) festgestellt hat, sind die Balti-

schen Eisstauseen mehrfach infolge von Eisrandschwankungen in Mittelschweden bis auf den Spiegel des Weltmeeres abgezapft und dann wieder aufgestaut worden. Diese mehrfachen Überflutungen haben die Moränen im NW Estlands stark ausgewaschen; vielfach tritt hier der silurische Kalkfels zutage, auf dem grössere und kleinere erratische Blöcke zerstreut liegen, Spuren einer ehemaligen Moräne. Die unausgewaschenen Moränenböden im Osten und im Innern des Gebiets unterscheiden sich durch ihren Gehalt an Feinmaterial und die dadurch bedingte grössere Fruchtbarkeit wesentlich von denen des Überflutungsgebiets. Während des Verlaufs der ganzen Waldgeschichte macht sich dieser Unterschied bemerkbar. (Hoch- und Niederestland. Edgar Kant).

Mit dem Beginn der Nacheiszeit findet ein endgültiges Abschmelzen des Inlandeises in Mittelschweden statt. Dadurch kam eine dauernde Verbindung zwischen der Nord- und Ostsee durch das damals viel tiefer liegende schwedische Seengebiet zustande, das sogen. Yoldiameer. Während dieser Zeit [Zone IX v. Post — I Thomson] schliessen sich die Wälder wieder. Die Birke herrscht entschieden vor, die Kiefer ist recht verbreitet, die Fichte fehlt im grössten Teil des ostbaltischen Gebiets (Nord- und Mittelestland, Südlettland usw.). Im ganzen werden die Wälder dieser Periode denen der subarktischen Waldgrenze ähnlich gewesen sein.

In dem eisfrei gewordenen Gebiet Mittelschwedens setzt nun die Landhebung ein. Die Ostsee wird wieder von der Nordsee abgeschnürt, das Yoldiameer verwandelt sich in einen seine Ufer überflutenden Süsswassersee, den Ancylussee. In NW-Estland ist die Ancylusgrenze als eine durch Strandwälle und Terrassen in der Höhe von 33—35 m über dem Meeresspiegel noch liegende deutliche Landmarke bezeichnet. Bei Riga dürfte sie schon unter dem Meeresspiegel liegen. Das Klima ist merklich wärmer geworden. Die Kiefer breitet sich auf Kosten der Birke aus, die Fichte fehlt [1]). (In Latgale dürften sich vielleicht Überreste von Fichtenbeständen erhalten haben).

Von Süden aus breitet sich in diesen Kiefernwäldern, in denen auch die Espe eine Rolle gespielt haben mag, der Haselstrauch aus. In die Auenwaldstreifen, die die Flüsse und Seen begleiten, wandert die Flatterulme ein. Bald beginnt hier auch die Schwarzerle aufzu-

---

[1]) Der hier gelegentlich und vereinzelt auftretende Fichtenpollen dürfte durch Ferntransport oder Umlagerung zu erklären sein.

treten. Im Süden des Landes beginnt sich schon der Edellaubwald auszubreiten. Die vorgeschichtlichen mesolithischen Funde in Kunda und im Embachtal stammen auch aus dieser Zeit (Zone VII und VIII v. Post — II Thomson).

Der Landhebung im nördlichen und mittleren Teil des Ostseebeckens folgt eine Senkungsbewegung an den Südrändern des Gebiets. Es bilden sich die dänischen Sunde, durch die Salzwasser in das Ostseebecken dringt. Dieses sogen. Litorinameer, benannt nach einer Schnecke (Litorina litorea), hatte einen grösseren Salzgehalt und eine reichere Tierwelt, als die heutige Ostsee. Die riesige Grönlandrobbe (Phoca groenlandica) war damals an den Küsten des ostbaltischen Gebiets verbreitet. Die Hölzer des Edellaubwaldes waren schon zur Ancyluszeit ins ostbaltische Gebiet eingewandert. Während der ersten Litorinatransgression beginnt der Edellaubwald auch im Norden Estlands sich stark auszubreiten, aber erst zur Zeit der zweiten Litorina-Überflutung tritt der Edellaubwald seine eigentliche Herrschaft an, wobei die Linde und die Bergulme eine besonders grosse Rolle spielen. Der Haselstrauch war wie in der vorigen Periode stark verbreitet. In den Auenwäldern herrschten Schwarzerlen und Flatterulmen wie zur Ancyluszeit.

Auf den reichen Moränenböden im Innern des Landes beträgt die Pollenmenge der Linde, Ulme und Eiche aus jener Zeit bis 40%, was auf eine absolute Herrschaft des Edellaubwaldes hinweist. Auf den ausgewaschenen Moränenböden des Überflutungsgebiets ist dagegen auch während der Litorinazeit die Verbreitung des Edellaubwaldes eine geringere gewesen (Pollenfrequenzen von 20—25%). Mit dem mitteleuropäischen Edellaubwalde war auch die Tierwelt Mitteleuropas bis zum Finnischen Meerbusen verbreitet. Das Wildschwein und der Edelhirsch, die heute im Süden des Ostbaltikums ihre nördlichste Verbreitungsgrenze erreichen, kamen damals in Estland vor. Ebenfalls der heute ausgestorbene Auerochs und das Reh, das erst Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Fortschreiten der Kultur und dem Verschwinden der Wölfe wieder in Estland eingewandert ist. Von wärmeliebenden Pflanzen, die damals bis Mittelfinnland hinauf verbreitet waren, sei die Wassernuss (Trapa natans) erwähnt. Die Fichte beginnt sich während der Litorinazeit von Osten her auszubreiten (Zone VI und V v. Post — III Thomson).

Die Strandwälle der ersten beiden Stadien der Litorinazeit liegen in NW-Estland in der Höhe von 20 m über dem Meeresspiegel. Im

Zusammenhang mit den Strandlinien sind fossile Haffbildungen vorhanden, wie bei Fähna, die eine Verknüpfung der Geschichte der Ostsee mit der Waldgeschichte erlauben. Die Strandwälle der dritten Litorinaüberflutung liegen in NW-Estland wesentlich tiefer, in Höhe von 12—13 m über dem Meeresspiegel. Im Süden dagegen bildet die Litorina III die höchste marine Grenze. Während dieser Zeit (Zone IV v. Post — IV Thomson) beginnt die nacheiszeitliche Wärmeperiode allmählich auszuklingen und mit ihr auch der durch sie bedingte Edellaubwald, in dem jetzt fast überall die Eiche der Linde und Ulme gegenüber die Vorherrschaft übernimmt. Auch die Esche wird in NW-Estland häufiger. Gleichzeitig beginnt der Kampf des Edellaubwaldes mit der Fichte. Auf den ärmeren Böden des Überflutungsgebiets siegt die Fichte schon während dieser Periode. Auf den reicheren Moränenböden im Innern des Landes hält sich dagegen der Edellaubwald bis weit in die »subatlantische« Periode hinein [2]) (Zone II v. Post — V a Thomson), während der auch im äussersten Südwesten des ostbaltischen Gebiets die Hainbuche (Carpinus betulus) sich ausbreitet. Das Litorinameer verwandelt sich allmählich in die heutige Ostsee, wobei eine Reihe von kleineren Transgressionen (Überflutungen) stattgefunden haben.

Während der eben erwähnten »subatlantischen« Periode verdrängt die Fichte auch auf den reichen Moränenböden den Edellaubwald. In den allerobersten Schichten findet überall eine merkliche Abnahme des Fichtenpollens und eine Zunahme des Pollens der Kiefer, Birke und Erle (Grauerle) statt. Diese Erscheinung ist ohne Zweifel durch den menschlichen Einfluss bedingt worden. Wie Prof. Linkola (Helsingfors) für Karelien festgestellt hat, leidet durch die Brandkultur (Rodung von Schwendländern für den Ackerbau durch Niederbrennen des Waldes) vor allem die Fichte, während die Birke, Kiefer und

---

[2]) Eine eigentümliche Erscheinung, besonders während der ausklingenden Wärmezeit, sind die Rekurrenzflächen oder Grenzhorizonte in den Hochmoortorflagern. Sie dürften dadurch zu erklären sein, dass auf trockenere Perioden, die die Bultbildung und Torfzersetzung begünstigten, wieder feuchtere Zeiten mit stärkerem Zuwachs von weniger zersetztem Torf folgten. In Schweden ist es Graulund und Wilsson gelungen, eine Reihe solcher Rekurrenzflächen festzustellen und sie mit bestimmten prähistorischen Perioden in Verbindung zu bringen. In Estland hat der Verfasser dieser Zeilen einen derartigen Grenzhorizont pollenanalytisch bestimmt, der in der Tiefe von 2½ m in den Hochmooren NW-Estlands deutlich entwickelt ist, und der die unterste Grenze der »subatlantischen« Periode (Zone I und II v. Post — V Thomson) bilden dürfte.

Chronologische Übersicht über die spätquartäre Zeit in Schonen

nach Tage Nilsson.

(Die pollenanalytische Zonengliederung der spät- und postglazialen Bildungen Schonens. Geologiska Förenigens Förhandlingar. B. d. 37. H. 3. 1935. Stockholm.)

Archäologische Gliederung (nach Montelius)		Grossgliederung des Spätquartärs	Entwicklungsstadien des Baltikums (nach Munthe)	Pollenfloristische Zonen (von Post)
1 900	Historische Zeit	Postglazialzeit	Myazeit	I
1 000	Eisenzeit			II
Chr. Geb.			Limnæazeit	
— 1 000	Bronzezeit			III
	Jüngere Steinzeit		Litorinazeit	
— 2 000	Ertebölle-zeit			IV
— 3 000				V
— 4 000				
— 5 000				VI
— 6 000	Maglemose-zeit			VII
— 7 000			Ancyluszeit	VIII
			Yoldiazeit	IX
— 8 000				X
— 9 000		Spätglazialzeit		XI
— 10 000			Baltische Eisseezeit	
— 11 000				XII
			Inlandeis	

Übersicht über die spätquartäre Zeit in Estland

nach P. T. Thomson.

(Die regionale Entwicklungsgeschichte der Wälder Estlands. Acta et Comm. Univ. Tartuensis (Dorpatensis). A. XVII. Tartu (Dorpat) 1929. Beitrag zur Stratigraphie der Moore u. zur Waldgeschichte S. W. Litauens. G. F. F. B. d. 53. H. 3. 1931. Vorläufige Mitteilungen über die spätglaziale Waldgeschichte Estlands. G. F. F. B. d. 57. H. I. 1935.)

Pollenfloristische Zonen (Thomson)	Anmerkungen	Hauptphasen der Waldgeschichte
V c		Kulturwald-Ausbreitung von Kiefer, Birke und Grauerle auf Kosten der Fichte
V b		Fichtenherrschaft
V a	Grenzhorizont (R. Y. III Granlund)	auch auf den reichen unausgewaschenen Moränenböden des Inneren
IV b		Beginn der Fichtenherrschaft auf den ausgewaschenen Böden des Transgressionsgebiets
IV a	L III	Beginn des Rückganges des Edellaubwaldes. Meist Vorherrschaft der Eiche
	Litorinameer	Die Fichte beginnt sich von Osten aus auszubreiten
III b	L II	Grösste Ausbreitung des Edellaubwaldes. Vorherrschaft von Linde und Bergulme
		Herrschaft des Edellaubwaldes. Fichte im S und O.
	L I	Linden und Bergulmen treten im Norden auf
III a	Die Sumpfschneide (Cladium mariscus) sehr verbreitet	Meist später die Eiche
II b	Kundafunde	(Edellaubwald im Süden). Flatterulmen auch im Norden verbreitet Hasel und Schwarzerle breiten sich aus
II a	A. G.-Ancylussee	Vorherrschend Kiefernwald mit Birke. (Fichte fehlt) Flatterulmenbestände an Fluss- und Seeufern
I	(Yoldiameer in Finnland)	Birkenwälder mit Kiefer. Die Fichte fehlt in Nord- und Mittelestland
	Eisstausee «B III» resp. «B V»	Ausgesprochener Rückgang der Wälder. (Subarktischer Birkenwald?)
		„Allerödwald". Birke, Kiefer und Grauerle. Im Osten auch Fichte
		Tundra, später lichte Birkenwälder und Grauweidengebüsche
		Inlandeis

Grauerle begünstigt werden. Da auch der Pollen der angebauten Getreidearten sich durch seine Grösse von dem der wildwachsenden deutlich unterscheidet, so ist es mit Hilfe der pollenanalytischen Methode möglich, Rodungsperioden festzustellen. Im NW Estlands sind Anzeichen einer solchen schon aus dem ersten christl. Jahrtausend vorhanden, auf die wieder eine Ausbreitung des Fichtenwaldes folgt.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Aus der Arbeit der Agrarbank

Anlässlich der 15-Jahrfeier der Agrarbank unterstrich der Staatspräsident in einer Ansprache die Bedeutung der Bank: sie sei geschaffen worden, um die eigentliche Durchführung der Agrarreform sicherzustellen, indem sie allen denen, die Land erhalten hatten, die nötigen Kredite gewährte, um ihre Wirtschaften einzurichten. Ferner suche sie den Ernteertrag zu heben, was mit der Gewährung billiger Kredite im engsten Zusammenhang stehe. Schliesslich habe sich die Agrarbank darum bemüht, den landwirtschaftlichen Erzeugnissen im In- und Auslande Absatzmöglichkeiten zu schaffen. Hier erinnerte der Staatspräsident an die Entstehung der Genossenschaftsmolkereien und die neu geplanten Genossenschaftsbrennereien, für deren Aufziehung die Unterstützung der Agrarbank notwendig sei (bezw. gewesen sei). — Der Finanzminister L. Ekis gab einen Überblick über die Tätigkeit der Agrarbank. In den vergangenen 15 Jahren hat die Bank insgesamt 312.150.000 Ls an Darlehn ausgereicht. In den ersten 10 Jahren war die Hauptaufgabe Darlehnserteilung, dann wurde von der Agrarbank die Umschuldung der Landwirtschaft durchgeführt. Von 35 000 Wirtschaften wurden Schulden im Betrage von 41,51 Millionen Lat übernommen. Seit dem Frühjahr 1931 begann die laufende Zahlung für die reorganisierten Schulden, die jetzt nur noch 2,25% einschliesslich der Tilgung ausmachen. Durch Streichung von Schulden ist die Schuld der Landwirtschaft um 46.100.000 Ls gesunken. — Die Hauptaufgaben der Agrarbank für die Zukunft sind — nach den Worten des Finanzministers — Kreditierung des landwirtschaftlichen Bauwesens, der Meliorationsarbeiten, der Ausschmückung der Gebäude, des Baus von Spiritusbrennereien u. a. m.

Die *Landwirtschaftskammer bezieht das Schloss von Jelgava*

Anlässlich der Übergabe des ehemaligen Herzogsschlosses an die Landwirtschaftskammer nahm der Staatspräsident das Wort zu bedeutsamen Ausführungen über die Rolle Jelgavas in der Entwicklung der Letten. Im Jelgavaer Schloss wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündet, in Jelgava erschien die erste lettische Zeitung [1]), in Jelgava fand in den 1880er Jahren die erste landwirtschaftliche und allgemeine Ausstellung statt, Jelgava sei der geistige Mittelpunkt des lettischen geistigen Lebens schon seit Jahrhunderten. Eng verbunden sei mit dem Herzogsschloss auch die Trinitatis-Kirche [2]), in der sich jetzt zum ersten Mal, soweit lettische Erinnerung zurückreicht, wieder wie früher die Schicksalsgestalter des Landes und die Bewohner Jelgavas versammelt hätten.

Anlässlich der Feierlichkeiten brachte der »Zemgales Balss« einen Artikel, der von der Rigaer »Brīvā Zeme« wiedergegeben wurde, und in dem es hiess:

»Aus den Beschreibungen alter Ereignisse ist ersichtlich, dass die Bewohner von Jelgava zu alten Zeiten den Besuch dieses alten Gotteshauses liebten. Dann kam aber die Zeit, wo nur ein kleines Grüppchen von Andächtigen sich in diesen weiten Räumen versammelte, wo die Gartenpforte der Kirche verschlossen blieb, wo nicht jeder das Gotteshaus in jedem Augenblick besuchen konnte. Selten und müde erklang die Glocke auf dem hohen Turm. Im Zentrum der Stadt stand das Gotteshaus einsam und düster... Der Gedanke der Errichtung des Gotteshauses für die Bedürfnisse des Schlosses Jelgava und der Einwohner der Stadt kam dem Schlossherrn, dem ersten Herrscher von Kurzeme und Zemgale, Gotthard von Kettler. Die Mittel für die Errichtung des Gotteshauses sammelten die Bewohner der Stadt Jelgava und des weiten Kirchspiels. Aus diesem Grunde gehört dieses Gotteshaus mit Schloss Jelgava der Stadt und dem ganzen Volk. Das Schloss Jelgava wurde nach langen Jahren der Verwüstung erneuert. Im Schloss beginnt der Wirt mit seiner Gemeinschaft seine Arbeit,

---

[1]) Die erste lettische Zeitung »Latviešu avizes« wurde 1822 vom deutschen Pastor Karl Friedrich Watson in Jelgava begründet.

[2]) Der Bau der Trinitatiskirche begann um 1574 auf Anregung Gotthard Kettlers, geriet aber dann ins Stocken. Erst 1592 wurde er von der Gemahlin Gotthards Kettlers, Anna von Mecklenburg, wieder aufgenommen. 1615 wurde die Kirche eingeweiht. Lange Zeit wurde sie gewöhnlich »Neue Kirche« oder »Teutsche Kirche« genannt.

welche den Notwendigkeiten des ganzen lettischen Volkes dient. Der erste Gang dieser Gemeinschaft geht ins Gotteshaus, das ein untrennbarer Teil des Schlosses Jelgava ist. Die Glocken im hohen Turm verkünden jubelnd dem ganzen lettischen Volk, dass im historischen Gotteshaus der Herzöge lettischer Schritt, lettisches Gebet ertönt. In der Herzogszeit fanden alle feierlichen Gottesdienste, die mit Schloss und Stadt Jelgava verbunden waren, in der St. Trinitatis-Kirche statt. Deshalb muss gleichzeitig mit der Erneuerung des Schlosses das vom Herzog errichtete Gotteshaus wieder dem ganzen lettischen Lande und Volk dienen.«

Die Grundsteinlegung des Kraftwerks in Ķegums

Am 22. Mai fand die feierliche Grundsteinlegung des einer schwedischen Firma in Auftrag gegebenen Kraftwerks an der Daugava bei Ķegums statt. Der Ansprache des Staatspräsidenten anlässlich der Feierlichkeiten entnehmen wir folgende Ausführungen:

»Zunächst möchte ich darauf hinweisen, dass der Bau der Kraftstation der Daugava in Ķegums in jedem Falle das bisher schwerwiegendste Ereignis in der Erschliessung unserer Naturschätze darstellt, das grösste inbezug auf den Arbeitseinsatz und auch inbezug auf die Investierung von Mitteln.

Ich möchte jedoch sagen, dass diese Arbeit dennoch nur einen Anfang in der Erschliessung unserer Naturreichtümer darstellt. Diese Arbeit, wenn sie auch gewaltig und gross ist, stellt nur den ersten Schritt dar, und heute können wir noch garnicht voraussehen, wie weit unsere Erfolge in der Erschliessung der Naturreichtümer reichen werden.

Die Daugava ist ein uralter Verbindungsweg zwischen dem Westen und dem Osten. Hier ist der Ort des Austausches und der Wechselbeziehungen von Kultur und Zivilisation. Die neuesten geschichtlichen Forschungen lehren uns, dass an den Ufern der Daugava, an den Wassern der Daugava sich Häfen befanden — der bedeutende und berühmte Hafen der Semgaler. Bereits viele Jahrhunderte vor der Zeit, als Aufzeichnungen gemacht und sich in das Gedächtnis der Menschen der Name des neuen Hafens Riga einzuprägen begann — viele Jahrhunderte vordem bestanden an der Daugava bereits Häfen, der grosse Hafen der Semgaler war nicht nur in der Nähe der Ufer der Daugava bekannt und berühmt, sondern er war auch in fernen anderen Ländern weit bekannt. Die heutigen Arbeiten, deren Zeugen oder Teilnehmer wir alle sind, all das, was wir jetzt in unserer Poli-

tik, Wirtschaft und Kultur durchführen, die gesamte Richtung unserer Tätigkeit und auch ihr Inhalt sind eine logische, geschichtlich notwendige Weiterentwicklung, Verstärkung und Erweiterung der Ereignisse des 15. Mai und die Erfüllung und Verwirklichung seiner Idee. Und das Daugava-Kraftwerk Ķegums ist der glänzendste Ausdruck in der Vielzahl der Beweise für unser unablässiges Vorwärtsschreiten.

Dieser Bau ist eine Prüfung, ob wir jetzt fähig und so hart und stark sind, grosse Arbeiten nicht nur zu beginnen, sondern auch erfolgreich zu Ende zu führen.«

Hierauf ergriff Finanzminister Ēķis das Wort und erklärte:

»Um das Grandiose des Baues zu ermessen, erwähne ich nur einige bedeutsamere Tatsachen über das Ausmass dieses Unternehmens. An dieser Stelle wird sich über unsere alte Daugava ein Damm erheben, der am Fusse rund 20 Meter breit, 15 Meter hoch und etwa einen Kilometer lang sein wird. Der sich hier bildende See wird 45 Kilometer lang und anderthalb Kilometer breit sein. Die Kapazität der durch Turbinen angetriebenen 4 Generatoren des Kraftwerks wird nach dem endgültigen Ausbau 70 000 Kilowatt betragen. Das ist zweimal mehr, als die heutige Rigaer Kraftstation zu leisten in der Lage ist. Das Ķegumer Kraftwerk wird für alle Zeiten ein Denkmal bilden, das eindrucksvoll vor folgenden Geschlechtern für die heutige Zeit des Aufbaus und der Arbeit zeugen wird. Es wird das grandioseste Denkmal für das Lettland des 15. Mai und unseren Volksführer sein.

Mit dem Bau dieses Kraftwerks wird die planmässige Ausbeutung unserer Naturkräfte eingeleitet, und wir gehen damit in der Energieversorgung den einzig richtigen Weg, der bereits längst hätte beschritten werden müssen.

Die Berechnung der Baukosten ergab die Summe von 33 Millionen Lat. Nachdem sich viele Preise in letzter Zeit erhöht haben und auch die Kurse abgeändert worden sind, wird sicherlich eine Änderung in dieser Berechnung eintreten. Es ist jedoch zurzeit schwierig, den Unterschied bereits jetzt anzugeben. Es kann jedoch gesagt werden, dass grundsätzlich keine wesentlichen Veränderungen eintreten werden, da wir einen grossen Teil der Maschinen, Geräte und Hilfsmittel noch zu den alten Preisen im Auslande eingekauft haben.

Indem wir den Grundstein zu unserem grossen Ķegums-Kraftwerk legen, möchte ich mit Genugtuung und Dankbarkeit hierbei unsere schwedischen Kontrahenten erwähnen. Ich kann hier der Versicherung meiner aufrichtigen Dankbarkeit gegenüber diesen grossen schwedi-

schen Firmen Ausdruck geben für das Vertrauen, die wahrhafte Freundschaft, in deren Geist dieser Vertrag geschlossen wurde und diese Arbeiten zur Durchführung gelangen. Auch die grosse und bemerkenswerte Anleihe in Schweden ist uns unter Bedingungen gewährt worden, die uns in vollem Umfange befriedigen, da auch hier das Hauptprinzip berücksichtigt worden ist, und zwar, dass das hier investierte Kapital nicht teuer ist. Die Anleihe ist in 14 Jahren zurückzuzahlen, und für sie sind jetzt 5 Prozent Zinsen zu zahlen, die sich später auf 4½ Prozent jährlich ermässigen. Auch im technischen Sinne sind wir davon überzeugt, dass die berühmten schwedischen Wasserbauautoritäten hier das Beste, was sie vermögen, leisten werden, und für ihr Können haben die schwedischen Baufachleute und Ingenieure bereits den Nachweis durch Bau von Kraftstationen in ihrem eigenen Lande sowie auch in anderen Ländern geliefert.

Ausser der Anleihe in Schweden, die ungefähr 14 Millionen Lat beträgt, sind wir bestrebt, auch in Zukunft unsere freien Kapitalien im Inlande zu diesem Bau heranzuziehen. In diesem Zweck wird in allernächster Zeit das Finanzministerium staatliche Kreditscheine ausgeben, die 4, 4½ und 5 Prozent jährlich tragen werden. Zur Realisierung dieser Anleihe fordern wir alle Bürger auf, und ich zweifle nicht, dass alle Sparer und alle Bürger die grosse Bedeutung dieses Baues verstehen werden, und zweifle daher nicht, dass der Finanzplan sich mit Erfolg realisieren lassen wird.«

Die Feiern am 14. und 15. Mai

Der 15. Mai wurde im ganzen Lande feierlich begangen. Am Vorabend des Tages der nationalen Wiedergeburt des lettischen Volkes fand eine grosse Jugendkundgebung statt. Der Staatspräsident richtete einen Appell an die Jugend, sich derer würdig zu erweisen, die für Lettland, Volk und Staat, gekämpft und gelitten hätten.

Auf dem Staatsakt in der Nationaloper gab der Staatspräsident einen Überblick über die Ereignisse seit dem Umschwung vor drei Jahren. Damals sei der Kampf für die nationale, wirtschaftliche, kulturelle und soziale Gerechtigkeit die Aufgabe gewesen. Die Frage nach der Verwirklichung dieser Absichten könne nur bejahend beantwortet werden. Schon jetzt lasse sich soviel sagen, dass die Zeiten auf Nimmerwiederkehr vergangen sind, wo mit den Letten Geschichte gemacht wurde. Die Geschichte dieses Landes, so erklärte der Staatspräsident, machen wir.

Familienzulage für Landarbeiter

Am 29. April nahm das Ministerkabinett ein Gesetz an, wonach ständige Landarbeiter für Kinder bis zu 10 Jahren eine Familienzulage vom Staate erhalten. Bei einem und zwei Kindern beträgt die Zulage 4 Lat pro Kind und Monat, für jedes weitere Kind — 5 Lat im Monat, jedoch insgesamt nicht mehr als 23 Lat monatlich. Die Auszahlung wird unterbrochen, falls der Landarbeiter seinen Arbeitspflichten nicht nachkommt oder seine Arbeitsstelle verlässt. Dieses Gesetz ist als eine Massnahme zur Besserung der Lebensbedingungen der Landarbeiter und damit zur Lösung der Landarbeiterfrage überhaupt anzusehen.

Ausbau der Schwerindustrie

Am 3. Mai fand eine gemeinsame Sitzung der Verwaltung und des Aufsichtsrats des »Vairogs« statt. Der Vorsitzende des Aufsichtsrats A. Valdmanis hob in einer Rede hervor, dass es jetzt die heiligste Pflicht wäre zu beweisen, dass die von Letten geleistete und getätigte Arbeit besser und wertvoller sei als die der früheren Besitzer. Die Aufgabe des »Vairogs« sei Aufbau und Systematisierung der Schwerindustrie. Der »Vairogs« habe die ehemalige Fabrik »Phönix« und eine ganze Reihe von Immobilien in Podraga zur Errichtung von Schiffswerften, Docks und Flugzeugwerkstätten übernommen; vom Rigaer Börsenkomitee seien der Winterhafen, die Schiffswerft und die Baggerflotte gekauft worden, und schliesslich wurde noch die grosse, bisher Ausländern gehörige Munitionsfabrik erworben. Mit der Firma Ford sei nunmehr ein Vertrag geschlossen, laut dem der »Vairogs« Lastkraftwagen und Automobile leichten Typus werde auf den Markt bringen können. — Aus dem SSSR wird der »Vairogs«, wie die Verhandlungen Valdmanis' in Moskau ergeben haben, Steinkohle und Anthrazit beziehen.

Lettlands Vertretung zu den Krönungsfeierlichkeiten in London

An den Krönungsfeierlichkeiten in London nahmen als Vertreter Lettlands Aussenminister V. Munters und Armeekommandeur K. Berķis in Begleitung seines Adjutanten teil. Der Aussenminister nahm die Gelegenheit wahr, um mit den englischen Diplomaten, insbesondere Aussenminister Eden und Vizeaussenminister Lord Plymouth, in Gedankenaustausch zu treten. Die lettischen Vertreter erhielten in einem Gespräch mit dem englischen Verteidigungsminister Duff Cooper die Zusage, dass England nötigenfalls stets bereit sein werde, Lettland zu helfen.

Lettlands Orientierung nach England

Laut Referat der »Brīvā Zeme« hat Aussenminister V. Munters einem Korrespondenten der »Baseler Nachrichten« ein Interview erteilt, wobei der Aussenminister erklärte, dass Lettland sich politisch und wirtschaftlich immer mehr nach England orientiere. Eine ähnliche Politik werde auch von den übrigen Baltischen Staaten gepflegt. Eine derartige Orientierung habe die besten Erfolge gezeitigt. Aussenminister Munters unterstrich, dem gleichen Referat zufolge, dass Lettland dem Besuch Lord Plymouths in den Baltischen Staaten grosse Aufmerksamkeit schenke. In Bezug auf das Verhältnis zu Deutschland habe der Aussenminister erklärt, es sei dieses, ebenso wie die Beziehungen zur Sovetunion, als korrekt zu bezeichnen. Die Frage der Minderheiten spiele in Lettland gar keine Rolle, da z. B. die Deutschen nur 3 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmachten.

Der „Vaterlandspreis"

Am 12. Mai nahm das Ministerkabinett ein Gesetz an, laut dem als Anerkennung und Dank für besondere Verdienste um Volk und Staat eine Zuwendung in Geld, »der Vaterlandspreis« mit Diplom und Brustabzeichen vorgesehen ist. Der Preis wird für Arbeiten auf wissenschaftlichem, künstlerischem, literarischem, baulichem, wirtschaftlichem, pädagogischem, sozialem und politischem Gebiet und auf dem Gebiete des Staatsschutzes verliehen. Das Gesetz sieht die Gründung eines Fonds vor, der ausser Spenden und Zuwendungen durch ordentliche Einzahlungen der Herausgeber und Importeure von Büchern, Zeitschriften und Schallplatten des Rundfunks u. a. fortlaufend aufgefüllt wird. Die Verteilung des Preises erfolgt am 15. Mai. In den ersten 5 Jahren darf die Gesamtsumme 50 000.— Lat jährlich nicht überschreiten. Es dürfen nicht mehr als 6 Personen jährlich preisgekrönt werden.

Die Fahne der Stadt Riga

Am 4. Mai nahm das Ministerkabinett ein Gesetz über die Fahne der Stadt Riga an. Die Fahne ist hellblau-weiss mit dem Wappen der Stadt in der Mitte. Privatpersonen und Organisationen ist es verboten, das Abbild der Fahne mit oder ohne Wappen in Vereinsfahnen und -abzeichen zu verwenden.

Grossfeuer in Gostiņi

Am 3. Mai wurde die kleine Stadt Gostiņi von einer Feuersbrunst heimgesucht, der insgesamt 54 Häuser zum Opfer fielen in einem Ge-

samtwert von 200 000 Lat. Das zu zwei Dritteln von Juden bewohnte Gostiņi hiess vor dem Kriege Glasmanka, im Volksmunde Trentelberg, und liegt an der Mündung der Aiviekste in die Daugava.

Gesetz zum Schutz der Autorenrechte

Im Zusammenhang mit dem Beitritt Lettlands zur Berner Konvention zum Schutz der literarischen und künstlerischen Arbeiten ist vom Ministerkabinett eine Regelung des Autorenrechts ausgearbeitet und am 7. Mai angenommen worden; das Gesetz trat am 15. Mai in Kraft. Das neue Gesetz sieht einen Schutz der Autorenrechte für Arbeiten der Literatur, Kunst und Wissenschaft voraus. Über photographische Arbeiten sind im Gesetz besondere Bestimmungen vorgesehen. — Das Recht der Übersetzung, Bearbeitung, Kopie, Vervielfältigung, Verbreitung steht nur dem Autor zu. Das Autorenrecht gehört dem Autor sein ganzes Leben und seinen Erben noch 50 Jahre nach dem Tode des Autors.

Die Gedenkfeier des 22. Mai auf dem Waldfriedhof

Anlässlich der 18. Wiederkehr der Befreiung Rigas von der Herrschaft der Bolschewisten fand wie alljährlich auf dem Waldfriedhof in Riga am Landeswehrgedenkstein eine gottesdienstliche Feier statt. Die Ansprache hielt Pastor P. Busch aus Valtaiķi. Die Gräber der gefallenen Kameraden waren durch die Schuljugend reich geschmückt worden. Die Besucherzahl der Feier war wie immer ausserordentlich gross. — In der Umgebung des Gedenksteins ist eine Ausgestaltung des Heldenfriedhofs in Vorbereitung, die den Feiern und der ganzen Umgebung einen würdigeren Rahmen geben wird.

Das deutsche Frühlingsfest im Waldpark

Am 23. Mai wurde unter grosser Beteiligung das Frühlingsfest der deutschen Volksgruppe begangen. Die Zahl der Teilnehmer war dieses Mal noch besonders durch die zahlreichen Gäste aus den kleinen Städten und vom Lande gestiegen und erreichte annähernd 12.000. Das Fest begann mit dem Aufmarsch der organisierten deutschen Jugend. Das reichhaltige Programm mit den Vorführungen der Turner, Sänger, Schwimmer, Motorradfahrer, einer Bunten Bühne, ferner Volksbelustigungen wie Karussell, Schaukel, Rutschbahn und Schiesstand, und schliesslich die unzähligen vortrefflichen Kaffee- und Bierquellen liessen Jung und Alt am Festtrubel teilhaben und den Tag als wirkliches Volksfest der Deutschen Lettlands erleben.

Prof. Dr. Max Planck in Riga

Als Gast des Herderinstituts traf am 1. Mai Prof. Dr. Max Planck, Präsident der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, in Riga ein. Der berühmte Physiker sprach vor dem Deutschtum Rigas in einem öffentlichen Vortrag über Religion und Naturwissenschaft. — Als Gast der Universität sprach Prof. Dr. Planck über »die Entropie«.

„Aias" des Sophokles in der Ursprache

Am 12. Mai gelangte durch das Staatliche Deutsche Gymnasium der »Aias« des Sophokles zur Aufführung. Unter der Leitung ihres Direktors gelang der Schule eine ausgezeichnete Aufführung, die eine Vorstellung von dem vermitteln konnte, was an unsterblichen Werten im antiken Drama enthalten ist.

ESTLAND

Passive Handelsbilanz

Der estländische Aussenhandel ist in den ersten vier Monaten des Jahres 1937 mit rund 8 Millionen Kronen passiv. Diese Tatsache berührte der Wirtschaftsminister auch in seiner grossen Budgetrede im Staatswirtschaftsrat. Er führte diese Passivität auf die niedrige Ernte des vorigen Jahres und auf die grossen Investierungen zurück, die im Laufe des letzten Jahres gemacht worden sind. Der geringen Ernte wegen hat Estland Korn und Viehfutter in grösseren Mengen importieren müssen, und für die Investierungen ist der Import zahlreicher Maschinen nötig gewesen. Der Minister sprach aber die Überzeugung aus, dass eben diese Investierungen spätestens nach einem halben Jahre eine Aktivierung des estländischen Aussenhandels zur Folge haben werden. Besonders gross ist die Passivität im Handel mit Deutschland, und hier, meinte der Minister, werden Mittel gefunden werden müssen, um den Export zu vergrössern und den Import zu verringern. Passiv ist der estländische Aussenhandel in der letzten Zeit auch mit England, Russland und mit einigen anderen Staaten gewesen, aber weniger stark, als mit Deutschland.

Polnische Landarbeiter

In Anbetracht des immer fühlbarer werdenden Arbeitermangels hatte die Regierung im Frühjahr dieses Jahres der Estländischen Stein-Oel A.-G. die Erlaubnis erteilt, 50 bis 200 Arbeiter aus Polen kommen

zu lassen. Diese Genehmigung zum Import ausländischer Arbeitskräfte rief zunächst bei der estnischen Arbeiterschaft einen Sturm der Entrüstung und im Anschluss daran eine lebhafte Polemik über diese Frage in der estnischen Öffentlichkeit hervor. (Siehe Balt. Monatshefte, Nr. 3, 1937). Die Estländische Steinöl A.-G. hat später auf den Import polnischer Arbeiter verzichtet, da sie schliesslich doch genügend einheimische Arbeiter fand. Denn als es hiess, »die Polen kommen«, häuften sich plötzlich die Meldungen der Arbeitsuchenden. Der Arbeitermangel in der Landwirtschaft liess sich aber mit den vorhandenen inländischen Arbeitskräften nicht beheben. Mit Genehmigung der Staatsregierung nahm die Landwirtschaftskammer die Anwerbung polnischer Landarbeiter in ihre Hand. Ihre örtlichen Organe mussten angeben, wie viele Landwirte der einzelnen Bezirke polnische Arbeiter zu erhalten wünschen. Jeder Landwirt musste zur Deckung der Transportunkosten 20 Kronen je bestellten Arbeiter einzahlen, und dann schickte die Landwirtschaftskammer einen Vertreter nach Warschau, der dort die Landarbeiter anwarb. Angeworben wurden für diesen Sommer 600 polnische Arbeiter, und zwar für die Dauer von 6 Monaten. Sie erhalten freie Fahrt hin und zurück, freie Verpflegung während ihrer Dienstzeit und 26 Kronen monatlich in Geld.

Unterstützung der kinderreichen Familien

Mitte April hat das Sozialministerium allen Stadt-, Flecken- und Kreisverwaltungen vorgeschrieben, auf die Unterstützung kinderreicher Familien besonderes Gewicht zu legen. Gleichzeitig ist den genannten Kommunen vorgeschrieben worden, bis spätestens 1. Juni genaue Daten über die Zahl der innerhalb ihrer Grenzen wohnhaften kinderreichen Familien zu sammeln und dem Sozialministerium einzureichen, damit das Ministerium dann auf Grund dieser Daten Massnahmen zur Unterstützung der kinderreichen Familien ergreifen kann. Kinderreich im Sinne dieser Vorschriften sind Familien mit mindestens 4 Kindern unter 18 Jahren. Wie verlautet, sollen die kinderreichen Familien im Rahmen des Möglichen auch mit Land versorgt werden.

Krankenversicherung der Staatsbeamten

Durch Dekret des Staatsältesten ist ein Gesetz über die Krankenversicherung der Staatsbeamten erlassen worden. Unter Krankenversicherung versteht dieses Gesetz 1) freie ärztliche Behandlung der Versicherten und ihrer Familienglieder, 2) Zahlung des Gehaltes wäh-

rend der Dauer der Krankheit und 3) Unterstützungszahlungen bei Geburten und Todesfällen.

Zwangsestisierung von Ortsnamen

Das Innenministerium hat den Entwurf für ein Gesetz ausgearbeitet, nach welchem alle Ortsnamen in Estland, die fremdsprachiger Herkunft sind, im Laufe eines Jahres estisiert werden müssen. Dieser Entwurf betrifft nicht nur die eigentlichen Ortsnamen, sondern auch die Namen von Strassen, Villen usw. Die Eigentümer von Immobilien, deren Namen unter dieses Gesetz fallen, haben nach dem Entwurf das Recht, im Laufe eines Jahres ihrem Immobil einen neuen Namen zu geben, der rein estnischer Prägung sein muss. Diejenigen nichtestnischen Namen von Immobilien aber, welche die Eigentümer der betr. Immobilien im Laufe des einen Jahres nicht selbst geändert haben, werden nach dem Entwurf nach Ablauf des Jahres von den entsprechenden Grundbuchämtern zwangsmässig in estnische umgeändert, wobei die Wahl des neuen Namens den Grundbuchämtern überlassen bleibt. In den Motiven zu diesem Gesetzentwurf ist nach dem »Uus Eesti« gesagt, dass der Zweck desselben darin bestehe, das estnische Land von allem Fremden zu säubern. Das Gesetz ist vorläufig noch nicht in Kraft getreten.

Gesetzliche Regelung der Veranstaltung von Jugendlagern

Auf Grund des Gesetzes über die Organisierung der Jugend hat der Bildungsminister eine Verordnung erlassen, welche die Veranstaltung von Jugendlagern und Jugendfesten durch die Jugendorganisationen betrifft, deren Glieder nicht nur Schüler einer Schule sind. Nach dieser Verordnung dürfen Jugendlager, Jugendtagungen und Jugendfeste nur solche Jugendorganisationen veranstalten, die in das beim Bildungsministerium geführte Verzeichnis der Jugendorganisationen eingetragen sind. Wenn bei einer derartigen Veranstaltung Jugendliche aus mehr als einem Landkreise einschliesslich der betr. Kreisstadt teilnehmen, so bedarf dieselbe einer speziellen Erlaubnis des Bildungsministeriums. An Jugendtagungen im Auslande dürfen nach dieser Verordnung Jugendliche aus Estland nur noch mit einer besonderen Erlaubnis des Bildungsministeriums teilnehmen, wenn die Zahl der Teilnehmer aus Estland mehr als 4 beträgt. Ebenso ist nach dieser Verordnung eine Sondererlaubnis des Bildungsministeriums erforderlich, wenn ein Jugendlicher aus Estland auf einer Tagung oder einem Fest im Auslande eine Rede oder eine Ansprache halten will.

Ausländische Jugendgruppen dürfen, wenn sie aus mehr als 4 Personen bestehen, nur mit Sondererlaubnis des Bildungsministeriums von einer estländischen Jugendorganisation empfangen werden.

Die estnische Presse zur skandinavischen Konferenz

Der in Helsingfors stattgehabten Aussenministerkonferenz der skandinavischen Staaten widmete das der Regierung nahe stehende »Uus Eesti« einen längeren Leitartikel, in dem u. a. folgendes zu lesen war:

»An all diesem stört uns nur eine einzige Sache. Die skandinavischen Staatsmänner haben nämlich im Zusammenhang mit den Helsingforser Beratungen und auch schon früher den Blättern verschiedene Interviews gewährt, in denen sie es mehrfach für nötig befunden haben, zu erklären, dass eine Erweiterung der skandinavisch-finnischen Zusammenarbeit nach Süden überhaupt nicht in Frage komme.

Wir wissen nicht, was die Leiter der skandinavischen Aussenpolitik zu derartigen wiederholten Erklärungen und Dementis veranlasst hat. Jedenfalls ist nichts davon zu hören gewesen, dass die Baltischen Staaten und insbesondere Estland irgendwo den Vorschlag gemacht hätten, sich an der skandinavisch-finnischen Zusammenarbeit zu beteiligen.

Wenn aber ein derartiger Antrag nicht gestellt worden ist, so sind die wiederholten skandinavischen Erklärungen für die Länder am Ostgestade der Ostsee völlig unverständlich.

Manchesmal scheint es sogar, als ob hinter diesen Erklärungen eine bestimmte Absicht steckt. Als ob jemand daran äusserst interessiert ist, dass die skandinavischen Minister derartige Erklärungen abgeben. Es entsteht ungewollt der Eindruck, dass von irgendeiner Seite mit bestimmten Hintergedanken derartige Fragen an die zuständigen Personen inszeniert und der Anschein erweckt wird, dass diese Dementis durch angebliche Anträge veranlasst sind, die aber tatsächlich niemand gestellt hat.

Wir hoffen, dass in Zukunft dieser Misston bezüglich der Baltischen Staaten bei den verantwortlichen Männern Skandinaviens verschwinden wird, und dass wir uns mit dieser Angelegenheit nicht mehr werden befassen müssen.«

Dorpat, d. 21. Mai 1937 *Leo v. Middendorff*

UMSCHAU

Zwischen Wasser und Land

Die Landschaft ist wesentlich vom Wasser abhängig. Unbedingt abhängig von ihm ist die Pflanzenwelt. Von der Pflanzenwelt ist aber wieder die Gesundheit von Mensch und Tier abhängig. Wir können es in Zukunft nicht mehr dem Chemiker überlassen, neue künstliche Düngemittel einzuführen oder nach dem Befund der Atomgruppen unserer Heilpflanzen angeblich bessere Heilmittel künstlich zu erzeugen und auf dem Wege über die unter der Vielheit leidenden Apotheken an die noch mehr leidenden Kranken heranzutragen. Auch unter solcher Technik leidet die Menschheit seit langem.

Vom Wasser ist aber auch das Brotgetreide in hohem Masse abhängig. Der Einfluss des künstlichen Düngers auf Brotgetreide, Futterpflanzen und Gemüse wäre noch mehr als bisher zu klären. Die Rückwirkungen der Chemie auf die gesamte Natur sind in vielen Fällen einwandfrei erwiesen. Die chemisch verseuchten Gewässer vertreiben nicht nur die Fische als unsere wichtige Nahrung, sondern verderben auch unsere Trinkwasserversorgung. Heilen heisst aber auch richtig ernähren.

Das »lebendige« Wasser ist neben Sonne und gesunder Luft zusammen mit einer hochwertigen und reinen Nahrung unerlässliche Voraussetzung für unseren Bestand. Mit Recht sehen die Völker im Wasser den Ursprung des Lebens. Den Glauben an die Wunderkraft des Wassers erkennt auch die Wissenschaft heute wieder an. In den Städten muss — aus gern anerkannten Gründen — das Leitungswasser mit Chlor, Quecksilberdämpfen und 10 000 Volt-Wechselstrom-Ozon geniessbar gemacht werden. Das ist nicht mehr «lebendiges«, sondern »totes« Wasser.

Die Wissenschaft wird »totes« Wasser ebenso wenig kennen wie die Technik. Für sie ist es lediglich eine physikalische Flüssigkeit. Die Wissenschaft von gestern wird nur einen Aberglauben darin sehen, wenn der Gebirgsbauer das durch die Turbine gelaufene Wasser selbst zur Bewässerung seiner Wiesen ablehnt, weil es »leer« sei. Seine »Vorväterweisheit« ist da, wohin der Biologe erst noch kommt.

Was wissen Bauern, Fischer, Schiffer, Flösser überhaupt alles vom Wasser! Als Nachkomme eines Fischers könnte ich persönlich eine Menge wunderbar anmutender Einzelzüge berichten. Genau wie der Moselbewohner am Geschmack des Weines den Ort erkennt, an dem die Rebe wuchs, so bestimmt der Fischer am Geschmack des Bücklings oder der Sprotte die eng begrenzte Stelle eines Flusses, an der der Hering oder der Bretling gefangen wurde. Das bewegliche Wasser erkennt er je nach Grund und Gang voller Leben und Kraft. Weiss davon etwas die Wissenschaft, die Schulwissenschaft? Der Fischer weiss, dass das helle Wasser sich anders bewegt als das dunkle. Er weiss auch, dass die Sonne das Ufer angreift, während es im Schatten von Bäumen standhält. Der Flusschiffer weiss genau, dass sein Schiff bei kaltem Wetter gut im Stromstrich bleibt, weil die Strömung vom Ufer her zur Flussmitte und da in die Tiefe geht. Bei warmem Wetter aber ist das Schiff landtriftig und schlecht zu führen. Fällt der Flusschiffer bei kaltem Wetter über Bord, so weiss er, dass die Strömung ihn auf den Grund zieht, während sie ihn bei warmem Wetter an der

Oberfläche hält und ans Ufer leitet. Und hat die Wissenschaft den »Sog« eines Motorboots in engem Flusslauf schon restlos geklärt?

Unser Kulturleben kann von Technik und Industrie nicht mehr getrennt werden. Beide haben aber ein gesundes Gleichgewicht anzustreben zum Vorteil des Gesamtvolkes. Das materielle Denken begann, als der Mensch sich mehr und mehr von Wald und Acker entfernte und zusammengeballt sich der wachsenden städtischen Industrie zuwandte. Die Glaubenskraft der Völker begann zu versiegen, als diese in ihrem Boden und seinen Pflanzen nur den Nützlichkeitswert sahen, als sie den Glauben an das Mysterium der Vegetation mehr und mehr verloren.

Vegetation und Wasser bedingen einander. Senken wir den Grundwasserspiegel einer Wiese, so ändert sich deren Vegetation. Das ist heute Absicht und Zweck. Wer den Grundwasserspiegel senkt durch ein beliebiges Werk, der muss weise sein, muss die innere Schau vom Zusammenhang aller Dinge haben. Anders folgert aus einem Fehler ein anderer: bald erweist sich die Natur oder das Werk als zerstört. Beides ist schädlich und bedeutet schweren Verlust.

Die wissenschaftliche Grundlage des Wasserbaus ist seit Jahrzehnten im biologischen Sinne mangelhaft. Die allermeisten Wasserbauten sollen als Einzelaufgabe das Regenwasser auf dem kürzesten Wege in das Meer führen. Das Nasse ist dem Menschen unbequem, besonders aber dem Städter. Nur wenig Wasser kann in den Erdboden eindringen und den Grundwasservorrat wieder auffüllen. Der meiste Düngeschlick geht ungenutzt ins Meer. Gerade unsere Generation wird die langsam sich einstellenden Folgen jahrzehntelanger Wassersünden zu spüren bekommen. Wo einst mächtige Eichen wuchsen, stehen heute oft schon nur noch Kiefern und Fichten, vielfach auch nur Baumkrüppel. Wir denken mit Wehmut daran, dass Deutschland einst vorwiegend Waldland war.

Wird eine neue Bahn, eine Hochspannungslinie nach dem Lineal durch einen Wald geführt oder gar ein Kanal, so bedeutet das an sich schon einen Waldbaumverlust. Schlimmer aber ist ausser der Sonnenwirkung der ziemlich regelmässig auftretende Windzug, der weit in den Wald hinein die sehr wichtige Taubildung verhindert und die Bodenkohlensäure wegführt. Der biologisch gesunde Wald führt den Wasserüberschuss durch sein Blattwerk in die Luft, er hält aber zur Dürrezeit den Tau als Nahrung für alle Pflanzen monatelang.

Wenn die Wiese durch »Melioration« allmählich ackerbaureif wird, so freut sich zwar der Bauer. Aber im weiten Umkreis werden von der fortschreitenden Trocknung auch alle höher gelegenen Äcker erfasst. Die Obstbäume zeigen die zu grosse Trocknung deutlich an. Beregnungsanlagen grossen Massstabs müssen folgen und mit ihnen neue grosse Kosten. Aber ist dieses Beregnungswasser »lebendiges« Wasser? An der Elbe will man Flusswasser in das einst entwässerte Land zurückpumpen mit einem Kostenaufwand, der ungefähr dem heutigen Bodenwert entspricht. Das ist Tragik.

Dazu kommt die Tatsache, dass in den letzten Jahren der Grundwasserspiegel überall beträchtlich gesunken ist. Man berichtet, dass nach unbezweifelbaren Anzeichen «das Klima in Mitteleuropa nach vier Jahrhunderten grösserer Feuchtigkeit eben jetzt wieder zurückschwingt zu einem dem mittelalterlichen ähnlichen Mass grösserer Trockenheit.«

Um nicht falsch verstanden zu wer-

den, betonen wir ausdrücklich, dass wir eine gesunde »Dränage« im Acker- und Grünlandbau für unbedingt notwendig halten. Anders würden wir eine Versäuerung des Bodens, die »stauende Nässe« oft gar nicht beseitigen können. Auch gegen eine gesunde »Melioration« grösseren Stils ist nicht das Geringste einzuwenden. Wenn nicht andere und schlimmere Übel dadurch ausgelöst werden und wenn das aufzuwendende Kapital auf die Dauer eine sichere Rente verspricht, dann muss jede nur irgend vertretbare Bodenverbesserung unbedingt durchgeführt werden. Die Eigenversorgung des deutschen Volkes, also der höchste Nutzwert des Bodens, ist heute ein Ziel, das wir uns nicht freiwillig gesetzt haben. Die dunklen Kräfte um uns wollen das deutsche Volk auf die Knie zwingen. Es geht jetzt um die grosse Entscheidung, in der sich jeder seiner Verantwortung bewusst werden muss. Auch der Letzte und Geringste ist einbezogen in diese Verantwortung gegenüber dem Volksganzen. Wer am deutschen Boden mitarbeitet, hat den höchsten Grad seiner Gesamt-Nutzung zu erstreben.

Schon die »Dränage« ist aber nicht immer und unter allen Umständen als »gesund« anzusprechen. Auch sie ist ein technisches Mittel, welches uns von dem Augenblick an ungünstig beherrscht, in dem wir es nicht in jeder Hinsicht recht anwenden. Alle neuen Erkenntnisse und Methoden finden zunächst immer wohl eine willige Anhängerschaft, nicht aber sogleich die richtige Nutzanwendung. Jahrzehnte gehen ins Land, bis sich eine Methode halbwegs nutzbringend erweist. Man denke an den künstlichen Dünger. Sind wir alle — herunter bis zum einfachen Landhelfer — schon wahrhafte Künstler an diesem Instrument, das uns die Wissenschaft an die Hand gab? Nein, wir sind von solcher Künstlerschaft noch immer weit entfernt. So ist es auch mit der Dränage. Sie wird gar zu sehr schematisch, gar zu sehr »technisch« angewandt. Die neue Auffassung von Wasserwirtschaft, wie sie unter Berücksichtigung aller neuen Erkenntnisse fortan zur Herrschaft gebracht werden muss, verlangt ein System wahrhafter »Wasserkunst«. Haben wir nicht gelegentlich von solchen »wasserkünstlerischen« Anwendungen in China und Indien gehört? Sollten wir nicht auch in solchem Sinne einmal unsere Entwässerungspläne durchprüfen und dabei feststellen, dass wir die Dränage auf eine »gesunde« Art zugleich bequemer und biliger anzuwenden vermögen? Man verzichte darauf, die »Dräns« ganz schematisch über grosse Strecken derart zu verlegen, dass von jedem Platz aus das Wasser auf dem schnellsten Wege in einen grossen und tiefgelegenen Graben abwandert. Bleiben wir vielmehr mit den »Dräns« so nahe an der Oberfläche, wie die Acker- und Wiesenwirtschaft es irgend zulässt. Dafür schalte man die leider in den letzten Jahrzehnten viel zu leicht aufgegebenen »Wasserlöcher« wieder ein und füge sie sinnvoll in die »Wasserkunst« derart ein, dass sie grosse Mengen Wasser aufzunehmen vermögen. Jedes Wasserloch bekommt ein »Schütz«, durch welches nur die wirklich überflüssigen Wassermengen in das nächst tiefer gelegene Wasserloch abgeführt werden. Jedes Wasserloch umgebe man mit dichtem Busch- und Baumwuchs, welches das Ufer schützt, Verdunstung und Verschlickung verhindert und dem weidenden Vieh neben der guten Tränke »lebendigen« Wassers eine wind-, regen- und sonnengeschützte Lagerstatt gibt.

Jeder Bauer hat es in der Hand, auf solche Art eine sinnvolle Lebensgemein-

schaft auf seinem Acker- und Grünland wieder heimisch zu machen. Dann kehrt auch die Vogelwelt wieder zurück und mit ihr der grösste Feind aller Schädlinge. Durch künstliche Nistgelegenheit lässt sich der erstrebte Zustand noch beschleunigen. An vielen Stellen wird von solchen Wasserlöchern aus vielleicht gar eine Beregnungsanlage mit »lebendigem« Wasser auf einfachste Weise in der Not eingesetzt werden können.

Wo die Wasserverhältnisse zeitweise ganz unzulänglich sind, sollte man sich auch wieder besinnen auf eine anderswo und früher vielfach auch bei uns üblich gewesene Einrichtung zur Gewinnung von Wasser aus der Luft durch Kondensierung. Solche Anlagen nennt man anderwärts auch wohl »Himmelsteiche«. Ein breites Auffangebecken aus Lehm wird gut isoliert in den Boden eingelassen. Diese »Himmelsteiche« finden sich unter anderer Bezeichnung vielfach noch in hochgelegenen Marschteilen. Als Viehtränke sind sie dort noch heute recht geschätzt. Oft weiss man allerdings nicht mehr, wie das Wasser in diese »Teiche« kommt. Man nimmt es als ein Geschenk des »Himmels« hin ohne nachzudenken. Sie werden uns in unserem Kampf gegen die Verknappung des »lebendigen« Wassers noch einmal gute Dienste leisten können.

Wichtig ist vor allem auch die Wiederbegrünung unserer Landschaft. Baumwuchs bringt Schönheit in die Landschaft, aber auch Wolken und Wasser. Man wende nicht ein, dass dadurch die Ackerbaufläche verringert würde. Was man dafür eintauscht, ist viel wichtiger. Das in Deutschland knapp gewordene Holz wächst uns hier in grossen Mengen zu, derart, dass wir es zu einer uns passenden Zeit »schlagen« können. Die Knickwirtschaft gibt uns Holz, dem Vieh Schutz, dem Land Wasser, dem Schädling seinen schärfsten Feind. Die »lebende Hecke« vertreibt die »Drahtkultur« mit ihrem vielen Ärger und ewigen Zeit- und Materialaufwand. Die nur ganz wenig verringerte Fläche kann in biologischer Lebensgemeinschaft bei erhöhter Kalkung bedeutend grössere Erträge bringen.

Es waren nicht Schönheitsrücksichten, die den Bestand unserer Knicks und Wallhecken gesetzlich sicherten. Aber bei dieser erhaltenden Massnahme darf es nicht bleiben. Vogelschutzgehölze sollten nicht nur in der Nähe der Grossstädte angelegt werden. Überall auf dem Lande, in Moor- und Ödland müssen sie neu erstehen. Und zwischen Wäldern, Vogelschutzgehölzen und Seen müssen sich breite Hecken als grünes Verbindungsglied einschalten. Jeder grössere Graben, jeder Bach wie jeder Fluss muss von Baumwuchs bis fest an das Ufer heran begleitet werden.

In den grossen Wasserkreislauf ist das Land eingeschaltet. Wo der Wald schwindet, da schwindet auch die Wolke und mit ihr das Wasser. Wo aber das Wasser schwindet, kommt die Steppe.

»Niederdeutsche Welt«

Die Versteppung Deutschlands

Aus vielfältigen Anzeichen auf den verschiedensten Gebieten geht unbezweifelbar hervor, dass das Klima in Mitteleuropa nach vier Jahrhunderten grösserer Feuchtigkeit eben jetzt wieder zurückschwingt zu einem dem mittelalterlichen ähnlichen Mass grösserer Trockenheit. Dass die Meteorologie nichts davon weiss, besagt nichts. Sie hat ja auch keine Zahlenbelege für die doch vorhandenen Gletscherbewegungen; diese aber gehen wider alle seit 1500 gewohnte Gesetzmässigkeit seit 25

Jahren zurück auf ihre mittelalterliche Ausdehnung. Pflanzen und Kleintiere sind zudem viel empfindlichere Anzeiger für Klimazustände als irgendwelche Messinstrumente. Die Einwanderung pontischer Pflanzen und Tiere, das Absterben atlantischer beweisen unwiderleglich, dass die Steppe unaufhaltsam von Osten und Südosten hereinrückt.

Eine noch unmessbare Änderung des Luftklimas bewirkt aber bereits messbare Verschiebungen im Bodenklima und damit im Wasserhaushalt des Untergrundes.

Ein solch wärmeres und trockeneres Klima war die eigentliche Grundlage von Glanz und Grösse des römischen Reiches deutscher Nation. Denn es hatte reiche Wasservorräte, hatte in den Tausenden von Fischteichen und Mühlweihern eine glänzende, nach natursichtiger bäuerlicher Weisheit, nicht nach intellektuellen Laboratoriumsversuchen geregelte Wasserrückhaltung und konnte es sich leisten, seine Flüsse in weiten Eichenwäldern und unbesiedelten Talböden hinströmen zu lassen. Dass zum Zeitalter der Technisierung und Zerspaltung ein feuchteres Klima gehörte, ist so wenig ein Zufall, wie die Tatsache, dass das Schicksal einer neuen Blüte des geeinten Reiches das zugehörige Klima bereitstellt. Nur wird dieses für uns zur Katastrophe, wenn wir nicht besser mit unserem Wasser zu wirtschaften lernen. Die Lage ist sowieso schwieriger als im Mittelalter, weil seither der Schwerpunkt landwirtschaftlicher Erzeugung sich nach dem an sich zu trockenen Osten verlagert hat.

Dass aber das Mass erst richtig voll werde, dafür sorgt eine andere allgültige Naturerscheinung: Wo einmal das Gleichgewicht gestört ist, da arbeitet alles mit, die Extreme zu verstärken; ein Land, das trocken werden will, meiden die Wolken; sie sammeln sich dort, wo es schon zu nass ist.

Diese selbstmörderische Versteppung Deutschlands wird unterstützt durch kurzsichtige Massnahmen des Landbaus. Es ist ein gewaltiger Krieg entbrannt gegen alte Bäume, gegen Heckenraine und Feldgehölze. Man glaubt, die von den Einzelbäumen und Strauchreihen eingenommene Fläche der Erzeugung von Nutzpflanzen dienstbar machen zu müssen und übersieht völlig, dass man nicht auf die Dauer 100% von einer Fläche ernten kann. Es müssen 10 oder 15% »Ödland«, wenn man es schon so nennen will, bleiben; denn diese allein gewährleisten die Stetigkeit der 85 oder 90% Nutzertrag. Hecke und Feldgehölz sind in der Kulturlandschaft Ersatz für den gerodeten Wald und unerlässlich zur Erhaltung des Lebensgleichgewichts und damit der dauernden Ertragsfähigkeit von Wiese und Acker. Sie brechen den Wind, erhalten damit Tau und Bodenkohlensäure, verhindern das Aushagern der Böden und sind der Lebens- und Nistraum der ganzen Kleintier- und Vogelwelt, die billiger und sicherer und naturgemässer als die ganze chemische Industrie das Aufkommen tierischer Schädlinge verhindert. Innerhalb der letzten 60 Jahre ist unser Bestand an insektenfressenden Singvögeln auf 1/10 oder gar 1/20 zusammengeschwunden. Schuld daran ist ausschliesslich der Verlust an Nistraum in Hecken und alten Bäumen. Diese Vögel sind durch chemische Schädlingsbekämpfungsmittel nicht zu ersetzen; nimmt deren Verwendung in arithmetischer Reihe zu, so vermehren sich die Schädlinge in geometrischer: das Rennen ist für das Ungeziefer längst entschieden. Das einzige, was der Bauer früher für Schädlingsbekämpfung zu leisten hatte, waren die paar Gabeln Heu oder Getreide, die

er auf der Stelle der alten Hecken jetzt glaubt ernten zu können. Nur mittels solcher Feldgehölze ist im ostdeutschen Raum Bauernland zu schaffen — nicht mit Giftgasen der Industrie — und nur mittels neuer Wallhecken im Emsmoor ein voller Erfolg der Kulturarbeit. Wenn aber ein Kulturingenieur wirklich ein paar Bäume und Sträucher am neuen Bachgerinne stehen lässt, so schlägt sie nachher der Bauer weg. Der alte möchte sie wohl erhalten, wiewohl er keinen Grund mehr dafür weiss. Das Regiment auf dem Hof führt aber der junge, der durch die Schulen gegangen ist. Kulturgeschichtlich ist solche Einstellung durchaus zu verstehen; immer erfasste der jeweilige Zeitgeist das Land ein oder zwei Menschenalter später als die Stadt.

Für uns als Volk aber geht es heute um Sein oder Nichtsein; wir können es uns nicht leisten, erst durch Schaden klug zu werden.

Wohin die Reise geht, dafür liefert Nordamerika gerade in den letzten Jahren ein erschütterndes Beispiel. In der Sucht nach 100%iger Ernte hat man in den weiten Prärien des Westens, auf denen einst die Millionenherden der Bisons weideten, jeden Baum, jeden Strauch, jedes Büschel des wilden Büffelgrases ausgerottet, um dafür Weizen zu bauen.

Heute ist das riesige Land verlassen und wird zur Wüste. Der einstige Weizenboden ist eine Beute des Windes geworden und zieht in schwarzen Staubstürmen seit Jahren über den halben Kontinent, um im Atlantischen Ozean sinnlos zu versinken. Am 11. Mai 1934 allein wurden 300 Millionen Tonnen fruchtbaren Mutterbodens fortgeweht. 45 Millionen Hektar Ackerland in Illinois, Ohio, Maryland und North Carolina sind vernichtet, 55 Millionen Hektar sind schwer geschädigt, 45 Millionen von Vernichtung bedroht *). Die amerikanische Regierung will mit einem Aufgebot von 650 000 Mann Arbeitsdienst Milliarden von Bäumen neu aufpflanzen, um damit das immer weiter nach Osten fortschreitende Zurückweichen der Kulturgrenze aufzuhalten. Sie wird scheitern, weil auch diese Rettungsmassnahmen rein mechanistisch angepackt werden.

Soviel über die physischen Auswirkungen der Wasserwirtschaft von gestern; die metaphysischen sind nicht besser.

Wenn die Wasserbautechnik unvollkommen sein soll, weil sie nur einen Teil des Wesens Wasser erfasst hat, so müsste dies daran sich zeigen, dass ihre Werke unschön sind, nach dem unwiderleglich richtigen Satz: »Was hässlich ist, ist technisch falsch,« dessen Wahrheit an jedem Werkzeug, jeder Maschine, jedem Flugzeug zu erhärten ist. Nun, an der Tatsache, dass nicht leicht ein Zweig der Technik soviel landschaftliche Schönheit Deutschlands in ihr Gegenteil verkehrt hat wie der Wasser- und der Kulturbau, ist nicht zu rütteln. Es gibt wunderschöne alte Mühlgräben und Wildbachverbauungen; Zement und Dampfbagger aber haben geholfen, die Hässlichkeit nackter mathematischer Dämme, wüster Steinwürfe und Betonverkleidungen ins Unerträgliche zu steigern. Nun kommt noch die Bitumen-Industrie und beweist zusammen mit der Wasserbauwissenschaft, dass Asphalt der beste Werkstoff ist zur Befestigung der Ufer von Wildflüssen — hier aber scheiden sich die Geister! Es handelt sich nicht um Baustoffrezepte, sondern um die Frage: Was wird aus der Seele ei-

*) H. S. Person: Little Waters. Washington 1936.

nes Volkes, dessen Alpenströme in Asphaltgerinnen laufen?

Daran mögen die Führer der Wasserwirtschaft im Dritten Reich denken, dass von ihrem Tun nicht nur das leibliche Dasein des deutschen Volkes bestimmt wird, sondern auch das Sein oder Nichtsein deutscher Seelenhaltung. Die Versteppung der deutschen Landschaften, ihre Ausräumung und Ausräuberung, der Ersatz naturgeschaffener Formen durch errechnete mathematische Gebilde, die »Maschinenlandschaft« bedeuten ja nicht nur die Zerstörung unserer landwirtschaftlichen, gärtnerischen und waldbaulichen Lebensgrundlagen, sondern auch die Vernichtung aller Schönheit Deutschlands, die Angleichung der unendlich reichen und mannigfaltigen deutschen Landschaften an die öde Leere russischer oder amerikanischer Steppen. Damit aber verliert die deutsche Seele ihre Heimat, jene grossartige Helferin, von der ihr in aller Not immer wieder Kräfte des Aufbaus und der Hoffnung zugewachsen sind; dann muss sie doch noch zur Beute werden eines ostischen oder westischen Materialismus. Wer so scharfe Kritik übt, muss auch einen Weg zum Besseren zeigen können. Und der liegt in dem Satze: »Das Naturnähere ist immer das technisch Vollkommenere und das auf die Dauer allein Wirtschaftliche.«

Nicht der Bau riesiger Talsperren ist ein Heilmittel für die heutigen und die kommenden Schäden. Diese sind richtig in den Steinwüsten von Colorado und Texas; in unserem Land sind sie Fremdkörper, die der gleichen mechanistischen Weltanschauung entspringen, die hier als lebensfeindlich und fürderhin unmöglich erwiesen wurde. Naturnäher sind die Mühlweiher und Fischteiche, die in ganzen Treppen einst die Täler des Hügellandes erfüllten, die weder im Bau noch im Unterhalt die Allgemeinheit auch nur einen Pfennig kosteten. Naturnäher ist es, mit allen Mitteln — die immer einfach und billig sind — allen zeitweiligen Überschuss an Oberflächenwasser überall festzuhalten und im Grundwasserstrom aufzuspeichern, damit er nicht anders als durch Wurzeln und Blätter der Pflanzen in Wald, Acker und Wiese werteschaffend wieder in den Luftraum zurückkehren kann. Naturnäher ist es — und billiger! — die landschaftsfremde Gerade wieder zu verlassen und so sehr dem alten Bach- und Flusslauf angenähert zu bleiben, dass kaum ein Baum gefällt, dass keine Grundschwelle eingebaut werden muss. Und hängen sich im naturfernen Tun an jeden Fehler immer noch schlimmere an, so bringt im naturnahen jeder Gewinn eine ganze Kette neuer, oft ungeahnter. Verzichtet der Wasserbauer auf die Gerade, so kann Baum und Busch bleiben, und mit ihnen die alte Landschaftsschönheit, die nichts anderes ist als der äussere Ausdruck ihrer inneren technischen und biologischen Vollkommenheit. Fällt die Gerade, so braucht es auch keine Grundschwellen, und damit bleibt der Fisch in seinem angestammten Reich. Mancher Forellenbach brachte mehr Ertrag, als je durch seine »Regulierung« an landwirtschaftlichen Werten gewonnen werden kann. Bleiben Busch und Baum und Vogel und Fisch, so bleibt Lebendigkeit und Gesundheit und immerwährender Ertrag. Und dann bleibt auch Deutschland ein Land der Jugend.

Wenn einmal die ganze deutsche Jugend wieder durch die Schule von Feld, Wald und Wiese gegangen sein wird, dann wird ein Hunger nach unberührter Landschaft in Deutschland sein, den niemand heute ermessen kann. Eine naturnahe Technik, Landwirtschaft und Forst-

wirtschaft haben es in der Hand, Deutschland statt zu einer Maschinenlandschaft zu einer Heimat zu machen, in der die deutsche Jugend alles findet, was allein sie zu deutschen Menschen heranbildet, zu einer Heimat, in der jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau nicht nur den Arbeitsplatz, sondern mit jedem Blutstropfen die unversiegliche Quelle aller Kraft und Freude und Schönheit verteidigt.

»Blätter für Naturschutz«.

KLEINE BEITRÄGE

Eine Ostlandreise zur Schwedenzeit

Im Sommer 1936 gelang in der Handschriftenabteilung der Preussischen Staatsbibliothek unter einem Bande »Ayrmannsche Familienpapiere« die Entdeckung einer umfangreichen, bisher unbekannten handschriftlichen Reisebeschreibung aus dem Jahre 1672, die u. a. auch ausführliche Darstellungen baltischer und russischer Verhältnisse und Städte enthält. Allein 35 der insgesamt 83 Folioseiten seiner Niederschrift hat der Reisebeschreiber der für sein Zeitalter sehr lebendigen Darstellung seiner Eindrücke und Beobachtungen im Baltikum und Russland gewidmet. Diese Teile der Handschrift sollen demnächst in den »Acta et commentationes universitatis Tartuensis (Dorpatensis)« mit einer ausführlichen Einleitung im Druck erscheinen[1]). Einige kurze, zunächst nur allgemein unterrichtende Mitteilungen über den Verfasser und den Inhalt der Handschrift sollen indessen bereits an diesem Ort erfolgen.

Der Verfasser der Handschrift, Hans Moritz Ayrmann, war ein Nürnberger Kind. Sein Vater hatte sich als Kaufherr einen weiten Ruf erworben; über die Reichsgrenzen hinaus, in Holland, England und Italien war sein Name bekannt. Noch heute künden Schuldverschreibungen, die den Familienpapieren beigebunden sind, davon, dass er zu seiner Zeit der Fugger der sächsischen Kurfürsten gewesen ist. 1623 wurde er von Kaiser Ferdinand II. auf dem Regensburger Fürstentag in den Adelsstand erhoben. Der Dreissigjährige Krieg führte ihn auf die Seite Gustav Adolfs, dem er nicht nur Geld vorschoss, sondern auch eine Reiterkompagnie auf eigene Kosten aufstellte. Der Schwedenkönig verband mit seinem Dank die Ernennung Georg Ayrmanns zum Kgl. Schwedischen General-Proviantmeister und Rittmeister. Die Kriegsläufte zwangen Ayrmann im Jahre 1639, seinen anfänglichen Wirkungsort Leipzig zu verlassen und nach Nürnberg überzusiedeln, wo er als Mitglied des Grösseren Rates um 1650 herum im Alter von 80 Jahren verstarb.

Aus seiner zweiten Ehe entspross neben zwei Töchtern ein Sohn, Hans Moritz Ayrmann (geb. 1641 in Nürnberg). Im Frühsommer 1662 liess dieser sich in Jena in die Schar der der Gottesgelahrtheit Beflissenen einschreiben. Zwei Jahre später vertauschte er die Bibel mit dem Degen und trat in das kursächsische Heer ein, um in den Türkenkrieg zu ziehen. Doch dazu kam es nicht. Schon zehn Monate nach seinem Eintritt in das Regiment des Obersten von Wolframsdorf, im April 1665, verliess er den sächsischen Heeresdienst und begab sich nach Altenburg, wo er sich vergebens um eine Anstellung bemühte. Ebenso erfolglos scheint er sich dann in Österreich, Böhmen und Mähren

[1]) Wird auch in Sonderausgabe erscheinen

umgetan zu haben. Im Frühling 1666 ist er in Norddeutschland und reist im Mai von Lübeck aus in achtzehntägiger glücklicher Fahrt über die Ostsee nach Reval. Sein Plan ging offenbar dahin, nunmehr sein Glück bei der schwedischen Heeresverwaltung im Baltikum zu versuchen. Diesmal erfüllte sich sein Wunsch — allerdings wissen wir nicht, welches Amt er hier bekleidet hat; man kann nur die Vermutung äussern, dass er Verwaltungsoffizier, wahrscheinlich Proviantmeister gewesen ist. Jedenfalls war er viel auf Reisen, die ihn wiederholt über See führten. In einem eigenen Abschnitt seiner Reisebeschreibung stellt er diese Seereisen übersichtlich zusammen. Sie führten ihn u. a. nach Dänemark, auf die Insel Rügen, nach Mecklenburg und Pommern, nach Holland, Schweden, Finnland usw.

In den baltischen Provinzen Schwedens hielt er sich mit Unterbrechungen vom Sommer 1666 bis zum November 1668 auf und lernte u. a. die Städte Riga, Pernau, Reval, Dorpat und Narwa-Iwangorod eingehend kennen, die er in seiner Reisebeschreibung nach der Erinnerung teilweise recht ausführlich schildert. Zunächst gibt er eine allgemeine Übersicht über das Land. Eingehend schildert er die Frühlingsfischzüge auf dem Embach bei Dorpat, die eine Art gesellschaftlicher Veranstaltung waren mit Wetten und manchem guten Trunk. Sein Urteil über den natürlichen Reichtum des Landes gipfelt in der Feststellung, dass »ganz Liffland ein rechtes FressLandt« sei, und er fährt fort: »undt wenn mann auch mitt blossen Füssen gehen solt, ertrüge es doch mancher lieber, als dass Er seinem Bauch etwas absparen und Hunger leiten solte«. Auch die Landeseinwohner schildert er; die Völkerkundler werden zu entscheiden haben, welche der von Ayrmann geschilderten Eigentümlichkeiten den Letten, welche den Esten zugehören — Ayrmann selbst trifft diese Scheidung nicht.

Der Reisebeschreiber wendet sich dann der Schilderung der einzelnen livländischen Städte zu. Er beginnt mit Riga, der »Haupt Statt in LieffLandt«. Er erzählt von der vergeblichen Belagerung der Stadt durch die Russen, vom Einsturz des Turmes der Petrikirche und geht dann nach einem kurzen Blick in das Stadtinnere zu einer Schilderung der schwedischen Behörden über die noch mit der »inclination« der Rigenser »gegenüber denen Polen« zu kämpfen haben. Die Einwohner von Riga — so meint er — leben von der Ehre, die sie erweisen und die sie empfangen. Sie halten viel von »Höfflichkeit u. ceremonien« und nehmen den Fremden — das ist ihr Ruhm vor allen andern Bewohnern Livlands — »sehr Human« auf. So plaudert er eingehend von den Rigensern, schildert ihre Licht- und Schattenseiten und vergisst auch nicht, eine Schale zornigen Hohnes über die Hoffart der Rigaer Frauen auszugiessen.

Dann wendet er sich Reval zu, das er mit ganz besonderer Ausführlichkeit schildert. Er gibt zunächst einen geschichtlichen Überblick und knüpft daran eine kurze Beschreibung der Stadt. In umfangreicher Darstellung behandelt er die Bruderschaft der Schwarzhäupter, in deren Mitte er oft geweilt zu haben scheint, und geht dann auf die Ratswahlen und ihre eigentümlichen Gebräuche ein. Die Einwohner der Stadt, berichtet er, stünden an Zuvorkommenheit den Rigensern erheblich nach; »eigenstoltzsinnige Leute« nennt er sie und führt diese Eigenheit darauf zurück, dass die Entvölkerung der Stadt nach der grossen Pest von 1602/03 allerlei unterschiedliche Menschen nach Reval gelockt habe, die in kurzer Zeit grosse Reichtümer gesammelt und infolgedessen einen solchen

»Bauer Stoltz« angenommen hätten. Für wenig gute Erfahrungen spricht sein ausführliches Urteil über das Revaler »Frauenzimmer«; er verabsäumt nicht, seine »besondere politicam« ihm gegenüber zu erwähnen.

Pernau erfährt nur eine kurze Darstellung, bei der jedoch die Nachricht über den Bau des Universitätsgebäudes von besonderem Wert ist.

Es folgt eine Schilderung von Narwa und von Verhandlungen der Schweden und Russen in dem Holzhaus an der Narowa; daran schliesst sich eine Beschreibung der Feste »Ivangrau«, in die Ayrmann jedoch keinen Einlass fand.

Den Beschluss der baltischen Reiseerinnerungen bildet die Beschreibung von »Derpt oder Dorpatum«. Er schildert das dort tagende Hofgericht und gibt u. a. eine kurze Charakteristik der Einwohner, die er als neugierige, der Kleiderhoffart ergebene Leute bezeichnet, die mit flinker Zunge »jedermann meisterlich durch die hechel zu ziehen« wissen.

Im August 1669 trat Ayrmann seine ausgedehnteste Reise an. Auf einem schwedischen Orlogschiff reiste er als Mitglied einer schwedischen Gesandtschaft, deren Bestimmung die Teilnahme an der polnischen Königswahl war, nach Warschau. Nach der Wahl Michael Wisniowieckis zum König von Polen musste die Gesandtschaft unter Führung des Grafen Christian Horn nach Moskau weiterreisen, um den wegen der Nichtwahl seines Sohnes ergrimmten Zaren Alexei Michailowitsch zu besänftigen. Auf »leichtfertigen Wegen« gelangte man in die Hauptstadt des Moskowiterreiches. Anschaulich schildert Ayrmann die Bodengestalt des Landes, den Feldbau, die Landeserzeugnisse und verweilt mit besonderer Ausführlichkeit bei der Schilderung der Lebensweise der Einwohner. In glücklichster Weise ergänzt er dergestalt die berühmten Schilderungen des Adam Olearius. In Moskau sieht er sich— wie überall — tüchtig um; er durchstreift die Stadt nicht nur mit offenen Augen, sondern auch mit offenen Ohren und lässt sich die Geschichte eines Thronanwärters (Ankudinow oder der sog. dritte falsche Demetrius) erzählen, der durch Verrat an Alexei Michailowitsch ausgeliefert wurde. Die Beobachtungen Ayrmanns in Russland geben ein lebendiges Bild von der ihm und seinen Landsleuten völlig fremden und wunderbaren Welt, mit dem er später in seiner Heimat einen hochaufhorchenden Kreis unterhalten und uns einen spannenden Bericht in seiner Niederschrift hinterlassen konnte.

Im März 1670 trat die schwedische Gesandtschaft die Rückreise an. In sechswöchiger Schlittenfahrt über Finnland und Lappland, der acht Gefährten erlagen, erreichte man Stockholm.

Im Februar des nächsten Jahres trat Ayrmann seine letzte Seereise an, die ihn nach Amsterdam führen sollte, jedoch mit einem gewaltigen Schiffbruch endete, aus dem er nur das nackte Leben rettete. Er kehrte darauf in seine Heimat zurück, wo er sich an die Aufzeichnung seiner Erinnerungen machte. Sein späteres Leben führte ihn in den Kursächsischen Heeresdienst zurück. 1710 ist er in Torgau gestorben. Der Pietät seines einzigen Sohnes Christoph Friedrich, der 1747 als Professor der Geschichte in Giessen starb, danken wir die Erhaltung der Reisebeschreibung; er liess sie mit andern das Geschlecht Ayrmann betreffenden Papieren zu einem starken Bande zusammenfassen, der im Jahre 1885 in den Besitz der damaligen Königlichen Bibliothek zu Berlin gelangte.

Kurt Schreinert

„Kleine Frivolitäten“

Eine Flügeltür tut sich auf: Blendender Lichterglanz aus flimmernden Kronleuchtern flutet über das blanke Parkett eines weiten, schönen Saales. In die edlen Linien und Farben ihrer geschmackvollen Kleider gehüllt, stehen die Damen; Herren in festesfrohen, etwas würdigen Fräcken unterhalten sich mit ihnen. Um die Ehrendamen in der Mitte des Saales ist ständig ein kleiner Kreis, junge Herren in höflicher, etwas verhaltener Aufmerksamkeit, ältere Herren als vollendete Kavaliere. Und rundherum aufflackerndes Lachen, flatternde Unterhaltung, hin- und herüber von Gruppe zu Gruppe. — Der Tanz beginnt, die altehrwürdige Polonaise, jener Tanz, der wie kein anderer sich der Dame der Gesellschaft vergleichen lässt, die es mit so viel Würde und Formvollendung versteht zu repräsentieren, und gleichzeitig mit so fröhlicher Grazie die übermütig schnörkelhaften Huldigungen des älteren Herren entgegennimmt, dabei aber nicht die Jugend zu kurz kommen lässt in ihrer Aufmerksamkeit. — Es folgen die Rundtänze. Das Licht aus den vielen Kerzen dringt gleichsam tiefer, glänzt auf den Gesichtern wider. Ein Tourentanz und wieder Rundtänze. Immer lebendiger wird es in den Adern, immer quirliger. Und dann bricht es einmal durch: verhalten und doch leidenschaftlich, gebannt in strengen Rhythmus und doch tief aufwirbelnd: Mazurka! — Das ist der Höhepunkt. — Dann wird es lockerer und dadurch weniger aufputschend, leichter und bewegter: Polka. — Und treibt durch viel Fröhlichkeit und Tänze auf ein lachendes, sprudelndes Ende zu: Schlussgalopp!..

Wie natürlich erscheint es in solch einer Umgebung, wenn zwei Herren, die in der Tür stehend den Tänzern zuschauen, ihre Köpfe mit jener bewussten spitzspöttischen Miene zusammenstecken und dann in das bezeichnende, stossendkichernde Lachen ausbrechen, einen Blick untereinander wechseln und einen zweiten irgendwo in den Saal hingleiten lassen. — Wer hört im Bierzimmer nicht gern jene Geschichten, bei denen sich der Erzähler vor der gefährlichen Wendung nocheinmal vorsichtig umsieht, ob nicht zufällig eine Dame vorbeigeht. — Kleine Frivolitäten.

Diese Dinge gehörten genau so zum Stil der Feste, wie die Polonaise, der Walzer, die Mazurka zu dem Saal passten, der nicht Rokoko war und doch viel davon hatte, der überhaupt auf keinen benennbaren Stil festgelegt war und doch stilvoll war in der Art, wie alles in ihm angeordnet, ausgestaltet war. — Und Stil der Feste, das ist Stil der Menschen, die sie feiern.

Darum wusste jene Gesellschaft auch so genau, dass man ihren Stil nicht erlernen konnte. Kam jemand hinein, der nicht dazu gehörte, und beachtete er auch alle Regeln der Gesellschaft, so sah man es doch sofort, denn gerade das stilsichere Nichtbeachten von Regeln gehörte in dieses Bild. »Armer Kerl...«, sagte man. Und versuchte der Andersgeartete, sich über die Regel hinwegzusetzen, so rief man: »Unmöglich, dieser Mensch!« Diese Gesellschaft hatte die Regel durch den Stil überwunden, das war ihr Wesen. Es ist bezeichnend, dass über diese Menschen von Andersartigen gesagt worden ist: »Sie betragen sich nach unseren Begriffen schlecht, und doch steckt eine unbegreifliche Eleganz darin.« Und übertrieben wurde der Satz aufgestellt: Es kommt nicht darauf an, dass man weiss, wie man sich gut beträgt, sondern darauf, dass man es versteht, sich schlecht zu betragen.

Nicht nur auf dem Parkett, nicht nur bei Gelegenheit der prächtigen Entfal-

tung des gesellschaftlichen Lebens, sondern auch in der Arbeit, im Privatleben, in der Politik — überall trug dieser Stil die Art und Weise des Menschen der Zeit und wurde von ihm wiederum getragen.

*

Heute aber ist diese Zeit ein Gewesenes. Die baltische Gesellschaft ist zerschlagen: Die materiellen Grundlagen sind nicht mehr vorhanden, auf denen allein sie bestehen konnte; aber wichtiger noch — sie hat sich selbst, als alles schon wankte und zerfiel, in einer letzten heroischen Tat vollendet. Der Kampf der Landeswehr gegen das Moskowitertum war die Vollendung dieser Entwicklung, war die Erfüllung des tiefsten Sinnes jener Ausdrucksform völkischen Lebens. Ein Weiter gibt es nicht mehr, es kann nur noch ein Neues geben. Gleichzeitig aber war dieser Kampf das Ergebnis des Beginnes einer neuen Epoche: Aus ihm heraus konnte in vielen die neue Zeit aufbrechen, die dann zu neuen ideellen Grundlagen und Lebensformen sich entwickeln wird.

Wir sollten zu viel Achtung vor dem grossen Geschichtsgut unseres Volkstums haben, um krampfhaft und willenlos unsere Augen davor zu verschliessen, dass wir vor einer neuen, ganz anders gearteten Lage stehen. Es ist eine Verächtlichmachung der Leistung unserer Väter, wenn wir heute, über die Erfüllung ihrer Zeit hinaus, in gehaltlosen Lebensformen uns ergehen, die wir jener Zeit absehen, als sie tatsächlich Leben waren.

Wenn heute ein Student die betont jugendhafte Kleidung anderer Jugendlicher mit einer Frivolität belacht, wenn er die neuen Lieder abtut mit einer Bemerkung, die geistreich sein soll, wenn er einen Kreis, der um eins der vielen Probleme der Gegenwart streitet, mit der Bemerkung verlässt, hier sei es ihm »zu prinzipiell«, und sich in eine andre Ecke setzt, um lieber Studenten- und Jagd»pratchen« zu erzählen oder anzuhören — dann macht er nicht diejenigen zur Karikatur, auf die sein Satz gemünzt, wie es einst war, als man mit der Frivolität auf das Auffällige zielte; gerade umgekehrt: Er macht sich selbst zu einer Karikatur, die unserer Zeit mit ihren Ansprüchen an uns nicht würdig ist, die gleichzeitig durch ihre Gehaltlosigkeit die Lebensformen unserer Väter beschimpft.

Und es ist unser unwürdig, ein Wort sezierend, das lächerlich zu machen, was ein andrer im Eifer der Auseinandersetzung viellecht zu gross gesprochen hat. Auf sein Wollen kommt es an, dem er Ausdruck geben will, dem wir uns aufschliessen müssen, das wir mittragen müssen.

Zeiten der Wende rufen grosse Empfindungen oft auch in kleinen Menschen wach. Und diese Empfindungen suchen nach Ausdruck, nach irgendeiner Gestaltung. Wir sollen das Gestalten nicht nur den Künstlern, politischen Führern, überhaupt unseren Grossen überlassen: Wir müssen selbst mit ganzer Seele dabei sein. Und wenn einige von uns das in sich nicht können, so dürfen sie zum wenigsten anderen nicht das Recht dazu nehmen, indem sie sie für ihren Eifer lächerlich machen!

Es soll hieraus nicht eine Lehre des Puritanismus gezogen werden, als dürfe nun der Mensch überhaupt nichts mehr lächerlich finden, als müsse er andächtig auch die grössten Faseleien anhören. Man soll nur eben verstehen, was lächerlich und was ernst ist.

Schnaps, Bier, Herrengesellschaft, Jagd, Restaurant oder Kartenabend — das sind so einige von den Kulissen, die den noch allenfalls berechtigten Hintergrund für kleine Frivolitäten bilden.

Vielleicht gehört dazu noch die nicht mehr stilsichere Art unserer grossen Gesellschaftsveranstaltungen. Jedoch wird auch in diesem Rahmen nicht alles Zielscheibe sein dürfen: es gibt Dinge, die nicht angetastet werden dürfen. — Wo aber der Hintergrund verbunden ist mit dem grossen Werden unserer Zeit, da sollten wir uns aufschliessen der tiefen, ahnungsvollen Spannung, die nach Ausdruck sucht, und sollten nicht unsere eigenen Empfindungen zum Stolpern bringen, indem wir ihnen durch eine kleine Frivolität ein Bein stellen.

Denn wir stehen vor einen neuen Beginn, der an unsere tiefsten Empfindungen, an unsere besten schöpferischen Kräfte unausweichlich heischende Forderungen stellt. Der die ganze Persönlichkeit von uns zum Einsatz verlangt —

den Studenten an erster Stelle!

H. von Sacken (Cur.)

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Ludwig Thoma: »Meine Bauern«. Sämtliche Bauerngeschichten. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München 1936.

Ein kleiner Münchener Anwalt am Ende des vorigen Jahrhunderts mit viel Bauernpraxis, mit einem scharfen und helläugig kritischen Humor begabt und gleichzeitig einem warmen Herzen, dem die Landschaft und der derbe Bauernschlag der bayrischen Voralpen Bedürfnis war — das ist Ludwig Thoma. Durch Erzählungen, satirische Skizzen, Lustspiele gewinnt er schnell literarischen Ruf: der Bauern-Thoma. Die bäuerliche Umwelt ist es, die ihn nie loslässt und die er nun zeichnet in scharfen Strichen: unsentimental, fröhlich; gleichermassen empfänglich für die ursprüngliche Kraft dieser Welt, wie er für ihre Schattenseiten einen nicht minder klaren Blick hat und durch seine drastische Kunst gerade ihnen ein Lachen abgewinnt.

Zum 70. Geburtstag Thomas ist nun dieser Band »Meine Bauern« erschienen, der eine Sammlung aller seiner Bauerngeschichten enthält. In der Betonung des Titels liegt die grosse Liebe angedeutet, mit der Thoma immer an diesen Bauern seiner bayrischen Heimat hing, und es kann kein Zweifel bestehen, dass diese Ehrung des Dichters seinen vielen Freunden eine frohe Festgabe geworden ist. — Uns hier im entfernten Nordosten trennt freilich räumlich (und vielleicht auch zeitlich) eine fühlbare Spanne von Thomas Welt. Sein Humor hat oft eine andre Note, als wir sie gewöhnt sind — sie wird durch die weiten Dialektpartien unterstrichen. Oder ist es der städtische Anwalt, den wir durchspüren? Oft lachen wir herzhaft. Aber eben nicht immer. Und das wollen wir denn auch ehrlich bekennen. *B.*

Karl Springenschmid, »Saat in der Nacht«. Bauernschicksal in Südtirol. Verlag »Das Berglandbuch«, Salzburg 1936.

Wir freuen uns immer, wenn ein neues volksdeutsches Buch herauskommt, und diesmal haben wir freilich allen Grund, besonders dankbar zu sein. Springenschmids Tiroler Standschützenroman gestaltet ja einen Stoff, der zu den tragischsten und erschütterndsten Erlebnissen gehört, die das Weltkriegsende heraufbeschwor. Das Buch packt und rüttelt auf, denn das Motiv (erinnert sei bei dieser Gelegenheit an Bossi-

Fedrigottis bekannten »Standschützen Bruggler«) wird hier von einer wirklich dichterischen Kraft gestaltet, deren man erst im Verlauf des Lesens staunend und achtungsvoll inne wird. Wir wollen uns Karl Springenschmids Namen einprägen und ihn getrost neben die Zillich, Rothacker, Pleyer, Wittstock, Meschendörfer stellen, die das volksbewusst ringende ausserdeutsche Schrifttum bisher hervorgebracht hat.

Eine Stelle des Buchs, gegen Schluss, hat sich uns besonders eingeprägt, und so sei sie denn hier wiedergegeben:

»Aus der Gefangenschaft sind sie gestern gekommen, die Schützen, früher als die andern. Da sie als Südtiroler nun italienische Staatsangehörige geworden sind, hat man sie heimgeschickt, damit sie sehen können und glauben, dass die Welt daheim nun wirklich anders geworden ist...

Doch der Fasslfuner hat schon wieder den richtigen Ausweg gefunden und lacht, dass die weissen Zähne blitzen, und reisst das schwarze Moidele her zu sich in der wieder erwachten Freude am Leben: »Aber dös sag i, Falck, Kindern tüen m'r hier, mier zwoa, dass die ganze Kammer voll wird in an etla Jahren! Gell, Moidele, Kindern ganz tirolisch, dös kann üns koaner nit wehren.«

Südtirol hat auch in heutiger Zeit den Anspruch darauf, im Gedenken deutscher Menschen nicht verdrängt zu werden. Und wir wollen es Karl Springenschmid nicht so bald vergessen, dass er mit seinem Buch das Gedenken an dies deutsche Alpenland lodernd lebendig ruft. Und das Buch wollen wir besitzen.

Bosse

Hans-Jürgen Nierentz: Gedichte grosser Gegenwart. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Es sind unter den Gedichten von Nierentz starke und gläubige Verse, sie entstammen wahrhaft—wie der Titel sagt—einer grossen, erlebnisreichen, arbeits- und aufbaufrohen deutschen Gegenwart. Einen besonderen, ihm ganz allein eigentümlichen Klang, der uns scharf aufhorchen machen müsste, spüren wir bei Nierentz nicht. Er ist Ausdruck seiner jungen Zeit und ihres Stils; nicht so sehr Gestalter, der die Wege weist. Aber seine Strophen werden manchen von einem Erlebnis künden, an dem sie keinen Anteil hatten, und werden auch den Feiern junger Menschen Inhalt und Richtung geben können. *B.*

Wolfgang Windelband: »Die auswärtige Politik der Grossmächte in der Neuzeit, von 1494 bis zur Gegenwart«.

4. erweiterte Auflage. Essener Verlagsanstalt 1936.

Windelbands bekanntes Werk, dessen Bedeutung die Ausbreitung eines gesamteuropäisch gefassten Geschichtsbildes gewesen ist, d. h. eine Gesamtschau, die gerade von der Aussenpolitik als dem für die zwischenstaatliche Entwicklung entscheidenden Faktor ausgeht, ist nun von der Essener Verlagsanstalt neu aufgelegt worden. Neben einer Zeittafel, die tatsächlich eine rasche Orientierung ausserordentlich erleichtert, hat das Buch durch die ebenfalls neu hinzugekommenen Karten eine wertvolle Bereicherung erfahren.

Inhaltlich wird bei einem so ausserordentlich weitgespannten und mithin an geschichtlichen Deutungen und Urteilen überreichen Werk wie dem vorliegenden im einzelnen mancher Widerspruch auftauchen. Das ist natürlich. Selbst die Ausgangsthese vom europäischen Gleichgewicht, das gleichsam als eine innergesetzliche Norm im politischen Werden sich regulierend auswirke, kann bei aller unzweifelhaften Richtigkeit dieses Satzes bekanntlich zu Fehlurteilen füh-

ren, wenn diese Norm (wie wir das bei der Behandlung tagespolitischer Fragen in der Presse usw. nicht selten erleben) als sittliche Notwendigkeit etwa der elementaren Dynamik aktiver Volkskräfte in der Gegenwart entgegengestellt wird. — Der durch historische Betrachtung gewonnene Begriff eines europäischen Gleichgewichts wird dann als wirksames Argument benutzt bei der Befürwortung eines Status, der durch Verleihung dieser Bezeichnung nun einen sittlichen Inhalt zugewiesen bekommt.

Wenn übrigens vor nicht allzulanger Zeit der für uns Deutsche bindende Satz geprägt wurde, der die Erkenntnis der Rassenfragen für unseren gesamten Kulturinhalt an umwälzender Bedeutung einzig der Erkenntnis des Kopernikanischen Weltsystems vergleichbar erachtete, so weist Windelbands »Politik der Grossmächte« in seinem Geschichtsbilde gerade in dieser Beziehung manche fühlbare Lücke auf, — tatsächlich existiert das Rassenproblem als politisch irgendwie wirksame Kraft für ihn noch gar nicht. Das ist wesentlich. Denn es schränkt die Gültigkeit mancher historischer Urteile und Deutungen Windelbands erheblich ein. *B.*

Joh. Ahlers, Polen. Volk, Staat, Kultur, Politik und Wirtschaft. 208 S. 30 Karten und statistische Schaubilder und 26 Photographien. Zentralverlag G. m. b. H. Berlin SW 68 (jetzt Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft) 1935.

Ein vorzügliches Buch, das über Land und Leute, Staat und Wirtschaft des modernen Polen knapp und anschaulich unterrichtet, geschrieben von einem deutschen Journalisten in Warschau, der als einer der besten Kenner des heutigen Polen gilt. Die vorsichtigen und klugen Bemerkungen, die über den Zeitpunkt des Erscheinens hinausdeuten, sind durch den Gang der Entwicklung nicht widerlegt worden.

Die polnische Grossmacht ist einer der wichtigsten politischen Faktoren in Ostmitteleuropa, von ihrer inneren und äusseren Entwicklung kann viel osteuropäisches Schicksal abhängen. Gerade wir in Riga und Reval haben allen Anlass, den Werdegang des alten und neuen Polen zu kennen, mit den Problemen vertraut zu werden, die diesen Staat beschäftigen, ein Bild von seiner Stärke und seiner Belastung zu gewinnen. Was einen bei jeder Beschäftigung namentlich mit der polnischen Geschichte mit Bewunderung erfüllt, ist die unerhörte nationale Spannkraft des polnischen Volkes, das Staatsverfall und Staatlosigkeit der neueren Jahrhunderte überdauert hat, ohne seinen Willen zu Macht und Grösse zu verlieren. Daher auch die sprichwörtliche Überlegenheit des Polen im Volkstumskampf, wie sie namentlich an der Westgrenze vor dem Weltkrieg in Erscheinung trat. — Die Darstellung von J. Ahlers behandelt recht ausführlich die Aufrichtung des neuen polnischen Staates und die innerpolitische Geschichte Polens bis zum Tode Pilsudskis, eine Zusammenfassung, die ebenso übersichtlich angeordnet wie fesselnd geschrieben ist. Polen hat das Glück gehabt, gerade in den entscheidenden Nachkriegsjahren eine hervorragende Führergestalt zu besitzen, deren Diktatur bekanntlich eine sehr eigenartige und ganz persönlich zugeschnittene Form hatte. Der wachsende Abstand lässt die überragende Rolle Pilsudskis immer deutlicher hervortreten. Es scheint, dass die Fortführung seines Lebenswerks durch den überaus geschickten Einsatz der Verantwortlichen rechtzeitig gesichert werden konnte. Die Jahrzehnte der latenten Revolution vor dem Weltkrieg haben in der heutigen polnischen Führungsschicht Begabungen

und Erfahrungen entstehen lassen, die heute der kunstvollen, elastischen und mit allen Mitteln vertrauten polnischen Staatspolitik zugute kommen. Aussenpolitisch ist durch den Ausgleich Polens mit dem Deutschen Reich ein neuer Geschichtsabschnitt eingeleitet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dieser Weg nach innen und aussen folgerichtig weitergegangen werden muss, um die Spannungen in Osteuropa zu verringern.

R. W.

Louise Diel: Mussolini. Kampf, Sieg und Sendung des Faschismus. Paul List Verlag, Leipzig. RM 6.80.

Man darf dieses Buch wohl als eine ausserordentlich geschickte Arbeit bewerten: einprägsam durch die unverhohlene Begeisterung, die das Pathos der Sprache trägt, ausgestaltet mit Bildern und Faksimiles, geschrieben unter Verwertung alles propagandistisch erfassbaren Zahlenmaterials; eine Werbeschrift für den Duce, den Faschismus, seine Erfolge und seine weit gesteckten Ziele, wie sie eine gebürtige Italienerin kaum hinreissender hätte verfassen können. — Bei solcher Zielsetzung konnte die Behandlung der Südtiroler Frage oder auch nur die Andeutung, dass es eine solche gibt, nur störend und peinlich wirken, — und sie wird denn auch folgerichtigerweise erst garnicht erwähnt.

Wir meinen dies deutschsprachige Mussolinibuch von Louise Diel damit genugsam charakterisiert zu haben. Ein deutsches Buch ist es ja wohl nicht.

Bosse

V. Kiparsky, »Fremdes im Baltendeutsch«. Helsingfors 1936 (= Mémoires de la société néo-philologique de Helsingfors XI).

Im Zeitraum zwischen dem Beginn unseres Jahrhunderts und der Gegenwart haben mehrere nichtbaltische Gelehrte, die Finnländer Heikki Ojansun (1906) und Hugo Suolahti (1910), die Reichsdeutschen Walter Mitzka (1923) und Konrad Hentrich (1925), der Amerikaner Charles Goetsch (1934) die Sprache der baltischen Deutschen zum Gegenstand ihrer Forschungen gewählt; zu ihren Arbeiten gesellt sich jetzt die vorliegende Untersuchung, deren Verfasser, Dr. Valentin Kiparsky, Dozent an der Helsingforser Universität ist. Gründliche Fachkenntnisse und eine beneidenswerte — nicht nur theoretische — Vertrautheit mit einer ganzen Reihe europäischer Sprachen, darunter auch mit denen, die in unserer Heimat gesprochen wurden und werden, haben hier eine Fülle aufschlussreicher etymologischer Einzelergebnisse gezeitigt, deren Summe der baltischen Wortforschung und Lexikographie als unentbehrliche Materialsammlung eine höchst willkommene und dankenswerte Hilfe bedeutet.

Gegen die Grundsätze, die die Auswahl der Untersuchungsobjekte bestimmt haben, erheben sich freilich Bedenken. Warum Dr. Kiparsky ausschliesslich schriftliche Quellen benutzt, leuchtet nicht ein: der Grund, den er auf S. 17 dafür angibt, man dürfe »als Baltendeutsch nur dasjenige bezeichnen, was von Balten selbst ohne Stilisierungsabsichten schriftlich fixiert worden ist«, ist m. E. eine willkürlich aufgestellte These. Ebensowenig wird man dem Verfasser zustimmen dürfen, wenn er auf S. 16 sagt: »Es ist ein methodologischer Fehler, wenn Mitzka zu den Objekten seiner Forschung gerade solche »herabgekommene Leute deutscher Sprache« machte, denn diese bilden einen verschwindend geringen Prozentsatz der deutschsprechenden Bevölkerung des Baltikums und sind im Begriffe,

rasch im Lettentum bezw. Estentum aufzugehen. Bei diesen sog. »kleinen Leuten«, »Kleindeutschen« oder »Knoten«, deren spezifisches Merkmal vor allem der Mangel an Bildung und Erziehung ist, würden sich nicht nur alle bei Jesersky verzeichneten, sondern auch bei weitem mehr Fremdwörter finden. Jeder eigentliche Deutschbalte, d. h. ein gebildeter Kaufmann, Literat oder Edelmann, würde aber eine Sammlung solcher Ausdrücke entrüstet als »Knotendeutsch« abweisen ...« (Sperrdruck des Rezensenten).

Dazu ist einmal zu bemerken, dass nach den unbedingt zuverlässigen Angaben Dr. H. Handracks im »Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums« Bd. II, S. 192, zu der sozialen Gruppe der deutschen Handarbeiter in Industrie und Landwirtschaft, der deutschen Handwerker und Kleingewerbetreibenden »weit über die Hälfte der gesamten deutschen Bevölkerung« Lettlands gehört. »Das Deutschtum in Estland«, heisst es bei Handrack weiter, »trägt wohl noch mehr den Charakter einer Bildungsschicht, doch hat sich auch hier in jüngster Zeit ein Ausgleich ergeben, wie die Zählung von 1934 zeigt.« Auch im Hinblick auf die Bedeutung jener »Kleindeutschen« für das völkische, das allgemein kulturelle und sprachliche Leben unserer Volksgruppe geht es unter gar keinen Umständen an, sie ohne weiteres aus der Zahl der »eigentlichen Deutschbalten« auszuschliessen: gerade sie haben vielfach deutsches Brauchtum und Sprachgut treu bewahrt, das früher auch der Oberschicht gehört hat, von dieser aber aufgegeben und damit der Vergessenheit preisgegeben wurde. Wörter, wie »die Bäche« für »der Fluss«, »der Forst« für »der First« usw. finden sich z. B. in Anzeigen der »Mitauischen Politischen Zeitung« vom Ende des 18. Jhs., die von Edelleuten und Literaten abgefasst sind, beschränken sich aber heute auf den Sprachgebrauch der deutschen Grundschicht.

Endlich sei erwähnt, dass manche der Wörter, die Dr. K. als Lehnwörter bezeichnet, in Wirklichkeit Fremdwörter sind: die Gegenstände z. B., die die Namen »Kohkel, Preewitt, Taure« usw. tragen, sind bei den baltischen Deutschen ebensowenig im Gebrauch, wie etwa Bandura, Poncho und Sombrero.

Alle diese Ausstellungen ändern — das sei hier noch einmal betont — nichts an der Tatsache, dass wir Dr. Kiparsky vielen Dank schulden für den Nachweis der Herkunft zahlreicher Bestandteile unseres heimatlichen Wortschatzes.

O. M.

Familiengeschichte der Hoffmanns

1928 hatte Olaf Welding zunächst seine »Beiträge zur Geschichte der Familie Hoffmann in Estland« erscheinen lassen, die weit mehr als nur »Beiträge« waren, sondern getrost für eine vollständige Geschichte dieses unseres ruhmvoll bekannten Literatengeschlechtes gelten können. Doch war jenes Werk vom Verfasser nur als der Teil eines Gesamtwerkes gedacht, das ausser den baltischen Hoffmanns auch deren reichsdeutsche Vorfahren und die in Deutschland verbliebenen drei anderen Stämme der Hoffmanns behandeln sollte. Nun, 1937 ist von der geplanten Ergänzung, die die Überschrift »Beiträge zur Geschichte der Familie Hoffmann in Thüringen« trägt, die erste Lieferung erschienen (Kommissionsverlag Ferd. Wassermann, Tallinn). Wir möchten dies neue Werk als ein beispielhaftes hervorheben dank der Art, in der Olaf Welding alle nur möglichen familienkundlichen Probleme untersucht und allseits be-

leuchtet; er hat das Feld, das sich ihm in dem Stoffe bot, gründlichst umgewendet und durchgeackert.

Im Werke erscheinen die vier ältesten Generationen der Hoffmanns; eine Stammtafel ist beigegeben. Als Stammvater des Gesamtgeschlechtes erweist sich der Hufschmied in Sangerhausen Philipp Hoffmann (ca. 1540 bis ca. 1610); er ist aus dem nahen Allstedt zugezogen, an diesem Orte aber vermutlich als Kind mit seinen Eltern aus Böhmen eingewandert, das diese als »Böhmische Brüder«, bei deren Verfolgung nach dem Schmalkaldischen Kriege, verlassen zu haben scheinen. Philipp Hoffmann war der Urgrossvater sowohl des 1749 verstorbenen Wolffenbütteler Konrektors Johann Basilius Hoffmann, dessen im Pfarrhaus zu Niederröblingen bewahrtes »Hoffmannisches Geschlechtsregister« sich dem Verfasser als wichtigste Quelle bot, als auch des merkwürdigerweise im gleichen Jahre verstorbenen ersten baltischen Hoffmann, des Narvaer Ratsherrn Johann Siegfried Hoffmann; beider Grossväter waren Brüder.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung über den Gang seiner Forschungen berichtet, eine Charakteristik der Quellen gegeben und die Anordnung seines Stoffes für die Arbeit auseinandergesetzt hat, stellt er die Herkunft des Geschlechtes klar — mit den von uns zuvor schon vorweggenommenen Ergebnissen —, deutet den Familiennamen, handelt von dessen Schreibweise und lässt nun einige höchst wertvolle Abschnitte folgen, in denen das Geschlecht u. a. nach seinen Berufen, seiner Ausbreitung, der Herkunft der Frauen, den Eheschliessungen und dem Kinderreichtum, dem Gesundheitszustand, der Verbreitung und der Dauer der Generationen untersucht wird.

Es ergibt sich, dass die Hoffmanns in der vierten und fünften Generation seit dem ersten bekannten Stammvater wandersam werden, indessen jedoch ein Ast von ihnen noch heute in der engeren Heimat gedeiht. Das Geschlecht erweist sich als strebsam; doch, zäh arbeitend, begnügt es sich in der Regel mit einer eng begrenzten Wirksamkeit. Die Untersuchung des Geschlechtes nach Berufen von Anbeginn bis 1800 ergibt, dass das Handwerk aus ihm in der vierten Generation verschwindet, indessen schon in der zweiten ein Pfarrer erscheint; dem Kaufmannsberufe widmen sich nur baltische Hoffmanns — in unseren Städten hebt diesen Beruf ja der hansische Geist. Landwirte gibt es nicht allzuviele — sechs, darunter fünf Bauern; Militärs werden fünf; es überwiegen Lehrer und Angehörige humanistischer Berufe: Theologen und Juristen — nur ein Hoffmann aus jener Zeit, ein baltischer, wird Mediziner. Trotz der Verschiedenheit in Beruf und Standesleben erscheinen die älteren Hoffmanns eng verbunden; sie verleugnen ihre Verwandtschaft nicht. Ein Gegenbeispiel aus der Gegenwart: Vor einigen Jahren fragte ich einen sehr wohlerzogenen und klugen Handwerksgesellen, mit dem ich mich sehr gut unterhalten konnte und der einen Bruder auf dem Gymnasium hatte, wie sie beide zu einander stünden. Er antwortete: »Wir gehen einander aus dem Wege. Jeder hat seinen Umgang. Wir haben einander nichts zu sagen.« Nun, diese Hoffmanns hatten einander etwas zu sagen, und Olaf Welding hat nicht unrecht, wenn er das ihrer religiösen, ihrer christlichen Einstellung zuschreibt und ihren gemeinsamen Kenntnissen in der Bibel.

Allgemeingültigen Wertes sind die Erörterungen über das Hoffmannsche Wappen, weil man daraus erkennt, wie bürgerliche Wappen entstehen: wie es sich auf den bürgerlichen Siegeln doch meist nur um persönliche Embleme handelt, aus

denen sich dann mitunter ein von Glied zu Glied fortgeführtes Wappen — ein wirkliches Geschlechtswappen — entwickelt; die höchst verschiedenen Hoffmannschen Siegel verraten das Bestreben, den Namen zu versinnbildlichen; sie zeigen oft einen Mann mit irgend einem Gegenstande, der Bezug auf Landwirtschaft, auf einen Hof hat. Die baltischen Hoffmanns aber führen (ältestes Siegel von 1789) nun als regelrechtes Wappen, einen Kranich, zu dem wohl die Wetterfahne auf dem Dache des Narvaer Rathauses, die einen Kranich darstellt, die Anregung gegeben hat; war doch der erste Ahn des baltischen Zweiges Ratsherr in dieser Stadt.

Der nunmehr anschliessende »biographische Teil« des Werkes bricht mit dem Ende der vorliegenden Lieferung ab. Diese umfasst nur noch die Lebensdaten oder Lebensbeschreibungen Philipp Hoffmanns und seiner Kinder. Die folgenden Lieferungen, deren Erscheinen wir herzlich herbeiwünschen, werden den biographischen Teil fortsetzen, d. h. die weiteren Generationen des Geschlechtes in seinen verschiedenen Verzweigungen darstellen. *Dr. Otto Freiherr v. Taube*

Korrespondenzblatt des Naturforscher-Vereins zu Riga. Redigiert von A. Meder. LXII (VIII + 148 Seiten und eine Bildnistafel). Riga, 1937. Druck und Verlag »W. F. Häcker«.

Die Naturwissenschaft wird nicht nur in den Universitäten und Akademien mit Erfolg gepflegt und gefördert, sondern über die ganze Welt ist ein Netz naturwissenschaftlicher gelehrter Gesellschaften und Vereine gebreitet, die alle das gleiche Ziel: Erforschung, Erkenntnis und Kenntnis der Natur verfolgen. Der Naturforscher-Verein zu Riga, einer von diesen Vereinen, steht mit etwa 320 seiner Schwestergesellschaften in Verbindung. Es sind diese Vereine bemüht, in gewissen Abständen einander über die Ergebnisse ihrer Arbeit Bericht zu erstatten; und so verbirgt sich hinter dem anspruchslosen Titel »Korrespondenzblatt« ein grosser Reichtum an Beobachtungsmaterial und eine Fülle von Erkenntnissen, die oft das Ergebnis jahrelanger mühevoller Beobachtungen sind. Die materielle Lage des Vereins bringt es wohl mit sich, dass das Korrespondenzblatt nicht mehr jährlich erscheint, sie hat aber das Günstige gezeitigt, dass die Bände der neueren Zeit auf einem so hohen wissenschaftlichen Niveau stehen, dass sie überall, wo Wissenschaft gepflegt und geliebt wird, in hohem Ansehen stehen.

Der letzte Band (Bd. LXII) beginnt mit 2 Biographien der kürzlich verstorbenen baltischen Gelehrten Prof. Dr. Karl Reinhold Kupffer und Dr. med. Paul Lackschewitz. Erstere ist von A. Meder, letztere von H. v. Knorre verfasst. Beide sind mit vollständigen Schriftenverzeichnissen der Verstorbenen versehen. Beide Biographien lehren wieder, dass nur der ein wirklicher Kenner auf dem Gebiete der Systematik wird, bei dem das Interesse für dieses Gebiet schon in der Jugend erwacht und bis zum Tode andauert. Denn um ein wirklich Grosser unter den Kennern zu werden, reicht ein Menschenleben voller Mühe und Arbeit eben nur gerade. »Das Leben Kupffers ist von einer tiefen Tragik überschattet. Er hat es erleben müssen, dass man in Dingen, die ihm am Herzen lagen und für die er sich berufen fühlte, seine Mitarbeit ablehnte . . . Ein tiefer persönlicher Konflikt aber wurde in Kupffers Leben durch seine Doppelstellung als Botaniker und Mathematiker hineingetragen. Der Botanik war er mit seinem Herzblut verschrieben, für die Mathematik hat er nur ein, wenn auch sehr grosses Inter-

esse gehabt. Sie hat wohl auch durch die Unerbittlichkeit ihrer Methoden seinen logisch-kritischen Verstand angezogen. Das Schicksal hat es gefügt, dass nicht sein Lieblingsfach, die Botanik, sondern die Mathematik das Hauptfach seiner amtlichen Tätigkeit wurde ... Und doch möchte man die Mathematik im Leben Kupffers nicht missen«. (Meder).

Zwei Arbeiten Kupffers in diesem Korrespondenzblatt geben ein deutliches Bild seiner Arbeitsmethode und seines Darstellungsvermögens. »Zur Kenntnis der Fledermäuse des Ostbaltischen Gebietes« und »Der Grüne Strahl. Selbstbericht über einen Vortrag im Naturf.-Verein zu Riga.« Mit unerbittlicher Strenge prüft Kupffer im erstgenannten Aufsatz die bisher in der Literatur gebrachten Daten und setzt die Grenzen fest, innerhalb deren das bisher Gebrachte Geltung hat.

Dr. med. Paul Lackschewitz, der grosse Salix- und Dipteren-Kenner [1]), (»4 Dipterenarten, eine Hieracium- und eine Salixart sind von verschiedenen Autoren nach Lackschewitz benannt worden«) »war der markanteste Vertreter einer Naturforschergeneration, in der die Traditionen der heroischen Epoche baltischer Naturforschung noch lebendig fortleben. Als solche können wir die Jahrzehnte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bezeichnen, als zahlreiche Söhne der damaligen Ostseeprovinzen Russlands das unermesslich weite und an ungehobenen naturwissenschaftlichen Schätzen überreiche Zarenreich bereisten und als gefeierte Gelehrte, deren Ruhm weit hinausdrang über die Grenzen unserer Heimat und Russlands, nach Hause zurückkehrten. Nur die Namen und die wichtigsten Reiseziele dieser Männer seien hier aufgezählt: Alexander v. Middendorff — Taimyrhalbinsel, Aldan und Schantarische Inseln, gestorben 1894; Graf Alexander Keyserling — Geologie des europäischen Russland, Petschoraland, gest. 1892; Karl v. Ditmar — Kamtschatka, gest. 1892; Leopold v. Schrenck — Weltreise und Amurgebiet, gest. 1894; Friedrich Schmidt — Stratigraphie des estländischen Silurs, Mammut vom unteren Jenissei, gest. 1902. Mit einer Ausnahme hat Lackschewitz sie alle persönlich gekannt, mit den meisten von ihnen ist er in engste persönliche Beziehungen getreten. Es kann uns da nicht Wunder nehmen, dass ... diese hochstehenden Männer von universeller Bildung auf seine Entwicklung und Geisteshaltung einen nachhaltigen Einfluss ausübten«. (v. Knorre). Das Leben Lackschewitzs fasziniert durch die Verbindung von gewaltiger Leistungsfähigkeit, eiserner Disziplin, Entsagung und vornehmer Zurückhaltung. »Ein nur geringes Schlafbedürfnis — im Sommer schlief er nur 4—6 Stunden — ermöglichte es ihm, schon sehr früh am Morgen mit seiner Arbeit zu beginnen. Setzte um 9 Uhr vormittags der Krankenempfang ein, so lagen bereits 4—5 Stunden intensiver wissenschaftlicher Tätigkeit hinter ihm... Unter seinen Kollegen nahm der Verstorbene eine einzigartige Stellung ein — er verkörperte geradezu das gute Gewissen des Arztes. Ihm eigen waren eine hohe adelige Gesinnung, eiserne Pflichterfüllung, warme Menschenliebe, unbestechliche Selbstbeherrschung und Entsagung. Nach der Veranlagung seines reichen Geistes und tiefster Neigung war er ein leidenschaftlicher und hochtalentierter Naturforscher. Wenn er trotzdem seinen Patienten ein treu sorgender und ausgezeichneter Arzt war, dem alle, die ihn um Hilfe angingen, hingebend vertrauten, so war das nur

[1]) Salix — Weide, Dipteren — Zweiflügler (Fliegen).

möglich dank einer bewunderungswürdigen Selbstzucht und Selbstverleugnung, die alles, was er tat und dachte, hinaushob aus dem Alltäglichen in eine höhere Sphäre edelsten Menschentums«. (v. Knorre).

Es könnte einen mit Angst, jedenfalls mit Wehmut erfüllen, dass der Tod innerhalb einer kurzen Zeitspanne die Forschungsarbeit zweier grosser Wissenschaftler jäh abriss, wenn nicht die weiteren Arbeiten des Korrespondenzblattes sicher dafür bürgten, dass ein gesunder wissenschaftlicher Nachwuchs entsteht und entstanden ist, der in der Lage ist, die Forschertradition fortzusetzen. Da die Wissenschaft verhältnismässig locker an das materielle Wohl gebunden ist, so kann hier noch am ehesten in einer Zeit wirtschaftlicher Not Aufbau geleistet werden. Ich zitiere nunmehr die Arbeiten eines Kreises junger und jüngster Forscher, der unter der Leitung W. Mannsfelds an der Landeskundlichen Forschungsstelle des Herder-Instituts zu Riga arbeitet, und die Arbeiten des letzteren »Zur Apiden [2])-Fauna Lettlands I« von Wilhelm Grünwaldt, »Ostbaltische Tenthredinoidea [3]) III« von Otto Conde, »Vorläufige Mitteilung über den Aufbau und die Vegetation der Hochmoore zwischen Kemeri und dem Kanjersee« von Paul W. Thomson, »Vorläufige Mitteilung über die Gewässer des Kanjer-Moors« von Wilhelm Mannsfeld, »Untersuchungen im Kanjer-Moor bei Kemeri« von Wilhelm Mannsfeld.

Alle diese Arbeiten zeigen, dass der Geist strenger wissenschaftlicher Forschung nach modernen Methoden durchaus lebendig ist. Die Verfasser berichten in diesen Aufsätzen über die Ergebnisse ihrer Arbeit, die zu mancherlei neuen Entdeckungen geführt haben. Naturgemäss werden manche dieser Ergebnisse wohl in erster Linie den Fachmann interessieren, andere durchaus auch den Laien. Wie selbstlos, hart und entsagungsreich die Arbeit war, deren es bedurfte, um zu diesen Ergebnissen zu gelangen, wird freilich nur dem Kundigen klar. Eine grössere Arbeit Wilhelm Mannsfelds in diesem Bande des Korrespondenzblattes, »Verbreitung der Meeresfische an der Küste Lettlands« mit ganz ausgezeichneten Tabellen und Kartenskizzen gibt ein klares und vollkommen neues Bild der Biologie und Geschichte unseres Heimatmeeres und sollte von jedem gelesen werden.

Zum Schluss erwähne ich noch die Arbeiten zweier bekannter Wissenschaftler: »Pilzexkursionen im Herbst 1935« von dem grossen Vogel- und Pilzkenner Ferdinand Stoll und »Das Längsprofil Janischki—Jelgava—Sloka in der lettischen Senkungszone« von Ernst Kraus, ehem. Professor der Lettl. Universität.

Es kann im Rahmen einer Buchbesprechung nicht der ganze reiche Inhalt des »Korrespondenzblattes« voll gewürdigt werden. Zweck dieser Zeilen ist, die Aufmerksamkeit auf ein Buch zu lenken, das davon Zeugnis ablegt, wie ein begrenzter Kreis unserer Heimatgenossen im Dienste der Wissenschaft und der Heimat arbeitete. *R. Mettig*

Ernst Dobers: Rassenkunde. Forderung und Dienst. (»Völkisches Lehrgut«. Schriftenreihe zur Neugestaltung des Volksschulunterrichts hrs. bei Julius Klinkhardt, Leipzig 1936.)

Es gilt hier in erster Linie, unsere Lehrer und Jugenderzieher auf dies ganz ausgezeichnete Buch hinzuweisen. Es beantwortet die Frage: Was fange ich mit meinem rassenkundlichen Wissen im

[2]) Apiden — Bienen.

[3]) Tenthredinoiden — Blattwespen.

Unterricht an, wie baue ich es in eine Gesamtschau ein, die ich den jungen Menschen vor mir geben muss? Und für manchen von uns wird die Frage freilich noch eindeutiger lauten: welchen Umbau erfährt mein Weltbild durch die rassenkundlichen Erkenntnisse des deutschen Volkes?

Charakteristisch vor allem ist eines: Dobers geht etwa an die so sehr wesentlichen biologischen Probleme aus einer volksdeutschen Schau heran. Siebenbürger, baltische Geburten- und Sterbeziffern werden bewusst mitverwandt. Wertvoll ist das Buch auch durch die zahlreichen methodischen Hinweise, Einfälle, einprägsamen Parallelen und Beispiele aus der kindlichen Erlebniswelt, die das Weitergeben der nicht immer ganz einfachen Dinge sehr erleichtern werden. Hierher gehört endlich die Erwähnung der recht glücklich ausgewählten Gedichte und Verse, die das gedankliche Aufnehmen des Stoffes erlebnismässig unterbauen können. Aufbau, Auswahl und Vereinfachung des so ausserordentlich umfangreichen Wissensgebiets kann für die unterrichtliche Vermittlung als vorbildlich bezeichnet werden. *B.*

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Im Juli erscheint unsere Zeitschrift als Doppelheft (7/8).

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Liesbeth von Hueck, Reval / *M. Aschkewitz*, Pernau / Mag. phil. *Helmut Speer*, Dorpat
Dr. *Paul W. Thomson*, Reval / Dr. *Leo v. Middendorff*, Dorpat / *Kurt Schreinert*, Dorpat
Stud. phil. *Hubert Baron v. d. Osten-Sacken*, Coronus, Riga / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga
Dr. *Otto Freiherr von Taube*, Dorpat / *Roland Mettig*, Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: **Nikolai Kiot**, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Ewiges Hellas

Von Harald Becker

Das Wort Humanismus steht heute in Misskredit. Wir haben uns von dem Wunschbilde der Humanitas, der »reinen« Menschlichkeit, abgewandt, das der Erneuerungsbewegung des späteren Mittelalters vorschwebte und ihr den Namen gegeben hat. Wir sehen im Menschen nicht mehr, wie die Humanisten und ihre Nachfolger bis an die Schwelle unserer Zeit, das isoliert stehende Einzelwesen, das an kein Gesetz als an das höchstmöglicher Steigerung der in ihm selbst liegenden Anlagen und Fähigkeiten gebunden ist, sondern wissen den Einzelnen durch Blut und Schicksal in unlösbare Zusammenhänge verflochten. Ja, wir gestehen dem Individuum überhaupt nur insofern Berechtigung zu, als es der Wurzelschicht, aus der es erwuchs, lebendig verhaftet und dem Gefüge seiner Umwelt dienend eingegliedert ist. Mit dem Menschen »an sich«, mit dem Kollektivum »die Menschheit«, mit dem abstrakten Begriff der Humanität wissen wir in unserer wirklichen Welt nichts mehr anzufangen.

Wir sind nun aber bei dieser notwendigen und heilsamen Scheidung von Wirklichem und Nichtwirklichem oft in den Fehler verfallen, mit dem zeitgebundenen Ideengut zugleich nicht nur die unvergänglichen Leistungen des Humanismus, sondern überhaupt seine Bedeutung anzuzweifeln. Wir neigen dazu, in ihm nur das zu sehen, was der Name besagt: eine geistige Strömung, deren eigentliches Wesen die Humanitätsidee ausmacht. So wirksam diese Idee jahrhundertelang gewesen ist — das ausschlaggebende war sie nicht. Wesentlicher als die Humanitätsidee ist das Erlebnis, das dem Humanismus zugrunde liegt: die Berührung mit dem Griechentum. Nichts anderes als Leugnung geschichtlicher Wirklichkeit bedeutet es, wenn man diese Berührung für nur äusserlich und oberflächlich erklärt oder gar als bedauernswerte Verirrung kurzerhand in den Bann tut.

1.

Es ist etwas tief Geheimnisvolles um die Tatsache, dass das Schicksal die Völker Europas immer wieder dazu zwingt, sich mit

dem Hellenentum auseinanderzusetzen, das auch nach seinem Abblühen und Sterben durch die Jahrtausende fruchtbar geblieben ist. Je und je sind zumal die Menschen Mitteleuropas über die Schranken eigenen Raumes und Wesens hinaus in die Welt des Südens eingedrungen, haben staunend und fragend und forschend sich dem Zauber dieser Welt aufgeschlossen und jedesmal für ihre eigene Art und ihr eigenes Leben neue Schätze daraus gewonnen. Das gilt schon für die ostgermanischen Stämme der Völkerwanderungszeit, die noch einen leisen Hauch des welkenden Hellenismus verspürten, auch für die höfische Kultur der Karolinger und Ottonen und für die Kreuzfahrer, die althellenischen Boden betraten, wenn auch über diesem Boden die Starre des Todes lag. Dauernde Wirkung ist damals ausgeblieben, weil die Spuren des Erlebens zu schwach waren, um dem Ungestüm der Zeitereignisse standzuhalten.

Dann aber wurde in Italien das Altertum neu entdeckt — zuerst in der Kunst und Wissenschaft der römisch-hellenistischen Spätzeit, dann allmählich auch in den Werken der Griechen selbst. Es ist nicht so, wie man meist meint, dass durch die Kenntnis der Antike die schrankenlose Entfaltung des Individualismus, die wir bei den Menschen des Rinascimento sehen, erst bewirkt worden wäre. Weit früher als die Deutschen hatten sich die Italiener von den Bindungen des Mittelalters gelöst, vor allem dank Einflüssen aus dem arabischen Kulturkreise, aber wohl auch aus rassischen Gründen: der leicht bewegliche, unruhige »westische« Mensch kommt mit dem fortschreitenden Verfall des langobardischen, fränkischen und normannischen Adels zu immer stärkerer Geltung. Die Berührung mit dem Altertum, besonders mit den Griechen, beschleunigte die Emanzipation; man sah aus dem eigenen Willen zur Ungebundenheit in dem Griechen vor allem den »autonomen« Menschen, und dieses Bild beherrscht fortan die Vorstellungen vom Griechentum.

Auch die Deutschen übernahmen es von der italienischen Renaissance. Und doch wurden sie durch die Begegnung mit der Antike auf andere Wege gewiesen als die Romanen. Lag für diese die Bedeutung des Altertums wesentlich auf ästhetischem Gebiet, so war der deutsche Humanismus vorwiegend rational bestimmt. Gerade diese Einseitigkeit ist es, die ihn vor der unbändigen Selbstüberheblichkeit bewahrt hat, wie sie uns bei den Menschen der italienischen Renaissance entgegentritt. Bei allem Streben nach Befreiung von Traditionen, die keinen lebendigen Inhalt mehr hatten,

blieben die deutschen Humanisten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zutiefst gebundene Menschen. Ihre ungeheure philologische Arbeit, die sich fast ausschliesslich auf die sprachliche Gestaltung der Texte richtete, ist nie etwas anderes gewesen als Dienst am Wort und damit an der Wahrheit; — denn letztes Ziel des deutschen Humanismus war die reine Darstellung der höchsten Wahrheit: des Wortes Gottes im Alten und Neuen Testament. Gerade durch diese Arbeit am Wort aber wurden die Kräfte geweckt, die Martin Luther den Weg zur Erneuerung der Kirche führten, die den Deutschen beinahe über Nacht das Bewusstsein eigener Art brachten und sie für kurze Zeit zur geistigen Führung des Abendlandes beriefen.

Die Jahrhunderte der Dürre, die dem frühlingsfrischen Aufschwung folgten, haben nur einer Schöpfung des deutschen Humanismus nichts anhaben können: der »Gelehrtenschule«, dem Gymnasium. Der Mikrokosmos der Schulstube ist seit den Tagen Melanchthons bis auf unsere Zeit der Ort, wo sich die Begegnung von Deutschtum und Antike vollzieht — das Erlebnis der deutschen Renaissance, ins Winzige verkleinert, wohltemperiert und in sorgsam abgewogenen Dosen dargereicht! Aber bei aller scheinbaren Sterilität gestaltet dieses Gymnasium in stiller Beharrlichkeit das geistige Antlitz der Deutschen und prägt ihm Züge ein, die sich aus dem Leben und Wesen der Nation schlechterdings nicht wegdenken lassen.

2.

Auch die zweite grosse Begegnung des Abendlandes mit dem Altertum ging zunächst auf romanischem Boden vor sich. Seit der Spätzeit des Humanismus hatten die Franzosen sich besonders eifrig mit der formalen Seite der antiken Dichtung beschäftigt. Es entsprach ihrem Wesen, dass sie aus dem System antiken Kunstschaffens, das sie erschlossen zu haben meinten, echte und vollgültige Werte für ihre eigene Kunst zu gewinnen vermochten. Nur in Frankreich ist der »Klassizismus« wirklich fruchtbar gewesen. Die Deutschen haben ihm zwar eifrig gehuldigt, ohne doch mehr als formalistische Anwendung des Regelwerks erreichen zu können. Erst als Winckelmann und Lessing ihren Zeitgenossen die Augen öffneten und sie schauen lehrten, fand die deutsche Kunst den Weg vom französisch bestimmten Klassizismus zur deutschen Klassik. Farbenreicher und vielseitiger als in der Zeit des »ersten« Humanismus erschloss sich jetzt den Deutschen die Welt des Altertums, vor allem der Griechen, eben weil

zur formalen und rationalen Beschäftigung mit Sprache und Schrifttum die ästhetische Schau trat. Sie führte zu Höhen künstlerischer und geistiger Leistung, die unüberbietbar bleiben.

Auch das Bild, dass sich die Menschen dieser Zeit von den Griechen machten, war — weil es mit den Augen der Aufklärung gesehen wurde — humanistisch und individualistisch, und unter seinem Einfluss entstand der Mythos der Persönlichkeit, des allseitig ausgewogenen, seinen Sinn in sich selbst tragenden Menschen, dessen oberstes Ziel die eigene Vollendung bildet. Niemand ist diesem Ideal im Leben und im Schaffen so nahe gekommen wie Goethe. Aber bei allem wunderbaren Reichtum, der aus dieser Berührung deutscher Art mit humanistisch verklärtem Griechentum entsprang, blieb der Deutsche doch im tiefsten unbefriedigt — gleichviel, ob er nach klassischer Vollkommenheit seines Wesens strebte oder in romantischer Schwärmerei die Welt der Griechen als verlorenes Paradies besang. Gerade im Anschauen der Antike regte sich das Bewusstsein, dass keine Humanität imstande sei, die Bindungen zu ersetzen, die den Deutschen verlorengegangen waren — die Bindungen an Volk und Raum und Mitmenschen, an einen lebendigen Gott und eine wirkliche Welt. Es bedeutet eine Absage an den Humanismus, wenn Goethe im Alter seinem Faust als höchste Aufgabe, in der allein Erfüllung des Erdenlebens liegt, den Dienst am Volk und am Lande setzte; und es bedeutet das Eingeständniss schmerzlichster Unvollkommenheit, wenn Hölderlin bei allem Schwelgen in der Herrlichkeit des alten Hellas um ein Vaterland klagte, das den Deutschen versagt war[1]).

3.

Wenn wir in unserer Zeit nach einem neuen Verhältnis zum Griechentum suchen, so tun wir es, weil wir zugleich mit dem Wissen um bisher unbekannte Tiefen, aus denen Menschen und Völker und Staaten die unerlässliche Lebenskraft ziehen, eine Fernsicht in die Vergangenheit gwonnen haben, die Werden und Wesen der Welt, in die wir hineingestellt sind, in hellerem Licht erscheinen lässt als zuvor.

Am Beginn der abendländischen Geschichte steht für uns nicht mehr die Schlacht bei Salamis, die man früher gern als die Geburts-

[1]) Eduard Spranger, Hölderlin und das deutsche Nationalbewusstsein. In der Sammlung »Kultur und Erziehung«. Leipzig, Quelle & Meyer. 3. Auflage (1925). S. 99 ff.

stunde Europas bezeichnete. Sie war das nur insofern, als der hellenische Sieg über die Grossmacht des Orients die Voraussetzung dafür bildete, dass in der attischen Polis die Demokratie zu voller Entfaltung gelangte; damit schien das höchste Ziel staatlicher Gestaltung erreicht, das man dem Westen aufgegeben wähnte. Der heutigen Geschichtsauffassung stellt sich die Schlacht bei Salamis als Einzelereignis — wenn auch als eminent wichtiges — im Zuge einer langen Entwicklung und die attische Demokratie als Episode dar. So folgenschwer diese oder jene Tat eines genialen Führers, so bedeutungsvoll diese oder jene Organisationsform eines politisch befähigten Volkes sein kann — alles planmässige Handeln erscheint verschwindend gering gegenüber den elementaren Bewegungen, die von Zeit zu Zeit aus unbekannten Tiefen aufquellen und, wenn sie über grosse Räume gehen, das Leben der Erde völlig umgestalten können.

Aus solcher Erkenntnis heraus sehen wir heute den Ursprung des Abendlandes in dem Aufbruch der Völker nordischer Rasse aus Mitteleuropa, der Arier oder Indogermanen, die, von unbändigem Wander- und Eroberungsdrang getrieben, zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auszogen, sich als Herrenschicht über die bis dahin mehr oder weniger gestaltlosen Massen europäischer und asiatischer Völker legten und ihnen bestimmende Kulturelemente mitteilten oder aufzwangen, vor allem Sprache und staatliche Form. Auch da, wo die Rasse im Laufe der Generationen ohne sichtbare Spuren in der ungeheuren Überzahl der Unterworfenen aufging, wie in Indien, geben bis auf den heutigen Tag Sprache und Mythos und manches Andere Zeugnis von diesen ältesten deutlich erkennbaren Europäern. Wo aber die Zufuhr nordischen Blutes durch stetes Eindringen immer neuer arischer Kriegerscharen anhielt, wo zudem die Anlage der Beherrschten fruchtbaren Boden abgab, durchdrangen Herren und Untertanen einander in inniger Verschmelzung, die höchste Möglichkeiten in sich barg.

Nirgends ist diese Mischung und gegenseitige Befruchtung so zukunftsreich und so zeugungsfähig gewesen wie in den südlichen Teilen der Balkanhalbinsel, in denen die nordischen Einwanderer auf Völker mittelmeerländischer (»westischer«) Rasse stiessen, die, durch Klima und Landschaft begünstigt, in ihrer Entwicklung schon früh zu eigener Kultur, wohl auch zu Ansätzen staatlichen Lebens gelangt waren. Hier ging es für die Eroberer nicht, wie in anderen Gegenden, um blosse Unterwerfung dumpf dahinlebender Primitiver, sondern um Auseinandersetzung mit eigenlebendigen und doch in Art und Bega-

bung irgendwie verwandten Völkern. Hier musste sich in ungleich höherem Masse, als anderswo, die staats- und kulturschöpferische Energie der Arier bewähren; hier musste andererseits unvergleichlich viel mehr autochthones Kulturgut sehr bestimmter Ausprägung in die neue Welt, die sich erstaunlich schnell gestaltete, übernommen werden. Als Beispiel sei auf das Mit- und Nebeneinander der rechteckigen nordischen Bauweise (»Megaron«) und des bodenständigen Rund- bezw. Ovalbaus hingewiesen; ferner auf die bis in christliche Zeit hinein verfolgbare seltsame Zweischichtigkeit der religiösen Vorstellungen: neben den »olympischen« Naturgottheiten wesentlich nordischer Herkunft werden überall die streng lokalgebundenen Erdgötter der vorhellenischen Eingeborenen verehrt.

Die nordischen Elemente dieser ältesten indogermanischen Kultur des Mittelmeergebiets wären fraglos im Laufe der Zeit den vor allem aus der Inselwelt shr stark weeiterwirkenden »westischen« Einflüssen erlegen, wenn nicht gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. ein neuer Zustrom aus Mitteleuropa eingesetzt hätte, der, so viel wir sehen können, mehrere Jahrhunderte ununterbrochen andauerte; er hatte die Bewegungen zur Folge, die man gewöhnlich als »dorische Wanderung« bezeichnet. Jetzt werden durch starke Völkerschübe, die über den bisher von Indogermanen beherrschten Raum hinausdringen, die Inseln und die kleinasiatische Küste unterworfen, an der es schon früher einzelne »achäische« Herrschaften gab (z. B. Troja). Es ist die »Völkerwanderungszeit« der Hellenen, in der die Wurzeln der griechischen Heldensage liegen, aber auch die Wurzeln des ungeheuren Aufschwungs, den das gesamte Leben im östlichen Mittelmeerbecken bis weit über die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. hinaus zeigt. Die sogen. geometrische Ornamentik aus dem Anfang des Jahrtausends, die den Reichtum der vorwiegend aus Kreta stammenden, also nicht nordischen Zierformen ablöst, bedeutet nichts anderes als das erneute Eindringen des herben nordischen Stils, der fortan bis in späte Zeiten den üppigen Formtrieb der Griechen zu massvoller Haltung bändigt.— Diese zweite nordisch-westische Mischung erst schafft die Stämme der Hellenen, schafft die Staatsform der Polis und wirkt sich während der Folgezeit in dem unerschöpflichen Reichtum des Lebens, Denkens und Dichtens aus, als deren Höhepunkte uns die Perserkriege und die Tempel der Akropolis mit ihren Bildwerken, die grossen Epen und die Tragödie, das Geschichtswerk des Thukydides und die Philosophie Platons erscheinen.

Es ist nun gewiss nicht möglich, wie das mitunter versucht wird, das Rätsel der vielfältigen Befruchtung unserer Kultur durch die Antike allein aus der Rassenverwandtschaft der heutigen Mitteleuropäer und der Hellenen zu klären. Schon die Ehrfurcht vor dem Geheimnis der letzten und tiefsten Kräfte, die das Weltgeschehen bestimmen, verbietet rationalistische Deutungsversuche solcher Art. Wohl aber wird die erstaunlich unmittelbare Wirkung gerade der strengen archaischen Kunst der Griechen, die jeder auch nur einigermassen Aufgeschlossene an sich erleben kann, zu einem guten Teil auf blutsmässig bedingter Gleichheit des Stilempfindens beruhen. Wie fremdartig mutet dagegen ein ägyptisches Bildwerk oder ein assyrisches Bauelement an, obwohl auch bei Assyrern und Ägyptern die Strenge des Stils das Erste ist, was in die Augen springt. Aber bei Hamiten und Vorderasiaten ist die Gestaltung aus einem Seelentum erfolgt, zu dem wir keinen Zugang haben; im Anschauen griechischer Plastik und Architektur fühlen wir etwas in uns mitschwingen, das alle zeitliche und räumliche Ferne vergessen lässt, die uns von den Schöpfern trennt.

4.

Zum Wissen um die Blutsverwandtschaft tritt eine weitere Erkenntnis hinzu, die uns das Hellenentum heute besonders gegenwartsnah erscheinen lässt. Es ist das Verdienst Werner Jaegers[2]), durch eingehende Untersuchung des griechischen Erziehungsgedankens das vermeintliche Humanitätsideal der Griechen als Illusion des »ersten« und »zweiten« Humanismus erwiesen zu haben. Jaeger setzt an die Stelle der gangbaren humanistischen Vorstellungen ein neues Bild des griechischen Menschen; in diesem Bilde überwiegen Züge, von denen wir bisher viel zu wenig wussten. »Der Mensch, dessen Bild sich in den Werken der grossen Griechen enthüllt, ist der politische Mensch. Die griechische Erziehung ist nicht eine Summe privater Künste und Veranstaltungen, deren Endziel die selbstgenügsame Vervollkommnung des Individuums bildet. So hat es erst die staatlose Verfallszeit des Spätgriechentums aufgefasst, aus der die Pädagogik der Neuzeit in gerader Linie abstammt. Es ist erklärlich, dass der Philhellenismus einer noch unpolitischen Zeit, wie es unsere Klassik war, diesen Weg zunächst weiter verfolgt hat. Aber unsere eigene

---

[2]) Werner Jaeger, Paideia. Die Formung des griechischen Menschen. Berlin und Leipzig, de Gruyter (1934).

geistige Bewegung zum Staate hin hat uns wieder die Augen geöffnet für die Tatsche, dass ein staatsfremder Geist dem Hellenen der besseren Zeit ebenso unbekannt war wie ein geistfremder Staat. Die grössten Werke des Griechentums sind Monumente einer Staatsgesinnung von einzigartiger Grossartigkeit, deren Reigen sich in einer lückenlosen Reihe durch alle Stufen der Entwicklung entfaltet vom Heroentum der Gedichte Homers bis zu Platos autoritärem Staat der herrscherlichen Wissenden, in dem Individuum und soziale Gemeinschaft auf dem Boden der Philosophie ihren letzten Kampf ausfechten« [3]).

Wir Menschen unserer Zeit fühlen uns vom Griechentum angesprochen, weil wir es neu zu sehen gelernt haben. Wir können es darum in der Bildung unserer Jugend nicht missen, vor allem in der Bildung unserer Knaben und jungen Männer. Denn auch sie sollen »Kaloikagathoi« werden, das heisst: an Geist und Leib und Seele in gleichem Masse gebildet, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern deshalb, weil sie, wie die Griechen der besten Zeit, zum Dienst am Volk und am Staat berufen sind. Dazu brauchen sie a l l e Kräfte.

Darum ist es nötig, dass der Geist in immer wiederholter Begegnung sich mit dem Hellenentum auseinandersetzt. Solche Auseinandersetzung wird nur da in die Tiefe gehen können, wo sie durch das Mittel der Sprache erfolgt. Noch niemand ist von der Beschäftigung mit der griechischen Sprache leer heimgekommen, auch wenn es ihm selbst so erscheinen mag. Noch niemand ist durch den Zwang, die

---

[3]) A. a. O. S. 16.

Man mag hier einwenden, dass aus der sozialen Haltung unserer Zeit heraus das Wesen der Griechen verzeichnet sei und in ihre Werke Züge hineininterpretiert werden, die ihnen nicht zukommen. Gewiss ist es richtig, dass wir, nicht anders als Humanisten und Aufklärer, dazu neigen, vergangene Zeiten und Völker allzusehr mit unseren Augen zu sehen. Aber Jaeger hat, soweit das überhaupt möglich ist, diese Gefahr durch strenge Kritik zu vermeiden gewusst. Zudem stammt ein grosser Teil der Erkenntnisse, auf denen seine Untersuchung fusst, aus der unendlich fleissigen Arbeit der sogen. »historischen« Schule, die mit beinahe ängstlich gewahrter Objektivität um rein sachliche Klärung des Altertums bemüht war und gerade dadurch eine ungeheure Fülle an Material zusammengetragen hat, dank dem wir heute mehr von den Griechen wissen, als je zuvor. Dass der schnellere Herzschlag des Lebens auch der Wissenschaft die Augen aufgetan hat für Werte der Vergangenheit, an denen wir lange Zeit achtlos vorübergingen, bedeutet eine Bereicherung, zumal wenn die Züge, die uns aus dem neuen Bilde der Vorzeit entgegentreten, eigener Art vertraut und verwandt erscheinen. Daran kann auch nachträgliche Korrektur dieser oder jener Einzelheit nichts ändern.

Gedanken der Griechen in die Form eigener Worte und Sätze umzuprägen, ohne Gewinn für eigenes Denken und Sprechen geblieben.

Es ist aber nicht minder notwendig, dass der Körper, wie bei den Griechen, durch Spiel und Wettkampf täglich gestählt und geschmeidigt wird, nicht in sinn- und geistloser, mechanischer Übersteigerung des Könnens, sondern im freien, edlen Messen und Üben der Kräfte; nicht um seiner selbst willen, sondern im Hinblick auf den höchsten Einsatz, der von dem Manne gefordert werden kann: im Hinblick auf den Kampf für Vaterland und Volk.

Und endlich müssen unsere Jungen immer wieder Gelegenheit haben, den Hellenen schauend gegenüberzutreten, »das Land der Griechen mit der Seele suchend«. Es war kein märchenhaft schönes und vollkommenes Paradies, sondern Land und Menschen waren, wie überall, voller Unzulänglichkeiten. Aber dort ist erstmalig um Schönheit und Vollkommenheit und Geschlossenheit mit heissem Bemühen gerungen worden, und nirgend sonst ist eine so reiche Fülle sichtbarer Zeugnisse von solchem Ringen vorhanden, wie wir sie von den Hellenen besitzen. Wer sich ihrer im Anschauen freuen will, braucht freilich willige Augen und eine offene Seele, die sich dem Bilde aufschliesst, gerade auch dann, wenn es nicht mit den Sinnen geschaut, sondern nur innerlich erfahren werden kann. Immer wird solche Schau dem, der sie recht erlebt, das Auge schärfen, dass er seine Umwelt und seine Heimat und sein Volk in hellerem Lichte sieht. Ja, sie vermag den Blick ins Unendliche zu weiten und schliesslich über alle sichtbaren Grenzen hinweg zur Weltanschauung zu führen.

* * *

Gerade vor einem Jahr wurde das Feuer vom Altar zu Olympia durch die Länder Europas getragen, um vom ewigen Hellas zu künden. Es soll nicht bei dieser symbolischen Handlung bleiben. In den Schulen und in den Bünden der Knaben und jungen Männer soll es weiterbrennen — nicht als Totenfackel blossen Andenkens an ein längst vergangenes Volk, sondern uns und unserer Zeit als Leuchte, die jeden einzelnen zum Streben nach Vollentfaltung aufruft, damit er sich im Dienst am Ganzen voll bewähren kann. In solchem Geist haben die Besten der Hellenen, denen wir uns verwandt und verpflichtet wissen, an der Welt des Abendlandes gebaut, die auch unsere Welt ist. Wir wollen ihr diesen Geist erhalten.

Erziehungsmächte und Erziehungsformen des XX. Jahrhunderts*)

Von Gerhardt Giese

1.

Wer das Leben unserer Zeit aufmerksam betrachtet und bewusst mitlebt, wird feststellen, dass wir heute vor einer völlig neuen Erziehungswirklichkeit stehen. Eine neue politische und geistige Wirklichkeit bildet die Grundlage und die Lebensluft, in der sich heute die Erziehung vollzieht, und bestimmt das Ziel der Erziehung, und vor allem leitet uns heute ein gänzlich anderes Bild des Menschen, als es etwa der Vorkriegsgeneration in ihren Bildungsbestrebungen vorschwebte. Mit diesem geistigen Wandel stehen die neuen Erziehungsmächte und Erziehungsformen, die wir heute beobachten, im engsten Zusammenhang. Das für viele Menschen der älteren Generation, insbesondere für viele Eltern und Lehrer, Auffälligste und Beunruhigendste ist das Aufkommen des Bundes. Neben die alten, überlieferten Erziehungsmächte, wie Haus, Kirche, Schule und Beruf tritt heute in den verschiedensten Völkern Europas der Jugendbund, die Altersklassenorganisation der Jugend mit dem Anspruch, dass Jugend sich in eigenen Lebens- und Erziehungsformen auch »selbst erziehen« und »selbst führen« soll.

Diese neuen Erziehungsformen sind von den bisherigen Formen und Methoden der Erziehung bemerkenswert unterschieden: stand bisher doch irgendwie im Vordergrunde die bewusste, planmässige und rationale Erziehung durch die Lehre, das Wort und die Wissensvermittlung, überschätzte man die »Bildung« und damit die Bildungsstätte Schule, so finden wir heute Formen einer unmittelbaren Erziehung durch die Gemeinschaft und durch die Ordnungen, in denen wir leben. Wir wollen über die Bildung hinaus eine Erziehung im Zusammenleben der Mannschaft durch tätigen Einsatz, durch Dienst an der Gemeinschaft, und so werten wir heute die Fahrt, das Lager, den Arbeits- und Landdienst, die Fest- und Feiergestaltung, also Formen der

*) Im Folgenden veröffentliche ich in stark zusammengedrängter Form die 3 Vorträge, die ich unter dem gleichen Thema am 4., 5. und 7. Mai in Riga als Gast des Deutschbaltischen Lehrerverbandes gehalten habe, wobei ich die Ausführungen über Haus, Schule und Bund in den Mittelpunkt rücke.

Mannschafts- und Kameradschaftserziehung, ganz stark als notwendige Ergänzung zur Familienerziehung und Schulbildung.

Zweierlei ist an diesen neuen Formen zunächst wesentlich: Man schafft bewusst eine einfache, »primitive« Situation. Man spricht die Menschen nicht an über ihren Verstand, über das »Geistige«, sondern man wendet sich an die tieferen Schichten der »Seele«; die Menschen in Bund und Lager finden sich nicht auf der Ebene der »Bildung« und »Kultur«, sondern auf dem Boden des »Natürlichen«, »rein Menschlichen«, weil nur in dieser Begegnung von Mensch zu Mensch ein Sichfinden über alle Unterschiede und Grenzen der Bildung und des Standes möglich ist. Und das ist das zweite: man stellt den Menschen bewusst in die Gemeinschaft hinein, er soll sein »Individuum« aufgehen lassen im Kreis der Genossen, er soll das Mit- und Füreinander der Gliedschaft eines Ganzen erleben. Der tiefste Sinn der neuen Erziehung ist umschlossen in dem einen Wort »Kameradschaft«. Was Werner Beumelburg in seiner »Gruppe Bosemüller« den Kriegsfreiwilligen Erich Siewers an seine Kameraden schreiben lässt, spricht in aller Kürze das Wollen unserer Bundes- und Mannschafterziehung aus: »Vielleicht ist die Kameradschaft nur der kleine, sichtbare, für uns fassbare Teil des Ganzen. Denn, so sage ich mir, wie es bei uns ist, so ist es gewiss auch bei den andern, beim ganzen Heer, wir können es nur nicht sehen. Später aber, wenn wir zurückkommen, so werden wir einander gewiss sehen, und dann wird aus den vielen kleinen Kreisen der grosse Kreis, der das Ganze umfasst. So ist es wohl, wir müssen von vorn anfangen, vom kleinen Kreis, von Mensch zu Mensch, damit wir nachher das Ganze begreifen können, den grossen Kreis.«

Nicht zufällig lassen wir hier den Dichter des Fronterlebnisses sprechen, denn hiermit ist die eigentliche Triebkraft der neuen Erziehung angedeutet: unsere Mannschafts- und Kameradschaftserziehung will das Erlebnis der Front fruchtbar machen; sie lebt aus dem Geist des grossen Krieges und will das Vermächtnis der Gefallenen bewahren. Das Menschenbild, das ihr in der Erziehung vorschwebt, ist bestimmt durch den Typus des Frontsoldaten. Wir sehen heute, wie an den verschiedensten Stellen Europas der Neubau der Staaten und die Erneuerung der Völker aus dem Geist des Frontsoldatentums heraus erfolgt, und wir ahnen, dass auch die Neuordnung Europas nur aus diesem Geist heraus erfolgen kann. Die Revolution des 20. Jahrhunderts, in der wir mitten innestehen, wird als die neue grosse Wende Europas nach den Revolutionen von 1517 und 1789 vom 1. August 1914

datiert werden, und die überall in Europa heute lebendige Sitte der Gefallenenehrung beweist das überall wache Bewusstsein um dies Vermächtnis und Erbe des grossen Krieges. Was wir schlagwortartig »Ende des Liberalismus« nennen, ist nichts anderes als die radikale Ablehnung des bürgerlichen Individualismus in Politik und Erziehung, und was wir heute politisch und pädagogisch wollen, die Bindung des Menschen in Pflicht und Gehorsam an seine völkische Gemeinschaft, das war zuerst im grossen Kriege blutvolle Wirklichkeit. Die Anzeichen für diese tiefgreifende Wandlung sehen wir heute überall in Europa, aber am stärksten ist diese neue Wirklichkeitserkenntnis im deutschen Volk. Weil wir Deutsche den Krieg verloren haben, mussten wir am tiefsten um seinen Sinn ringen. Deshalb lebt das grosse Geschehen in unserm Volk heute aus dem Geist der 2 Millionen Toten, und das ist, in der Tiefe verstanden, das eigentliche Anliegen und Sehnen der neuen Erziehung: Wir wollen ein junges Geschlecht erziehen, das dafür lebt, wofür die Gefallenen starben, und das dient in der Haltung, in der jene kämpften und fielen.

2.

Der radikale Wandel in unserer Erziehung und im Erziehungsdenken kann durch nichts besser verdeutlicht werden als durch die Tatsache, dass heute weithin an die Stelle des Begriffes »Bildung« der Begriff der »Erziehung« getreten ist. Während noch vor wenigen Jahren »Bildung« das Hochziel war und der Begriff der Bildung im Mittelpunkt des pädagogischen Denkens stand, spricht man heute lieber von »Zucht« und »Erziehung«, und auch im Denken der Erziehungswissenschaft, besonders bei Ernst Krieck, tritt uns ein neuer Erziehungsbegriff entgegen. Dabei wird nicht nur der veräusserlichte und oberflächliche Bildungsbegriff der letzten Jahrzehnte abgelehnt, sondern gerade auch die eigentliche, tiefe Bildungsidee, wie sie uns in neuhumanistischer Prägung bei W. von Humboldt entgegentritt, ist uns fraglich geworden.

Niemand von uns würde heute noch mit Fr. Schlegel bekennen: »Das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung«, und das Verhalten des jungen W. von Humboldt, der seine aussichtsreiche diplomatische Stellung verliess, um »ganz seiner Bildung zu leben«, würde uns als ein unentschuldbarer ästhetischer Individualismus erscheinen. Auch mit dem jungen Wilhelm Meister wären wir nicht einverstanden, wenn er fragt: »Was hilft mir, ... ein Landgut in Ordnung bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin?«, weil wir heute

antworten würden: es kommt auf dies geräuschvolle Innere, dies verwöhnte Herz gar nicht an, wenn mein Dienst, mein Einsatz nötig ist, wenn ich irgendwo gefordert bin. Vielleicht komme ich überhaupt nur so mit mir selbst in Ordnung, indem ich mich in eine Ordnung dienend einfüge. »Von unten hinauf zu dienen, ist überall nötig«, lässt Goethe Montan im II. Teil des Meister sagen, und Goethe, dessen Gestalt und Wort uns am tiefsten das Wesen und die Grenze der Bildung erkennen lassen, führt sowohl seinen Wilhelm Meister wie seinen Faust am Ende ihres Bildungsganges an die Grenze aller nur ästhetisch-humanistischen Bildung: nicht der Genuss, sondern die soziale, politische Tat, nicht der universale Drang in die Weite, sondern die »Entsagung«, die Beschränkung, der Einsatz an einer Stelle sind der »Weisheit letzter Schluss«. »Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde.«

Ähnlich hätte die Antwort Hegels gelautet, und auf der Höhe des deutschen Idealismus, bei Jahn, Goethe und Hegel, ist jener unpolitische ästhetische Individualismus der neuhumanistischen Bildungsidee durchaus überwunden; aber es gehört zur Tragik unserer Geistesgeschichte, dass nach 1830 eine neue Welle westlichen Aufklärungsdenkens über uns hinwegflutet und in diesem Zusammenhang auch der Bildungsgedanke verwässert und veräusserlicht zu jener enzyklopädischen »Allgemeinbildung«, für die Bildung gleichbedeutend wurde mit »viel Wissen«. Die »höhere Töchterbildung« alten Stils war das bezeichnendste und abschreckendste Beispiel dieser Form der »Bildung«, die nun auch in eine fast unlösliche Bindung zum »Besitz« geriet. Der »Gebildete« stand in einem unüberbrückbaren Gegensatz zum »Volk«; der gebildete »Bürger« war durch eine ungeheure Kluft getrennt von den Bauern und Arbeitern, und auch zwischen Schule und Heer, Hochschule und Generalstab, Bürgertum und Soldatentum bestand ein verhängnisvoller Gegensatz. Auch die deutsche Pädagogik hatte sich nicht in der Nachfolge Pestalozzis, Fichtes, Jahns und Hegels entwikkelt, sondern huldigte im Geiste Herbarts einem unpolitischen, individualistischen Denken. Auch sie bezog das Heer als Schule des Mannes nicht in ihr Erziehungsdenken mit ein, lehnte jede politische Erziehung und politische Betrachtung von Schule und Erziehung ab und verstand unter Erziehung nur den Vorgang zwischen »Erzieher« und »Zögling«, der sich gleichsam im luftleeren Raum vollzog.

Gewiss hatte sich schon in der deutschen Pädagogik seit 1900 eine

Wandlung vollzogen. Die geisteswissenschaftliche Pädagogik, wie sie etwa gekennzeichnet wird durch die Namen Kerschensteiner, Spranger und Litt, betonte ganz stark den Zusammenhang von Kultur und Erziehung, erkannte damit auch die völkische und geschichtliche Bedingtheit aller Erziehung an, und in Sprangers Arbeiten über den Zusammenhang von Politik und Pädagogik, von Volk, Staat und Erziehung liegen schon starke Ansätze einer politischen Pädagogik; aber der Zentralbegriff dieses pädagogischen Denkens ist immer noch die »Bildung«, und so vertieft der Begriff der Bildung über das blosse Wissen hinaus als allseitige Menschenformung hier auch erscheint, es haftet ihm für uns heute etwas unerträglich Ästhetisch-Humanistisches an. Wenn z. B. Kerschensteiner in der »Theorie der Bildung« sagt: »Bildung ist ein durch die Kulturgüter geweckter, individuell organisierter Wertsinn von individuell möglicher Weite und Tiefe«, so berührt uns das heute fremd, irgendwie zu »geistig«, zu »humanistisch«; dieser Bildungsbegriff versagt gegenüber der Erziehungswirklichkeit des Bundes, des Lagers, des Landdienstes und des Heeres und ordnet sich unserer völkisch-politischen Gesamterziehung nicht ein.

Wir brauchen gegenüber der neuen Erziehungswirklichkeit einen neuen Erziehungsbegriff, und es ist die Leistung der von Ernst Krieck begründeten Erziehungswissenschaft, dass sie uns einen umfassenden und vertieften Erziehungsbegriff bereitgestellt hat, mit dem wir die heute vor uns entstehende Erziehungswirklichkeit begreifen können. Die Bedeutung Ernst Kriecks für die Grundlegung des neuen Erziehungsdenkens versteht nur, wer sich den geraden Weg vergegenwärtigt, den dieser Erziehungsphilosoph von seiner 1917 erschienenen »Deutschen Staatsidee« bis zur »Nationalpolitischen Erziehung« von 1932 und seiner gerade erscheinenden »Völkisch-politischen Anthropologie« gegangen ist *). Wir können hier nicht Kriecks Erziehungswissenschaft ausführlich darlegen, nur auf einiges für unsere Betrachtung Grundlegende soll hingewiesen werden.

Gerade an Ernst Kriecks Werk wird sichtbar, wie sehr die deutsche Bewegung heute politisch und geistig im Erlebnis des Krieges wurzelt. »Sämtliche Entscheidungen des Jahres 1933 sind durch die inneren Entscheidungen der Kriegszeit vorbereitet; die siegreiche Bewegung des Nationalsozialismus hat im Krieg ihren eigentlichen Ur-

*) Von E. Krieck seien hier besonders seine Werke »Philosophie der Erziehung« (1922), »Menschenformung« (1925), »Bildungssysteme der Kulturvölker« (1927), »Erziehungsphilosophie« (1930) genannt.

sprung und Quellpunkt«. Das Wesentlichste ist deshalb die grundsätzliche Überwindung des individualistischen Ansatzpunktes der alten »Pädagogik«. Indem Erziehung wie Sprache, Kunst, Recht u. a. als »Grundfunktion des Gemeinschaftslebens« verstanden ist, sind Erziehung und Gemeinschaft als wesensmässig ineinander verwachsen erkannt. »Im Wesen der Gemeinschaft ist das Wesen der Erziehung vollkommen mit einbegriffen«. Damit ist auch der Mensch als Gemeinschaftswesen gesehen, dessen Existenz und Entwicklung ohne Gemeinschaft und Erziehung überhaupt nicht gedacht werden können. Und ferner ist Erziehung hier in einem umfassenden Sinne verstanden; jener von der »Pädagogik« bisher allein betrachtete und damit überschätzte pädagogische Vorgang, der sich als bewusstes, planmässiges und methodisches Tun innerhalb bestimmter Veranstaltungen abspielt, ist nur eine oberste Schicht, die auf einer viel wesentlicheren, breiten Grundschicht funktionaler, unbewusster Erziehungswirkungen lagert. Was die Menschen einer Gemeinschaft durch ihr Sein, ihr Zusammenleben und die Ordnung ihres Lebens aneinander jederzeit erzieherisch wirken, ist der Mutterboden und die Lebensluft, auf dem und in der nun erst alle bewussten, planmässigen und methodischen Erziehungs- und Bildungsmassnahmen Sinn und Erfolg haben.

Mit diesen Erkenntnissen wandelt sich die »Pädagogik« zur völkischen Erziehungswissenschaft. Die frühere Pädagogik glaubte, aus sich heraus, auf Grund philolosophischer Spekulationen, ethischer Prinzipien oder psychologischer Erkenntnisse das Ziel der Erziehung bestimmen und die Methoden der Erziehung und des Unterrichts vorschreiben zu können; sie war eine unhistorische, das Leben durch Prinzipien regeln wollende Wissenschaft, war im wesentlichen Methodenlehre und Didaktik; die Erziehungswissenschaft ist und will Wirklichkeitserkenntnis; sie will das Wesen der Erziehung erkennen, die in der Erziehung tragenden Mächte und wirksamen Formen in ihren Funktionen begreifen und so dem praktischen Erzieher zwar nicht Regeln und Rezepte für sein Tun, aber eine Standorterhellung und Besinnung auf den völkischen Sinn seiner Arbeit geben; denn diese Erziehungswissenschaft lässt den Erzieher sich selbst als dienendes Organ der Gemeinschaft sehen und lehrt ihn als höchste irdische und umfassendste Erziehungsgemeinschaft das Volk begreifen. Das Volk ist die eigentliche Erziehungsmacht, ist Grundlage und Ziel aller Erziehung; alle anderen Erziehungsmächte, Familie, Schule, Bund, Berufsorganisation und auch die Kirche, als irdische Anstalt und

Organisation, sind Ordnungen innerhalb der Volksgemeinschaft, und die verschiedenen Erziehungsformen sind Mittel der Erziehung und Bildung zum Volk.

3.

So steht am Anfang der neuen Erziehungswissenschaft die Lehre vom Volk, denn, mit E. Krieck zu sprechen, »das Problem Volk umschliesst also auch das Wesen der Erziehung«. Es ist hier nicht Raum genug, die Lehre vom Volk auch nur in den Hauptstrichen zu entwickeln. Auf jeden Fall muss die Erziehungswissenschaft das Verhältnis von Volk und Rasse, Volk und Geschichte, Volk und Sprache, Volk und Kultur, Volk und Staat klären und wird so das Volk als Bluts-Schicksals-, Sprach- und Kulturgemeinschaft begreifen. Von hier aus ergeben sich für die Erziehungswissenschaft fruchtbare Einsichten in den Zusammenhang von Rasse, Sprache, Geschichte, Kultur und Erziehung. Von hier aus erschliesst sich uns nun auch eine neue Funktion der »Bildung«: als volkhafte Bildung wird sie der völkischen Gesamterziehung eingeordnet und erscheint als ein Teilvorgang in dieser Erziehung. Ist es Sinn der Erziehung überhaupt, den Menschen zur »Reife der Gliedschaft« zu führen, so »vollendet die Bildung die Erziehung in den oberen geistigen Bezirken«. Bildung vollzieht sich stets durch das geistige Gut, durch die völkische Kulturüberlieferung. Volkhafte Bildung lässt also den Menschen geistig aus seinem Volkstum wachsen zu dem, was er seinem Blute nach ist; Volk-Bildung schafft in einem Volke das Bewusstsein der im Blute angelegten geistig-seelischen Gemeinschaft.

Eine wirklichkeitsnahe Lehre vom Volk versteht das Volk aber nicht nur als blutsmässige, geschichtliche und geistige Wesensgemeinschaft, sondern auch als politisch aktiv handelnde Willensgemeinschaft, und ebenso ist die Volkszugehörigkeit des Einzelnen zwar durch Blut, Geschichte und Kultur wesensmässig bestimmt, erfordert aber auch immer wieder den bewussten Willensentscheid, tätigen Einsatz und mutiges Bekennen; denn obwohl ein Volk durch Blut und Schicksal eine Wesensgemeinschaft ist, kann es, wie wir erlebt haben, als Willensgemeinschaft zerfallen und versagen, und trotz aller wesensmässigen Gebundenheit des Menschen an sein Volk kann der einzelne seinem Volkstum untreu werden. Deshalb darf die Volksgemeinschaft nicht nur »geistig« bewusst gemacht werden auf dem Wege volkhafter Bildung, sondern sie muss immer wieder erlebt und gelebt werden als konkrete, wirkliche Tat- und Schicksalsgemeinschaft, die an all ihren

Gliedern Opfer, Einsatz und Dienst fordert. Deshalb genügt uns heute nicht mehr eine Volksbildungs- und Volkstumsarbeit nur geistig-kultureller Art: Volk wird nicht nur auf dem Wege der geistigen Überlieferung und Pflege seiner kulturellen Werte, und vor allem kann ein Volk allein mit den Mitteln der »Bildung« und »Kulturpolitik« nicht hart und widerstandsfähig genug werden für sein Ringen um seine nackte Existenz. Dazu bedarf es über die volkhafte Bildung, wie sie in der Schule und durch alle Volksbildungsveranstaltungen vermittelt wird, hinaus der unmittelbaren Erziehung zur Einsatzbereitschaft, zum Dienst, zur aktiven, kämpferischen Haltung. Erziehung ist vor allem Willenszucht und Willensstählung und deshalb nicht Sache der »Bildung«. Von hier aus ergibt sich die Einsicht in die Notwendigkeit der Kameradschaftserziehung, in die Aufgabe des Bundes als Erziehungsmacht und in die Eigenart seiner ihm eigentümlichen Erziehungsformen.

4.

Die Bejahung und Wertung des Bundes als neuer Erziehungsmacht und seinen Formen der Mannschaftserziehung verführt uns keineswegs zur Missachtung der Familienerziehung. Im Gegenteil: die neue Erziehungswissenschaft mit ihrer Einsicht in das Ineinander von Gemeinschaft und Erziehung und mit ihrer Hochschätzung aller »funktionalen Erziehung« vermag erst wieder die Familie als Erziehungsmacht richtig einzuordnen. Zwar ist der Erziehungswissenschaftler heute gründlich von dem anmassenden Pädagogendünkel frei, der Mutter Rezepte für ihr Tun geben zu wollen; es gibt keine theoretische Pädagogik, die den Eltern ihre schwere Verantwortung abnehmen kann, und die berühmte Frage: »Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?« ist kein Gegenstand der Erziehungswissenschaft. Die neue Erziehungswissenschaft studiert voller Ehrfurcht vielmehr am Verhältnis von Mutter und Kind das Urverhältnis aller Erziehung, erkennt die Stärke der Familienerziehung in der unmittelbaren, unbewussten Wirkung des Familienlebens und kommt gerade von hier aus zu dem Bekenntnis Pestalozzis, dass »das häusliche Leben als das einzige von Gott selbst gegebene äussere Fundament der wahren menschlichen Bildung angesehen werden muss.«

Die Familie hat gegenüber allen andern Erziehungsmächten einen Vorzug, der ihr von Natur in der Erziehung ein geradezu unermessliches Übergewicht gibt: die Familie ist Geschlechts- und Blutsgemeinschaft, und sie allein erzeugt den Nachwuchs, den sie erzieht. Mit

Recht weist Horst Becker, der auf den Spuren W. H. Riehls, aber doch aus dem Geist unserer Zeit heraus, eine schöne volkskundliche Untersuchung über »Die Familie« (Leipzig 1936) geschrieben hat, darauf hin, dass wir die Welt von Blut und Boden, den Blutszusammenhang der Volksgemeinschaft nirgends so greifbar nahe und spürbar vor uns haben wie in der Familie. Wir wissen um die Familie als Zelle des Volkes und wissen, dass die Zukunft des Volkes von der Lebendigkeit, Reinheit und Gesundheit dieses Quells abhängig ist.

Grundlegend für die Familie ist in unserm Kulturbereich die Ein-Ehe. Ehe ist noch nicht Familie, aber die recht verstandene und echte Ehe ist als totale leiblich-seelisch-geistige Einheit von Mann und Frau die durch nichts zu ersetzende Atmosphäre für die Entwicklung der Kinder. Wir werden heute wieder frei von jenen auflösenden, liberalen Ehetheorien des vergangenen Jahrhunderts, wie sie in letzter Folgerichtigkeit zu Lindseys »Kameradschaftsehe« führten. Wir wissen wieder um die »Ewigkeit« der Ehe im christlichen und germanischen Sinne (Ehe von althochdeutsch ê, êwe, das Gesetz, sprachlich verwandt mit lat. aetas, Ewigkeit) und bejahen die grundsätzliche Unauflösbarkeit einer solchen schicksalsmässigen Bindung. Wir hüten uns vor der bürgerlich-liberalen Überschätzung der »Liebesheirat« und »Neigungsehe« und haben Verständnis für die Verantwortung vor dem Blut, der Sippe und dem Erbe, in der Bauerntum und Adel in gesunden Verhältnissen stets ihre Ehen schlossen; auch wir erkennen heute eine solche Verantwortung bei der Eheschliessung an und wissen, dass wir kein Recht haben, in dem Bezirk der Liebe und Ehe unseren persönlichen Launen und Leidenschaften zu folgen, sondern gerade hier in Verantwortung vor Gott und unserm Volke stehen. »Gedenke, dass du ein Ahnherr bist!«

Sache der Familie ist nun auch die erste und grundlegende Erziehung der Kinder, und für die Entwicklung jedes Menschen dürfte neben dem Erbgut, das er von seinen Eltern mitbekommt, nichts von so schicksalhafter Bedeutung sein als der Geist der »Wohnstube«, in der er aufwächst. Gerade in der Familienerziehung sind nun nicht bestimmte Methoden, Pläne, überhaupt das absichtliche und bewusste Tun das Entscheidende, sondern die Atmosphäre des Hauses, das Sein der Eltern und das Zusammenleben aller Glieder. Pädagogenkinder sind gerade deshalb oft in ihrer Entwicklung gefährdet, weil man sie nicht ruhig wachsen lässt und »mit Prinzipien« erzieht statt mit Liebe. Für das Kind ist aber gerade diese warme, fürsorgende Liebe, beson-

ders der Mutter, der eigentliche Nährboden seines Gedeihens. Diese Liebe soll durchaus Strenge und »väterliche Zucht« einschliessen, das Entscheidende ist, dass sich das Kind im Hause geborgen und geliebt weiss, und alle tiefere seelische Verwurzelung des Menschen ist wohl abhängig davon, ob er jene Mutterliebe erfuhr, deren hohes Lied uns Pestalozzi in »Lienhard und Gertrud« singt und in der Gestalt der Gertrud verkörpert, die ihre »Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und an Mann und Kindern den Himmel verdient.«

Die Familie erzieht um so wirksamer, je grösser und je umfassender sie als Gemeinschaft ist. Die bäuerliche Familie ist gerade deshalb die ideale Familien- und Erziehungsgemeinschaft, weil sie nicht nur Verbrauchs- und Wohngemeinschaft. sondern in vollem Umfang Lebens- und Arbeitsgemeinschaft ist, weil sie mit den im Hause wohnenden Grosseltern in der Regel drei Generationen umfasst und kinderreich ist. Nicht nur für die biologische Volkserhaltung sind in jeder Familie mindestens 3—4 Kinder notwendig, auch für die Erziehung sind viele Kinder besser als das 1- oder 2-Kindersystem. »Einzige« Kinder werden leicht schwer erziehbare Kinder, weil sie zuviel erzogen und so verzogen werden; sie werden so verwöhnt, unselbständig und egoistisch. In der grossen Familie erzieht eben auch der Geschwisterkreis; neben der elterlichen Autorität und dem Gehorsam erfährt das Kind hier auch früh die Einordnung, die Rücksichtnahme, aber auch das Sichbehaupten und -durchsetzen im grossen Kreis. Überhaupt liegt hier der Hauptwert der Familienerziehung: der Mensch erlebt hier »von Kindesbeinen an« das Miteinander und das Füreinander. Und so erzieht die Familie ganz einfach schon und überhaupt dadurch, dass sie gelebt wird.

Aber weiter als es durch das Zusammenleben und die Gewöhnung an Ein- und Unterordnung geschieht, erzieht die Familie ihren Nachwuchs zum Volk und im Geist des Volkstums. Lernt doch das Kind im Hause Sprechen, und dies Hineinwachsen in die »Mutter Sprache« ist der wichtigste volkhafte Bildungsvorgang in der Erziehung; wird uns doch mit der Sprache auch der Geist, das Fühlen und Denken unseres Volkes zu eigen. Durch die Familie wächst das Kind ebenso hinein in die völkische Sitte, in den Brauch und den Glauben der Väter. Deshalb hat hier die Familie, insbesondere die Mutter, eine gesteigerte Verantwortung, wenn irgendwo die religiöse, sittliche oder völkische Erziehung im öffentlichen Leben gefährdet ist. Wo keine Kirche mehr wirken kann, wo es in der Schule keinen Religionsunterricht und keine

Andacht mehr gibt.lernt das Kind noch immer bei der Mutter beten, und bei jenen deutschen Volksgruppen, bei denen es keine deutsche Schule gibt und in Schule und Öffentlichkeit kein deutsches Wort mehr gesprochen wird, ist das deutsche Haus um so mehr die Stätte der volkhaften Bildung. Aber auch unter normalen Verhältnissen erfolgt die erste Berührung des Kindes mit deutscher Sage, deutschem Märchen und deutschem Lied, ja auch mit deutscher Geschichte schon in der Familie; ein »gebildetes Haus« vermag seinen Kindern einen Reichtum an kultureller und künstlerischer Überlieferung mitzugeben, wie ihn keine »Bildungsanstalt« vermitteln kann, weil eben auch die Bildung um so tiefer wirkt, je unabsichtlicher und selbstverständlicher sie sich vollzieht. Die Familie gibt also nicht nur die grundlegende, unmittelbare Erziehung, sondern auch die grundlegende »volkhafte Bildung« geht gleichsam »mit der Muttermilch« in uns ein.

Eine Erziehungswissenschaft, die so um die grundlegende Bedeutung der Familie für die Erziehung zur Volksgemeinschaft weiss, wird auch stets Anwalt der Familie gegenüber übertriebenen Ansprüchen anderer Erziehungsmächte sein, etwa der Schule, des Bundes und des Staates. Wenn Familie ihren Sinn nur erfüllen kann, indem sie gelebt wird, braucht sie dafür auch Zeit und Besinnung. Wo der Staat die Familie zerstört, wie in Sparta oder wie in den Theorien Platos und Fichtes, besonders auch in der Lehre des Marxismus, da wird gegen die gottgewollte natürliche Lebensordnung gesündigt; ein solcher Staat, der das Familienleben auflöst und das »Heiligtum der Wohnstube« nicht achtet, untergräbt sich damit selbst, zerstört die Wurzeln seiner Kraft.

5.

Aber nur auf einer primitiven Kulturstufe kann die Familie die totale Erziehung übernehmen. Dass im modernen Leben die Familie die Aufgabe der Schule normalerweise nicht übernehmen kann, wird heute allgemein anerkannt, obwohl auch das einmal anders war. Heute braucht im allgemeinen die Schule gegenüber der Familie nicht um Anerkennung zu kämpfen, sondern heute stehen »Haus und Schule« als »alte Erziehungsmächte« der neuen Erziehungsmacht des Bundes gegenüber. Dabei ist, erziehungsgeschichtlich gesehen, der Jugendbund älter und natürlicher als die immer erst spät, auf einer höheren Kulturstufe entstehende künstliche Bildungsveranstaltung Schule. In Sparta und bei den Germanen gab es die Altersklassenorganisation der Jugend, aber keine Schule. Die Schule entsteht überall erst da, wo auf einer gewissen Höhe der geistigen Entwicklung

einer Kultur der Wissensbestand, die Überlieferung von kulturellen Gütern so umfangreich geworden ist, dass die Weitergabe durch die Familie, die Jugendorganisation und den Stand allein nicht mehr möglich ist; erst dann entsteht die Schule als Bildungsanstalt und entsteht ein besonderer Stand der Lehrer. Erziehung und Bildung aber hat es lange vor der Schule gegeben und gibt es stets auch neben der Schule. Die besondere Funktion der Schule innerhalb der Gesamterziehung ist also schon in ihrem geschichtlichen Ursprung ersichtlich: die Schule vermittelt durch Lehre und Unterricht den in einer Gemeinschaft überlieferten geistigen Gehalt; im Unterschied von Familie und Bund erzieht die Schule als solche nicht »unmittelbar«, nicht »von Angesicht zu Angesicht«, sondern »mittelbar« durch die volkhafte Bildung.

Der kürzlich von Alfred Bäumler herausgearbeitete und an Pestalozzi und Herbart erläuterte Unterschied von »unmittelbarer« und »mittelbarer« Erziehung *) erweist sich als ausserordentlich fruchtbar, wenn man sich die Notwendigkeit und den Unterschied von Bund und Schule als Erziehungsmächten und in ihren wesenseigenen und kennzeichnenden Erziehungsformen verdeutlichen will. Der Erziehungswissenschaftler muss hier den Mut haben, das für jede Erziehungsmacht »Typische« hervorzuheben, und es heisst Eulen nach Athen tragen, wenn man dann dagegen anführt, dass doch auch die Schule »unmittelbar« erziehe. »Unmittelbare« und »mittelbare« Erziehung stehen sich nicht ausschliesslich gegenüber; auch im Bunde wird geschult, wird durch Bücher und Zeitschriften eine Lehre »vermittelt«, wird etwas gemeinsam gelesen und besprochen; auch in der Schule »erziehen alle jederzeit« ohne Vermittlung des Bildungsgutes, auch die Schule macht Wanderungen, treibt Sport, auch der Lehrer, besonders der Klassenlehrer, wirkt erzieherisch als Mensch durch seine charakterliche Haltung. Aber das jeweils eigentlich Kennzeichnende für Schule und Bund ist mit diesen Überschneidungen und Gemeinsamkeiten nicht getroffen; so begreifen wir niemals, weshalb der Bund neben der Schule als Erziehungsmacht pädagogisch notwendig ist. An dieser Beweisführung, dass »doch auch die Schule unmittelbar erziehe«, mag Genüge finden, wer als Lehrer eifersüchtig seinen Einfluss in der Erziehung mit niemand teilen und den Bund mit seinem Recht und seinem Anliegen nicht

*) »Die Grenzen der formalen Bildung«, jetzt abgedruckt in »Politik und Erziehung«, Berlin 1937.

verstehen will und deshalb am liebsten sähe, wenn Lehrer und Schule selbst alles an sich rissen, was die deutsche Jugend seit 1900 ohne Eltern und ohne Lehrer aus sich heraus an jugendgemässen Lebens- und Erziehungsformen geschaffen hat. Dies aber wäre eine »Verschulung« der bündischen Jugendarbeit, die ihr das Beste rauben müsste.

Die unersetzliche und von niemand anders zu erfüllende Erziehungsaufgabe der Schule machen wir uns am deutlichsten, wenn wir drei Einzelaufgaben herausarbeiten. 1. Die Schule erzieht zur Arbeit und zur Arbeitsfähigkeit; sie macht die Kinder fähig, durch ihren künftigen Beruf in der Volkswirtschaft und im Staat mitzuarbeiten. Hier haben die grundlegenden Fertigkeiten Lesen, Schreiben und Rechnen, aber auch die wissenschaftlichen »Fächer« Mathematik, fremde Sprachen, Physik und Chemie ihren Sinn. Hier überall handelt es sich um das »Leistungswissen« und das Können, das nachher jeder im Leben braucht. Es ist kein Zweifel, dass die Schule auch auf dieser Stufe nicht nur »Wissen beibringt«, sondern zum Arbeiten, zur Pflichterfüllung, zur Treue im Kleinen »erzieht«, und die Geltung der Schule im öffentlichen Leben wird stets vor allem davon abhängen, ob sie diese erste Aufgabe erfüllt. 2. Die Schule erzieht »staatsbürgerlich«; der Staat stellt an seine oder an die doch unter seiner Aufsicht stehende Schule bestimmte Anforderungen. Der moderne Staat geht hier in seinen Ansprüchen sehr weit, die Schule ist stärker denn je ein »politicum«. Die Schule soll zum Dienst am Staat, zur Pflichterfüllung gegenüber dem Staat, ja zur »Staatsgesinnung« erziehen. Der Staat ist deshalb an bestimmten Fächern besonders innerlich beteiligt: Geschichte, Heimatkunde, Staatsbürgerkunde und militärischer Unterricht werden geradezu »politische Kernfächer«. Wenn in den deutschen Schulen Lettlands die lettländische Geschichte und Heimatkunde in der Staatssprache unterrichtet werden müssen, so wird hier der politische Anspruch des Staates besonders deutlich. 3. Die höchste Aufgabe der Schule ist für uns die volksbürgerliche Erziehung. Da wir erst heute recht begreifen, was »Volk« ist, erfassen wir auch heute erst den Sinn des Wortes »Volksschule«. All unsere Schulen auf allen ihren Stufen sollen in dem Sinne »Volksschulen« sein, dass die »Volkheit« in ihnen zum Durchbruch kommt und das Volkstum den wesentlichen Gehalt ihrer Arbeit ausmacht*). Hierin liegt die eigentliche

*) Hier sei auf die Schriften von Ph. Hardt hingewiesen: »Der Durchbruch der Volkheit in der Schule«, »Die Grundlagen volkhafter Bildung«, »Die Theorie der Schule«.

und unendlich reiche Aufgabe der Schule als Erziehungsmacht, dass sie die wichtigste und vornehmste Stätte der volkhaften Bildung ist. Die Schule pflegt die muttersprachliche Bildung; sie wacht damit am Heiligtum der Sprache und ringt auch um die Seele des Kindes, indem sie bewusst und zäh dagegen angeht, dass erzwungene und verfrühte Zweisprachigkeit sich sprachlich und charakterlich störend auswirkt. Die Schule vor allem überliefert das völkische Kulturgut an das junge Geschlecht, sie gibt Kenntnis und »kündet« von deutscher Art und Kunst; die Schule pflegt das deutsche Lied und Spiel, führt ein in deutsches Schrifttum und deutsche Dichtung. Abgesehen von jenen heute ganz wenigen Fällen, wo die Familie das alles geben kann, empfängt der junge Mensch durch die Schule die völkischen Gehalte, an denen er auch geistig in sein Volkstum hineinwächst. So schlingt die Schule um die Volksgemeinschaft das geistige Band einheitlichen Volks- und Kulturbewusstseins.

Kann man eigentlich der Schule eine schönere und höhere Bedeutung zuerkennen, als es mit dieser Kennzeichnung der Schule als Stätte der volkhaften Bildung geschieht? Ist es nicht sinnlos, wenn Jugendführer und Jugendliche gelegentlich der Schule jedes Erziehungsrecht absprechen und die Schule nur als notwendiges Übel zum Zweck der Wissensvermittlung gelten lassen? So kann nur jugendlicher Überschwang in Überschätzung des Bundes sprechen, und dann ist es verzeihlich; wo böser Wille so redet, lohnt sich keine Auseinandersetzung, sondern nur der Gegenbeweis in unermüdlicher Leistung. Aber ebenso sinnlos ist es, wenn nun Schule und Lehrer auch mit dieser hohen Erziehungsaufgabe der völkischen Bildung nicht zufrieden sind und für sich beanspruchen, was nicht Sache der Schule, sondern des Bundes ist. Gewiss, auch der Lehrer soll ein »Kerl«, ein Charakter sein, soll durch seine Haltung ganz unmittelbar erziehen, zumal alles, was ein Lehrer durch seine Lehre und seinen Unterricht gibt, um so stärker erzieherisch wirkt, je mehr ein ganzer und lebendiger Mensch dahinter steht. Auch für den Lehrer als Jugenderzieher gilt das Pestalozzi-Wort, dass die Hauptsache in aller Erziehung ist, »des Knaben ganzes Herz« zu haben, daraus folgt dann schon alles andere. Die eigentliche Berufsaufgabe und die Funktion des »Lehrers« in der Volkserziehung im Unterschied von Eltern und Jugendführern aber liegt darin, zu »lehren«, »mittelbar« zu erziehen durch volkhafte Bildung.

6.

Der Bund als Erziehungsmacht wirkt nun wesentlich durch die Formen der »unmittelbaren« Erziehung. Niemals werden Lehre und Schulung im Bunde so im Mittelpunkt stehen wie Unterricht und Bildung in der Schule, ganz abgesehen davon, dass auch von der »Schulung« eine andere und zwar unmittelbarere Wirkung ausgeht als von der »Bildung«. Ein Schulungsredner will und soll etwas ganz anderes als der Lehrer als Bildungsvermittler. Vor allem aber erzieht nun der Jugendführer nur oder fast nur durch sein menschliches Sein, sein charakterliches Vorbild, durch seine Haltung, durch sein Können in allen jungenhaften Leistungen und Tüchtigkeiten. Ein Jungenführer braucht nicht turmhoch »überlegen« zu sein an Alter, Reife, Wissen und Bildung, er soll ja nicht »bilden«, sondern »führen«; und ein Jungenführer führt seine fast gleichaltrigen Kameraden, indem er ihnen als »princeps« vorangeht, sie mitreisst, begeistert durch sein jugendliches Feuer und seinen kühnen Schwung; er soll auf Fahrt, im Wettspiel und im Lager immer der Erste sein; im Führer aber soll auch die Idee am stärksten verkörpert sein, der die ganze Gemeinschaft verschworen ist. Im echten Bund empfängt der Führer der Schar und der Gruppe sein Recht und seine Autorität dadurch, »dass er selbst als Gefolgsmann der Fahne des Bundes und einem grösseren Führer folgt, denn erst da ist im echten Sinne Bund, wo die Jugend nicht nur die Schönheit der Jugend auskostet und lebt, in ästhetisch-sentimentalen Gemeinschaften Freundschaften geniesst und sich romantischen Stimmungen hingibt, sondern wo sie als junge Mannschaft des Volkes sich durch Einsatz und Dienst auf ihre zukünftige Aufgabe vorbereitet. Bund ist nur wirklich als junger Tat- und Stosstrupp des Volkes, als Gefolgschaft und Führung. »Die Ideale der Jugend sind Männer, aus denen eine Idee leuchtet und kämpft.« (Paul de Lagarde).

Deshalb aber ist der Bund als Erziehungsmacht neben Schule und Haus notwendig. Zu dieser Erkenntnis der neuen Erziehungswissenschaft werden sich Eltern und Lehrer durchringen müssen: der Jugendbund ist nicht eine Übergangs- und Krisenerscheinung, sondern eine Lebensnotwendigkeit. In einer gesunden Volksordnung braucht die Jugend ihren eigenen Raum zum Wachsen und Reifen. »Nicht das Bestehen der Jungmannschaft, sondern ihr Fehlen bedeutet Unordnung des Volkes.« (H. Becker). Fehlen der Jungmannschaft führt unausweichlich zur Frühreife, zur Blasiertheit, zum Erwachsenseinwollen, wie wir es am »Backfisch« und »Flegelalter« kennen. Backfisch-

und Flegeljahre sind typische Fehlentwicklungen einer Jugend, die nicht im Bunde sich in eigenen Lebensformen selbst zu erziehen und zu führen die Möglichkeit hat. Unter Wandervögeln, Pfadfindern und Bündischen gab es den Typ des »Pennälers« und der »höheren Tochter« nicht! Der Grundsatz »Jugend will durch Jugend geführt werden« ist richtig, wenn man ihn ergänzend neben die Erziehung durch das Alter in Haus und Schule stellt; dann aber ist er auch unabweisbar, denn es gibt in der Jugendentwicklung einen Augenblick, wo nicht mehr Eltern und Lehrer, sondern der nur wenig ältere Freund und Führer die »Autoritäten« werden, und wie beim Kleinkind das Verlangen nach Mutterliebe, so ist beim Jugendlichen der Wille zur Kameradschaft ein echtes Bedürfnis der Seele. Mutterliebe und Kameradschaft muss jeder junge Mensch erlebt haben!

Wichtiger als diese psychologisch-pädagogische Rechtfertigung ist uns heute die völkische Begründung des Bundes. Hier muss man sich über eine unaufhebbare Grenze der Schule in der Volkserziehung klar sein. Wir erkannten, dass Volksgemeinschaft nicht nur eine »geistige« Gemeinschaft ist, Erziehung zur Volksgemeinschaft sich also nicht nur durch »volkhafte Bildung« vollziehen kann. Die Schule muss auch stets geschieden sein nach Begabungen, künftigen Berufen usw.; niemals erlebt also die Jugend auf der Schulbank oder in von der Schule aufgezogenen Jugendvereinen die wirkliche Jugendgemeinschaft der ganzen Volksjugend. Deshalb brauchen wir für die Erziehung zur Volksgemeinschaft die Formen der Kameradschafts- und Mannschaftserziehung im Bunde, weil hier der junge Mensch ganz anders Kameradschaft erleben und bewähren kann als auf der Schulbank. Auf einem Marsch, einer grossen Fahrt, im Landdienst und im Lager ist mehr Möglichkeit, Anforderungen an die Kameradschaft zu stellen, als die Schule es vermag. Eine Nachtfahrt unter sternklarem Himmel, ein grosser Tagesmarsch, die Verwandlung eines »Haufens« in eine »Mannschaft« in den ersten Tagen eines Lagers durch gemeinsamen Dienst und durch eine für alle gültige Lagerordnung bindet stärker aneinander als gemeinsame Schulerlebnisse, und es gibt vielleicht für einen jungen Menschen kein stärkeres Erleben als die gemeinsame Feier am lodernden Feuer der Sonnenwende mit dem in die Nacht hineingesungenen »Flamme empor!« »Erwandert Euch, was deutsch ist«, schrieb Hans Breuer dem Wandervogel in den »Zupfgeigenhansl«, denn auch hierin ist der Bund der Schule überlegen: was Heimat und Volkstum ist, erschliesst sich der Jugend auf ihren

eigenen Fahrten ganz anders, viel lebendiger und unmittelbarer als auf der schönsten »Lehrwanderung« der Schule. In der Schule hört und lernt die Jugend von ihrem Volk und seiner Art, im Bunde aber erlebt sie ganz unmittelbar Heimat und Volk in ihrer jungen Volksgemeinschaft, auf Fahrt und in der Feier.

Ich weiss, dass diese Feststellungen manchen echten Erzieherhaturen unter unsern Lehrern wehe tun. Deshalb betone ich: es handelt sich hier nicht um erziehungswissenschaftliche »Theorien« und kühl-nüchterne Abgrenzungen vom Schreibtisch aus. Man muss vielmehr beides erlebt und erfahren haben, Schule und Bund, muss Jugendführer und Lehrer sein, um so abgrenzen und werten zu können. Nur in Ausnahmefällen kann die Schule die Aufgabe des Bundes übernehmen: wo eine junge, selbst aus dem Bunde hervorgegangene Erzieherschaft eine Schule ganz gestaltet, kann die Schule dem Bunde nahekommen. Gute Internate nach Art der Lietzschen Landerziehungsheime, die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten und die Adolf-Hitler-Schulen in Deutschland mit ihren jungen Erziehern sind Schulen so revolutionärer Prägung, dass für sie die hier zwischen »Schule« und »Bund« gezogene Grenze nicht gilt. Um so bemerkenswerter für unsere Betrachtung ist, dass diese Schulen im Reich trotzdem ihre Schüler in die H.-J. schicken. Im übrigen kann an einer Schule vereinzelt ein aus dem Bunde kommender Lehrer eine Schulwanderung zu einer »Fahrt« werden lassen.

Die Schule muss natürlich notgedrungen die Arbeit des Bundes dort übernehmen, wo der Bund aus irgend welchen Gründen nicht besteht oder nicht möglich ist; dann muss die Schule den Bund zu »ersetzen« suchen, wie ein Internat die Familie zu »ersetzen« suchen muss. Das wird um so eher gelingen, je mehr Jugendführer als Lehrer zur Verfügung stehen. Aber es bleibt Ersatz, ein Notweg! Diesen Weg freiwillig zu gehen, die Jugend in Schulvereinigungen zu organisieren, um sie vom Bunde fernzuhalten, ist psychologisch-pädagogisch verfehlt und reaktionär; im Grunde macht man damit den unmöglichen Versuch, das Revolutionäre der Jugend, das immer im Bunde verkörpert sein muss, zu negieren oder zu unterdrücken. Man ist dann einfach nicht fähig, anzuerkennen, was Horst Becker in seinem Buch über »Die Familie« zum Thema des Jugendbundes sagt: In Zeiten des vollkommenen Umbruchs »verkörpert die Jugend — in ihren besten Vertretern — nicht mehr nur das ewige Ungestüm des Jungmännerbundes, sondern dann kann in ihr ein Höheres zu Tage

treten: wenn sie nämlich Bannerträgerin einer kommenden, durch sie zu verwirklichenden neuen Ordnung ist.«

Ein weiterer Grund spricht für die Notwendigkeit des Bundes: »Wer jetzig Zeiten leben will, muss haben tapferes Herze!« Uns schwebt als Typus in der Erziehung der einsatzbereite, aktive, kämpferische Mensch vor. Mit Recht sagt Horst Becker, dem wir so tiefe Einsichten in das Wesen der Familie und der Familienerziehung verdanken: »Zum Manne wird ein Knabe nicht dadurch, dass er im Schosse der Familie die nötigen Jahre ablebt, sondern nur durch die männliche Bewährung in der Härte des Bundes«, und wir fügen hinzu: noch weniger wird der Knabe zum Mann allein in der Schulstube. Um der Härte des Typus willen, den wir mit unserer Erziehung prägen wollen, brauchen wir die straffe Mannschaftserziehung des Bundes. Kameradschaft will geübt werden, Ein- und Unterordnung, Einsatz und Dienst, Folgen und Führen, Gehorchen und Befehlen müssen gelernt und im Tun bewährt werden. Deshalb haben wir im Deutschen Reich heute neben Haus und Schule ein ganzes System der Jugenderziehung vom Jungvolk über die Hitler-Jugend bis zum Arbeits- und Wehrdienst. Gewiss lassen sich die äussere Organisation, die äusseren Formen und Mittel nicht überall übernehmen, aber wo deutsche Jugend in der Welt ihr Leben gestaltet, da braucht sie den Bund als Erziehungsmacht mit den eigentümlichen lagermässigen Formen der Mannschaftserziehung; denn eins will deutsche Jugend heute überall: Kameradschaft und Volksgemeinschaft.

Gilt das bisher Gesagte auch für die Mädchen? Ist auch der Mädchenbund notwendig? Diese Fragen sind zu bejahen. Die Erziehung zur Kameradschaft und zur Volksgemeinschaft haben die Mädchen besonders notwendig. Die »höhere Tochter« früherer Zeiten, der »Backfisch« kannte die zärtlich-innige »Freundschaft« und die »Clique«, aber auch nur eine Mädelklasse als Gemeinschaft zusammenzuführen, war fast unmöglich. Der neue Typ des deutschen Mädchens erfährt in Bund und Lager auch Kameradschaft, und mir will es scheinen, dass Lydia Gottschewski recht hat, wenn sie einmal zur »Frage des Mädelbundes« feststellte, dass hier ein »neuer Mädchentyp« heranwächst, in dem sich durch diese »heitere und ernste, immer aller Sentimentalität ferne Kameradschaft« des Bundes »herbe Züge früher Verantwortlichkeit ausprägen«. Und ebenso haben die Mädchen die Erziehung zur Volksgemeinschaft bitter nötig: wo heute noch Grenzen des Stan-

des unüberbrückbar scheinen, sind es oft die »Damen der Gesellschaft«, die nicht über diese Hürden hinweg springen können. Wo der Betriebsführer längst mit seinen Arbeitern in einer Front der Arbeitskameradschaft steht, wahrt die »Frau Direktor« noch immer ihre durch die Stellung ihres Mannes begründete »Würde« mit allen »gesellschaftlichen Rücksichten«. Gerade das Mädchen kann deshalb in Bund, Lager und Landdienst nicht früh genug Volksgemeinschaft erleben und leben.

Und wir brauchen auch in der Mädchen- und Frauenerziehung an Stelle der früheren gemütvoll-ästhetischen Bildung eine völkische Erziehung von einer gewissen Härte. Wir brauchen den »Kamerad Frau« in der Ehe und im Berufsleben. Neben und hinter dem Mann als aktivem Kämpfer muss überall die Frau als völkisch bewusste, wollende und opferbereite Kameradin stehen, die als Frau und Mutter um ihre Aufgabe weiss und für das künftige Geschlecht die erste Erzieherin zum Volkstum und zur Volksgemeinschaft ist. »Wir sind ein neuer Frühling, ins deutsche Land gesandt« singt heute die deutsche Jugend; dazu gehören Jungen und Mädel! — —

So notwendig die Erkenntnis der Sonderfunktionen von Haus, Schule und Bund ist, noch notwendiger ist die Erkenntnis von der Gemeinsamkeit ihrer Aufgabe. Jeder Kampf um die »Totalität« ist hier sinnlos. Alle drei Erziehungsmächte sind Ordnungen im Volke und dienen zusammen einem Ziel: der Erziehung zum Volk.

7.

Für die Erziehungswirklichkeit des 20. Jahrhunderts ist ferner kennzeichnend ein gegenüber den Auffassungen und den Verhältnissen des 19. Jahrhunderts ganz ausserordentlich gesteigerter Erziehungsanspruch des Staates. Allen Bemühungen des Liberalismus, zum Trotz die »Grenzen der Wirksamkeit des Staates« gerade in der Erziehung möglichst einzuschränken, betätigt sich der Staat des 20. Jahrhunderts fast unbegrenzt als Erziehungsmacht und bedient sich dabei auch ganz neuer Erziehungsformen. Galt schon stets für den Staat das Wort Süverns aus dem Jahre 1817: »Der Staat ist eine Erziehungsanstalt im Grossen, indem er... durch alles, was von ihm ausgeht, seinen Bürgern eine bestimmte Richtung und ein eigentümliches Gepräge des Geistes wie der Gesinnung gibt«, so gilt das erst recht für den »autoritären Staat« unserer Zeit, der ja seine Autorität nicht nur auf die Bajonette, sondern eben in den Herzen seiner Bürger begründen will und nun nicht nur durch Heer und Schule, durch

seine Verfassung und Gesetze, sondern durch Presse und Rundfunk und mit allen Mitteln der modernen Propaganda die Gesinnung seiner Bürger zu beeinflussen, politisch zu erziehen sucht.

Gerade wir Deutschen begreifen die Wiedergeburt des Staates als Macht und Autorität. Gegenüber den parlamentarisch-demokratischen Gebilden des 19. Jahrhunderts, die dem individualistischen, unpolitischen Geist des Liberalismus entstammten, stellen die »autoritären Staaten« das Prinzip unserer Zeit dar. Die politische Gestalt des 20. Jahrhunderts und die Neuordnung Europas sind aber ausser durch den »autoritären Staat« durch ein zweites, noch wesentlicheres Prinzip bestimmt, durch den Grundsatz des Volkstums und der völkischen Ordnung. Die Politik, insbesondere die Kultur- und Erziehungspolitik des »autoritären Staates« wird vor anderen Bedingungen, Aufgaben und Lösungsmöglichkeiten stehen, je nachdem der autoritäre Staat als völkischer Staat ein ganz einheitliches, geschlossenes Volkstum in seinen Grenzen wohnen hat, selbst also völlig Organ und Ausdruck dieses einen Volkstums ist, oder ob er mit seinen Grenzen Staatsbürger mehrerer Nationalitäten umschliesst und ausser dem Mehrheits- und staatstragenden Volk auch seinen Bürgern der anderen Volksgruppen Schützer, Ordner, Richter und väterliche Obrigkeit sein muss.

Wo Volks- und Staatsgrenzen sich restlos decken, wo in einem Staat nur ein Volkstum seinen Ausdruck findet und eine völkische Weltanschauung alle Politik und Erziehung gestaltet, liegen die Dinge einfach, sind die Spannungen verhältnismässig gering. Wo aber, wie im gesamten Ost- und Südost-Europa, sich nirgends Volks- und Staatsgrenzen decken, sondern die Völkerkarte bunt gesprenkelt ist und jeder Staat mehrere Volksgruppen einschliesst, da ist es für den autoritären Staat entscheidend, ob er sich in seiner Haltung den in ihm lebenden Volksgruppen gegenüber zum Prinzip des »Nationalstaates« bekennt oder ob er den Gedanken des »Volkes« anerkennt und das Recht jedes Volkstums als heilig und unantastbar gelten lässt.

Das Prinzip des Nationalstaates gehört jenen demokratisch-individualistischen Ideen von 1789 an, die der autoritäre Staat im übrigen überwunden hat. Von ihm ist der Gedanke des Volkes wesentlich unterschieden. Zwar ergibt sich hier für jedes Volk das Recht auf seinen Staat. Jedes Volk drängt zur Staatlichkeit, und ein Volk hat erst dann ein geschichtsgültiges Dasein, wenn es den Weg zum eigenen Staat gefunden hat. Aber aus dem Wissen um die Tatsache, dass

Volk und Staat sich nur selten decken können, verzichtet der vom völkischen Gedanken geleitete Staat auf die »Nationalisierung« fremder Volksgruppen innerhalb der eigenen Grenzen und treibt nach Aussen keine »Irredentapolitik«. Wie wir Deutschen im Reich vom völkischen Gedanken aus unter Verzicht auf jeden Nationalisierungsversuch es ertragen können, dass Dänen und Polen in unserm Staate leben, so können wir auch ohne jede imperialistische und irredentistische Absicht unsere Volksgenossen »jenseits der Grenze« wissen. Wir sind ihrer unbedingten Treue zum angestammten Volkstum gewiss, aber ebenso ihrer Bindung an ihre Heimat, und es ist gerade das von so vielen noch nicht verstandene Geheimnis des Volksgedankens, dass nach einem Wort von Konrad Henlein »Volkstreue die Staatstreue nicht ausschliesst«.

Wo nämlich der autoritäre Staat dem seinem innersten Wesen feindlichen demokratischen Nationalstaatsprinzip absagt und ernst macht mit der Achtung vor fremdem Volkstum, da schwächt er nicht, sondern erhöht er seine Geltung als Erziehungsmacht: er kann von allen Schulen ein bestimmtes Mass von Können, Erziehung zur Arbeitsfähigkeit und Staatstreue verlangen, durch sein Heer alle seine Bürger zur Wehrhaftigkeit und Einsatzbereitschaft bis zum Tode für die Heimat erziehen lassen, und er wird durch seine Verfassung, seine Gesetze und alle seine Massnahmen seine Bürger in einer politischen Haltung zusammenführen; aber er wird vor dem Volkstum der in ihm lebenden Volksgruppen die gleiche Achtung haben, wie vor den religiösen Überzeugungen seiner Bürger. Wie hier in Glaubensfragen heute eine unübersteigbare Grenze des Staates allgemein anerkannt wird, weil, wie Luther sagte, »der Seelen« niemand gebieten kann und soll, »er wisse denn ihr den Weg zu weisen gen Himmel. Das kann aber kein Mensch tun, sondern Gott allein«, so liegt auch dem Volkstum gegenüber eine unaufgebbare Grenze des Staates. Auch über das Volkstum kann niemand gebieten, er vermöge denn, einen Menschen neu zu schaffen. Nicht Menschenwerk, sondern Gottes Schöpfung sind die Völker, und Gott schafft einen Menschen in ein bestimmtes Volkstum hinein.

Wo der autoritäre Staat diese Grundtatsache menschlichen Seins anerkennt, wird er die höchste Erziehungskraft ausüben, weil er dann auf die Glieder aller in ihm lebenden Volksgruppen eine starke Bindung ausüben, wahrhaft »integrierend«, nicht »desintegrierend« wirken muss. Wo autoritärer Staat und Volksgedanke sich verbinden,

braucht es keine Menschen mehr zu geben, in denen jenes doppelte Weh brennt, von dem der Banater Dichter Adam Müller-Guttenbrunn singt, »dass uns vom Mutterlande Welten trennen und wir dem Vaterlande Fremde sind«, weil dann für jeden Menschen die Liebe zum Volkstum und damit zum Muttervolk in eins gehen kann mit der Treue zur Heimat und zum Heimatstaat.

8.

Es ist für den Christen keine Frage, dass auch unter den Erziehungsmächten des XX. Jahrhunderts die Kirche ihre Stellung als Erziehungsmacht behält, ja für den Gläubigen in und über allen andern Erziehungsmächten der Zeit die ewige und eigentliche Erziehungsmacht bleibt. Freilich verstehen das alle die sehr falsch, die damit machtpolitische Ansprüche der »Kirche« als Organisation und ihrer Pastoren und Beamten angemeldet sehen; an das ganze Verhältnis von »Staat«, »Kirche« und »Schule« ist hier nicht gedacht. Ja, es soll in Richtung der Kirche sehr deutlich gesagt werden, dass sie sich selbst sehr gründlich missversteht, wenn sie glaubt, sich als »Erziehungsmacht« erst dadurch erweisen zu müssen, dass sie »Erziehungsformen« des XX. Jahrhunderts wie Bund und Lager übernimmt. Die Kirche darf nicht mit Schule und Bund »konkurrieren« wollen und nach dem stets verderblichen Satz handeln: »Wer die Jugend hat...« Die Kirche muss wissen: sie ist und bleibt ewig Erziehungsmacht allein durch das Wort, das sie verkündet, und durch das Sakrament, das sie spendet.

Ganz ohne Zweifel geht fortdauernd von der Kirche in Andacht, Predigt und Kultur, in Unterricht und Bibelstunde, in Seelsorge und Liebesarbeit eine Menschen innerlich erbauende, sie seelisch-geistig aufbauende und somit erziehende Wirkung aus. Vergessen wir doch nicht: wo sich noch eine Familie zum Tischgebet vereinigt, wo eine Schulgemeinde sich in Andacht unter das Kreuz stellt, da ist lebendige Wirkung der Kirche; wo in der Schule der Religionsunterricht »lauter und rein« gelehrt wird, da ist das — ganz unbekümmert um die politische Frage der Schulaufsicht — nicht Äusserung des Volkes oder Sache des Staates, sondern Verkündigung der Kirche. Es ist ja schlimmster geistiger Hochmut, typisch liberalistisches Gewäsch, wenn der »Gebildete« so oft oberflächlich erklärt: »Ich brauche die Kirche nicht«. Spottet seiner selbst und weiss nicht wie! Ist er noch

Christ, betet er noch hin und wieder, singt er ein Kirchenlied, greift er noch zur Heiligen Schrift, dann braucht er noch die Kirche! Kein Gebetswort käme über seine Lippen, kein Liedvers wäre in seinem Gedächtnis, ja selbst der Nichtchrist unserer Tage könnte keinen noch so »privaten« und »antichristlichen« religiösen Gedanken denken und sich keinen frommen Stimmungen hingeben ohne die Kirche, die ihm und seinen Vätern gegeben und treu überliefert hat, was heute noch als »Glaube« in unserm Volk lebendig ist.

Freilich ist damit nur die Kirche als Institution in ihrer sehr irdischen Gestalt und Geschichte gemeint. Als evangelische Christen wissen wir, dass erst in und hinter dieser »sichtbaren« Kirche als eigentliche Seele die »wahre Kirche«, die Gemeinde der Gläubigen verborgen und mächtig ist. In dieser Gemeinde aber ist es stets Gott, Christus der Herr, selbst, der den Geist schenkt, Kraft gibt und in alle Wahrheit leitet. Man hat deshalb mit Recht gesagt: der Glaube ist niemals Sache der Erziehung, und, streng genommen, gibt es keine Erziehung zum Glauben, sondern nur Erziehung aus Glauben; denn der Glaube ist nicht »menschlich Gedicht und Gedanken«, sondern »Gottes Werk in uns«. (Luther) Für den Christen wird auch die Erziehung zum »Glauben«, der sich als praktische »Liebe« äussert, und der christliche Erzieher erzieht an jeder Stelle, als Vater, Lehrer, Jugendführer oder Offizier, niemals aus eigener Machtvollkommenheit, er weiss sich dabei auch nicht nur als Diener des Staates und Organ des Volkes, sondern immer gleichzeitig auch als »eine Larve«, ein Werkzeug Gottes, der am Nächsten Gottesdienst tut und in seinem Erziehungswerk seinen Glauben beweist.

Dies Getragen- und Gehaltensein vom Glauben her schwächt nicht, sondern stärkt vielmehr die Bindung des christlichen Erziehers zu Heimat und Volk, denn für ihn ist sein Dienst in Heimat und Volkstum Gehorsam gegenüber Gott. Die Erziehung aus Glauben steht zu den andern Erziehungsmächten und -formen auch nicht im Widerspruch; sie geht in sie ein, vertieft sie, gibt ihnen Seele und Halt. Ist doch der »Kamerad« nichts anderes als im christlichen Sinne »der Nächste«, der andere, für den ich da bin; ist doch das neue Menschenbild in der Erziehung, in vollem Einklang mit dem christlichen Menschenverständnis, das den Menschen nie als »Individuum«, sondern nur als Glied in bestimmten Ordnungen kennt. Was aber die Kirche als Erziehungsmacht, d. h. die Erziehung aus christlichem Glauben mehr geben kann als eine »idealistische«

oder auch »realistisch-heroische« Erziehung: sie gibt die Kraft zu jener Haltung des freien Christenmenschen, die da im Augenblick letzter Bewährung unverzagt sprechen kann: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders!« —

Die »Academia Petrina«

Von Roland Seeberg-Elverfeldt

Eine der wichtigsten Fragen für das baltische Deutschtum war schon in früheren Jahrhunderten die Ermöglichung einer akademischen Bildung.

In Ermangelung einer einheimischen Hochschule hatten Kur-, Liv- und Estländer durch alle Jahrhunderte die Universitäten Deutschlands — in weit schwächerem Masse auch die übrigen europäischen Hochschulen — aufgesucht[1]). Das war kein Übelstand, solange die Bildungsmöglichkeiten, durch nichts gefährdet, erreichbar waren, solange Altlivland einen Teil des alten Deutschen Reiches bildete und solange die Wirtschaftslage der Eltern dieses gewiss kostspielige auswärtige Studium tragen konnte. Die Aufteilung Altlivlands unter verschiedene Fremdherrscher und die dadurch veranlassten Kriege, zuletzt der 30-jährige Krieg, waren mit ein Anlass für die Gründung der schwedischen Universität Dorpat, die sich jedoch während der insgesamt 43 Jahre ihres Bestehens (1622—1656; 1690—1699) zu keiner eigentlichen Lebensfähigkeit entwickeln konnte.

Wesentlich günstiger ging es den beiden akademischen Gymnasien in Riga (die Domschule) und Reval (das spätere Gouvernementsgymnasium), die gleichfalls mit schwedischer Mithilfe im 17. Jh. begründet wurden und eine Mittelstellung zwischen Universität und Gymnasium einnahmen. Auch sie hörten — zumindest als »akademische Gymnasien« — mit dem Anfall der Provinzen an Russland auf.

So blieb der alte Zustand erhalten, indem baltische Studenten nach wie vor zum Studium die reichsdeutschen Universitäten aufsuchten. Unter diesen waren naturgemäss die Ostseeuniversitäten Königs-

---

[1]) Vgl. A. Wegner, Zur Gesch. d. baltischen Schulwesens (Balt. Monatsschrift 63 (1907) S. 403 ff.).

berg, Kiel und Rostock, aber auch Leipzig (früher daneben Wittenberg) am beliebtesten [2]).

In den vormals schwedischen Provinzen änderte sich also im 18. Jh. nicht viel, denn die Revaler Domschule, die auch nach reichsdeutschem Vorbilde, weil sie vorwiegend für Adlige bestimmt war, »Ritterakademie« genannt wurde [3]), wich ja in nichts von den übrigen gymnasialen Bildungsstätten ab.

Die südlichste Landschaft hatte das Missgeschick, zwar selbständiges Herzogtum zu sein, jedoch keine einzige höhere Bildungsstätte zu besitzen. Zwar war schon 1618 die Gründung einer höheren Schule in der Residenzstadt geplant worden, doch griff der letzte Herzog Peter erst 1772 diesen Gedanken wieder auf. Ursprünglich schwebte auch Herzog Peter das Bild einer Volluniversität mit 4 Fakultäten vor Augen. Aus den verschiedensten Gründen nahm er jedoch von diesem Plane Abstand und entschloss sich zur Gründung eines »akademischen Gymnasiums« [4]). Dieses sollte nach dem Vorbilde der gleichen Anstalten in Riga und Reval im 17. Jh. halb Schule, halb Universität sein, alle Rechte und Privilegien einer Hochschule besitzen (bis auf das Recht der Erteilung akademischer Grade) und von ersten Gelehrten geleitet werden [5]).

Für die Zusammenstellung des Lehrplanes gewann Herzog Peter den bekannten Berliner Akademiker und Pädagogen Johann Georg Sulzer [6]). Dadurch war der Aufbau der »Academia Petrina« oder des »Petrinum«, wie sie kurz genannt wurde, in engem Zusammenhang mit den höheren Bildungsstätten in Deutschland, mit de-

---

[2]) Vgl. z. B. Fr. Bienemann, Altlivländische Erinnerungen (Reval 1911) S. 49. — W. Meyer, Baltische Studenten in Kiel 1665—1865 (Kiel 1930) hat S. 9—23 das umfangreiche Schrifttum über den deutschbaltischen Besuch deutscher Universitäten erschöpfend zusammengestellt. Aus diesem geht nur z. T. das Studienfach hervor. Meyers Feststellung für Kiel (a. a. O. S. 5), dass gegen die Hälfte aller dort immatrikulierten Balten Theologie studiert haben, trifft auch für die meisten übrigen Universitäten zu.

[3]) P. Blosfeld, Geschichte der Domschule in Reval (Reval 1923), S. 10.

[4]) Siehe Dannenberg, Zur Gesch. u. Statistik des Gymnasiums zu Mitau. a. a. O. S. IV f. Vgl. auch den nur einen Auszug daraus bildenden »Rückblick auf die 150-jährige Geschichte der »Academia Petrina«... (Jelgava 1925).

[5]) Dannenberg a. a. O. S. VI.

[6]) Über ihn vgl. vor allem die Dissertation von M. Daehne, Joh. Georg Sulzer als Pädagog und sein Verhältnis zu den pädagogischen Hauptströmungen seiner Zeit (Königsee, Thür. 1902).

ren Erfahrungen und Einrichtungen und den pädagogischen Hauptströmungen gewährleistet.

Der Schweizer Sulzer hatte am akademischen Gymnasium in Zürich Theologie, Mathematik und Philosophie studiert, war darauf Prediger und Hauslehrer geworden und seit 1747 Professor der Mathematik am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und Direktor der philosophischen Klasse derselben, zuletzt Professor an der Berliner Ritterakademie [7]).

1773 war Sulzers Entwurf des Lehrplanes fertig [8]). Gleichzeitig berief er 6 Gelehrte aus Deutschland. Auch Immanuel Kant erhielt einen Ruf, den er jedoch ablehnte [9]).

Am 29. Juni 1775 wurde dann die »Academia Petrina« feierlich eingeweiht [10]).

Sulzer teilte die Akademie in zwei Abteilungen, in die Klasse der Literatur und die Klasse der Wissenschaften mit jeweils zweijährigem Kursus. Die erste Klasse entsprach noch ganz den obersten Klassen eines Gymnasiums, während die Klasse der Wissenschaften schon in den Universitätslehrstoff übergriff. Die Vorträge der Lehrer sollten daher die Mitte zwischen Universitäts- und Schulunterricht einhalten und — zumindest nach Sulzers Plan, da sie obligatorisch waren und zu bestimmten Stunden stattfanden — mehr an eine Schule erinnern.

Wörtlich hiess es von der zwei Jahre lang zu besuchenden Literaturklasse, dass sie da sei »zum Unterricht in der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache, in den Anfängen zu allem, was zum Verstande der klassischen Schriftsteller in diesen Sprachen gehöret, als Mythologie, bloss die Facta betreffende Geographie, Historie und Altertümer, ferner zu den ersten Übungen im Schreiben und richtigen Ausdruck seiner Gedanken, sowohl in der deutschen als lateinischen Sprache, wie auch einer recht gründlichen Anleitung zur allgemeinen Exegetik oder Wissenschaft, dasjenige, was man lieset, auch richtig

---

[7]) Dannenberg S. VII Anm. 2.

[8]) Abgedruckt bei Dannenberg S. 229 ff. »Entwurf der Einrichtung des von Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, dem Herzoge von Curland, in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici«. Ein weiterer Abdruck findet sich in J. G. Sulzer's »Vermischte philosophische Schriften«, 2. Teil. Übers. v. Blanckenburg hrsg. v. Weidmann 1800 S. 145 ff.

[9]) Vgl. O. Clemens, Beiträge zur Deutschen Kulturgeschichte aus Riga, Reval und Mitau (Berlin, Riga, Leipzig 1919) S. 36 ff.

[10]) Dannenberg S. IX.

zu verstehen und zum Teil auch zu beurteilen. Auch ist überhaupt der Unterricht in dieser Klasse als eine Vorübung zu den Wissenschaften, die in der folgenden gelehrt werden, anzusehen; weil die Jugend darin hauptsächlich durch das Lesen ausgesuchter klassischer Schriftsteller in ungebundener und gebundener Schreibart beiläufig zum Verstehen der Sachen selbst, die gelesen werden, angeführt wird.«

Die andere Klasse dagegen sollte sich mit allgemeinen nützlichen Wissenschaften beschäftigen, wie z. B. mit Mathematik, Physik, Naturgeschichte. Die zukünftigen Juristen wurden besonders auf die römischen Antiquitäten hingewiesen, ohne die ein Verständnis des römischen Rechtes unmöglich wäre.

Von den wöchentlich 28 Lektionen in der Literaturklasse waren u. a. 8 Stunden zu Erklärungen lateinischer Autoren und Übungen in der lateinischen Sprache, 6 Stunden für die griechische Sprache bestimmt. Diejenigen, die davon befreit waren, sollten sich auf das Studium der modernen Sprachen legen, vor allem der französischen.

Die Klasse der Wissenschaften hatte wöchentlich 34 Stunden Unterricht, davon waren 2 Stunden zum Lesen der lateinischen Autoren, 1 Std. für griechische Lektüre, 2 Std. für römische Antiquitäten und 2 Std. zu Erklärungen des Neuen Testaments vorgesehen.

Der ausschlaggebende Einfluss Sulzers beschränkte sich nicht auf die Gestaltung des Lehrplans, sondern Sulzer nahm sich auch der Methodik des Unterrichts an, vor allem in den alten Sprachen, die das eigentliche Kernstück der Akademie bildeten. Sulzer war ausgesprochener Neuhumanist. Nach seinen Anschauungen bestand der Wert des klassischen Studiums in folgendem: die Erlernung der Sprache selbst führt den Schüler zur Auffassung der eigentümlichen Denkweise und der fein entwickelten Begriffswelt der Antike. Die Lektüre bildet den Geschmack für das Schöne und Grosse, führt zur Kenntnis der alten Geschichte und dient der philosophischen Bildung. Die alten Sprachen seien nicht Mittel zum Zweck, ihre Kenntnis zähle vielmehr zu den besten Gütern des Verstandes [11]).

Bei der Lektüre antiker Autoren verwarf Sulzer lange kritische Kommentare, besonders auch grammatische Erklärungen, und liess nur unumgänglich notwendige, das Verständnis fördernde Erläuterungen zu. Die Erklärung schwerer Stellen und Konstruktionen sollte dem Lehrer obliegen, der damit nur Zeit gewann. Ferner empfahl Sulzer, möglichst viel von einem Autor zu lesen, damit dieser den

[11]) S. Daehne a. a. O., S. 113 ff.; auch zum folgenden.

Schülern geläufig werde. Innerhalb eines Jahres müsste er zu Ende gelesen werden; Kürzungen und häusliche Lektüre könnten dieses Ziel fördern. Überhaupt trat Sulzer für eine stärkere Anteilnahme des Lehrers am Unterricht ein, die der Verständlichkeit der Lektüre nur förderlich sein könne.

Der Lehrbetrieb im Lateinischen und Griechischen war nach Sulzer der gleiche. Nur im Lateinischen sollte auch zum Sprechen und Schreiben angehalten werden, da Latein die Gelehrtensprache sein müsse. Latein war auch die Unterrichtssprache, nur bei der Übersetzung und Erklärung schwieriger Stellen durfte Deutsch gesprochen werden. Sulzer führt selbst in dem »Von dem Unterricht in der Lateinischen, in der Griechischen, und in anderen toten Sprachen« überschriebenen Abschnitt seines »Entwurfs der Einrichtung des .. in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici« über den altsprachlichen Unterricht folgendes aus [12]):

»Es kommt bei diesem Gymnasio, in Absicht auf diese Sprachen, nicht darauf an, dass ausgemachte Meister der alten Literatur oder vollkommene Critici gebildet werden.« Das sollte den eigentlichen Universitäten überlassen bleiben. »Zur Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache werden der Jugend einige der besten klassischen Schriftsteller der Alten in die Hände gegeben, durch deren vernünftige Erklärung ein verständiger und in der Literatur erfahrener Lehrer Gelegenheit hat, seine Zuhörer auch mit dem Geist dieser Schriftsteller bekannt zu machen und ihnen die wichtigsten Punkte über die Gesetze, Sitten, Künste, den Charakter der Griechen und Römer und anderer alten Völker vorzutragen, worauf er ein Hauptaugenmerk zu richten hat.« Bei Autoren historischen oder philosophischen Inhalts »wird der Lehrer sich besondere Mühe geben, über wichtige, die Religion, Sitten, Gesetze und die Sinnesart der Menschen betreffende Punkte seine Anmerkung praktisch zu machen, das ist, das Alte mit dem Jetzigen vergleichen und mit philosophischem Scharfsinn seinen Zuhörern zeigen, worin die neue Welt besser denkt und handelt, als die ehemalige und worin wir von den Alten übertroffen werden« [13]).

Die Sulzerschen Gedanken über den altsprachlichen Unterricht, die für ihre Zeit etwas völlig Neues darstellten, konnten an der Akademie mit Hilfe der beiden Professoren der lateinischen und griechischen

---

[12]) Dannenberg S. 236 ff.

[13]) Dannenberg S. 237.

Sprache voll und ganz durchgeführt werden. Es wurde »von den Lehrern selbst erwartet, dass sie wahre gründliche Critici und geschmackvolle Kenner des gelehrten Altertums sein, damit sie das Beste und Nützlichste aus der alten Literatur ihren Zuhörern bekannt machen«[14]).

Von 1775—1805 bekleidete die Professur der lateinischen Sprache der aussergewöhnlich begabte und gewissenhafte Königsberger Matthias Friedrich Watson[15]). Nicht schlechter besetzt war die griechische Professur. Von 1776—1800 hatte sie der Görlitzer Karl August Kütner[16]) und von 1800 an der vorzügliche Kenner der klassischen, besonders griechischen Literatur, der Thüringer Heinr. Christoph Liebau[17]).

1792 wurde ein Angriff auf die Akademie, nachdem ihr bald zwei Jahrzehnte fruchtbringender Tätigkeit beschieden waren, abgewehrt, indem der Plan, sie in zwei Landschulen zu verwandeln, glücklich verhütet werden konnte[18]).

Nach der Einverleibung durch Russland (1795) waren von der Kaiserin Katharina II. lebhaft geförderte Bestrebungen im Schwange, das Jelgavaer »Gymnasium Academicum« — so hiess es von jetzt ab — zu einer richtigen Universität zu erweitern. Katharinas plötzlicher Tod (6. XI. 1796) brachte die Angelegenheit zunächst zum Stocken. Kaiser Paul fürchtete ausserordentlich den Einfluss der französischen Revolution[19]) und verbot das Studium an ausländischen Hochschulen. Dafür sollten die Ostseeprovinzen eine eigene deutsch-evangelische Landesuniversität erhalten. Obwohl gleich anfangs Dorpat als Universitätsstadt in Aussicht genommen worden war, bemühte sich die »Kurländische Ritterschaft« eifrig darum, das akademische Gymnasium Sulzers zur Landesuniversität ausgestaltet zu sehen, und tatsächlich erreichte sie es, dass am Weihnachtstage 1800 ein Namentlicher Ukas des Zaren an den Senat die Begründung der neuen Universität in Jel-

---

[14]) Dannenberg S. 236 A § 1.

[15]) Vorher von 1759—1774 Rektor der Mitauer Stadtschule, nachdem er 1756—1759 als ausserordentlicher Professor der Poesie an der Albertina gelesen hatte. Vgl. Dannenberg S. XVI, XXV, XL, 4 und 58; ferner Otto, Die öffentlichen Schulen Kurlands zu herzoglicher Zeit 1567—1806 (Jelgava 1901), S. LVI f.

[16]) Dannenberg S. XVI, 11 und 58 und Otto, Schulen S. XCII bringen Näheres über sein Leben.

[17]) Vgl. Dannenberg XLI, 17 und 58.

[18]) Dannenberg S. XXIX.

[19]) Vgl. Bienemann, Erinnerungen S. 61.

gava befahl [20]). Alexander I entschied sich durch Erlass vom 12. April 1801 endlich doch für Dorpat, wo die Universität auch 1802 eröffnet wurde.

Nach 1802 blieb dem Petrinum — nachdem es fast ein Menschenalter als Akademie bestanden hatte — das nicht weniger fruchtbringende Dasein als klassisches Gymnasium, als das es die Schulreform von 1804 und die Russifizierung (1893—1919) überdauert hat. Noch heute besteht es als Lettländisches Staatliches Gymnasium.

Die deutschen Landpastoren in der Entwicklung des lettischen Schrifttums

Von Hans Jürgen von Hehn

II.

Das 19. Jahrhundert

Die baltischen Agrargesetze von 1817/19 brachten den Bauern die persönliche Freiheit. Sie enthielten weiter wichtige Bestimmungen über das Volksschulwesen [1]), denn man war der Ansicht, nur wenn der Lette und Este durch Bildung gehoben werde, könne er auch die Früchte der gewonnenen Freiheit und der neuen Stellung, die ihn nicht mehr im Stande des Bauern festhielt, in vollem Masse geniessen. Damit erwuchs für die deutschen Pastoren als Pfleger der Volksbildung in noch stärkerem Masse als früher die Aufgabe, die nötigen Unterrichtsmittel zu beschaffen. Die Schulliteratur blühte auf. Zahlreiche Pastoren stellten sich in den Dienst dieser Arbeit. Darüber hinaus wollte man dem Bauern auch andere Bildungsmöglichkeiten bieten. So entstand die erste lettische Zeitung »Latviešu avizes« 1822, begründet durch Karl Friedrich Watson (1777—1826); fast ein Jahrhundert setzte sie als Organ der Geistlichkeit ihre Arbeit fort.

---

[20]) A. v. Gernet, Die i. J. 1802 eröffnete Universität Dorpat und die Wandlungen an ihrer Verfassung (Reval 1902), S. 12.

[1]) Das livl. Gesetz bestimmte, dass jede Bauerngemeinde von mindestens 500 Seelen eine Volksschule zu errichten habe; jedes Kind, soweit es nicht nachweislich zu Hause genügenden Unterricht empfange, habe die Volksschule vom 10. Lebensjahr an solange zu besuchen, bis der Prediger es für hinreichend unterrichtet erklärt. Die kurl. Verordnung setzte fest, dass jede Gutsgemeinde verpflichtet sei, auf 1000 Seelen beiderlei Geschlechts wenigstens eine Schule zu errichten.

Allmählich entstand unter den Pastoren das Streben, sich zu gegenseitiger Unterstützung und Förderung der literärischen Arbeiten in einem Verein zusammenzuschliessen. Den entscheidenden Schritt tat der Pastor und spätere Generalsuperintendent Reinhold von Klot (1780—1855). Auf seine Anregung hin wurde, gefördert namentlich durch den damaligen Generalsuperintendenten K. G. Sonntag (1765—1826), in Riga 1824 eine Lettisch-literärische Gesellschaft begründet. die fortan der Mittelpunkt aller lettisch-literärischen Arbeit beider Provinzen wurde. Die Aufgabe der neuen Gesellschaft war nach dem § 1 ihrer Statuten, »die lettische Sprache allgemein auszubilden und ihre vorzüglichen Eigentümlichkeiten zu erforschen.« Sehr bald aber erweiterten sich ihre Bestrebungen, indem sie, wie C. A. Berkholz sich 1861 ausdrückte, bemüht war, »ein sekundäres Hilfsmittel zur Belebung und Kräftigung gesunder christlicher Entwicklung eines seiner Kultur und Geschichte nach untergeordneten Volksstammes« zu werden [2]). Diesen Charakter des teilnehmenden, fürsorgenden Interesses für das lettische Volk zeigte deutlich der lettische Name des neuen Vereins »Latviešu draugu biedrība« (Gesellschaft der Lettenfreunde).

Auch die wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft erweiterten sich mit der Zeit über den Rahmen der Sprachforschung hinaus, namentlich seit August Bielenstein (1864—1895) Präsident geworden war. Er dehnte die Arbeit des Vereins auf lettische Ethnographie, Mythologie, Ortsnamenkunde, Kulturgeschichte und Geschichte aus.

So wurde die Lettisch-literärische Gesellchaft, nachdem sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine »Akademie der lettischen Sprache« gewesen, durch ihn für Jahrzehnte zum Mittelpunkt aller Arbeiten, die sich mit Kultur und Geschichte der Letten und ihrer Sprache in Gegenwart und Vergangenheit beschäftigten. Die Träger dieser umfassenden Tätigkeit aber waren die deutschen evangelischen Landpastoren. Sie waren es auch, und unter ihnen an erster Stelle August Bielenstein, die die Grundlagen legten, auf denen späterhin lettische Sprach- und Geschichtsforscher weiterbauen konnten.

Einen Einschnitt für dieses Wirken der Geistlichkeit stellte das Auftreten der Jungletten dar. Von da an gab es zwei Gruppen, die sich beide um die geistige Förderung des lettischen Volkes bemühten,

---

[2]) C. A. Berkholz: Die Lettisch-literärische Gesellschaft in Livland und Kurland. Mitt. u. Nachrichten für die evang. Geistlichkeit Russlands. XVII (1861).

und wie sich bald zeigen sollte, auf verschiedenen geistigen Grundlagen stehend, mit einander in Konkurrenz, ja Konflikt geraten sollten.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts aber waren die Prediger noch allein massgebend für die lettische Geistesentwicklung und das lettische Schrifttum. Sie hielten an ihrer überkommenen Aufgabe fest und wiesen in ihrer überwiegenden Mehrheit den Gedanken einer Eindeutschung der Letten von sich. Es sei an die bekannte »Mitauer Debatte« erinnert, wo von 7 Rednern sich nur ein einziger für die Germanisierung aussprach [3]).

Der Pflege des Schulwesens und der Beschaffung der notwendigen Schulbücher wandte insbesondere der Pastor (nachmalige Bischof) Karl Christian Ulmann (1793—1871) sein Augenmerk zu. Von ihm stammen ein Rechenbuch, eine Naturlehre, eine Heimatkunde und eine »Anweisung zur Kenntnis des gestirnten Himmels«. Sehr beliebt und verbreitet war das Lesebuch des Pastors Schatz (1807—1862) und das »Melodienbuch« des Pastors Punschel (1778—1849) sowie die Gesanglehre des Pastors F. Schaack (1804—1857). Ferner taten sich auf diesem Gebiet hervor die Pastoren G. Brasche (1802—1883), C. A. Berkholz (1805—1889) und viele andere.

Daneben blühte ein umfangreiches volkstümlich-belehrendes Schrifttum. Die Pastoren Johann Theodor Berent (1784—1866), Wilhelm Christian Pantenius (1806—1886), Karl Friedrich Reinhold Schilling (1799—1836), Christian Wilhelm Brockhusen (1768—1842), Christian Karl August Döbner (1800—1873), Johannes Heinrich Hilarius Elverfeld (1817—1859) u. a. erwarben sich dabei bedeutende Verdienste. Die Lettisch-literärische Gesellschaft beschloss 1828, den praktischen, für die »Nationalen« berechneten Arbeiten ein eigenes Heft jedes Magazinbandes zu widmen [4]); dieses sollte den Titel »Dažādu rakstu krājums« tragen.

Auch die Kunstdichtung erlebte jetzt, nachdem im 17. und 18. Jahrhundert die ersten Grundlagen gelegt worden waren, einen grossen Aufschwung. Vor allem war es natürlich Übersetzungsliteratur, meist aus dem Deutschen. So wurden Schillers »Glocke«, Stücke aus Klopstocks »Messias« u. a. ins Lettische übertragen. Auf dem Gebiet der Dichtkunst, vornehmlich der religiösen, versuchten sich die Pastoren Johann Gottfried Ageluth (1763—1848), Dionysius Gottfried Croon

---

[3]) Balt. Monatsschr. 59 (1905).

[4]) Prot. der Jahresversammlung der Lett. liter. Gesellsch. 1828.

(1777—1838), Georg Gustav Schilling (1800—1870), Liebegott Otto Konrad Schulz (1772—1840) u. a.

Die grösste Bedeutung gewann hier vielleicht Karl Friedrich Jakob Hugenberger (1784—1860), der sich einerseits bemühte, die Letten mit der russischen Dichtung bekannt zu machen, andererseits die deutschen Klassiker den Letten nahe bringen wollte. Zu seiner Zeit freilich gab es wenige, die die Schönheiten seiner Muse zu würdigen wussten, aber später wirkte er anregend auf junge lettische Dichter; besonders bei J. Alunāns ist sein Einfluss deutlich spürbar [5]).

Neben Hugenberger steht der Pastor (später Propst) Jakob Florentin Lundberg (1806—1858). Seine Poesie ist vielleicht künstlerisch nicht so wertvoll wie die Hugenbergers, aber seine Dichtungen haben eine viel grössere Verbreitung erlangt. Auch er betätigte sich vorwiegend als Übersetzer deutscher Klassiker.

Das stetig zunehmende Interesse für ein lettisches dichterisches Schrifttum lenkte die Aufmerksamkeit auch wieder in stärkerem Masse auf das lettische Volkslied, als damals noch einziger arteigener lettischer Poesie. Namentlich Pastor Ulmann suchte dem Volkslied Interesse in weiteren Kreisen zu verschaffen. Unter Zugrundelegung einer älteren Ulmannschen Volksliedersammlung veröffentlichte dann Georg Ludwig Friedrich Büttner (1805—1883) im Magazin der Lettisch-literärischen Gesellschaft eine umfangreiche Sammlung, die grossen Beifall fand und ihn zur Fortsetzung der Arbeit veranlasste. — Treuland-Brīvzemnieks, der die Russen mit dem lettischen Volkslied bekannt machen wollte, und Bielenstein stützen sich in ihren diesbezüglichen Arbeiten auf Büttner.

Das kirchlich-religiöse Schrifttum war ständig im Wachsen begriffen. Zahllose Pastoren waren hier tätig. Nur wenige Namen seien genannt: Christian Karl August Döbner, Georg Gustav Sokolowski (1792—1834), Friedrich Hermann Eduard Langewitz (1788—1851), Georg Gustav Schilling, Dionysius Gottfried Croon, Karl Friedrich Kyber (1796—1853), Christoph Heinrich Otto Girgensohn (1796—1869), Karl Christian Ulmann, Friedrich Eduard Neander (1802—1895), Heinrich Adolf Braunschweig (1796—1846), Heinrich Friedrich Hesselberg (1792—1848) u. a. Als mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen Erforschung der lettischen Sprache die Mängel und Fehler der Glückschen Bibelübersetzung spürbar wurden, liess sich eine umfassende

---

[5]) T. Zeiferts: Latviešu raktsniecības vēsture. I. S. 335 ff.

Revision und Emendation des Bibeltextes nicht länger hinausschieben. Dagegen waren freilich die Bedenken besonders im nordlettischen Gebiet sehr gross. Man meinte, dadurch könnte dem Landvolk, das durch die Konversionsbewegung sowieso in Unruhe geraten sei, die Autorität des Gotteswortes wankend gemacht werden. Es werde Misstrauen entstehen, und es werde heissen: »paši mācītāji mums jaunus dieva vārdus devuši« (die Pastore selbst haben uns ein neues Gotteswort gegeben). Zwischen neuem Gotteswort und neuem Glauben aber sei kein allzu grosser Unterschied. — So unterblieb die Neuübersetzung der Heiligen Schrift zunächst noch.

Neben dieser dem Volkswohl unmittelbar zu Gute kommenden Tätigkeit ging die lettisch-sprachwissenschaftliche Arbeit weiter. Pastor Hesselberg schuf eine neue lettische Grammatik, die die Lettisch-literärische Gesellschaft 1840 mit einem Preise krönte. Ebenfalls aus dieser Zeit stammt eine »Formenlehre der lettischen Sprache« und eine »Syntax der lettischen Grammatik« des Lektors der lettischen Sprache an der Dorpater Universität Otto Benjamin Gottfried Rosenberger (1848 und 1852). Einzelne grammatikalische Fragen bearbeiteten ferner Benjamin Fürchtegott Balthasar Bergmann (1772—1856), der das Lettische mit dem Sanskrit zu vergleichen suchte, Christoph Heinrich Otto Girgensohn, Karl Christian Ulmann, Hermann Katterfeld (1797—1876), Gottfried Heinrich Mylich (1773—1837) u. a.

Weitere Arbeiten, die ihrer Natur nach nie zum Stillstand kommen konnten, waren die lexikalischen. Die Werke von Lange und Stender suchte man zu ergänzen und zu vervollständigen. Wellig (1778—1862), Albanus (1798—1856) und Wagner (1786—1854) suchten durch Berichtigungen den vorhandenen Mängeln abzuhelfen. Ulmann schuf eine lettische Pflanzenkunde, Blosfeld legte die Grundlagen zu einem lettischen medizinischen Lexikon, und Kawall (1799—1881) stellte die lettischen Vogel- und Fischnamen zusammen.

Auf allen Gebieten war so ein reiches Schaffen im Gange, als die Berechtigung dieser Arbeit von zwei Seiten her in Frage gestellt wurde. Durch die Konversionsbewegung der 40er Jahre ausgelöst, tauchte nämlich die Frage auf, ob die deutschen evangelischen Prediger es nicht ihrer Religion und Bildung schuldig wären, den Letten zu sich zu ziehen, d. h. zu germanisieren (auf der andern Seite nämlich drohte die werbende Orthodoxie mit der Russifizierung). Dafür sprach ausserdem die damalige zeitbedingte Ansicht, dass die bessere Bildungsmöglichkeit auf dem Wege über die Eindeutschung gegeben sei,

glaubte man doch ganz allgemein, dass eine »Menge Licht« in das »dunkle Natur- und Gefühlsleben« des Letten käme, wenn er Deutscher würde [6]).

Der bekannteste Befürworter einer Eindeutschung der Letten aus solchen Gründen war der Bischof Ferdinand Walter (1801—1869). — Mehrfach stand dieses Problem zur Debatte; charakteristisch aber ist, dass eigentlich nationalpolitische Erwägungen kaum laut wurden. Ein völkisches Widereinander von Letten und Deutschen, das auf dem Wege einer rechtzeitigen Entnationalisierung auszutragen wäre, wurde in jenen Jahrzehnten nicht gesehen. Im Allgemeinen blieb es bei akademischen Erörterungen; ja, die Arbeit am geistigen Wohle der Letten litt dadurch in keiner Weise, gab es doch sogar manche, die meinten, der Lette sei lettisch zum Deutschen zu bilden, d. h. ihm sei deutsche Kultur und Bildung in möglichst guter lettischer Sprache zu bieten, dann werde er sich von selbst im Laufe der Zeit dem deutschen Volkstum anschliessen. Bezeichnend ist das ganz ausschliesslich kulturell gefärbte Erlebnis des eigenen (und natürlich auch des andern) Volkstums bei diesen baltischen Landpastoren. Volkstum als Kulturbegriff! Oder, wie A. Bielenstein formulierte: »Nationalität ... ein hohes ideales Gut neben andern hohen idealen Gütern, neben der Wissenschaft und Bildung oder, um das Höchste zu nennen, neben der Gottesfurcht, dem wahren Christentum« [7]).

Ein anderes Ereignis, das die deutschen Pastoren vor die Frage nach der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges stellte, war das Erwachen des lettischen Nationalismus um die Mitte der 50er Jahre. Die Forderung nach einem bluteigenen lettischen Schrifttum erhob sich. Bereits begann ein erstes nationales Zeitungsblatt »Mājas viesis« (1856) zu erscheinen. Einige Jahre darauf, am 1. Juli 1862, traten die »Peterburgas avizes« ins Leben, die offen verkündeten, der Lette müsse sich vom deutschen Einfluss befreien. Die Lebensdauer der Zeitung war freilich nur kurz; im Juni 1865 stellte sie ihr Erscheinen ein. Allein die von den Führern des werdenden lettischen Nationalismus, Valdemārs, Barons, Alunāns, gestreute Saat trug ihre Früchte. Das nationale Lettentum Rigas schuf sich im »Lettischen Verein« einen Mittelpunkt; dieser ging hervor aus einem im März 1868 begründeten Hilfskomitee für

---

[6]) A. Döbner: Gedanken über das Germanisieren der Letten; Archiv der Lett. lit. Gesellschaft.

[7]) Prot. der 57. Jahressersaumlung der Lett. lit. Gesellsch. 1885.

notleidende Esten. Bald entstanden überall im Lande geistige Zweigvereine der »Rīgas Latviešu biedrība«. Um dieselbe Zeit begann der »Baltijas vēstnesis« (Baltische Bote) (1869) zu erscheinen. In kurzer Zeit folgten noch andere nationale Zeitungsblätter: »Balss« (Stimme), »Baltijas zemkopis« (Baltischer Ackerbauer) u. a. Auf jede Weise wurde versucht, dem Volke seine nationale Eigenart zum Bewusstsein zu bringen. Der Führer des nationalen Lettentums der 70er Jahre wurde Atis Kronvalds, der die kategorische Forderung nach einer arteigenen lettischen Kultur stellte, als deren Urquell er die Schule ansah. Er lebte ganz in der idealen Zukunft seines Volkes, dessen Ideologe und Prophet er wurde [8]). Immer mehr drangen die nationalen Ideen in das Volk und gewannen ihre deutliche Ausgestaltung in den grossen allettischen Gesangfesten in Riga 1873, 1880, 1888 und auf den allgemeinen lettischen Volksschullehrerkonferenzen 1873 und 1874.

Diese Vorgänge im Lettentum zogen naturgemäss die Aufmerksamkeit der deutschen evangelischen Geistlichkeit alsbald auf sich, ohne dass freilich ihre eigentliche Bedeutung erkannt wurde. In der Tagespresse, in der Baltischen Monatsschrift, auf den Provinzial- und Diözesansynoden und auf den Versammlungen der Lettisch-literärischen Gesellschaft, immer wieder bildeten die mit dem nationalen Erwachen des Lettentums in Zusammenhang stehenden Fragen Gegenstand der Verhandlung. Doch konnte letztlich das Streben der Jungletten deutscherseits kaum verstanden werden. Die deutschen Pastoren wurzelten in einem Erdreich, dessen wesentlichste Kräfte neben dem Christentum die Ideen der Humanität, der allgemeinen Menschlichkeit, waren. Für sie war das Volkstum zwar ein »hohes ideales Gut«, aber »neben anderen hohen idealen Gütern«. Der Wert des Nationalen wurde am Masstab des Allgemein-Menschlichen gemessen und stieg in demselben Masse, wie er zur Lösung der grossen Aufgaben christlicher Kultur beitrug. Den deutschen Pastoren war das lettische Volk Objekt ihrer Forschung wie ihrer Fürsorge und Förderung. Die Jungletten hingegen wollten ihr Volk als Träger eines selbständigen nationalen Willens wissen. Die Eigengesetzlichkeit der »völkischen Dynamik« (Wittram) wurde von den Deutschen nicht gesehen, für das Volkhafte blieben ihnen die Augen verschlossen. Die nationalen Letten aber sahen in der Tatsache, dass die deutschen Pastoren ihre Forderungen nach einer arteigenen lettischen Kultur nicht verstanden, eine politi-

[8]) Blanks: Latvju nacionālā doma sadzīves cīņu ugunīs. S. 123 ff.

sche Tendenz, den Willen zur bewussten Eindeutschung und die Feindschaft gegen das Lettentum als einer bewusst gewordenen Nationalität. Daher gab es bald Spannungen zwischen den beiden Lagern, die sich um die geistige Hebung der Letten bemühten. Die deutsche Geistlichkeit nämlich hielt aus tiefster Verantwortung an ihrer überkommenen Aufgabe fest: der Pflege nicht nur der geistlichen, sondern auch der geistigen Bedürfnisse des lettischen Volkes[9]). Sie glaubte diese Sorge nicht anderen überlassen zu können, denn sie sah in den nationalen Ideen Kräfte, die das ethische Wohl des Volkes gefährdeten.

Die Arbeit am lettischen Schrifttum ging daher stets weiter, ja nahm sogar angesichts der neugeschaffenen Lage zu. Besondere Aufmerksamkeit wurde daher jetzt dem volkstümlichen Schrifttum zugewandt. Ein bedeutendes Talent entwickelte hier Pastor Leonhard Heerwagen (1817—1899). Durch die »Latviešu avizes« suchte Pastor Rudolf Schulz (1807—1866) im Sinne der Geistlichkeit auf das Volk einzuwirken. Unter seiner Leitung stieg die Abonnentenzahl von wenigen Hunderten, mit denen er die »avizes« 1849 übernommen, auf 3600 im Jahre 1866. Auf dem Gebiet des populär belehrenden Schrifttums betätigten sich ferner: Otto Panck (1833—1914), Hermann Samuel Kupffer (1818—1895), Georg Neiken (1826—1868), ein Lette von Geburt, aber kulturell völlig eingedeutscht.

Erst am Ausgang des Jahrhunderts hörte diese schriftstellerische Tätigkeit der deutschen Pastoren auf. Man erkannte allmählich, dass das Lettentum selbst imstande war, die Sorge für seine Literatur zu übernehmen. Überhaupt fand in den 90er Jahren zwischen den deutschen Lettenfreunden und den Alt-Nationalen des Rigaer lettischen Vereins eine Annäherung statt. 1893 wurde August Bielenstein zum Ehrenmitglied des lettischen Vereins ernannt, und 1899 erwählte die Lettisch-literärische Gesellschaft den grossen Volksliedersammler und

---

[9]) Pastor R. Schulz, Präsident der Lettisch-literärischen Gesellschaft und Redakteur der »Latviešu avizes«, äusserte 1857: »Ihm gelte es gleich, ob die Letten ein Volk seien oder keines, ihm gelte es gleich, welche Sprache sie einst, ob lettisch, ob deutsch reden, seien sie und blieben sie doch immer unsere geliebten Gemeinden des Herrn und bleiben sie doch immer die selben Menschen, welche der Herr uns, Predigern, Adel und Lettisch-literärischer Gesellschaft anvertraut hat, damit sie für das Reich Gottes und ihr zeitliches Wohl immer mehr herangebildet werden.« Weiter heisst es: »Diese Letten haben ein Recht, das von uns zu fordern, wir also die Pflicht das ihnen zu bieten, wir dürfen sie daher nicht anderen Händen überlassen.« Prot. der 31. Jahresv. der Lett. liter. Gesellsch. 1857.

einstigen Mitredakteur der »Peterburgas avizes« Krišjānis Barons zu ihrem Ehrenmitgliede.

Für die kirchlich-religiöse Literatur wurde grundlegend die Emendation und Revision der Bibel in den 70er Jahren durch August Bielenstein. Ihm zur Seite standen die Pastoren Wilpert, Rutkowski, Böttcher, Döbner, Croon, Heerwagen, Auning, Neuland, Weyrich und Müller. Im Zusammenhang mit der Neuausgabe der Bibel erfolgte eine Umarbeitung der lettischen Gesangbücher beider Provinzen, des Katechismus und des Agendetextes. An diesen Arbeiten waren in der Hauptsache noch die Pastoren Alex. Bernewitz (1828—1893), Friedrich Bursy (1824—1883), Karl Ulmann (1829—1890) und Karl Ludwig Kaehlbrandt (1803—1888) beteiligt.

Daneben blühte ein umfangreiches populäres religiöses Schrifttum. Hier waren mit Erfolg tätig Männer wie Gustav Grüner (1818—1900), Otto Panck, Hugo Braunschweig (1825—1898) und Georg Lösewitz (1808—1888), der Agenturen zur Verbreitung christlicher Volksschriften begründete, u. a.

Schlechthin entscheidend für die gesamte Arbeit der deutschen Pastoren auf dem Gebiet der lettischen Sprache und Kultur wurde die Tätigkeit August Johannes Gottfried Bielensteins, eines Forschers und Wissenschaftlers von europäischem Rang. Er wurde am 20. Februar 1826 (a. St.) als Sohn des aus Göttingen eingewanderten Pastors Gottfried Bielenstein (1782—1851) in Jelgava geboren. Seine Mutter gehörte dem baltischen Indigenatsadel an. Im Pastorat Jaun-Auce wuchs der junge August Bielenstein heran, lernte die Natur lieben und kam früh in Berührung mit dem lettischen Landvolk. Beim Vater erhielt er den ersten Unterricht und lernte die Anfänge des Griechischen und Lateinischen. Durch Ausziehen der Wurzelwörter aus einem Lexikon wurde er auf die Familienzusammengehörigkeit der Wörter aufmerksam gemacht und lernte, vom Vater angeleitet, die Verwandtschaft der Sprachen beachten. Zur weiteren Ausbildung kam August nach Schulpforta, das in den 40er Jahren gerade eine Blütezeit erlebte. Hier wurde der Sinn des Knaben für die Entwicklungsgeschichte der Sprachen und die jeder Sprache zu Grunde liegenden Prinzipien geweckt. Von Pforta führte ihn der Weg auf die Universität in Dorpat, wo er Theologie studierte. Daneben beschäftigte er sich mit der von seinem Schwager Strümpell vorgetragenen Herbartschen Philosophie. Nach dem Tode seines Vaters wurde er zu dessen Nachfolger berufen. Seitdem hat er in segensreicher Weise mehr als ein halbes Jahrhundert,

erst in Jaun-Auce, seit 1867 in Dobele, wohin er zum Pastor der deutschen Gemeinde berufen wurde, als Mensch, Seelsorger und Gelehrter gewirkt[10]).

Epochemachend wurden seine grossen grammatischen Arbeiten: 1) »Die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen«, 2) »Handbuch der lettischen Grammatik«, 3) »Elemente der lettischen Sprache«, die den Anforderungen der neueren Sprachwissenschaft gerecht zu werden versuchten. Besonders die Forschungen H. Steinthals, der nachwies, dass die Sprache nicht ein Ausdruck des logischen Verstandes, sondern des subjektiven Seelenlebens ist und dadurch zum charakteristischen Merkmal der einzelnen Völker wird, hatten Bielenstein beeindruckt. Ihm gelang es jetzt, auch im Lettischen Sprachgesetze zu entdecken: »Die Ausnahmen hörten auf, und die Prozesse der Wandlungen in Lauten und Formen zeigten sich als ebenso gesetzmässig und notwendig als wie diejenigen der Organismen in der Natur«[11]). Seine Arbeiten über die lettische Sprache führten ihn zur Erforschung lettischer Dialekte. Mit Beihilfe der Lettisch-literärischen Gesellschaft unternahm er mehrfach Reisen durch das Land, um die Dialektgrenzen zu ermitteln. Seine Sprachforschungen brachten ihm auch alsbald das Volkslied nahe. Hier setzte er die von Büttner begonnene Arbeit fort. 1874/75 liess er mit Hilfe des Pastors Ulmann eine umfangreiche Sammlung im Druck erscheinen. Auch den anderen alten Volkstraditionen, Märchen, Sagen, Rätseln, Sprichwörtern, Aberglauben schenkte er Beachtung; grosse Mengen dieses alten Volksgutes trug er im Laufe der Zeit, unterstützt von seinen Freunden, zusammen. 1881 gab er 1000 lettische Rätsel mit Erklärungen und Übersetzungen versehen heraus. Aber es blieb nicht nur bei der Sammlung der alten Volkstraditionen; man suchte sie auch wissenschaftlich auszubeuten. Das führte zu Arbeiten, die eine lettische Volkskunde und Volkspsychologie begründeten.

Über die Dialektologie kam Bielenstein zu historischen und Ortsnamenforschungen. Er begann, unterstützt namentlich von Propst Ernst August von Raison (1807—1882) und Pastor Gotthard Vierhuff (1828—1907), die alten Burgberge und Opferstätten aufzusuchen und sie mit den in Chroniken und Urkunden genannten zu identifizieren. Durch philologische Untersuchungen wiederum gelang es festzustellen,

---

[10]) Rig. Rdsch. 4. III. 1926.

[11]) A. Bielenstein: Ein glückliches Leben S. 234.

ob lettische oder finnische Stämme dem Ort den Namen gegeben. Aus solchen Arbeiten erwuchs sein Werk »Die Grenzen des lettischen Volksstammes in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert« 1892. — Eine weitere Frucht seiner Reisen durch das Land und seiner Studien lettischer Altertümer war sein letztes grosses Werk »Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten« (Bd. I, 1907; Bd. II, 1918).

Bielenstein gelang es mit diesen Arbeiten, die Letten in den Bannkreis der europäischen Wissenschaft zu ziehen. Eine Reihe namhafter Gelehrter des Auslandes, vornehmlich Deutschlands, wandte ihnen ihr Interesse zu. Nur zwei Namen seien hier genannt: Professor Adalbert Bezzenberger-Königsberg, der in der lettischen Dialektologie über Bielenstein hinausging, und Dr. Wilhelm Mannhardt-Danzig.

Bielenstein selbst galt in der wissenschaftlichen Welt für den besten Kenner auf dem Gebiet der lettischen Sprache und Altertümer. Zahllose Ehrungen wurden ihm zuteil. Die Königsberger Universität promovierte ihn 1883 zum Dr. phil. h. c. und die Dorpater Universität ernannte ihn 1902 zum D. theol. h. c. — Auch im Inlande fanden Bielensteins Arbeiten sowohl deutscher- als lettischerseits rege und warme Teilnahme und Unterstützung, namentlich bei der Lettisch-literärischen Gesellschaft, die Bielenstein während seines Präsidiums zum Schauplatz seiner Tätigkeit machte. Auch andere Amtsbrüder regte er zu ähnlichen Arbeiten an. Seine Söhne Emil (geb. 1858) und Johann (geb. 1865) beschäftigten sich mit kulturgeschichtlichen Arbeiten. Pastor Karl Robert Auning widmete sich lettischen mythologischen Studien. Solange Bielenstein lebte (gest. 1907), blieb er die Seele der Gesellschaft. Seine Nachfolger Johann Wilhelm Sakranowicz (1836—1908) und Theodor Döbner (1835—1919) führten sie in den von ihm gewiesenen Bahnen fort.

In der Zeit Bielensteins gelang es, noch einem anderen schon lange spürbaren Mangel abzuhelfen. Endlich kam es zur Herausgabe eines neuen deutsch-lettischen und lettisch-deutschen Wörterbuches. Bischof Karl Christian Ulmann war es, der den lettisch-deutschen Teil des Lexikons, fussend auf wichtigen Vorarbeiten Neikens, fertigstellte. 1872 lag er im Druck vor. Der deutsch-lettische Teil des Lexikons erschien einige Jahre später. Unter Verwendung der Arbeiten von Neiken, Ulmann und A. Döbner und von A. Bielenstein mit Rat und Tat unterstützt, konnte Pastor G. Brasche 1880 dieses Werk zu Ende bringen.

So erreichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die lettisch-

literärische Arbeit der deutschen Pastoren einen Höhepunkt. Zahlenmässig allerdings sank die Anzahl der deutschen Autoren unter den lettischen Schriftstellern von Jahr zu Jahr. 1844 betrug noch nach der ersten Fortsetzung des Napierskyschen »Konspektus der lettischen Literatur« der Prozentsatz der lettischen Autoren bloss 3⅓%; 1858 — 6%; 1869 bereits 51½% und stieg seitdem ständig weiter [12]). Immerhin aber glaubte sich Bielenstein anlässlich des 300jährigen Jubiläums der lettischen Literatur zu folgender Äusserung berechtigt: »Die Tatsache steht fest, dass dem lettischen Volk von den evangelischen Deutschen Literatur und Kultur gebracht ist« [13]).

Die Entscheidung über das Urteil des grossen Forschers und Kenners der lettischen Sprache und der lettischen Altertümer August Bielenstein bleibt der Nachwelt überlassen. Aufgabe dieses Abrisses war es nicht, Urteile zu fällen, sondern die Leistung der deutschen evangelischen Landpastoren aufzuzeigen. —

Verzeichnis der angeführten Pastoren mit ihren Wirkungsstätten.

A. In Vidzeme und Riga

1) Johann Gottfried Ageluth (1763—1848) — Mālpils
2) Kart Gottlob von Sonntag (1765—1826) — Generalsuperintendent
3) Christian Wilhelm Brockhusen (1768—1842) — Straupe, Ikšķīle und Salaspils
4) Benjamin Fürchtegott Balthasar Bergmann (1772—1856) — Ērgļi und Ogre, Rūjiena
5) Dionysius Gottfried Croon (1777—1836) — Lazdone, Madliena und Meņģele, Lielvārde und Jumprava
6) Johann Leberecht Punschel (1778—1849) — Liezere
7) Arnold Gottlieb Wellig (1778—1862) — Aloja, Lielpūpe und Matīši
8) Gustav Reinhold von Klot (1780—1855) — Nitaure, Generalsuperintendent
9) Johann Theodor Berent (1784—1866) — Suntaži
10) Friedrich Hermann Eduard Langewitz (1788—1851) — Rauna
11) Georg Gustav Sokolowski (1792—1834) — Straupe und Augstroze
12) Karl Christian Ulmann (1793—1871) — Krimulda und Pēterupe, Professor in Dorpat, Schulrat, Vizepräses des Generalkonsistoriums
13) Christoph Heinrich Otto Girgensohn (1796—1869) — Opekalns, Alūksne und Zeltiņi, Reval
14) Karl Friedrich Kyber (1796—1853) — Āraiši
15) Adolf von Albanus (1798—1856) — Daugavgrīva und Carnikava

---

[12]) Prot. der 58. Jahresv. d. Lett. liter. Gesellsch. 1886 und Fortsetzung des Konspektus Magazin VII, 3.; XII, 1.; XIV, 3.

[13]) Prot. der 58. Jahresv. der Lett. liter. Gesellsch. 1886.

16) Karl Friedrich Reinhold Schilling (1799—1836) — Tirza und Velēna
17) Christian Karl August Döbner (1800—1873) — Adāži und Remberģe, Kalsnava und Vietalva
18) Georg Gustav Schilling (1800—1880) — Gulbene und Lejasciems
19) Anton Karl Ferdinand Maximilian Walter (1801—1869) — Adāži, Valmiera, Generalsuperintendent
20) Karl Ludwig Kaehlbrandt (1803—1888) — Jaun-Piebalga
21) Christian August Berkholz (1805—1889) — Opekalns, Riga
22) Karl Gottlieb Georg Croon (1806—1894) — Lielvārde und Liel-Jumprava
23) Paul Emil Schatz (1807—1862) — Tirza und Velēna
24) Leonhard Karl Ludwig Heerwagen (1817—1899) — Aloja, Gaujiena
25) Theodor Paul Donatus Weyrich (1821—1900) — Gaujiena, Riga
26) Georg Neiken (1826—1868) — Dikļi, Umurga
27) Karl Wilhelm Gotthard Vierhuff (1828—1907) — Sloka, Rauna, Cēsis
28) Karl Müller (1829—1882) — Riga, Superintendent
29) Karl Konrad Ulmann (1829—1890) — Maz-Salaca, Lūde
30) Karl Robert Auning (1834—1914) — Straupe, Aizkraukle, Umurga, Cesvaine
31) Karl Rudolf Theodor Döbner (1835—1919) — Kalsnava und Vietalva
32) Johannes Neuland (1840—1915) — Pēterupe und Skulte, Valmiera

*

B. In Kurzeme

33) Liebegott Otto Konrad Schulz (1772—1840) — Žēme, Birzgale
34) Gottfried Heinrich Mylich (1773—1837) — Blīdene und Stūrmuiža
35) Karl Friedrich Watson (1777—1826) — Lestene und Strūtele
36) Johann Andreas Gottfried Bielenstein (1782—1851) — Jelgava, Jaun-Auce und Kerkliņi
37) Karl Friedrich Jakob Hugenberger (1784—1860) — Ārlava
38) Friedrich Wilhelm Wagner (1786—1854) — Kaldabruņa, Nereta und Īle
39) Heinrich Friedrich Ludwig Hesselberg (1792—1848) — Saka, Dalbe, Sēce
40) Heinrich Adolf Braunschweig (1796—1846) — Schaulen, Liel- und Maz-Zalvīte und Daudzeva und Erberģe
41) Hermann Ehrenfest Katterfeld (1797—1876) — Priekule und Asīte, Durbe
42) Johann Heinrich Karl Kawall (1799—1881) — Rinda, Puze
43) Gustav Sigmund Brasche (1802—1883) — Bārta und Nīca
44) Friedrich Eduard Neander (1802—1895) — Džūkste, Kursīši und Šaārde Jelgava
45) Ernst Friedrich Schaack (1804—1857) — Baldone und Tome
46) Georg Ludwig Friedrich Büttner (1805—1883) — Kabile
47) Jakob Florentin Lundberg (1806—1858) — Birži und Salasmuiža
48) Wilhelm Christian Pantenius (1806—1886) — Jelgava
49) Ernst August von Raison (1807—1882) — Liel-Auce und Vec-Auce und Īle
50) Rudolf Schulz (1807—1866) — Birzgale, Lipaiķi, Jelgava
51) Georg Wilhelm Lösewitz (1808—1888) — Bālgale
52) Johannes Heinrich Hilarius Elverfeld (1817—1859) — Pampaļi, Celmnieki
53) Gustav Gottlieb Grüner (1818—1900) — Nitaure (Vidz.), Sunākste und Garsene und Asare, Barbere

54) Hermann Samuel Kupffer (1818—1895) — Dobele, Dalbe und Kalnciems
55) Adolf Johannes Ferdinand Rutkowski (1820—1890) — Jelgava, Kalnamuiža und Penkule
56) Karl Hans Wilpert (1820—1901) — Džūkste und Irlava
57) Friedrich Karl Otto Bursy (1824—1883) — Mežmuiža und Kukure
58) Hugo Johannes Julius von Braunschweig (1825—1898) — Embūte, Valmiera (Vidz.), Sloka (Vidz.)
59) August Johannes Gottfried Bielenstein (1826—1907) — Jaun-Auce und Kerkliņi, Dobele
60) Peter Martin Alexander Bernewitz (1828—1893) — Jaunpils
61) Otto Karl Johann Panck (1833—1914) — Baldone und Tome, Mežotne und Berstele, Generalsuperintendent
62) Robert Julius Böttcher (1836—1897) — Blīdene und Stūrmuiža, Generalsuperintendent
63) Johann Wilhelm Sakranowicz (1836—1908) — Dobele, Lutriņi, Liel-Auce, Vec-Auce, Īle
64) Louis Johann Emil Bielenstein (geb. 1858) — Renģe und Vadakste, Sāte
65) Wilhelm Georg Johann Bielenstein (1865—1919) — Renģe und Vadakste, Vec- und Jaun-Saule.

Politische Kräfte im Donauraum

Von Theodor von Kohary

Österreichs Geschichte und seine geopolitische Lage im Kreuzpunkt der mitteleuropäischen Interessenlinien machen es zum Mittelpunkt von Bestrebungen geeignet, den mitteleuropäischen Raum zu organisieren, freilich andererseits auch von solchen, wirksame und richtige Organisationsprinzipien zu behindern und zu stören. Wien als Aufbau- oder Störungszentrale, — das ist die Frage, von deren befriedigender Lösung die Zukunft Mitteleuropas zu einem guten Teile abhängig ist.

Der Südosten Europas, national, religiös und kulturell vielgestaltig, war vor dem Weltkriege durch die Donaumonarchie mit ihren wirtschaftlichen und politischen Verankerungen, sowie durch das alte Russland und deren beiderseitige Einflussphären in eine gewisse organisatorische Form gebracht. Der Umbruch des Jahres 1918 liess zwischen der neuen deutschen Ost- und der neuen russischen Westgrenze von Finnland bis Griechenland 14 Staaten mit rd. 180 Millionen Menschen auf einem Raum von 2,55 Millionen qukm. entstehen, denen im einzelnen organische Bindungen untereinander vielfach mangelten.

Der Einfluss, den Frankreich bei den Friedensdiktaten und damit bei der Errichtung der neuen europäischen Nationalstaaten besessen hatte, liess es im Zusammenhange mit dem kulturellen Einflusse, den Frankreich in Teilen dieses Raumes konkurrierend zum deutschen Kultureinfluss ausgeübt hatte, erklärlich erscheinen, dass dieser Staat zunächst die führende Rolle beim politischen Wiederaufbau übernahm. War auch im Jahre 1920 der Plan einer grossen Ostentente der »Sieger« (Polen, Tchechoslowakei, Rumänien, Jugoslavien, Griechenland) gescheitert, so hat die elastische französische Politik doch in jahrelangen Bemühungen ein System zustande gebracht, das unter der Losung des Antirevisionismus diese Staaten zusammenfasste. Die Bestandteile dieses Systems waren das polnisch-französische Bündnis, die Kleine Entente und die später dazugekommene Balkan-Entente, zu der man die Türkei (die aussenpolitisch sehr stark unter dem Einflusse Russlands stand) mit russischer Vermittlung hinzugebracht hatte. Dieses System durch den Anschluss Österreichs, späterhin auch Ungarns an die Kleine Entente und Bulgariens an die Balkanentente zu krönen, haben Frankreich und seine Verbündeten durch all die Jahre hindurch mit wechselnden Methoden versucht. Der Verzicht Österreichs auf eine deutsche und Ungarns und Bulgariens auf eine revisionistische Politik waren dabei die erstrebten Voraussetzungen.

Das französisch-englische Einvernehmen sicherte dieses System hinsichtlich der ganz oder teilweise mittelmeerisch bestimmten Staaten vor Überraschungen, und das Bündnis mit Russland sollte die notwendige Abstützung im Osten, zugleich aber eine Hilfsklammer gegen etwaige Absplitterungstendenzen sein. Nachdem die direkten Bemühungen um die noch ausserhalb stehenden Staaten des mittel- und südosteuropäischen Raumes durch Jahr und Tag keinen Erfolg gebracht hatten, sollte die im Zeichen der Stresafront stehende französisch-italienische Annäherung 1935 die Verbindung zwischen den Staaten der Römer-Protokolle und der Kleinen Entente, sowie zwischen Bulgarien und der Balkan-Entente bringen.

Es wäre falsch, die Erschütterung dieses Systems allein aus weltpolitischen Gesichtspunkten erklären zu wollen und als bestimmende Momente nur den Bruch der italienisch-französischen Zusammenarbeit, den englisch-italienischen Konflikt 1935/36, die deutsch-italienische Annäherung und all die Probleme, die durch die Einbeziehung Russlands in die europäische Politik entstanden, anzuführen.

Grosspolitische Ereignisse können letzten Endes immer nur Anlass zu einer Entwicklung sein, die in dem bewussten oder unbewussten Willen der Beteiligten schon vorbereitet ist. Es sind 3 Punkte, die eine neue Entwicklung im mittel- und südosteuropäischen Raum in Gang gebracht haben. Einmal: Seine Völker und Staaten haben erkannt, dass die Bindung an die Politik bestimmter Grossmächte ihren Interessen nicht entsprechen kann. So hat z. B. Jugoslavien im Zeichen der italienisch-französichen Annäherung auf Frankreichs Wunsch sich mit Italien aussöhnen sollen, um wenige Monate später im Abessinien-Konflikt, der Jugoslavien völlig gleichgültig war, auf Frankreichs und England Geheiss wieder in scharfen Gegensatz zu ihm treten zu müssen, der ihm nichts anderes als eine katastrophale Verschlechterung seiner Handelsbilanz eingebracht hat. Die polnischen Enttäuschungen im Zusammenhange mit dem russisch-französischen Bündnis sind bekannt. Aus sochen Erfahrungen brach sich die Erkenntnis Bahn, dass letztlich für die Staaten des europäischen Südostens nur eine selbständige, von den eigenen Interessen bestimmte Politik am Platze ist.

Von grosser Wichtigkeit war ferner die Tatsache, dass alle französischen Anleihen und Kapitalinvestierungen, sowie alle Versuche, die östliche Hälfte des mittel- und südosteuropäischen Raumes zu einem in sich geschlossenen Wirtschaftsraum zu machen, nichts daran zu ändern vermochten, dass Deutschland in der Ein- und Ausfuhr aller dieser Staaten an erster Stelle steht und dass Italien ebenfalls einen sehr massgebenden Posten einnimmt, während die Handelsbeziehungen mit Frankreich überhaupt keine Rolle spielen, und der Wirtschaftsverkehr untereinander allein nicht genügt. Der gewiss unparteiische Brite Mackinder hatte 1904 schon ganz richtig erkannt, dass die Länder Mittel- und Südosteuropas eine natürliche Gemeinschaft bilden, die ihre organische Ergänzung in intensiven Beziehungen zur appeninischen Halbinsel findet.

Der dritte Punkt schliesslich, der allerdings nicht überschätzt werden soll, ist ein gefühlsmässiger. Für das Denken der jungen rumänischen Generation etwa ist eine Broschüre von Ernest Bernea bezeichnend, der sagt, dass Frankreich für das junge Rumänentum politisch nicht mehr existiere; es gebe nur Bindungen im Geiste, wie man sie etwa zum alten Rom oder zum alten Hellas fühle. — Das sind gewiss keine politischen Tatsachen, aber Stimmungstendenzen, die es

zu erkennen gilt, und die bei der Gefühlsbedingtheit der französischen Position im Donauraum von starker Bedeutung sind.

Wir können so derzeit im mittel- und südosteuropäischen Raum folgende Entwicklungstendenzen verfolgen. Erstens, die Bestrebungen durch zweiseitige Vereinbarungen bestehende Spannungen auszugleichen und politisch und wirtschaftlich zu einem geordneten Zusammenleben innerhalb des Gesamtraumes unter Ausschaltung aller von innen und aussen kommenden Störungsmomente zu gelangen. Diese Bestrebungen können zu einer Staatengemeinschaft führen, wie sie z. B. schon List oder Naumann vorgeschwebt hat, allerdings nur dann, wenn alle Beteiligten machtpolitisch-imperialistische Gedankengänge ausschalten. Die neue Entwicklung hat mit einer Anzahl von politischen und wirtschaftlichen Verträgen, deren bedeutendste in das Jahr 1936 und 1937 fallen, alle mittel- und südosteuropäischen Staaten in grösserem oder geringerem Masse erfasst, wobei nur die Tschechoslovakei und Rumänien sich bisher ausgeschlossen haben. Allerdings besteht begründete Aussicht, dass Rumänien in absehbarer Zeit in die gekennzeichnete breite Front einschwenken wird. Nicht im Gegensatz dazu steht die zweite Entwicklungstendenz, die von Polen ausgehend, einen »Ring neutraler Staaten« im Osten Europas schaffen will. Dieser Ring soll nach polnischer Meinung die baltischen Saaten, Polen, Rumänien und die Türkei umfassen und könnte als parallellaufend mit der ersten Entwicklungstendenz betrachtet werden, wenn man die guten Beziehungen Polens zu Deutschland, Ungarn, Italien und Jugoslavien, sowie die türkisch-italienische Annäherung und die türkisch-jugoslavischen, sowie die rumänisch - jugoslavischen Beziehungen ins Auge fasst. Die dritte Entwicklungstendenz wird durch eine Wiederaufnahme der vor dem Weltkrieg so verhängnisvoll wirksamen Bündnissysteme gekennzeichnet. Dass derartige »kollektive« Systeme nach der heutigen Terminologie nur im Interesse des Friedens, höchstens noch der Sicherheit abgeschlossen werden, ist selbstverständlich. Träger dieser Tendenz, deren Ergebnis in der Achse Paris-Prag-Moskau vorliegt, ist vor allem die französische Aussenpolitik.

Es wäre gewiss zu weitgehend, wenn man sagen wollte, dass die Kleine Entente und die Balkan-Entente, sowie das ganze französische System bereits zerbrochen sind. Aber in Frankreich fühlt man doch, dass neue Formen den bisherigen, von ihnen bestimmten, an die Seite getreten sind, die im Sinne einer natürlichen Entwicklung — auf

die Dauer gesehen — die alten überwinden müssen. Es geschieht daher vielerlei, um mit den bisherigen Methoden die neue Entwicklung zu bremsen. Rüstungskredite an Polen und Rumänien, ein neuer Kredit von 600 Millionen Fr. an die Tschechoslovakei, der Plan einer gleichen Anleihe an Jugoslavien, die neue Postunion zwischen den Staaten der Kleinen Entente, die Errichtung einer Filialie der Prager Wirtschaftszentrale in Belgrad, französische und tschechoslovakische private Kapitalinvestierungen im Donauraum, neuerliche intensive Bemühungen um Ungarn und besonders um Österreich liegen in dieser Richtung. Neu hinzugekommen ist als vierte Entwicklungstendenz ein starkes Interesse Englands an der Entwicklung im mittel- und südosteuropäischen Raum. Dieses stärkere Interesse datiert aus dem Abessinienkonflikt und ist auch nach dessen Beilegung und nach dem englisch-italienischen Gentleman Aggreement als indirektes Ergebnis der widerstreitenden Interessen Englands und Italiens im Mittelmeerraum geblieben. Diese englische Politik geht zum Teil gleichlaufend mit der französischen und findet ihren Ausdruck in dem Wirken des Budapester Gesandten Knox, zum Teil geht sie aber auch eigene Wege (z. B. soweit sie auf eine Förderung des »Ringes neutraler Staaten« hinausgeht, oder in Kapitalinvestierungen zur Ausbeutung von Rohstoffen besteht).

Frankreich hat sich seine mitteleuropäische Politik viel Geld kosten lassen. Es hat, um nur ein Beispiel zu nennen, in 10 Jahren acht Anleihen an Jugoslavien gewährt. Es hat sich aber auch einen wesentlichen Einfluss auf das Wirtschaftsleben der mittel- und südosteuropäischen Staaten gesichert. So ist z. B. ein grosser Teil der jugoslavischen Bergwerke, aber auch eine Anzahl von Banken, Versicherungsgesellschaften, Wasserkraftwerken usw. in den Händen des französischen Kapitals. Dadurch ist nicht nur auf dem Umwege über die Wirtschaft der politische Einfluss gesteigert, sondern Frankreich hat so seine Hand auf einen guten Teil der Rohstoffe dieses Raumes gelegt. Das bedeutet viel, wenn man bedenkt, dass in Jugoslavien Erz und in Rumänien Erdöl gewonnen wird, und wenn man hört, dass immer neue Rohstoffvorkommen in dem wirtschaftlich noch nicht erschlossenen Raum bekannt werden, die wieder fast ausnahmslos in die Hände dieses Kapitals gelangen. Seit einiger Zeit beteiligt sich auch das englische Kapital stärker wie bisher und lenkt seine Aufmerksamkeit besonders auf die kriegswichtigen Rohstoffe. Man sieht unwillkürlich eine Parallele zwischen dem Aufkommen der

schwedischen Erze und diesen Vorgängen im Donauraum, die ihre gemeinsame Erklärung in dem Wunsche finden, etwaige Rivalen oder unbotmässige Verhandlungspartner durch Absperrung der bisher offenen Rohstoffquellen »mürbe zu machen«.

Neben Eingriffen raumfremder Grossmächte wirken eine Reihe von anderen Momenten der natürlichen Gemeinschaftsentwicklung im Donauraum entgegen. Das sind zunächst die territorialen und völkischen Spannungsmomente zwischen den einzelnen Staaten, die sich aus der unlösbaren Verschachtelung verschiedenen am Boden gleichberechtigten Volkstums ergeben. Dreissig Millionen Menschen wohnen in diesem »Teufelsgürtel Europas« in fremden Staaten, und dabei ist noch garnicht berücksichtigt, dass die Kroaten und Slowaken auch noch nicht zum Staatsvolk zählen, sondern sich erst in einer Entwicklung befinden, die sie zu starken innenpolitischen Labilitätsfaktoren macht und sie auch als Sprengungsmomente ihrer Staaten geeignet erscheinen lässt. Wenn man die Radikalkur des Menschenaustausches zwischen der Türkei und Griechenland und in kleinerem Masse zwischen der Türkei und Rumänien als Lösung ablehnt, so wird nur eine Anerkennung und eine weitgehende kulturelle Autonomie der in fremden Staaten wohnenden Volkspersönlichkeiten die aus der sogenannten »Minderheitenfrage« resultierenden Spannungen beheben und zugleich das Vergessen alter territorialer Streitigkeiten fördern. In der letzten Zeit waren im Verhältnis zwischen Jugoslavien und Italien und Jugoslavien und Rumänien einige Ansatzpunkte auf diesem Gebiete zu verzeichnen.

Österreich hat durch den Mund seines Bundeskanzlers in Eisenstadt verkündet, dass es gewillt ist, durch eine vorbildliche Behandlung der wenigen in seinem Staat lebenden Fremdvölkischen in dieser Beziehung ein Beispiel zu geben und so eine geistige Führerrolle zu übernehmen.

Als bedeutungsvolle Faktoren, die einer organischen mitteleuropäischen Entwicklung noch manche unliebsame Überraschung zu bereiten imstande sind, müssen aber auch die übernationalen Kräfte in Rechnung gezogen werden: der politische Katholizismus, das Judentum, der Bolschewismus und die von ihm ausgehenden Volksfrontbestrebungen. Ihnen allein ist es eigen, dass sie aus weltanschaulichen Gründen gegen Deutschland und gegen Italien eingestellt sind und die innenpolitische Macht in den einzelnen Staaten anstreben, um auch

aussenpolitisch einen Kurs einzuschlagen, für den man sich die Formel von der »Front der demokratischen Völker« gewählt hat. Der Einfluss des Judentums zeigt sich sehr stark im wirtschaftlichen und kulturellen Leben Österreichs, Ungarns, Polens und der Tschechoslowakei. Der Bolschewismus arbeitet unter Benutzung von völkischen und sozialen Spannungen. sowie von Autonomiebestrebungen illegal an der Unterwühlung der bestehenden Regierungen und kommt indirekt legal in Volksfrontbestrebungen zum Ausdruck, die wir in der links-demokratischen und links-bäuerlichen Opposition Ungarns. Jugoslaviens und Polens genau so feststellen können, wie in gewissen Kreisen des politischen Katholizimus in Österreich. In der antideutschen und antiitalienischen Richtung arbeitet auch der politische Katholizismus mit Ausnahme eines Flügels in Österreich und in Ungarn, wobei allerdings seine taktische Einstellung zu den Volksfrontbestrebungen verschieden ist. Kann er z. B. in Polen, der Tschechoslovakei und teilweise auch in Ungarn als positiv dazu eingestellt angesehen werden, so gilt dies für Jugoslavien und einen Teil des österreichischen politischen Katholizismus, der die Macht im Staate derzeit bestimmend inne hat, nicht.

In einer solchen Aufzählung kann natürlich der habsburgische Legitimismus nicht fehlen, der trotz seiner letzten aussenpolitischen Schlappen hinsichtlich seines Einflusses in Österreich und Ungarn, der allerdings nicht auf zahlenmässiger Bedeutung beruht, nicht gering eingeschätzt werden darf. Es gibt im übrigen Anzeichen dafür, dass der Legitimismus in Österreich sich geradezu zu einer »Volksfront unter dem Doppeladler« zu gestalten bestrebt ist. Wenn er auch, wenigstens in seiner offiziellen Form, seit über einem Jahr die Beschränkung auf Österreich ausgesprochen hat, so wird es doch niemanden geben, der vergessen hätte, dass von dieser Seite noch zu Neujahr 1936 die staatsrechtliche Gültigkeit der pragmatischen Sanktion behauptet wurde, welche die unlösliche Verbundenheit des habsburgischen Landbesitzes von 1713 mit dem »Erzhaus« vorsieht. Es gibt auch niemanden, der übersehen könnte, dass Otto von Habsburg noch heute in seinem grossen Titel u. a. die Bezeichnungen »Grossherzog von Toscana, Herzog von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, Grosswojwode von Serbien, König von Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien und Lodomerien, aber auch Herzog von Lothringen und gefürsteter Graf von Kyburg« (Schweiz!) führt.

Schon die knappe Skizzierung der vielfachen politischen Kräfte und Tendenzen, die sich heute zusehends auf den Donauraum konzentrieren, ergibt ein vielfältiges Bild von den Spannungen und Konfliktmöglichkeiten, mit denen gerechnet werden muss, wenngleich andrerseits die Richtung einer organischen Entwicklung gerade in diesem Kernlande Europas im Geschehen unserer Tage deutlich durchzuspüren ist. Eine besondere Schlüsselstellung ist hierbei Österreich zugewiesen, was von seinen führenden Staatsmännern auch bewusst erkannt worden ist.

Abgesehen von der Zeit 1933 bis 1936, und abgesehen von mancherlei Schwankungstendenzen, die sich aus dem Wirken jener Kräfte ergeben, die eben gekennzeichnet wurden, hat die österreichische Aussenpolitik die Linie des konstruktiven Wiederaufbaues des mitteleuropäischen Raumes eingehalten, wie diese Linie auch durch die Ergebnisse der Konferenz von Venedig und die darauf folgenden Erklärungen der österreichischen Staatsmänner bestätigt erscheint.

Es liegt natürlich auf der Hand, dass gerade in Österreich das innenpolitische Leben die in der Aussenpolitik ersichtliche Eindeutigkeit noch vielfach vermissen lässt, und dass manchen der oben skizzierten Störungstendenzen noch eine verblüffende Wirkungsfreiheit beschieden ist.

Dennoch hat Europa Anlass zu hoffen, dass im Interesse einer weiteren Befriedung des unruhigen Kontinents die notwendige Klärung und Reifung aller organischen Aufbaukräfte des Donauraums ihren Fortgang nimmt und Österreichs eigentümliche Schlüsselstellung gerade in dieser Hinsicht verantwortungsbewusst kur Geltung gebracht werden wird.

Der Kampf um die Macht in Sovetrussland

Von Eduard Knappe

Ein Staat an der Schwelle Europas und wiederum so weit ausserhalb Europas, konkretester Machtfaktor im politischen Konzert der Mächte und wiederum seit seiner Gründung, 20 Jahre hindurch, aus seltsamen, undurchdringlichen und unheimlichen Geheimnissen heraus nur in umrisshaften schwankenden Linien sichtbar — die Sovetunion. Heute rätselhafter denn je, geschüttelt von furchtbaren inneren Macht-

kämpfen. Aus Verhaftungen und Erschiessungen hoher und höchster Parteifunktionäre geht hervor, dass die kommunistische Partei zur Zeit eine Krise durchmacht, die bis an die Grundfesten des herrschenden Systems rührt. Worum geht es im UdSSR? Denn da der Sovetstaat nie aufgehört hat, Weltpolitik zu betreiben, ja die Aussenpolitik immer das Primat vor allen anderen politischen Massnahmen gehabt hat und in diesem Sinne auch jede innerpolitische Massnahme Aussenpolitik im Inlande gewesen ist, hat die Welt allen Grund, das Geschehen in Sovetrussland mit schärfster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Für die Welle politischer Urteile, die die innersovetischen Auseinandersetzungen äusserlich sichtbar werden lässt, ist zunächst kennzeichnend, dass nicht nur einzelne Personen, die noch vor kurzem eine grosse Rolle spielten und deren Verdächtigung die schlimmsten Folgen nach sich zog, beseitigt worden sind, sondern mit ihnen gleich auch jeweils eine ganze Gruppe, der man irgend eine nähere Verbindung mit der führenden Person nachsagen konnte. So fiel nicht nur der verantwortliche Führer, sondern zugleich auch seine nächsten Mitarbeiter, bis hin zu den mehr oder minder zahlreichen tatsächlichen oder vermeintlichen Anhängern; man schnitt also gleich die ganze Pyramide heraus. Solches wird nur dann gewagt und durchgeführt, wenn es sich um ganz entscheidende Gegensätze handelt, wo jeder Kompromiss und jede Schonung die eigene Machtposition in Frage stellen würde. Es muss aus diesen Tatsachen der Schluss gezogen werden, dass innerhalb der kommunistischen Partei sich tiefgehende Gegensätze aufgetan haben und diese eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit inbezug auf die kommunistische Weltpolitik zum Inhalt haben müssen. Da eine Wandlung der Idee, die ja sinngemäss international und nicht räumlich oder national gebunden ist, durch keinerlei Anzeichen kenntlich wird, kann weiter der Schluss gezogen werden, dass es sich bei diesen Gegensätzen um einen Methodenstreit handelt, auf welchem Wege der kommunistischen Idee zum Siege verholfen werden kann. Denn von keinem der Erschossenen oder Verbannten kann angenommen werden, dass er etwa der kommunistischen Idee untreu geworden ist, sondern eher gerade das Umgekehrte, dass sie gerade die Treue zum Kommunismus — wie sie ihn auffassten — in den schärfsten Gegensatz zu den herrschenden Männern und insbesondere zu Stalin selbst gebracht hatte.

Eine Bestätigung dieser Annahme bildet die Tatsache, dass allen Angeklagten ungefähr die gleichen Vergehen vorgeworfen wurden: Trotzkismus, Sabotage, Spionage, bald im angeblichen Dienste Japans, bald im Dienste des »Faschismus«. Das sind alles sehr allgemeine Begriffe. Sollten ihnen tatsächlich entsprechende Handlungen zugrunde liegen, so würde das von einem in der Welt noch nie dagewesenen Massenverrat höchster Würden- und Machtträger an ihrem eigenen Werk zeugen, was wohl als vollkommen ausgeschlossen gelten muss. Hinzu kommt, dass in den öffentlichen Prozessen die Angeklagten sich zu Taten bekannten, die von ihnen garnicht begangen werden konnten oder nicht begangen worden sind, was auch überzeugend nachgewiesen wurde. So lässt sich nur der Schluss ziehen, dass es sich um eine mit allen Mitteln durchgeführte Verschleierung realer Vorgänge handelt, an der beide Parteien ein Interesse haben. Der Prozess gegen General Tuchatschewksy und dessen Kreis ist denn auch hinter verschlossenen Türen erfolgt — wenn er überhaupt stattgefunden hat, denn diese Militärs wären wohl kaum zu einer solchen Schauspielerei zu bringen, wie es bei den alten Revolutionären à la Sinowjew und Genossen gelungen war. Auch von den vielen kleineren Prozessen mit den folgenden Massenerschiessungen, so insbesondere im fernen Osten, ist die Welt nur amtlich in Kenntnis gesetzt worden, ohne dass ein öffentliches Verfahren stattgefunden hätte.

Wenn wir eingangs erwähnten, dass es sich bei der Krise in der kommunistischen Partei um einen tiefgehenden Methodenstreit handele, und wenn wir weiter glaubten nachweisen zu können, dass über das Wesen der Meinungsverschiedenheit ausser allgemeinen Sätzen nichts bekannt geworden ist, so ist die Annahme berechtigt, dass es sich hierbei um Dinge handelt, die bei ihrer Verlautbarung der Idee des Kommunismus im allgemeinen abträglich sein würden, und bei der aussenpolitischen Ausrichtung des Kommunismus — der sovetrussische Aussenpolitik im besonderen. Eine versuchsweise Deutung der methodischen Gegensätze innerhalb der kommunistischen Partei inbezug auf die Aussenpolitik dürfte sich daher erst aus einer Analyse der aussenpolitischen Situation ergeben, in der sich Sovetrussland heute befindet.

Hier muss nun festgestellt werden, dass die aussenpolitische Situation Sovetrusslands tatsächlich heute an einem entscheidenden Wendepunkt steht, von dessen Ausgang das Schicksal der

Sovetunion abhängig ist. Die internationale Geltung Sovetrusslands hat seit dem Antritt Stalins eine fortschreitende Stärkung erfahren. Aus jahrelanger Isolierung hat Sovetrussland sich immer mehr zu befreien verstanden und ist mit der Aufnahme in den Völkerbund und dem Bündnis mit Frankreich als vollwertiges Mitglied in das Konzert der Grossmächte eingetreten. Gleichermassen aber hat auch die Gegenfront — die autoritär regierten Staaten mit Deutschland und Italien an der Spitze, zu denen im fernen Osten nunmehr auch Japan gehört — einen unvorhergesehenen Machtzuwachs erhalten. Die unbestreitbaren Erfolge der sovetrussischen Aussenpolitik werden durch die ebenso unbestreitbaren Erfolge der Aussenpolitik der autoritären Staaten in zunehmendem Masse paralysiert. Immer wieder wurde der Versuch gemacht, die vier Mächte England, Frankreich, Deutschland und Italien in ein festes Übereinkommen zu bringen, dem sich Sovetrussland einfügen müsste, will es nicht in die überwundene Isolierung erneut zurückfallen. War der Aufstieg Sovetrusslands zur Weltgeltung zu Beginn fast völlig reibungslos verlaufen, hatte es verstanden, einen wesentlichen Teil der Welt davon zu überzeugen, dass es mit friedlichen Mitteln an der Wohlfahrt der Welt mitzuarbeiten bemüht sei, so hat mit dem Beginn der kriegerischen Auseinandersetzung in Spanien diese Auffassung einen Stoss erhalten. Der Krieg in Spanien erwies sich als eine erneute ernste Belastungsprobe für den Glauben an die Friedfertigkeit der sovetrussischen Aussenpolitik. Die autoritären Staaten hämmerten der Welt immer wieder ein, dass Spanien das Schulbeispiel für die wahre Aussenpolitik Sovetrusslands sei, die nach wie vor auf eine Bolschewisierung der Staaten in aller Welt ausgehe und praktisch in Spanien zur »direkten Aktion« ausgeholt habe. Und heute lässt sich bereits mit Sicherheit voraussehen, dass nach Lage der Dinge ein Sieg des roten Spanien der internationalen Geltung Sovetrusslands eine kaum zu überschätzende weitere Stärkung einbrächte, während umgekehrt der Sieg des nationalen Spanien eine entsprechende Schwächung bedeuten würde. Der siegreiche Vormarsch der Sovetunion auf dem Gebiete internationaler Geltung steht damit vor einer Wende: entweder Aufstieg zu einer gesicherten Weltgeltung, oder aber Rückfall in eine bereits überwundene Lage, wo sich die wesentlichen europäischen Probleme durch eine Verständigung allein unter den übrigen europäischen Staaten lösen lassen.

Wenn man zunächst die Version der autoritären Staaten gelten

lässt, dass das nationale Spanien gegen die in Spanien ausgebrochene weitere Etappe der kommunistischen Weltrevolution ankämpft, die in Sovetrussland bereits gesiegt hat und in manchen anderen Staaten auf dem Wege der Bildung von Volksfronten Fortschritte erzielt, so würde das bedeuten, dass die sovetrussische Aussenpolitik sich zweier Methoden bedient, die sich voneinander grundsätzlich unterscheiden. Die eine kann mit dem Schlagwort »Volksfrontenpolitik«, die andere mit »direkte Aktion« bezeichnet werden. Erstere gibt es bekanntlich erst nach dem Parteikongress des Jahres 1935, wo der Beschluss gefasst wurde, die Dritte Internationale nicht mehr kompromisslos die Macht anstreben zu lassen, sondern im »Bündnis mit allen antifaschistischen Parteien« zu einer möglichst breiten Frontenbildung beizutragen. Es kommt im Unterschied zu früher nicht mehr allein darauf an, wo irgend die Voraussetzungen gegeben erscheinen, auf die Erringung der Macht durch die kommunistische Partei im einzelnen Staat auszugehen, sondern — fast möchte man sagen im Gegenteil — auf die Bildung und Festigung der Macht der Volksfronten unter grundsätzlicher Vermeidung der direkten Aktion, da diese erfahrungsgemäss bisher überall niedergeschlagen wurde und nur zur Weckung und Stärkung der Gegenkräfte geführt hat. Die nationale Erhebung in Spanien hat nun zwangsläufig eine Vermengung beider Methoden gebracht, wobei nebeneinander die Volksfrontpolitik und die Politik der direkten Aktion durch Mobilisierung der Strasse, Massenerschiessungen und Kampf gegen die Kirche zur Tatsache geworden sind. Die letzte Entwicklung hat gezeigt, dass die Politik der direkten Aktion nur noch von den verbündeten sog. Trotzkisten und Anarchisten verfochten wird, während die »amtliche« Politik sich immer mehr auf die Linie der Volksfrontenpolitik festlegt. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass der Erfolg der spanischen kommunistischen Revolution von Tag zu Tag fraglicher wird. Diese Entwicklung gibt den Kommunisten die Frage auf, ob tatsächlich die Bildung von Volksfronten einen Enderfolg der kommunistischen Weltrevolution gewährleistet, oder ob dieses nicht doch nur durch die Taktik der direkten kompromisslosen Aktion der kommunistischen Partei und ihrer Mitläufer erzielt werden kann. Auf dieser Linie des »Methodenstreites« scheidet sich die Politik Stalins und die Politik Trotzkis, scheidet sich der ursprüngliche Weg der durch Lenin eingeleiteten kommunistischen Weltrevolution vom Stalinismus, der unter Verwendung bürgerlicher Formen und Ideologien den Einfluss Sovetrusslands

und des Kommunismus zu stärken versucht. Beide Methoden lassen sich nebeneinander nicht einsetzen, sondern schliessen sich gegenseitig aus. Ist man nun aber davon überzeugt, dass nur die eine Methode den allendlichen Sieg gewährleistet, so muss es zwischen den Anhängern der einen wie der anderen Methode zum Kampf kommen.

Durch die Ereignisse in Spanien ist dieser Streit in das akute Stadium getreten, ja der gesamte Erfolg oder Misserfolg der bisherigen Aussenpolitik Sovetrusslands steht in Abhängigkeit vom Ausgang dieses Kampfes. Es muss mit fast absoluter Sicherheit angenommen werden, dass sich namentlich die Bolchewisten alter Schule aus Tradition und aus eigener Erfahrung nach wie vor an die Methode der direkten Aktion gebunden halten und daher Stalin mit allen verfügbaren Mitteln bekämpfen müssen als den Verräter an der reinen Lehre Lenins. Stalin andererseits hat gar keine andere Möglichkeit, als diese Tendenzen innerhalb seiner eigenen Partei mit Stumpf und Stiel auszurotten, weil er sonst nicht nur selber Gefahr läuft, ausgeschaltet zu werden, sondern der von ihm angestrebte Erfolg der sovetrussischen Aussenpolitik zum Scheitern verurteilt sein kann. Nun nützt es keinem der wütenden Gegner, sich offen zu seiner Methode zu bekennen, denn dieses Bekennen würde alle vorhandenen Gegenkräfte wachrufen, würde die bisherigen Erfolge in aller Welt wieder rückgängig machen und den Vertreter der einen oder anderen Methode gleichermassen praktisch der Möglichkeit berauben, sein Ziel nach der gewählten Methode zu verfolgen, da es sich ja nur um die praktische Seite handelt. Würde also der Gegner Stalins erklären: Stalin macht durch seine Politik die blutige Revolution der Strasse zur Erringung der Macht für den Kommunismus unmöglich, so würde er damit zugleich Stalin einen entscheidenden Dienst erweisen und Stalins Methode stützen, sich selber aber gleichzeitig jeder Möglichkeit des Wirkens berauben, und nicht nur sich selber, sondern alle seine Anhänger, die ja dann berechtigtermassen sofort in aller Welt hinter Schloss und Riegel gesetzt werden müssten. Stalin kann andererseits ebensowenig behaupten, dass es lediglich um die Methode geht; er würde dadurch die Volksfrontpolitik unmöglich machen, die ja nicht als Methode des Kommunismus gelten darf, sondern darauf angewiesen ist, an ihrer Parole festzuhalten: sie sei das alleinige Mittel zur »machtvollen Sicherung des Friedens gegen den Angriff der faschistischen Staaten.« So heissen eben für Stalin seine Gegner kurzweg Trotzkisten und Saboteure — und in

dem gekennzeichneten Sinne hat er auch vollkommen Recht, denn sie sabotieren in aller Welt die Methoden seiner Politik und stellen deren Erfolg in Frage.

Zunächst hat Stalin unbeschränkt die Macht gehabt, innerhalb Sovetrusslands seine Gegner zu beseitigen. Es sind ihrer aber sehr viele und gerade diejenigen, die bisher die Träger der Leninschen Tradition waren. In dieser Tatsache liegt die Möglichkeit, dass der Kommunismus in Sovetrussland bei der heutigen Auseinandersetzung selber eine Schwächung erfährt, der Stalin begegnen muss, um nicht in Sovetrussland selbst Schiffbruch zu erleiden. So muss zwangsläufig der politische Gegner nicht als Kommunist, sondern als Verräter am Kommunismus fallen, muss er als »Schädling« und »Saboteur« vor aller Augen hingestellt werden. Voraussetzung des erhofften Erfolges freilich wäre, dass der Kommunismus in aller Welt sich den Stalinschen Methoden unterordnet und auf jegliche direkte Aktion verzichtet. Was abzuwarten ist.

Der mongolisch-mandschurische Raum im Kräftespiel des Fernen Ostens

Von Niels Frhr. von Ungern-Sternberg

Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung sind im Laufe der Geschichte immer wieder in den Räumen gefallen, die durch ihre geographische oder bevölkerungspolitische Lage die Voraussetzung, Objekt oder Subjekt machtpolitischer Vorgänge zu sein, in sich tragen. Das gilt für Europa genau so gut, wie für den Fernen Osten, wo einstmals aus dem mongolisch-mandschurischen Raum das grösste Weltreich der Geschichte entstand. Bei den politischen Gegebenheiten im Fernen Osten liegt es auf der Hand, dass diesem Raum, dem heute die ihn umgebenden Kraftzentren das Gesetz des Handelns vorschreiben wie jedem beliebigen umstrittenen Gebiet in Europa, vielleicht schon in allernächster Zeit entscheidende Bedeutung zukommen wird.

1.

Es ist nicht genau bekannt, in welchem Masse der mongolisch-mandschurische Raum als Heimat von Reitervölkern in Betracht kommt, die sich in der Völkerwanderung westwärts ergossen.

Dschingis-Chan eroberte seinem Volke ein Weltreich, und mit ihm treten die Mongolen als politischer Faktor in die Weltgeschichte ein. Seine Nachfolger Ugatai und Kublai-Chan setzten die Eroberungen fort, bis in der Schlacht bei Liegnitz 1241 dem Vordringen der Mongolen ein Ziel gesetzt wurde. Das Gefüge dieses grössten Weltreiches der Geschichte, dem aber der kulturell-politische einheitliche Unterbau fehlte, war in seinen Grundfesten zu wenig gesichert. Ihm war es bestimmt, auseinanderzubrechen, sobald die Genialität des erobernden Willens erschlaffte. Selbst die Taten eines Tamerlan konnten den Zerfall nur zeitweilig aufhalten. Ein Gebiet nach dem anderen ging den Eroberern verloren, bis sie schliesslich, im wesentlichen auf das Steppengebiet der heutigen Mongolei beschränkt, durch den Einfluss des Lamaismus unter die weltliche Herrschaft des Lama-Papstes oder Chutuchtu — des »lebenden Buddha« — gerieten. Sie büssten ihre kriegerischen Fähigkeiten ein und mussten die Oberherrschaft der Mandschu-Dynastie anerkennen.

Die Mandschurei tritt im 10. Jahrhundert in die Geschichte ein. Trotz der Fruchtbarkeit grosser Teile dieses Gebietes waren die Mandschu damals Nomaden. In den weiteren Jahrhunderten ihrer Geschichte sehen wir sie in einem ständigen Kampfe gegen China, ein Kampf, der auch während der Mongolenherrschaft nur vorübergehend zum Stillstand kam, bis 1644 die Mandschu-Dynastie die Herrschaft in China und in der Mongolei an sich riss. Der mongolisch-mandschurische Raum wurde damit zu einem chinesischen Grenzgebiet. Stellte er einerseits die herrschende Oberschicht, so wurde er damit doch auch dem auf die Dauer siegreichen direkten kulturellen Einfluss Chinas ausgesetzt und den politischen Interessen des chinesischen Reiches dienstbar gemacht. Der kulturelle Einfluss Chinas wirkte sich auf die Mandschu stärker aus als auf die Mongolen, die weiter ihr freies Nomadenleben unter ihren Stammesfürsten führten. Die herrschenden Mandschu dagegen wurden in China rasch zu Chinesen und sind heute bis auf Reste verschwunden.

Im Verlauf der Zusammenstösse zwischen dem Zarenreich und China fiel 1858 der nördliche Teil der Mandschurei bis zum Amur durch Vertrag an Russland (Amurprovinz), 1860 folgte das Küstengebiet. Gegenüber der Mongolei war Russland schon während des ganzen 18. Jahrhunderts bestrebt, seinen Einfluss zu stärken, und die politische Unterdrückung der Mongolen durch chinesische Gewalthaber bot ihm um die Mitte des 19. Jahrhunderts die gewünschte Ge-

legenheit, sich in die inneren Angelegenheiten des chinesischen Reiches einzumischen. Auf diese Weise erzwang sich Russland durch die Verträge von 1860 und 1881 das Recht des zollfreien Handels mit der Mongolei und der Bestellung von Konsuln in Urga, Uljassutai und anderen Orten. Trotz der Niederlage im russisch-japanischen Kriege wuchs nach der chinesischen Revolution der russische Einfluss in der Mongolei weiter, zumal sich zahlreiche mongolische Fürsten um den Schutz Russlands bemühten. 1912 kam es dann zur tatsächlichen Loslösung der Äusseren Mongolei von China unter der formalen weltlichen Herrschaft des Chutuchtu.

Auch in der Mandschurei stiessen Interessengegensätze aufeinander. Japan tritt hier als Spielpartner auf den Plan. Schon in dem für Japan siegreichen chinesisch-japanischen Kriege 1894 besetzten seine Truppen den grössten Teil der Mandschurei, und zweifellos hätte sich Japan schon damals auf dem asiatischen Festlande behauptet, wenn es sich nicht dem Einschreiten der Grossmächte hätte fügen müssen: die Halbinsel Kwan-tung mit den Häfen Port Arthur und Dal-Jen Wan (Dalny) mussten den Russen übergeben, die Mandschurei geräumt werden. Diesen Frieden von Schimonoseki hat Japan nur zähneknirschend geschlossen und den Mächten ihre Einmischung nicht vergessen.

Ganz besonders reizte es Japan, dass Russland nun in der Mandschurei diejenigen Rechte erhielt, die ihm selbst verweigert worden waren. Die wachsende Rolle, die der Ferne Osten in der Politik Russlands spielte, hatte es veranlasst, den Bau der transsibirischen Bahn in Angriff zu nehmen. Im September 1896 gelang es dem russischen Finanzminister Witte, mit dem chinesischen Kanzler Li-Chung-tschang einen Vertrag abzuschliessen, der es Russland ermöglichte, seine Bahn durch die Mandschurei zu führen und damit die Strecke von Transbaikalien nach Wladiwostok gegenüber der Amur-Strecke um 900 Kilometer abzukürzen. Da Russland gleichzeitig noch das Recht zum Bau anderer Strecken erhielt und ausserdem Truppen zum Bahnschutz in der Mandschurei unterhalten konnte, war es durch diesen Vertrag zum tatsächlichen Herren des ganzen mandschurischen Gebietes geworden.

Bisher war die russische Ostasienpolitik auf keinen nennenswerten Widerstand gestossen. Nun stellte sich ihm Japan entgegen, das, seit es an der Niederwerfung des Boxeraufstandes teilgenommen hatte, in fernöstlichen Fragen gehört sein wollte. Durch das Vordringen

Russlands fühlte sich Japan bedroht. Indessen fand sich in Russland kaum jemand bereit, in Japan einen ernst zu nehmenden Gegner zu sehen. Die Kurzsichtigkeit rächte sich bitter. Japan hatte sich durch den Bündnisvertrag vom 20. Januar 1902 den Beistand Englands gesichert. Als daher der russisch-japanische Krieg ausbrach, hatte es von Anfang an die Initiative in der Hand. So verlor Russland alle Schlachten dieses Krieges und konnte nur zufrieden sein, dass es der genialen Diplomatie Wittes gelang, den Frieden von Portsmouth trotz der vernichtenden Niederlage und der inzwischen ausgebrochenen Revolution in einer für Russland noch günstigen Weise abzuschliessen. Ausser auf Port Arthur und die Südhälfte der Insel Sachalin musste Russland auf jede Einmischung in Korea und auf die sog. südmandschurische Bahn (Kirin—Port Arthur) und ihre Nebenstrecken zu Gunsten Japans verzichten. Die ostchinesische Bahn erhielt eine gemischte russisch-chinesische Verwaltung, und die militärischen Rechte Russlands in Sachen des Bahnschutzes wurden erheblich eingeschränkt. Der russische Einfluss in der Mandschurei war damit gebrochen, während Japan im Süden des Landes ganz freie Hand hatte.

1910 kam es zu friedlichen Verhandlungen zwischen Russland und Japan über die Neuregelung politischer Fragen im Fernen Osten: gegen das Zugeständnis der Anerkennung der japanischen Ansprüche in Korea sicherte sich Russland die Mongolei als Einflussgebiet. Japan annektierte Korea, und China musste die Autonomie der Mongolei anerkennen; nur noch dem Namen nach blieb ihm die Souveränität über dieses Land, das praktisch ganz unter russischen Einfluss geriet. Auch Japan benutzte die Ohnmacht des chinesischen Reiches, um sich neue Verträge zu erpressen, die seine Stellung in der Mandschurei befestigten. Hatte Russland seinerzeit wenig Wert auf die wirtschaftliche Erschliessung der Mandschurei gelegt, so setzte jetzt Japan mit einer intensiven wirtschaftlichen Durchdringung des Landes ein. In zunehmendem Masse wurde japanisches Kapital in der Mandschurei investiert. Mit dem wirtschaftlichen nahm auch der politische Einfluss zu: Anfang 1914 erhielt Japan das Recht, eine »Schutztruppe« für seine Bahnanlagen und seine Industrie zu unterhalten. Der mongolisch-mandschurische Raum war damit der Beeinflussung durch Peking in einer Weise entzogen, die einer Besitzergreifung durch Russland und Japan gleichkam und im politischen Gleichgewicht des Fernen Ostens schon vor dem Kriege entscheidende Veränderungen hervorrief.

2.

Der Weltkrieg ermöglichte es Japan, sich ohne grosse Opfer zur Vormacht im Fernen Osten aufzuschwingen. 1915 erzwang es von China die Annahme von Forderungen, die praktisch eine völlige Rechtlosigkeit Chinas Japan gegenüber bedeuteten. In demselben Jahre sicherte es sich durch einen Geheimvertrag mit Russland für den Fall eines Zusammenstosses mit den angelsächsischen Mächten. Auch wurden die Rechte beider Länder im mongolisch-mandschurischen Raum aufs neue festgesetzt — selbstverständlich auf Kosten des chinesischen Reiches. Die Beteiligung am Weltkriege auf Seiten der Entente vermochte China die erhoffte Wiederherstellung seiner Souveränität nicht zu bringen. Die Verweigerung seiner Unterschrift unter den Versailler Vertrag änderte an dieser Tatsache nichts.

Für den mongolisch-mandschurischen Raum aber leiteten der Weltkrieg, die russische Revolution und der russische Bürgerkrieg eine Entwicklung ein, die in den Staatengründungen der jüngsten Vergangenheit ihren Abschluss noch nicht gefunden zu haben scheint.

Noch während des Krieges benutzte Japan in der Mandschurei die Gelegenheit zu einer zielbewussten Festigung seiner Position durch Konzentration einer starken Truppenmacht. Andererseits trat hier ein Mann in Erscheinung, Marschall Tschang-Tso-lin, der es vom Bandenführer zum chinesischen Generalgouverneur der Mandschurei gebracht hatte und der seine Stellung sowohl den Russen als auch den Japanern gegenüber zu behaupten wusste. Es gelang ihm, ausserhalb der militärisch gesicherten Bahnzonen Russlands und Japans dem Lande Ruhe und Ordnung zu geben. So wurde die Mandschurei einige Zeit zum ruhenden Pol im chinesischen Wirrwarr und hat während des Weltkrieges eine verhältnismässig ruhige Geschichtsepoche erlebt.

Auch für die Äussere Mongolei brachte der Weltkrieg einen Rückgang des russischen Einflusses. Schon bald nach Ausbruch der Revolution in Russland begannen chinesische Truppen mit der Wiederbesetzung des Landes. Ohne russische Unterstützung erwiesen sich die unkriegerischen und schlecht bewaffneten Mongolen nicht fähig, den zahlenmässig überlegenen Chinesen Widerstand zu leisten. Bald war das ganze Land bis auf das Urjanhaigebiet von den Chinesen besetzt. Der »lebende Buddha« wurde in seiner Residenz in Urga als Gefangener gehalten. Nach der Revolution wurde Russisch-Asien fast in seiner ganzen Ausdehnung Schauplatz des russischen Bürgerkrieges, doch schlugen erst 1920, nach dem Zusammenbruch der Armee des

Admirals Koltschak, die Wellen des letzten Ringens zwischen Weissen und Roten über die Grenzen Sibiriens hinaus. Die Ententemächte und Japan hatten auch hier eingegriffen, wobei es Japan gelungen war, in Wladiwostok Truppen zu landen und sich somit auch über die Mandschurei hinaus auf russischem Territorium festzusetzen. Freilich musste es auf Verlangen der Entente seine Truppen zurückziehen, wodurch es sich jedoch nicht hindern liess, die letzten weissen Truppenführer weiter zu unterstützen. Im Transbaikalgebiet kämpfte damals der Ataman Semjonoff, dessen Lage aber mit der Räumung Wladiwostoks durch die Japaner unhaltbar wurde. Im November 1920 trat er auf chinesisches Territorium über, wo seine Truppen auseinanderliefen.

Damit schien das ganze russische Reich dem Bolschewismus überantwortet zu sein — doch sollte in Gestalt des Balten Generalleutnant Roman Baron Ungern-Sternberg noch ein letzter Kämpfer gegen den Bolschewismus auftreten. Berufsoffizier des Kaiserlich-russischen Heeres, hatte Baron Ungern mit seinen Kosaken am Bürgerkriege teilgenommen und zum Schluss mit den Atamanen Kalmykoff und Semjonoff im Transbaikal- und Urjanhaigebiet operiert. Auch er hatte sich wie Semjonoff gezwungen gesehen, auf fremdes Territorium überzutreten, doch behielt er den Kern seiner Mannschaft fest in der Hand. Auf mongolischem Boden nahm er sofort Verbindung mit dem Chutuchtu auf und gelangte mit ihm zu einem Abkommen, in dem Ungern sich verpflichtete, die Mongolei von der chinesischen Herrschaft zu befreien und für die Wiedererrichtung des alten Mongolenreiches zu kämpfen. Als Gegenleistung sagte der »lebende Buddha« seine Unterstützung im Kampfe gegen den Bolschewismus zu. Mit nur 150 Reitern erstürmte Ungern Anfang Februar 1921 Urga und befreite den Chutuchtu. In wenigen Monaten war die ganze Äussere Mongolei vom chinesischen Joch befreit und die geistliche und weltliche Macht des »lebenden Buddha« wieder hergestellt.

Eine der Hauptschwierigkeiten bei der Aufstellung des mongolischen Heeres bildete die durch den Lamaismus bedingte unkriegerische Geisteshaltung des mongolischen Volkes. Da er selbst Buddhist war, gelang es Ungern, die lamaistische Geistlichkeit für den Krieg zu gewinnen und durch diese im ganzen mongolischen Volke eine religiös unterbaute kriegerische Begeisterung wachzurufen, die den Mongolen seit Dschingis-Chan völlig verloren gegangen zu sein schien. In überraschend kurzer Zeit war eine kampffähige Truppe

aufgestellt, die zur Zeit der grössten Machtentfaltung Ungerns auf 120.000 Mann geschätzt worden ist. Er errang im Laufe des Sommers 1921 bedeutende Erfolge gegenüber den Roten und hätte sich wohl noch lange erfolgreich im Fernen Osten betätigen können, wenn nicht Marschall Tschang-Tso-lin, der das Erstarken der mongolischen Macht an seiner Westgrenze nur mit Sorge betrachtete, sich schliesslich in dem Kampf auf die Seite der Bolschewisten gestellt hätte. Mit ungeheurer Energie und grossem Geschick gelang es Ungern längere Zeit, gegen die Übermacht der Truppen Blücher-Galins, des roten Generalissimus im Fernen Osten, und die Truppen Tschang-Tso-lins zu operieren. Im Juli 1921 kam es zur Katastrophe. Nach verlustreichen Kämpfen wurde Ungern von einigen seiner nichtmongolischen Offiziere, die er sich durch seine unnachsichtige Strenge zu Feinden gemacht hatte, verraten und den Roten ausgeliefert. Am 17. September 1921 ist er in Nowo-Nikolajewsk erschossen worden — neben Koltschak die achtunggebietendste Gestalt des ganzen Bürgerkrieges und noch zu Lebzeiten der Held ungezählter halbmythischer Legenden und Anekdoten.

Die Äussere Mongolei wurde jetzt rasch von roten Truppen besetzt und der Chutuchtu vertrieben. Heute ist die Äussere Mongolei eine »sozialistische Volksrepublik«, die mit der Sovetunion durch Verträge so eng verbunden ist, dass sie praktisch als Sovetrepublik angesehen werden muss, besonders da das ganze Land sich militärisch in den Händen der Russen befindet. Auch das vielumstrittene Urjanhaigebiet, das unter dem Namen einer »Revolutionären Volksrepublik Tannu-Tuwa« als besonderer Staat gilt, ist praktisch nichts anderes, als eine russische Provinz. Die Innere Mongolei blieb unter der Herrschaft Chinas, was freilich in Anbetracht der innerchinesischen Wirren nicht viel sagen will.

In den folgenden Jahren kam es in der Mandschurei zu Spannungen zwischen den Russen, Japanern und Marschall Tschang-Tso-lin, doch gelang es diesem, seine Stellung sowohl Russland, als auch Japan gegenüber zu behaupten und seine Macht zu befestigen. Solange Tschang-Tso-lin sich an dem Kampfe der verschiedenen chinesischen Machthaber gegen Nanking beteiligte, betrachtete man seine Machtentwicklung in Japan mit Wohlwollen, doch wird seine Ermordung im Sommer 1928 durch japanische Soldaten wohl nicht ohne Grund als Werk der misstrauisch gewordenen japanischen Regierung angesehen. Sein Sohn und Nachfolger Tschang-Hsue-lung hatte nicht die glück-

liche Hand seines Vaters. Beim Ostbahnkonflikt 1929 musste er Russland gegenüber nachgeben, eine Tatsache, die ihm japanischerseits sehr verübelt wurde. Japan begann nicht nur für sein in der Mandschurei investiertes Kapital zu fürchten, sondern auch mit der Möglichkeit einer japanfeindlichen Lage zu rechnen, die ihm unter Umständen den Erwerb der für seine Volksernährung lebenswichtigen Menge Sojabohnen hätte unmöglich machen können.

Im Sommer 1931 ergriff Japan die erste sich bietende Gelegenheit, seine Interessen nachdrücklichst zu wahren. Im September besetzten japanische Truppen Mukden und in kurzer Zeit fast die ganze Mandschurei, wobei die chinesischen Truppen als »Räuberbanden« ausgerottet wurden. Japan und China klagten einander gegenseitig beim Völkerbunde an, der nach vergeblichen Verhandlungen eine Untersuchungskommission in die Mandschurei entsandte. Japan hatte inzwischen die Mandschurei unter japanischem Schutz für selbständig erklärt und den letzten Kaiser von China, Pu-Yi, zuerst als Präsidenten und dann als Kaiser Kang-Te von Mandschukuo eingesetzt, so dass die Völkerbundsvertreter vor fertigen Tatsachen standen, die nur auf machtpolitischem Wege hätten rückgängig gemacht werden können. Tschang-Hsue-lung räumte das Land, zu dem die Japaner noch die Provinz Jehol schlugen, und das seitdem, vom Völkerbunde und den meisten seiner Glieder nicht anerkannt, unter dem Schutze Japans »selbständig« ist. Die weiteren chinesisch-japanischen Kämpfe mit dem Ziel, den japanischen Einfluss in China noch auszubreiten, haben dann nicht mehr zu den von Japan gewünschten Ergebnissen geführt.

Die Kämpfe um die Mandschurei blieben nicht ohne Einfluss auf die Innere Mongolei. Unter der Führung des Fürsten Ten-Wang nahm der Fürstenrat bereits 1931 Verbindungen mit Japan auf, und die Bestrebungen zu einer Vereinigung mit dem Kaiserreiche Mandschukuo werden von Japan nicht ungern gesehen. Ob eine Entscheidung dieser Frage bald zu erwarten ist, wird im wesentlichen von der weiteren Entwicklung der russisch-chinesischen und mandschurisch-japanischen gegenseitigen Beziehungen abhängen.

Die Spannungen um den mongolisch-mandschurischen Raum verschärfen sich immer mehr. Drei Staaten beanspruchen ihn als lebenswichtig und bereiten sich auf kommende kriegerische Ereignisse vor. Hierbei spielt allerdings China nur eine untergeordnete Rolle, denn seitdem sein Reichsmarschall Tschiang-Kai-tschek durch seine Ge-

fangenschaft bei Tschang-Hsue-lung in den von Nanking beherrschten Provinzen erheblich an Autorität verloren hat, wird wohl die Nankingarmee als wesentlicher Faktor bei der Lösung der schwebenden Fragen ausfallen. Dafür nimmt die russisch-japanische Spannung an der mandschurischen Grenze trotz aller Schlichtungskommissionen immer schärfere Formen an. Die rote Armee hat sich durch die »Maginotlinie des Fernen Ostens«, einen Grenzbefestigungsgürtel von noch nie dagewesenen Ausmassen, sowie durch die Konzentrierung zahlreicher als ausgezeichnet bekannter Truppenteile unter der Führung Marschall Blücher-Galins gegen einen überraschenden Angriff gesichert. Dennoch deuten die fortgesetzten Verstärkungen der fernöstlichen Truppen an, dass Russland seine Kriegsvorbereitungen noch nicht als abgeschlossen ansieht. Auch die japanische Kwantungarmee — wie das japanische Heer in Nordchina heisst — und die von den Japanern geschaffene mandschurische Armee sind kriegsbereit und stehen an der viele hundert Kilometer langen Grenze der roten Armee gegenüber. Grenzzwischenfälle sind an der Tagesordnung, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die nun schon seit Jahren bestehende Lage als latenten Kriegszustand bezeichnet. Dass hierbei eine endgültige friedliche Regelung ausgeschlossen ist, dürfte klar sein. Es sind zu viele Gegensätze, die dort des Austrages harren. Abgesehen davon, dass sich Russen einerseits und Japaner und Mandschu andererseits befehden, brechen auch ideenpolitische Gegensätze hier auf und werden in der Zusammensetzung der feindlichen Heere sichtbar: rote chinesische Truppen auf russischer — weisse russische auf japanisch-mandschurischer Seite. Und diese Truppen stehen sich nun seit Jahren in einem fast unerträglichen Spannungsverhältnis gegenüber ...

Der mongolisch-mandschurische Raum ist oft umstritten worden, oft Kriegsschauplatz gewesen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird er es bald wieder sein. Den Ausgang dieses Kampfes vorauszusagen, ist ausgeschlossen, nur dass erbittert gekämpft werden wird, ist sicher. Russland und Japan werden die Entscheidung um die Vormachtstellung im Fernen Osten in diesem Kampfe suchen, und es fragt sich nur, welche Auswirkungen der Zusammenstoss der Hundertmillionenvölker im Fernen Osten auch für Europa haben kann.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

6. Baltische Aussenministerkonferenz

In Kaunas fand vom 1. bis zum 3. Juli die 6. Konferenz der Aussenminister Lettlands, Estlands und Litauens statt. Über den Verlauf und die Beschlüsse wurde folgende amtliche Verlautbarung bekanntgegeben:

»Nach einem Meinungsaustausch über die internationale politische Lage stellte die Konferenz die vollständige Einmütigkeit der drei Staaten in der Beurteilung dieser Lage fest. Besondere Aufmerksamkeit widmete die Konferenz der Wirksamkeit der Nichteinmischungspolitik in Spanien, wobei sich alle drei Aussenminister über die Notwendigkeit der Bemühungen um eine Lokalisierung des spanischen Bürgerkrieges einig waren. Die Baltische Entente wird auf diesem Gebiet ihre loyale Mitarbeit fortsetzen. In den Fragen der Erhaltung und Entwicklung des Kontrollsystems spricht die Konferenz die Hoffnung aus, dass die von den Staaten organisierte kollektive Nichteinmischungsaktion die erwünschten konkreten Resultate zeitigt.

Während der Verhandlungen unterstrichen die Aussenminister die engen Bindungen ihrer Staaten an den Völkerbund, der in der letzten Zeit seine Notwendigkeit für die Organisierung des Friedens und der Sicherheit unter Beweis stellen konnte.

Zu den Beziehungen zwischen den drei Staaten übergehend, stellte die Konferenz fest, dass die durch den Verständigungs- und Zusammenarbeitsvertrag vom 12. September 1934 eingeleitete Politik ihren ganzen Wert behalten hat. Sie waren sich ferner einig in dem Beschluss über die Fortsetzung der freundschaftlichen Zusammenarbeit der drei Staaten, die von dem Geiste der Verständigung, des Vertrauens und der Solidarität beseelt wird.«

Die Verlautbarung erwähnt dann noch einige Fragen praktischer Natur: einer gemeinsamen Zollnomenklatur, einer Konvention juridischen Charakters usw. Der Termin der nächsten Aussenministerkonferenz wurde auf den Dezember 1937 festgelegt und als Tagungsort Reval in Aussicht genommen.

Ministerreisen

Der Juni ist ausgezeichnet durch 2 ausländische Ministerbesuche in Lettland und die Reise des lettischen Aussenministers nach Moskau.

Am 5. Juni traf auf seiner Fahrt durch die Baltischen Staaten der englische Vizeaussenminister Lord P l y m o u t h in Riga ein. Die nach England orientierte lettische Aussenpolitik war die Grundlage für den ausserordentlich herzlichen Empfang, der Lord Plymouth zuteil wurde. Der Besuch liess auch erneut erkennen, dass England an den Baltischen Staaten interessiert ist. Auf dem Lord Plymouth zu Ehren veranstalteten Essen beim Aussenminister V. Munters wurden ausserordentlich herzliche Reden gewechselt. Aussenminister V. Munters führte dabei aus:

»Wir sind brennende Anhänger des Friedens, sind uns aber dessen bewusst, dass die Aufrechterhaltung des Friedens, die Respektierung der internationalen Solidarität und die Schaffung einer Stimmung, die den Krieg unmöglich macht, nicht nur Worte und Gefühle, sondern auch Mühe und Arbeit verlangt. In Ihrer Person sehen wir einen Vertreter dieser Politik des Friedens und der internationalen Zusammenarbeit.

Aber hier liegt noch mehr vor. Wenn der Vorsitzende des internationalen Nichteinmischungs-Ausschusses sich eine solche Mission auserwählt hat, wie es die Ihrige ist, so bedeutet das unserer Meinung nach, dass er und diejenigen, die ihn senden, an die Aufrichtigkeit der Bestrebungen und Ziele der Staaten glaubt, die er besucht. Wir wollen Ihre Anwesenheit in Lettland so verstehen, und das macht uns sehr stolz.

Jetzt sind es gerade 18 Jahre her, seit die englische Regierung ihre ersten Vertreter in dies Land entsandte. Das waren die Kriegsschiffe Seiner Majestät und die Offiziere Ihrer Armee. Sie haben uns in der schwersten, aber auch unvergesslichsten Zeit unserer Freiheitskämpfe beigestanden. Sie haben ihre Pflicht mit der Ruhe und Unaufdringlichkeit erfüllt, die wir gewöhnt sind mit den Engländern zu identifizieren, und sie sind bis heute unsere Freunde geblieben. Ihr Besuch ist die erste Visite, die uns ein Glied der englischen Regierung macht, und er ist daher ein Ereignis, das eine Periode erfolgreicher Entwicklung abschliesst und ein gutes Zeichen für das Blühen unerer gegenseitigen Beziehungen in Zukunft ist.«

In seiner Antwort erklärte der englische Unterstaatssekretär Lord Plymouth u. a.:

»Mir scheint, dass es nicht notwendig ist zu bezeugen, dass die Grundlage der Aussenpolitik Seiner Majestät die Aufrechterhaltung des allgemeinen und bleibenden Friedens und des guten gegenseitigen Verständnisses in aller Welt ist, und die lettländische Regierung hat gezeigt, dass sie die gleichen Ziele hat. In diesem Zusammenhang fühle ich den Drang, meine warme Anerkennung für die Arbeit auszusprechen, die Herr Munters für dieses Ziel als Vertreter der Baltischen Staaten in Genf leistet.«

*

Am 8. Juni traf aus Kaunas kommend der schwedische Aussenminister S a n d l e r in Riga ein. Das Erstarken der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen und die gewissermassen historische Freundchaft zwichen Lettland und Schweden brachten es mit sich, dass dem schwedischen Aussenminister ein herzlicher Empfang zuteil wurde. Während seines Aufenthalts in Riga besuchte Minister Sandler auch die Baustelle des Kegumer Kraftwerks, das von schwedischen Firmen unter schwedischer Leitung errichtet wird.

Während eines Empfangs, den Aussenminister V. Munters zu Ehren des schwedischen Aussenministers veranstaltete, hielt Minister V. Munters eine Ansprache, in der er u. a. folgendes ausführte:

»Mit Sympathie und lebhaftem Interesse haben wir Ihre fruchtbare Arbeit zum Besten der internationalen Solidarität verfolgt, die sich in dem von Eurer Exzellenz entwickelten und vertretenen Gedanken über die Friedensaufgabe der nordischen Staaten ausdrückt. Weite Kreise kennen auch Ihr unerschütterliches Vertrauen zum Völkerbunde und seinen Grundsätzen, und es ist mir eine grosse Freude, dass ich mit Ihnen zusammen im Völkerbundrat arbeiten kann. Dort waren wir kürzlich Zeugen für einen neuen Beweis Ihrer grossen, kompetenten Rolle bei der Lösung der verwickelten Alexandrette-Frage.

Ihre Tätigkeit, von der ich hier rede, findet stets aufrichtige Sympathie und herzlichen Widerhall in Lettland, das die Friedensbestrebungen und das Vertrauen zum Völkerbunde seiner Aussenpolitik als unveränderliche Richtlinien zugrunde gelegt hat. Ihr Besuch findet zu einer Zeit statt, wo Anzeichen dafür vorhanden zu sein scheinen, dass in der internationalen politischen Lage eine gewisse Besserung eingetreten ist. Falls es gelingt, die Gemeinschaft jener Staaten zu er-

weitern und zu vertiefen, die sich vorgenommen haben, alle ihre Aktivität für die Richtlinien des Friedens und der internationalen Zusammenarbeit einzusetzen, dann besteht die Hoffnung, diese erfreulichen Anzeichen zu realen Tatsachen zu machen, welche in der Seele der Völker Europas neuen Glauben an eine bessere Zukunft wiedererwecken. Von diesem Standpunkt aus ist die Zusammenarbeit zwischen Schweden und den Staaten an der Ostküste des Baltischen Meeres eine günstige Erscheinung, da diese Zusammenarbeit kein anderes Ziel hat, als die Schaffung und Stärkung einer Atmosphäre des Friedens, des Vertrauens und der Freundschaft.«

In seiner Entgegnung betonte der schwedische Aussenminister: »Ich habe die feste Hoffnung, dass wir in Zukunft mit gemeinsamen Kräften den gemeinsamen Zielen dienen werden. In Genf werden sich auf internationalem Gebiet sicher viele Probleme ergeben, die uns dank dem übereinstimmenden Standpunkt unserer Staaten zu fester Zusammenarbeit auffordern.

Diese Übereinstimmung drückt sich in der ununterbrochenen Unparteilichkeit aus.

In dem Wunsch, uns von allem zurückzuhalten, was die Gefahr, dass Europa sich in gegnerische Blocks spaltet, vermehren könnte, sehen wir im Gegenteil unsere Aufgabe darin, beruhigende Elemente zu schaffen. Auf diese Weise gewähren wir, die unbestreitbaren Interessen unseres Volkes schützend, der Organisierung des Friedens die beste Unterstützung.«

Aussenminister Munters in Moskau

Am 14. Juni begab sich Aussenminister V. Munters zu einem offiziellen Besuch nach Moskau. Der Besuch war als Ausdruck der guten Beziehungen zwischen Lettland und Russland gedacht. Die grosse Bedeutung, die Russland diesem Besuch beimass, ist daraus zu erkennen, dass zu einem Empfang beim Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare auch Stalin persönlich erschien und den lettländischen Aussenminister zu einer längeren Unterredung heranzog. — Aussenminister Munters hatte während der Reise Gelegenheit, die neuen technischen Bauten in Augenschein zu nehmen, den Moskau-Wolga-Kanal, das Dnjepr-Kraftwerk u. a. m.

Im Anschluss an den Besuch des lettländischen Aussenministers wurde durch die Sovetrussische Telegraphenagentur (TASS) nachfolgende Verlautbarung veröffentlicht:

»Der in Moskau weilende Aussenminister der Republik Lettland Munters hatte mehrere Unterredungen mit dem Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare Molotow und dem Aussenkommissar Litwinow. Im Ergebnis ihres freundschaftlichen und offenen Meinungsaustausches über Fragen, die die gegenseitigen Beziehungen zwischen der UdSSR und Lettland berühren, sowie auch über die allgemeine internationale Lage, insbesondere über das Sicherheitsproblem in Osteuropa, stellten die Unterredungspartner das ununterbrochene Bestehen wahrhaft gutnachbarlicher Beziehungen zwischen der UdSSR und Lettland fest, die von keinen Streitfragen belastet sind.

Es wurde festgestellt, dass alle Vorbedingungen dafür vorhanden sind, dass die Regierungen beider Staaten diese freundschaftlichen Beziehungen entwickeln und festigen können.

Dieses wird in bedeutendem Masse durch den Umstand erleichtert, dass die Auffassungen der UdSSR und Lettlands in den Grundproblemen der zwischenvölkischen Bziehungen übereinstimmen, weil beide Staaten in der Erkenntnis der Notwendigkeit, bei der jetzigen internationalen Lage alle Kräfte zusammenzufassen, die einer Festigung des allgemeinen Friedens auf Grundlage der kollektiven Sicherheit und der anderen Prinzipien des Völkerbundes dienen bereit sind, alle Möglichkeiten einer erspriesslichen Zusammenarbeit in dieser Richtung auszunutzen.«

Sovetrussischer Besuch in Liepāja

Am 31. Mai traf das sovetrussische Linienschiff »Marat« auf der Heimreise von der englischen Königskrönung zu einem 2 tägigen Besuch in Liepaja ein. Es wurden Begrüssungssalute abgefeuert, offizielle Visiten ausgetauscht, ein Essen für die Mannschaft und ein Bankett für die Offiziere veranstaltet.

Abschluss der Agrarreform

Anlässlich des Überganges der Befugnisse des Zentralen Landeinrichtungskomitees, welchem die Durchführung der Agrarreform oblag, an das Landeinrichtungsdepartement im Landwirtschaftsministerium hielt Landwirtschaftsminister G. Birznieks eine Rede, der wir folgende interessante Daten entnehmen:

»In den verflossenen 16 Jahren 7 Monaten und 20 Tagen, welche seit dem Arbeitsbeginn des Zentralen Landeinrichtungsausschusses vergangen sind, hat der Ausschuss insgesamt 13 634 Sitzungen abgehalten. Aufgeteilt wurden über 1 700 000 Hektar Land, in 54 116

Jungwirtschaften, 9778 Pachthöfe, 1569 Gartenwirtschaften, 10 853 Handwerkerwirtschaften, 2988 Fischerhöfe, 50 532 Landstücke für Kleinwirtschaften, 6548 Landstücke für öffentliche und kulturelle Zwecke, 2934 Landstücke für staatliche Bedürfnisse, 2403 Industrieobjekte, 7065 Landstücke zur Liquidierung der Servituten, 11 295 Landstücke für verschiedene andere Bedürfnisse, 1306 nicht zu enteignende Teile, 492 nicht zu enteignende Industrieunternehmen, zusammen 161 879 Einheiten. Ausserdem wurden in Städten und Dörfern noch 37 178 Einheiten im Umfang von 27 500 Hektar aufgeteilt.

Unser Staat hätte ohne die Agrarreform gar nicht bestehen können. Wenn wir ein geeintes und starkes Volk haben, auf dem der Staat ruhen kann, ein Volk, das sich nicht nur auf die Lehren fremder Länder, sondern auf die aus eigenem Boden geschöpften Weisheiten stützt — so muss hier der Agrarreform gedankt werden, die unseren früheren Landlosen und Gutsknechten die Möglichkeit bot, selbst Wirte zu werden, die das Gesicht unseres Lettland prägen. Die Einigkeit und Übereinstimmung, die seit dem 15. Mai 1934 bei uns herrschen, sind keine leere Phrase, weil das ganze Land weiss und fühlt, dass Land und Volk das erhalten haben, was sie brauchten. An die Agrarreform werden sich noch die Generationen erinnern.

Neben der Agrarreform hat auch das Forstdepartement des Landwirtschaftsministeriums eine grosse Arbeit geleistet, indem es für über 122 100 000 Lat Taxationswert Holzmaterialien zum Bauen ausgereicht hat. Unsere Jungwirtschaften wurden dadurch in die Lage versetzt, nicht nur sich selbst zu versorgen, sondern auch für den inländischen Gebrauch und die ausländischen Märkte zu erzeugen.«

Nationale Verschiebung des Immobilienbesitzstandes

Der »Rihts« bringt in seiner Nummer vom 8. Juli Ausführungen über die Zunahme des lettischen Hausbesitzes. Von 1934 an ist eine Zunahme des Neuerwerbs des lettischen Hausbesitzes zu verzeichnen. So steigt der Wert von 2,06 Millionen Lat im Jahre 1934 auf 4,22 Millionen Lat im Jahre 1935 und auf 7,34 Millionen Lat im Jahre 1936. Dieser Zuwachs geht in erster Linie auf Kosten der Deutschen. So hat der deutsche Hausbesitz 1934 ein Minus von 0,6 Millionen Lat, 1935 von 1,74 Mill. Lat, 1936 gar von 4,63 Mill. Lat aufzuweisen. Geringere Verluste haben die Russen und Polen, stärkere die Juden aufzuweisen.

In dieser Übersicht sind auch die Immobilienverkäufe enthalten, welche der Staat, die Selbstverwaltungen und die Lettländische Kreditbank vorgenommen haben, die somit dem lettischen Konto gutgeschrieben werden. Nicht berücksichtigt sind jedoch die Übernahmen liquidierter Unternehmungen durch die Lettländische Kreditbank.

Insgesamt ergibt sich 1934—1936 eiue Zunahme des lettischen Besitzes in den Städten von 614 Immobilien im Werte von 13,6 Mill. Lat, eine Abnahme bei den Deutschen von 335 Immobilien im Werte von 6,97 Mill. Lat, bei den Juden eine Abnahme von 278 Immobilien im Werte von 5,23 Mill. Lat, bei den Russen — 30 Immobilien im Werte von 1,18 Mill. Lat.

Im Artikel wird darauf hingewiesen, dass der Prozess durch das Gesetz gefördert wird, welches den Besitzwechsel von der Zustimmung des Justizministers abhängig macht.

Abrechnung der Spendensammlung für den Uswaras-Platz

Anlässlich des Jahrestages der Aufforderung zur Sammlung für den Ausbau des Uswaras-Platzes hielt der Ausschuss eine Sitzung ab, auf der Staatspräsident Dr. K. Ulmanis über den Erfolg der Sammlung berichtete. Die Spendensammlung habe 2,8 Mill. Lat ergeben, incl. die Spende der Stadt Riga in Höhe von 0,5 Mill. Lat. 100 000 Arbeitstage seien mit 200 000 Lat veranschlagt. Private Sachspenden betragen 80 000 Lat und die Lotterie wird etwa 85 000 ergeben. Im ganzen kann mit einer Gesamtsumme von 5,2 Mill. Lat gerechnet werden.

1611 Abiturienten

Laut Mitteilungen des Bildungsministeriums wurde 1611 Absolventen der Gymnasien das Reifezeugnis mit dem Recht zum Eintritt in die Hochschule ausgereicht. 239 Schüler erhielten nur ein Zeugnis über die Beendigung der Mittelschule ohne ein Recht zum Studium. — Eine Abordnung von Absolventen der Mittelschulen mit dem Bildungsminister Prof. Dr. A. Tentelis wurde vom Staatspräsidenten empfangen. Der Bildungsminister gelobte im Namen aller Absolventen dem Staatsführer in guten und schlechten Tagen Treue zu halten, worauf dieser an die Absolventen die Aufforderung richtete, zu edlen Söhnen und Töchtern des Vaterlandes heranzuwachsen.

Volkswohlfahrtsminister Wl. Rubuls †

Am 26. Juni verschied nach kurzer Krankheit Volkswohlfahrtsminister Rubuls erst 50 jährig. Aus Latgale gebürtig, hat er seit jeher

an den nationalen Bestrebungen teilgenommen und seit 1925 mit nur einer kurzen Unterbrechung ständig das Amt des Volkswohlfahrtsministers verwaltet. Mit der stellvertretenden Führung des erledigten Ressorts wurde der Justizminister Apsītis beauftragt.

ESTLAND

Um die Unterrichtssprache in den Minderheitenschulen

Bei der Lesung des neuen Verfassungsentwurfs der Regierung in den beiden Kammern der Nationalversammlung kam es zu erregten Auseinandersetzungen über die Unterrichtssprache in den Minderheitenschulen, deren Ergebnis die Übergabe des betreffenden § 22 an einen sog. Einigungsausschuss war.

Bei dieser Gelegenheit ergriff auch der stellvertretende Ministerpräsident Eenpalu das Wort zu grundsätzlichen Ausführungen, in deren Verlauf er u. a. ausführte: »Der Kernpunkt der Frage ist darin zu suchen, dass die Minderheiten nach ihrer Bildung in den Schoss der einheitlichen Familie der Bürger des estnischen Staates geführt und vorbereitet werden müssen, mit der einheitlichen Kultur des estnischen Staates zu verwachsen. Eine Minderheitenpolitik, wie sie die Volksgruppen sich selbst vorstellen, darf kein Staat dulden. Die Muttersprache der völkischen Minderheiten darf nur dazu dienen, diese Minderheiten mit der estnischen staatlichen Kultur und den estnischen staatlichen Zielen zu verschmelzen.«

In ähnlicher Weise begründete der ehemalige Bildungsminister Weiderma die Notwendigkeit des staatssprachlichen Unterrichts in den Schulen der Volksgruppen: »Unsere völkischen Minderheiten müssen endlich ihren Vorposten-Standpunkt aufgeben und insbesondere unsere Deutschen sollten endlich das Gerede lassen, dass das Baltenland altes deutsches Kulturland sei. Es ist an der Zeit, dass unsere völkischen Minderheiten unter Beibehaltung ihrer Sprache geistig mit dem estnischen Volk verschmelzen. Für sie muss der estnische Staat nicht nur das Heimatland sondern vielmehr auch das Vaterland sein.«

Die vom Einigungsausschuss gefundene Formulierung für den Schulparagraphen lautete schliesslich:

»Der Unterricht erfolgt in der Staatssprache. In den für die völkischen Minderheiten eröffneten Schulen und Lehranstalten erfolgt der Unterricht in ihrer Volkssprache und in der Staatssprache auf der Grundlage und in dem Umfang, wie das Gesetz dieses vorsieht.

Der Unterricht und die Erziehung in den Schulen und Lehranstalten muss in estländischem staatlichen Geiste auf Anordnung und unter Aufsicht des Staates erfolgen.«

Bei der Begründung erklärte Prof. Uluots, der der Ersten Kammer die Einigungsformel zur Annahme vorlegte, es sei darin eine gewisse Verständigung erzielt worden, dass in den Lehranstalten der völkischen Minderheiten der Unterricht in der Muttersprache und in der Staatssprache in einem gesetzlich zu regelnden Verhältnis zu erfolgen habe. »Es ist somit«, so fuhr der Referent fort, »nicht die Staatssprache, sondern die Sprache der betreffenden Minderheiten an die erste Stelle gesetzt worden. Die Anhänger dieser Fassung betonten, dass die völkischen Minderheiten sich nicht verletzt fühlen dürften, denn der Unterricht in ihrer Muttersprache ist damit sichergestellt. Dadurch aber, dass der Unterricht auch in der Staatssprache erfolgen soll, dürften sie sich nicht beunruhigt fühlen, denn in irgend einem Umfang muss der Unterricht in der Staatssprache doch auch in den Minderheitsschulen Platz finden. Diejenigen, die sich beunruhigt fühlen dadurch, dass die Staatssprache hier nicht an die erste Stelle gesetzt worden ist, müssten damit rechnen, dass die völkischen Minderheiten das Recht haben müssen, mutterprachlichen Unterricht zu erhalten. Dies ist ein kulturelles und persönliches Recht der Minderheiten, das nicht nur unter dem Schutz der Gesetze und der Verfassung steht, sondern in einem gewissen Umfange in der Kultur Nachkriegseuropas ein internationales Grundprinzip bildet.«

Wenn im folgenden Satz nach der ursprünglichen Fassung der Ersten Kammer der Unterricht »im estnisch-nationalen Geiste« gefordert worden sei, so habe diese Formulierung doch recht grosse Wellen nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland geschlagen. Der Antragsteller selbst habe erklärt, dass es sich hier nicht um den dem estnischen Volkstum als solchem eigenen, sondern um den estländisch-staatlichen Geist handle. Entsprechend sei auch die Fassung geändert worden. Die völkischen Minderheiten dürften sich dadurch nicht beeinträchtigt fühlen, denn jeder Bürger, der sich im Rahmen einer bestimmten festen Staatsordnung befindet, sei verpflichtet, in vollem Umfange staatlichen Geist zu besitzen, wobei er in vollem Masse auch die Grundrechte geniesse, die dem estländischen Bürger zustehen. Der Staat erhalte sicherlich auch nationale Elemente, aber neben ihnen auch solche, die wir durch Gesetz nicht fassen können.

Vor der endgültigen Annahme des Minderheitenschulparagraphen gab der deutsche Vertreter Dr. Helmut Weiss in einer ernsten Erklärung den Standpunkt der deutschen Kulturverwaltung bekannt.

Er führte dabei aus:

»Die bisherigen Verhandlungen über die Frage der Unterrichtssprache in den Schulen der völkischen Minderheiten haben in allen Kreisen der völkischen Minderheiten grosse Befürchtungen und eine tiefgehende Unruhe hervorgerufen. Während die bisherige Verfassung den völkischen Minderheiten den muttersprachlichen Unterricht im vollen Umfange garantierte, liess der Entwurf der 1. Kammer diese wichtige Frage völlig offen, beseitigte das Prinzip des muttersprachlichen Unterrichts und schuf dadurch eine unsichere Lage. Leider gilt dasselbe, wenn auch in einem geringeren Masse, von der vom Einigungsausschuss vorgeschlagenen neuen Redaktion des Paragraphen 22.

Wenn wir hier eine Verfassung ausarbeiten, von der wir hoffen, dass sie von Dauer sein wird, dann haben wir meiner Ansicht nach nicht das Recht, eine so wichtige und für das friedliche Zusammenleben der in unserem Staate wohnhaften Völker so bedeutungsvolle Frage, wie die Regelung des muttersprachlichen Unterrichts in den Schulen der völkischen Minderheiten offen zu lassen.

Hier ist bei den Verhandlungen immer wieder betont worden, dass es keineswegs geplant ist, grundsätzlich die bisherige Politik den völkischen Minderheiten gegenüber zu ändern. Wenn man nun aber einerseits den völkischen Minderheiten das Recht gibt, zur Verwaltung ihrer kulturellen Belange Selbstverwaltungen ins Leben zu rufen, und damit anerkennt, dass jede in Estland lebende Volksgruppe das Recht hat, ihre eigene völkische Kultur zu erhalten und zu entwickeln, andererseits aber gleichzeitig deren Recht auf muttersprachlichen Unterricht in Frage stellt, so bedeutet das, meiner Ansicht nach, nicht nur eine unlogische Handlung, sondern auch einen Verzicht auf die Grundsätze, die bisher in Estland in Bezug auf kulturelle Fragen der völkischen Minderheit massgebend gewesen sind, und von denen gesagt werden kann, dass sie nicht nur bei uns, sondern auch im Auslande volle Anerkennung gefunden haben.

Die kürzlich durchgeführten Schulreformen haben gezeigt, wie wichtig es ist, dass in allen das Schulleben betreffenden Fragen feste Grundlagen geschaffen werden, da sonst leicht in weiten Kreisen Unruhe und Aufregung entstehen kann, wie die letzten Erfahrungen leh-

ren. Auf keinem anderen Gebiete können gemachte Fehler so verhängnisvolle Folgen haben, wie gerade auf dem Gebiete des Schulwesens, welches die Entwicklung der Jugend — der Zukunft unseres Staates — regelt. Aus diesem Grunde wäre es durchaus notwendig, dass der die Frage der Unterrichtssprache in den Schulen der völkischen Minderheiten regelnde Paragraph der Verfassung eine Fassung erhält, die ihn nicht zu einem ständigen Unruhefaktor für das Schulleben der völkischen Minderheiten macht.«

Besuch des englischen Vizeaussenministers

In den ersten Tagen des Juni traf der Gehilfe des britischen Aussenministers Lord Plymouth, aus Helsingfors kommend, zu einem kurzen Aufenthalt in Estland ein. Zu Ehren des britischen Gastes wurde in Reval eine Reihe von Empfängen veranstaltet. Pressevertretern gegenüber erklärte Lord Plymouth, dass er mit seiner Reise durch die Baltischen Staaten nur den Zweck verfolge, mit den Politikern dieser Staaten persönliche Bekanntschaft zu machen, um dadurch die Beziehungen zwischen England und den Baltischen Staaten zu vertiefen.

Die estnische Presse widmete diesem Besuche des englischen Vizeaussenministers sehr warm gehaltene Artikel. Das »Vaba Maa« z. B. schrieb in diesem Zusammenhang u. a., dass die Baltischen Staaten genau wie England zwischen zwei feindlichen Weltanschauungen stehen; ihre geographische Lage weise die Baltischen Staaten auf England hin, als auf die Grossmacht, von welcher sie eine Abschwächung der sie umgebenden Konflikte erhoffen können.

Schwedens Aussenminister in Reval

Am 11. Juli traf der schwedische Aussenminister Sandler zu einem mehrtägigen Besuche in Reval ein. Hier wurde er u. a. vom Staatsältesten Päts empfangen. Während seines Aufenthaltes in Estland besuchte Minister Sandler auch die Estland-Schweden in der Wiek. Die Ausfahrt dorthin unternahm Minister Sandler in Begleitung des stellvertretenden estnischen Aussenministers Kask und des schwedischen Gesandten in Estland Baron Koskull. Die örtliche schwedische Bevölkerung veranstaltete für Minister Sandler einen Empfang in ihrer Landwirtschaftsschule, wo sich die schwedischen Bauern aus den benachbarten Gemeinden und von der Insel Worms versammelt hatten. Zu diesem Empfang waren u. a. auch der Propst der Estland-Schweden Pöhl und der Vorsitzende des Bildungsvereins

der Estland-Schweden Westerblom erschienen. Während des Festessens hielt Minister Sandler eine Ansprache, die von den Versammelten begeistert aufgenommen wurde. Ein Bauer von der Insel Worms bat den Minister, die besten Grüsse seiner Majestät König Gustav, der schwedischen Regierung und dem ganzen schwedischen Volke von den Estland-Schweden zu überbringen. Nach der Feier in der landwirtschaftlichen Schule fuhr der schwedische Minister noch nach Hapsal, wo er kurz das dortige schwedische Privatgymnasium besichtigte und dann nach Reval zurückkehrte.

Die estnische Presse widmete dem Besuche des schwedischen Aussenministers zahlreiche Leitartikel, in denen die estnischen Sympathien für Schweden stark unterstrichen wurden.

Wie Minister Sandler nach seiner Rückkehr nach Stockholm Pressevertretern gegenüber erklärt hat, haben sich seine Beratungen in den Baltischen Staaten vor allen Dingen auf eine Zusammenarbeit im Rahmen des Völkerbundes bezogen. Irgendwelche spezielle Fragen zwischen Schweden und den Baltischen Staaten seien dagegen nicht zu regeln gewesen.

Die estnische Presse zu den Vorgängen in Moskau

Die letzten Vorgänge in Moskau fanden auch in der estnischen Presse eine grosse Beachtung. Zahlreiche Leitartikel waren ihnen gewidmet, wobei wieder die Frage einer eventuellen deutsch-russischen Aussöhnung angeschnitten wurde. So schrieb z. B. die Dorpater »Postimees«, die blutigen Moskauer Ereignisse wiesen wieder darauf hin, dass Russland einer Militärdiktatur entgegengehe. Wenn dem so sei, dann könne der Augenblick eintreten, wo Stalins völkischer Sozialismus und Hitlers Nationalsozialismus sich nur noch dem Namen nach von einander unterscheiden. Die Möglichkeit des Eintrittes eines derartigen Momentes erregt natürlich bei den Staaten Furcht, die bei ihren Kalkulationen mit dem deutsch-russischen Gegensatz rechnen. Und das »Vaba Maa« schrieb: »Die Besorgnis der tschechischen Blätter, ob die militärische Kraft Russlands durch diese Vorgänge nicht erschüttert sei, ist so sehr berechtigt, dass sogar den Baltischen Staaten die Frage Kopfschmerzen machen müsste, ob nicht das Gleichgewicht in Europa wieder ins Schwanken geraten ist.«

Räterussischer Flottenbesuch

Auf der Rückfahrt von den englischen Krönungsfeiern stattete das räterussische Panzerschiff »Marat«, die ehemalige »Petropaw-

lowsk«, auch Reval einen Besuch ab, der von Visiten und Empfängen begleitet war.

Tag der estnischen Seefahrt

Am 6. Juni wurde in diesem Jahre zum ersten Male ein »Tag der estnischen Seefahrt« veranstaltet. Die Veranstaltung erfolgte, worauf auch die estnische Presse hinwies, nach dem Vorbilde der alljährlich in Polen stattfindenden »Tage des polnischen Meeres«. In den grösseren Städten Estlands fand an diesem Tage ein feierlicher Aktus statt, auf welchem die Bedeutung der Seefahrt und des Küstenschutzes für den estnischen Staat und für das estnische Volk erläutert wurde. In Reval hielt die Festrede der Direktor der Verwaltung der Wasserwege Ing. Aavik und äusserte in seiner Ansprache etwa folgendes: »Unsere alten Vorfahren sind zu ihrer Zeit die Beherrscher der Ostsee gewesen. Heute können wir das nicht mehr sein, aber unseren Anteil an der Herrschaft über die Ostsee müssen wir uns erhalten und ausbauen.« An diesem Tage wurde in Reval das neuerbaute estnische U-Boot zum ersten Male auch dem Publikum zur Besichtigung frei gegeben. Das U-Boot, das den Namen »Kalew« erhalten hat, ist in England gebaut worden und hat dann die estnische Flotte bei den britischen Krönungseierlichkeiten vertreten. In der Heimat war es erst wenige Tage vor dem »Tage der Seefahrt« eingetroffen.

Baltische Woche

Vom 12. bis 14. Juni wurde in Reval eine »Baltische Woche« abgehalten, an der zahlreiche Delegierte aus Lettland und Litauen teilnahmen. Die Woche wurde von den estnisch-lettisch-litauischen Freundschaftsverbänden veranstaltet, und sie sollte einer Vertiefung der Beziehungen zwischen den drei baltischen Völkern dienen. Ausser einem grossen Festaktus und zahlreichen Sitzungen der genannten Freundschaftsverbände fanden zur selben Zeit noch eine ganze Reihe von Sonderkongressen statt.

Sauberkeitswoche

Die letzte Maiwoche wurde vom Hauptkomitee für die Heimstättenverschönerung für eine allstaatliche Säuberungswoche (nach lettländischem Muster) erklärt. Das Komitee wandte sich mit einem entsprechenden Aufrufe an die gesamte Bevölkerung Estlands, und der Sozialminister sprach über das Thema Sauberkeit im Rundfunk.

Die Polizei, die Kommunalverwaltungen, die Hygienebehörden und die Leiter aller Schulen waren angewiesen worden, im Verlauf dieser Woche besonders auf die Sauberkeit bei der Bevölkerung zu achten. In den Städten wurden in diesem Zusammenhang gegen zahlreiche Hausbesitzer Protokolle wegen Unsauberkeit aufgenommen.

Dorpat, d. 20. Juli 1937 *Leo v. Middendorff*

BÜCHERBESPRECHUNGEN

I. Solonewitsch. »Die Verlorenen«. Eine Chronik namenlosen Leidens. Essener Verlagsanstalt, Essen 1937.

Unter der wahrlich nicht sparsam bemessenen Russlandliteratur nehmen diese Aufzeichnungen des einstigen Sportleiters in Sovetdiensten eine höchst eigenartige und wesentliche Sonderstellung ein.

Bei einem missglückten Versuch, die Sovetunion, in der er keine weiteren Arbeits- und Daseinsmöglichkeiten für sich und seine Angehörigen mehr sah, zu verlassen, wurde der Verfasser verhaftet und gemeinsam mit seinem Sohn und seinem Bruder zu Zwangsarbeit in einem der riesigen Zwangsarbeitslager im Norden verurteilt. Dank ihrer Energie und ihrer sachlichen und organisatorischen Fähigkeiten gelingt es ihnen, sich aus der grauen Masse der Verschickten abzusondern und in den Verwaltungsapparat der Lager einbauen zu lassen, — eine Chance, die, wie der Verfasser betont, bei dem ungeheuren Mangel an brauchbaren Intelligenzkräften durchaus auf der Hand lag und auch von einer Reihe von Leidensgefährten genutzt worden ist. Ein zäher Lebenswille und geistige Überlegenheit sind die Voraussetzungen. Dank seiner Stellung ist Solonewitsch dem Ärgsten entzogen: dem grausigen Menschenverschleiss zum Opfer zu fallen, der bei jeder der dauernd einander folgenden organisatorischen Pannen, Ressortreibereien innerhalb der GPU usw. seine Opfer zu Tausenden unter den Unglücklichen fordert. Was ihm beschieden ist, ist freilich seelisch unsäglich schwer zu tragen: machtlos Zuschauenmüssen und Nichthelfenkönnen bei Erkenntnis der oft so lächerlich furchtbaren Nichtigkeiten, die dieses Massensterben und -leiden bedingen.

Solonewitsch ist kein Angehöriger der von ihm auch wenig geschätzten Burshuiklasse. Aus drückenden Verhältnissen hat er sich hocharbeiten müssen. Vom Typus und der Denkart des russischen Emigranten hebt er sich ausdrücklich ab. Sehr kühl und seltsam ungehässig — gleichsam in allem Erleben doch weit darüber stehend — muten diese Aufzeichnungen an. In manchen Partien klingt ausgesprochene Selbstgefälligkeit durch — der »Inteligent«, der sich dank seinem ausgesprochenen Überlegenheitsbewusstsein selbst innerhalb der ihm feindlichen Kräfte durchzusetzen vermag. Dies zur Charakteristik. Inhaltlich ist das Buch fraglos das aufschlussreichste, das dem Referenten über die Sovetunion in die Hände gekommen ist, nicht zuletzt, weil in diesem hellkalten Scheinwerferstrahl manches innersovetische Problem ange-

leuchtet wird, das für die Beurteilung der gegenwärtigen Vorgänge von ausserordentlicher Wichtigkeit ist. *Bosse*

Nicholas Michelson, Abba. J. J. Augustin Publisher. New York City. 1937.

Der Verfasser, der aus dem Baltikum gebürtig ist und gegenwärtig als Arzt in Amerika lebt, bietet eine Erzählung aus der primitiven Welt nordsibirischer Eingeborener. Das Beste an dem Buche ist fraglos die trotz mancher Unzulänglichkeiten der Sprache recht eindrucksvolle Schilderung des kargen Lebens im Urwalde mit dem Kampf der Menschen gegen Frost und Hunger, mit ihrem magischen Glauben an ein persönliches Fortleben nach dem Tode und an die Allgewalt der Tiere, besonders des Bären, des »Grossen Mannes«, des Herrn über Wald und Menschen. Weniger glaubhaft erscheint der Konflikt, der die stärkste Persönlichkeit unter den Gestalten der Erzählung, das Weib Yenissey, zu entschlossenem Bruch mit den Stammestradionen führt. So wird man auch den Formulerungen des Schlussabsatzes, die doch wohl das Wesen des Problems aufzeigen sollen, nur sehr bedingte Gültigkeit zuerkennen: »Uralt ist das Schicksal der Frau: dem Manne ein Weib zu sein und ihm den Sohn zu gebären. Uralt ist der Widerstreit zwischen Kindes- und Gattenliebe. Uralt ist das Geschick der Mutter, die nicht zögert, sich selbst zu opfern (d. h. hier: den Mann zu verlassen!), wo es gilt, das Leben denen zu retten, die sie in die Welt gesetzt hat. Uralt ist das Schicksal des Vaters, des Wissenden, der gegen ererbte Überlieferungen ringt, mit sich selber hadert, jedoch mit dem Herkömmlichen nicht zu brechen wagt, selber der Sohn eines Vaters.«

Von demselben Verfasser erschien gleichzeitig, ebenfalls bei J. J. Augustin in New York, ein stattlicher Band Gedichte unter dem Titel »Weltwind«. Es ist manches Echte und Zarte darunter, besonders unter den Gedichten der ersten Reihe »Junge Liebe«. Auch die Reihe »Balladenhaftes« enthält einiges recht wohl Gelungene, wie etwa das Gedicht »1934« und das feine Kinderliedchen »Durch den blauen Dämmer«. Wo der Verfasser nach stärkeren Tönen sucht, wie in den z. T. christlich, z. T. ausgesprochen pantheistisch gehaltenen Dichtungen des Zyklus »Glaube« und in den grellen Schilderungen »Stimmen der Stadt«, gerät er leicht ins Masslose; der Aufwand an gewagten Wortbildungen und Wendungen steht in keinem Verhältnis zum gedanklichen Inhalt. Manches ist unverhüllter Naturalismus, völlig amoralisch und geschmacklos. Für die Reihe »Die Kranken« — Gedichte, in denen Michelson es unternimmt, den Seelenzustand Blinder, Scheintoter und Wahnsinniger in den krassesten Farben darzustellen — fehlt uns alles Verständnis, auch für den Neujahrspsalm »Rosch Haschanah 5697« (= 1936) und anderes dem jüdischen Vorstellungskreise Entnommene. *B-r.*

Oscar Walter Cisek: »Der Strom ohne Ende.« Verlag S. Fischer, Berlin. 592 S.

Eine kleine Erinnerung: Den Trümmern einer russischen, in den Dobrudscha-Kämpfen aufgeriebenen Division gelang es nach grossen Mühen, an mehreren Stellen über die Donau zu setzen und bessarabisches Ufer zu gewinnen. Es war die Gegend zwischen Reni und Kilia, welche, je weiter nach Süden, immer mehr den Charakter des Sumpflandes annimmt. Zahlreiche Wasserläufe, grosse und kleine Seen, Tümpel und ungeheure Schilfwälder mit unabsehbaren

Mengen von allerlei Getier — kurz, ein Teil des Schauplatzes dieses Romans. Zwischen Cholera- und Dysenteriekranken fand ich Zeit, das dortige merkwürdige Fischervolk der russischen Moldawanen kennen zu lernen.

Valkow, die Störjägersiedelung, liegt im Schwemmland der Donaumündung zwischen Bessarabien, der Dobrudscha und Rumänien. Entstanden ist dieses Schwemmland seit undenklichen Zeiten durch all die unzähligen Wasserläufe und durch die alljährlichen grossen Überschwemmungen. Endlos ist die Fläche, die sich bis zum Meere erstreckt — überall ist Wasser und Sumpfland. Die Siedelung ist von breiteren und schmäleren Kanälen und schilfumstandenen Tümpeln umgeben. Die kleinen Rinnsale vermitteln den Verkehr von Haus zu Haus und sind überbrückt von brüchigen, schwanken Stegen. Das geheimnisvoll dichte Schilf ist die Zuflucht von Enten, Reihern, Kormoranen — aber auch der Ort grauenvoller Geschehnisse. Cisek kennt sich in diesem Lande aus. Er umreisst die Gestalten seines Romans mit einzigartiger psychologischer Künstlerschaft. Er baut ihnen je nach der Jahreszeit Umwelt und Hintergrund, und vor unseren Augen vollziehen sich in dem einen Jahr, da wir mit den Valkow-Leuten Leid und Freud teilen, ihre Schicksale.

Die Flüsse sind bis auf den Grund gefroren, Eis und Schnee schliesst Valkow von aller Welt ab. Aber in der Lehmhütte der Familie Swerdlow prasselt den ganzen Tag das Schilffeuer. Vater Kalistrat, der alte nachdenkliche Kaviarmeister, dessen Reich die Lagerhäuser sind und dessen Hände den kostbaren Störaogen, Malossol, so zu salzen verstehen, dass er immer von gleicher höchster Güte bleibt, kehrt aus den Schuppen, in dicke Pelze gehüllt, in sein Haus zurück. Dort wartet auf ihn Dunja, seine Tochter. Kindlich-herb ist Dunja noch. Alle ihre Schönheit gehört Firs, dem Jugendfreund ihrer Brüder, dem grossen, riesenstarken und schlichten Firs, dem mutigsten und tapfersten der Fischer. Firs vertrauen wir unbedenklich. Fern von jeder menschlichen Behausung erschlägt er — ein einzelner Mann — mit einem abgebrochenen jungen Baum vier hungrige Wölfe. Firs ist immer und überall da, wo es gilt. Dunjas Brüder sind Ssavel, der listenreiche Schürzenjäger, und sein Zwillingsbruder Akim, der Fluchbeladene, seelisch Zerrissene, ein Psychopath im engen Raum. Da ist Pimen, der feige Schwätzer, und sein Weib, die Allerwelts-Sascha, mit ihren üppigen Überreizen. Dann der kümmerliche Apotheker und der Nachtwächter Tudose, der arme Kerl. Wir sehen den scheusslichen, schleimig-verbrecherischen Mönch Pachom an der Peripherie der Siedelung und im Schilf sein unheimliches Dasein fristen, und wir lernen Mara, die alte Tartarin, kennen. Sie ist nur so weit verrückt, als sie es, getrieben von einer hellseherischen Unruhe zwischen Diesseits und Jenseits, selbst will. Es ist die Schöpferkunst eines wirklichen Dichters, der alle diese Menschen in ihrer Sonderart, in ihrer volkhaften und landschaftlichen Gebundenheit zu gestalten wusste.

Nun brausen die Frühlingsstürme über das zugefrorene Delta. Die Flüsse und Seen tauen auf, und die alljährlichen Überflutungen beginnen. Aber so schlimm ist es noch nie gewesen. Diese Überschwemmungszeit in Valkow ist wunderbar geschildert, nicht nur das Naturgeschehen, sondern auch die Menschen. In der grössten Not zeigt hier ein jeder, was er kann und was er nicht kann: Tapferkeit, Selbstlosigkeit, Verantwortungsgefühl, Feigheit und Jämmerlichkeit, wie immer und überall in

solchen Zeiten. Ein dramatischer Höhepunkt ist der Rettungsversuch von Firs, der seine Pflegemutter, die Tartarin Mara, im Boot aus ihrer überschwemmten Lehmhütte holen will. Aber sie, die Entrückte, weist ihren Liebling zurück und bleibt mit ihren Hunden auf der Pyramide, die sie sich aus Möbeln errichtet hat, sitzen. Sie »sah» das Wasser fallen. Und so kommt es auch: Die Eisbarre birst in dem Hauptstrom, und Valkow entsteigt den Fluten — noch wüster und verschlammter denn je. Der Alltag geht über Sommer und Herbst weiter. Bild reiht sich an Bild. Bezaubernd das Erwachen der Natur im endlosen Delta. Das Geschick erfüllt sich an Akim, dem von Eifersuchtswahnsinn geschüttelten Jugendfreund von Firs, und an dem alten Vater Kalistrat — wohl die beiden ergreifendsten Stellen des ganzen Buches.

Dieser Roman, der sich zwischen Schilf und Wasser abspielt, scheint zeitlos zu sein. Wann lebten Ciseks Menschen? Das, was man Kultur nennt, kommt kaum bis hierher. Hin und wieder klingen Namen benachbarter Städte und Flecken hinein: Ismail, Braila, Kelia — aber das bedeutet nichts. Irgend so etwas wie der ehemalige Stanowoi russischer Prägung regiert gemeinsam mit dem Schreiber und Nachtwächter von reichlich versoffener Höhe diese kleine Welt der Störfischer im Schwemmgebiet. Auch gibt es dort eine russische Kirche mit Zwiebelkuppeln und Diakonen mit tiefen Bässen.

Wo in der Literatur finden wir so bald ein gleiches Buch dieser Art? Was wir erlebten, ist eine Welt für sich, und wir glauben Cisek, dass er diese Welt erlebt hat. Hier riecht es nirgends nach schweren, frischen Erdschollen, nach hoffnungsgrüner Saat. Nein — ehrlich gesagt, ganz Valkow stinkt zu allen Jahreszeiten nach Fischen, Fäulnisgasen aus den Kanälen und übelriechenden Abfällen. Der Boden ist kümmerlich, weil auch niemand sich die Mühe nimmt, ihn zu bearbeiten. Einzig und allein der Branntweinhandel blüht; die Armut, aber auch die Bedürfnislosigkeit ist ungeheuerlich . . . So schlägt uns der Roman in Bann, weil wir des Autors grosse Meisterschaft fühlen, seine starke, nie abirrende Sprache verstehen lernen und die hinreissende Plastik seiner Gestalten bewundern müssen. — Man nimmt nicht leichten Herzens, nicht gleichgültig, Abschied von diesem Buch.

H. Bosse sen.

Friedrich Stieve, Vom Volksstamm zum Volksstaat. Ein Überblick über den politischen Werdegang der Deutschen. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a/M. 1937. 99 S.

Der Verfasser, dessen Name uns von seiner Gesandtenzeit in Riga her oder von seinen bekannten Arbeiten zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges wohl vertraut ist, brachte kürzlich eine einbändige »Geschichte des deutschen Volkes« heraus, die heute wohl die beste populäre Darstellung der deutschen Geschichte ist. Was diese Arbeit wertvoll macht, ist, dass Stieve wirklich eine Geschichte des deutschen Volkes gibt und vom Volke her jedes Geschehen Ort und Rang erhält. Den gleichen Vorzug der einheitlichen Betrachtung, des einheitlichen Masstabes hat auch das vorliegende Werk. Auch hier ist das Sein des deutschen Volkes der Ausgangspunkt. »Was ist das Sein des deutschen Volkes? Es ist das Wesen der Gesamtheit, die Beschaffenheit des Ganzen als eigentliche, letzte Quelle des Schicksals.«

Die Beschränkung auf einen so kleinen Raum hat bei der Fülle des Stoffes naturgemäss eine Reihe von perspekti-

vischen Verkürzungen im Geschichtsbilde zur Folge. Diese Verkürzungen halten aber stets untereinander das Gleichgewicht. Auf den Inhalt gesehen, wird man sich über die Einbeziehung der Vorgeschichte, die positive Bedeutung Karls des Grossen, die Beachtung Josephs II. und vieles andere nur freuen können. Ein kleines Versehen sei hier zurechtgestellt; Zar Paul ist schon 1801 gestorben, kann also auf den Reichsdeputationshauptschluss keinen Einfluss mehr genommen haben.

Die lebendige Anschauung Stieves, die von einer kraftvoll gestalteten Sprache getragen wird, ist ein Ausfluss der überaus glücklichen, aber seltenen Verbindung von aktivem Politiker und Historiker. Eindrucksvoll und überzeugend schildert der Verfasser den politischen Werdegang der Deutschen als Auseinandersetzung mit dem deutschen Raum, dessen zerteilende Funktionen durch die deutsche Revolution aufgehoben worden sind. *G. M.*

Michael Freiherr v. Taube, Der grossen Katastrophe entgegen. Die russische Politik der Vorkriegszeit und das Ende des Zarenreiches (1904—1917). Erinnerungen. Zweite umgearbeitete und erweiterte Ausgabe. K. F. Koehlers Antiquarium, Leipzig. 1937.

Seit dem Erscheinen der französischen Originalausgabe der Erinnerungen v. Taubes sind fast 9 Jahre verflossen; die deutsche Übersetzung erschien 1929. Die reiche Fülle an Material, die während der letzten Jahre ans Tageslicht getreten ist, vor allem die deutschen Forschungen zur Kriegsschuldfrage, haben v. Taube zu einer Neubearbeitung seines Werkes veranlasst.

Von der umfangreichen Memoirenliteratur, die in deutscher, russischer und französischer Sprache die Ereignisse der letzten Jahrzehnte des Zarenreiches behandelt, hebt sich v. Taubes Darstellung scharf ab. Der fast durchweg subjektiv-apologetische Charakter der Erinnerungswerke, die aus der Feder einstiger russischer Staatsmänner stammen, stellt ihren Quellenwert für den Historiker mindestens stark in Frage. — Taube schreibt nicht in eigener Sache, sondern hat sich, wie er im Vorwort zur Erstausgabe bekennt, zur Abfassung seines Buches entschlossen, »weil es eine letzte politische Ehrenschuld abzutragen gilt... die Schuld eines Augenzeugen, der viel Dinge gesehen hat, die er vielleicht nie gesehen haben möchte, eine Ehrenschuld gegen die Wahrheit.« Mit unbestechlichem Ernst ist der Verfasser bemüht, diese Aufgabe zu erfüllen. Er hat sich nicht auf Wiedergabe des Selbsterlebten beschränkt, sondern mit kritischer Strenge das ganze ungeheure Aktenmaterial über die Vorgeschichte des Weltkrieges durchgearbeitet, soweit es heute überhaupt zugänglich ist. Gerade in dem Umstande, dass Taube überall, auch wo er Selbsterlebtes schildert, mit der wissenschaftlichen Haltung des Historikers und Völkerrechtlers — er war Schüler und Nachfolger des bekannten v. Martens an der Petersburger Universität und lehrt gegenwärtig als Honorarprofessor an der Universität Münster — den Ereignissen gegenübersteht, liegt der Hauptwert seiner Darstellung, die manches Geschehnis, wie z. B. die verhängnisvolle Kanonade an der Doggerbank im Herbst 1904, erstmalig in einwandfreier Beleuchtung zeigt. Schonungslos enthüllt v. Taube die dunklen Hintergründe, von denen aus vielfach schwerwiegende Entscheidungen bestimmt wurden; schonungslos brandmarkt er, ein überzeugter Anhänger der Orientierung Russlands nach dem Deutschen Reiche hin, die Fehler, die aus

Unfähigkeit, aber auch aus bösem Willen gemacht worden sind. Auf die oberflächliche, dilettantische Art führender russischer Staatsmänner fällt manches bezeichnende Licht. So erfährt man z. B., dass Ssasonow während seiner ganzen Amtszeit als Aussenminister Russlands in den entscheidenden Jahren 1910—1917 nichts von dem sogenannnten »Rückversicherungsvertrag« von 1887 gewusst hat! All das musste zwangsläufig zur »grossen Katastrophe« führen, zum Weltkriege und zum Ende des Zarentums.

Völlig umgearbeitet ist in der Neuausgabe das Kapitel XII, in dem die »Schlusskrise« des Sommers 1914 behandelt und die Frage nach der Kriegsschuld (sofern dieser Begriff überhaupt mit dem 1914 geltenden Völkerrecht vereinbar ist; s. dazu die interessanten Ausführungen S. 318 f.) aufgeworfen wird. Die Ansichten des Verfassers erfahren hier gegenüber den 1928 und 1929 geäusserten wesentliche Korrekturen zugunsten Deutschlands.

Selbstverständlich sind die Schilderungen v. Taubes nicht völlig frei von subjektiven Einschlägen. Das zeigt sich besonders in der Charakteristik des letzten Zaren, dem v. Taube auch heute noch, ohne seine Schwächen zu verkennen, in unwandelbarer Pietät anhängt. Ob er wirklich »der unglückliche Zar-Märtyrer« war, als den der Verfasser ihn am Schlusse seines Werkes feiert, wird manchem doch fraglich erscheinen,— wie denn überhaupt eine Grenze zwischen Schwäche und Schuld sich bei Männern, auf denen die Verantwortung als Herrscher und Führer lastet, nicht ziehen lassen dürfte.

Die hier und da begegnenden Inkonsequenzen in der Namenschreibung und gelegentliche Härten der Sprache sind kaum ins Gewicht fallende Mängel, die sich in der Übersetzungsliteratur nur schwer ganz vermeiden lassen. Das Namenregister, das in der Neuausgabe hinzugekommen ist, erleichtert die Benutzung des Werkes sehr wesentlich. v. Taubes Buch gehört jedenfalls unter die Quellenwerke ersten Ranges, an denen kein Historiker des Weltkrieges und seiner Vorgeschichte vorübergehen kann. *B-r.*

Hermann Freiherr von Eckardtstein, »Die Welt der Diplomaten.« Aus den Lebenserinnerungen. Paul List Verlag, 1937. 383 S.

Es handelt sich hier um eine Auswahl aus den vor rund 15 Jahren erschienenen umfangreichen Lebenserinnerungen des Freiherrn von Eckardtstein, der von 1889 bis 1907 im diplomatischen Dienst des deutschen Reiches stand und über 10 Jahre an der deutschen Botschaft in London tätig war, die er als Botschaftsrat verliess. Der historische Wert dieser politischen Memoiren steht hier nicht zur Debatte. Diese Frage ist seinerzeit bei Erscheinen der Erinnerungen von Fachleuten untersucht worden, wobei man zu einem recht negativen Ergebnis kam. Die literarische Bedeutung kann ebenfalls nicht als gross bezeichnet werden. Weder leistet der Verfasser Bedeutenderes in Bezug auf Zeitschilderung, noch in der Charakteristik bedeutender Persönlichkeiten. Lebenserinnerungen haben immer eine Gefahr: allzu leicht geschieht es, dass der Verfasser allein im Mittelpunkt allen Geschehens steht, dass die Erinnerungen zu eitler Selbstbespiegelung werden. Wie sollte sich Eckardtstein davon freihalten können? So sind seine Memoiren in der Selbstanbetung nur von Bülow übertroffen worden. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen.

Eckardtstein war Anglophile. Er heiratete eine Engländerin, und sein politisches Credo war: Zusammengehen mit England unter allen Umständen und jeder Bedingung! Wir wissen, dass das Deutsche Reich ein freundschaftliches Zusammenarbeiten mit England anstrebt, und durch das Flottenabkommen vom 18. VI. 1935 war ja ein Schritt vorwärts auf dieses Ziel hin gemacht worden. Hier sieht nun der Verlag die politische Aktuatität dieses Buches. Aber gerade die Ereignisse der letzten Zeit haben wieder auf das klarste gezeigt, dass es nichts Verhängnisvolleres gibt als sentimentale Politik. So wünschenswert vom Deutschen Reich aus gesehen ein Zusammengehen mit England erscheinen mag, die Anglomanie Eckardtsteins weist ganz deutlich sentimentale Züge auf. Sentimentalität auf dem Felde der Politik aber kann nur zu verhängnisvolle Ergebnisse zeitigen.

So bleibt nur zu fragen, was soll uns dieses (übrigens gut ausgestattete) Buch?

G. M.

Werner Giere, Königsberg i.Pr., Die ostbaltischen Staaten Litauen, Lettland, Estland (1928—1936). Geographisches Jahrbuch Band I.

Der Geograph Werner Giere, Königsberg, hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, das geographische Schrifttum des gesamten ostbaltischen Gebietes in einer Bibliographie zusammenzufassen. Die Arbeit zeigt nachfolgende Unterabteilungen: A. Das Gesamtgebiet. — I. Bibliographien. II. Der Raum als Ganzes. Politische Geographie. III. Allgemeine Darstellung. IV. Klima. V. Geophysik, Geologie. VI. Tier- und Pflanzengeographie. VII. Vorgeschichte, historische Geographie, Rassenkunde. VIII. Agrarpolitik. IX. Wirtschaft. X. Das Deutschtum in den ostbaltischen Staaten. B. Litauen und Memelgebiet. — I. Allgemeine Darstellungen. II. Physische Geographie. III. Pflanzen- und Tiergeographie. IV. Volkskunde, Siedlung, Historische Geographie. V. Wirtschaft. VI. Landwirtschaft und Agrarpolitik. VII. Bevölkerung. VIII. Das Deutschtum in Litauen. IX. Memelgebiet allein (allgem. Darstellungen, litauische Schriften, deutsche Abwehrschriften, einzelne landeskundige Beiträge). C. Lettland. — I. Allgemeine Darstellungen, Statistik, Einzellandschaften. II. Historische Geographie. Stadt Riga. III. Klima. IV. Geologie. V. Oberflächenformen. VI. Gewässer- und Meereskunde. VII. Pflanzen- und Tiergeographie. VIII. Bodenkunde, Landwirtschaft, Agrarpolitik. IX. Forstwirtschaft. X. Wirtschaft. XI. Rassenkunde. XII. Vorgeschichte. XIII. Volkskunde. XIV. Das Deutschtum in Litauen. D. Estland. — I. Allgemeine Darstellungen. II. Einzellandschaften. III. Klima. IV. Gewässer- und Meereskunde. V. Geologie. VI. Brennschiefer. VII. Geophysik und Morphologie. VIII. Pflanzengeographie (Estland Allgem. Einzellandschaften.) IX. Tiergeographie. X. Landwirtschaft, Bodenkunde. XI. Forstwirtschaft. XII. Wirtschaft. XIII. Rassenkunde. XIV. Vorgeschichte. XV. Siedelung. XVI. Bevölkerung, Kultur. XVII. Das Deutschtum in Estland. XVIII. Die wichtigsten wissenschaftlichen Zeitschriften Estlands. E. Karten.

Allein die Aufzählung der Unterteilungen beweist. auf einer wie breiten Basis der Verfasser seine Arbeit aufzubauen sich bemüht hat. Die Zusammenstellung umfasst den Zeitabschnitt von 1928 bis Juli 1936. Der Zeitabschnitt von 1920—1928 ist in einem früheren Bericht von anderer Seite bearbeitet worden. Eine Bibliographie des geogra-

phischen Schrifttums des gesamten ostbaltischen Gebietes ist umsomehr zu einem dringenden Erfordernis geworden, als die Vielsprachigkeit der Publikationen für den Fernerstehenden eine Orientierung in zunehmendem Masse erschwert. Zudem sind die Arbeiten auf die verschiedenartigsten periodischen Editionen verteilt. Wir können daher Giere für seine Arbeit nur dankbar sein. Seine Bibliographie wird von allen, die landeskundliche Interessen im weitesten Sinne pflegen und für die die geographischen Bücher erreichbar sind, viel benutzt werden.

Wenn in Nachstehendem einige Aussetzungen an der Durcharbeitung des Materials aufgezählt werden sollen, so mögen sie dem Autor ein Beweis mehr dafür sein, mit wie grossem Interesse seine Arbeit gelesen wird. Nur für Estland finden wir eine »Zusammenstellung der wichtigsten wissenschaftlichen Zeitschriften« (D.XVIII). Gerne hätten wir eine gleiche Zusammenstellung für Litauen und Lettland vorgefunden. Sie hilft wesentlich mit bei einer schnellen Orientierng in der Bibliographie. In der Zeitschriftenzusammenstellung dürfen auch die Periodika von mehr populär-wissenschaftlchem Charakter nicht fehlen (in Lettland »Daba un Zinātne« ab 1933, »Daba« von 1924 bis 1934; in Estland »Loodusevaatleja« und »Eesti Loodus«). Das gesamte ostbaltische Gebiet ist auf einer ganzen Anzahl von Teilgebieten noch so wenig durchforscht, dass vielfach kurze Aufsätze, aber auch nur Hinweise in jenen populär-wissenschaftlichen Zeitschriften die einzige Unterlage für kommende exakte Forschungen abgeben.

Gelegentlich sind in den einzelnen Abteilungen Arbeiten übersehen worden, die schwer zu missen sind. Nur Einiges sei hier aufgezählt. In A 6 fehlt K. R. Kupffer, Floristische und kritische Notizen über das ostbaltische Gebiet (Korr. Bl. LXL. 1934. 199). In dieser Arbeit sind einige wichtige Publikationen botanischen Inhaltes aufgezählt, die gleichfalls in der Bibliographie fehlen. In Abteilung C VII. fehlen neben der ausführlichen Arbeit von Zamels und Kvīte über die Verbreitung der Alchimilla-Arten in Lettland (Act. Hort. Bot. Lat. IV. 1929.) die Autoren Starcs und Skuja. Unter den zoologischen Arbeiten vermissen wir die in lettischer Sprache erschienene »Geschichte der Entomologie in Lettland« des leider viel zu früh verstorbenen O. John mit einer vollständigen auch methodisch untadelhaft durchgearbeiteten Bibliographie der gesamten Entomologischen Literatur für das lettländische Gebiet von 1717—1928 (Daba V. 5—6. 1928.). Auch die fischereibiologischen Arbeiten Mannsfelds und das in lettischer Sprache erschienene Bestimmungsbuch für lettländische Wirbeltiere von A. Grosse hätte erwähnt sein müssen. Für die Abteilung Lettland fällt der Abschluss der Bibliographie (Juli 1936) zufällig mit dem Erscheinen der leider bisher ausserhalb Lettlands viel zu wenig beachteten Landeskunde von Malta und Galenieks zusammen (Latvijas Zeme, Daba, Tauta. 3 Bde.). Nur der erste Band hat in Gieres Bibliographie kurze Erwähnung gefunden und zwar nur in der Abteilung C. I. Wir hätten es gerne gesehen, wenn auch die einzelnen Kapitel in den entsprechenden Unterabteilungen genannt gewesen wären. Solches gilt besonders von den trefflichen Abschnitten über die Biologie, die Pflanzendecke, die Wälder, die Fische, die Insekten (überall ausführliche Literaturverzeichnisse!). Unrichtig ist die Angabe, dass die Geologie nur von Delle bearbeitet ist. Der Artikel Delles behandelt die Geologie bis zum Tertiär einschliesslich. Diluvium und Alluvium sind von Zāns bear-

beitet worden. Beiden Artikeln sind Karten beigegeben, davon die Karte von Delle eine wesentlich andersartige Darstellung bringt, als sie Rüger (Handbuch der regionalen Geologie. Die Baltischen Länder) lediglich auf Grund älterer Literatur zu geben vermag. Zu kurz sind die Abteilungen C. VIII. (Bodenkunde, Landwirtschaft, Agrarpolitik Lettlands) und C. IX. (Forstwirtschaft Lettlands) ausgefallen. Hier fehlen die Arbeiten des lettischen Agronomenkongresses und die Veröffentlichungen des Forstdepartements. Die Mitteilungen der forstlichen Versuchsanstalt werden überhaupt nicht erwähnt. Nur unvollständig sind ferner die Veröffentlichungen der volkskundlichen Forchungsstelle am Herderinstitut berücksichtigt.

Die Kritik hat sich vornehmlich mit der Lettland-Abteilung der Bibliographie befasst. Nur diese konnte von Riga aus einer genaueren Prüfung unterzogen werden. Aussetzungen im Einzelnen sollen auch nicht das Wesentliche dieser Besprechung sein. Wir hoffen vielmehr, das durch den Versuch von Giere, das lndeskundliche Schrifttum für das gesamte Ostbaltische Gebiet zusammenzufassen, der Anstoss gegeben werden möge zu weiteren bibliographischen Arbeiten. Allerdings übersteigt eine derartige Arbeit die Kräfte eines Einzelnen. Nur eine verständnissvolle Zusammenarbeit aller an landeskundlicher Forschung interessierten Personen, wissenschaftlichen Vereine und Institutionen nach gemeinsamem Plane könnte hier zu Erfolgen führen.

Dr. Heinrich v. Knorre

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Harald Becker, Riga / Dr. *Gerhardt Giese*, Lehrerbildungsanstalt Elbing / Dr. *Roland Seeberg-Elverfeld*, Königsberg i. Pr. / Dr. *Jürgen von Hehn*, Riga / Schriftleiter *Eduard Knappe*, Riga / *Niels von Ungern-Sternberg*, Dorpat / Dr. *Theodor von Kohary*, Berlin / Dr. *Leo von Middendorff*, Dorpat / Dr. *Heinrich Bosse, d. Ä.*, Riga / Dr. *Erhard Masing*, Riga / Dr. phil. *Heinrich Bosse*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Nikolai Klot**, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Zu Tag und Stunde

Wer die Heimat liebt

Wenn wir von der mit jedem Tage sich erneuernden Aufgabe absehen, erleben wir die Heimat in doppelter Gestalt: als Natur und als Geschichte.

Aber erleben wir sie wirklich noch so? Wen von uns spricht ein Bauwerk heute noch an mit dem ganzen Zauber seiner stummen Sprache, wem steigen noch, wenn ein Name genannt wird, sofort ein Dutzend andere alte Namen auf, in denen ein Stück stolzer Vergangenheit heraufglänzt? Wer weiss, dass von jenem Hügel aus schwedische Kanonen das Schicksal des Landes entschieden, auf jenem Felde russische Bataillone sich zum Angriff formierten, dort ein Fähnlein der Unsrigen sich verblutete? Ohne einen lebendigen Zusammenhang mit den grossen Beispielen des Einst vermögen Völker heute nicht mehr zu leben.

Nicht minder wichtig ist das Zweite: wieviele von uns besitzen noch jene starke, fraglose, innige und unbedingt aktive Verbundenheit mit dem Lande, die das Gefühl der Zugehörigkeit entscheidend bestimmt? Viele haben sie sich neu erworben: durch freiwillige Arbeit am Boden, der den Schweiss mit grenzenloser Dankbarkeit lohnt, durch ein immer tieferes Vertrautwerden mit Farben und Stimmen, Kraft und Schwäche, Armut und Reichtum der heimatlichen Natur. Die grosse Wendung von der Stadt zum Lande, die alle erneuerten Völker ergriffen hat, ist auch unter uns wirksam geworden. Es ist nur natürlich, dass die Jugend darin vorangeht.

Noch gibt es aber viele, allzuviele, für die der Bann heimatlichen Bodens erloschen ist. Für uns Auslanddeutsche erschliesst sich im Worte Heimat eine eigentümliche Welt. Für den Binnendeutschen ist sie häufig nichts mehr als der zufällige Ort seiner Herkunft, vielleicht umwoben von Kindheitserinnerungen, wohl auch — jetzt wieder — der bergende Schoss seiner innersten Art, jedenfalls eine Welt des

Persönlichen und Gemüthaften. Für uns Balten ist sie mehr. Aber ist sie es wirklich noch?

*

Uns ist alles willkommen, was uns das Unersetzliche empfinden lehrt, das wir in der Welt unserer irdischen Bestimmung besitzen. Auch Bücher sollen unter diesem Gesichtspunkt geprüft sein.

Ich habe Oskar Grosbergs »Meschwalden« *), das kürzlich in neuer Ausgabe in Deutschland erschienen ist, mit weit stärkerer Anteilnahme gelesen als nach seinem ersten Erscheinen. Vielleicht können wir diesem Buch heute leichter den Platz bestimmen, der ihm gehört. Man würde ihm nicht gerecht, wenn man meinte, es käme aus der Welt der Geschichte; obwohl es vergangene Zustände schildert. Dem eigentlich Geschichtlichen ist es fremd. Wie es z. B. von einer Schilderung des Landtags Abstand nimmt und sich mit einer Skizze der geselligen Umwelt begnügt, so wird an politischer Gesinnung auch nur das sichtbar, was zum Jahreslauf des Gutslebens, zur Umwelt seiner Menschen in Beziehung steht.

Dies braucht ebensowenig ein Einwand zu sein wie die Feststellung, dass der Gutshof nicht aus den Fenstern des Besitzers, sondern aus denen des Verwalters gesehen ist. Als Selbstbekenntnis aus dieser Umwelt ist es unvergleichlich echt. Echt auch im Sinne künstlerischer Echtheit. Wie scharf gesehen sind die Menschen! Wie schön und eindringlich die Lebens- und Arbeitsverhältnisse geschildert!

Hier meldet sich freilich doch ein leiser Einwand. Es ist richtig, dass erst der Abstand zu den Dingen die Darstellung mit der Feder erlaubt. Der Abstand Grosbergs zu den Gestalten seiner Kindheit und Jugend ist nicht nur der des Alters; er ist auch der des Berufs. Ein Journalist aus Beruf und Begabung, Temperament und Neigung ist von der Kindheit weiter entfernt als ein Dichter. Und doch ist bei aller journalistischen Unbekümmertheit, dem Geflimmer der ironischen Lichter und den nicht immer ursprünglichen Sprachmitteln manch ein Klang echter dichterischen Empfindung in der Erzählung verborgen: am schönsten da, wo die Natur selbst zu Wort kommt. Zu den dichterisch reinsten Stellen gehört die Schilderung der Heumahd:

»Wer die Heumahd in Meschwalden mitgemacht hat, wird sie nie vergessen. Er wird, auch wenn er hundert Jahre alt werden sollte,

*) O. Grosberg, »Meschwalden. Ein altlivländischer Gutshof«. Paul List Verlag Leipzig, 1937. 320 S., geb. RM. 5.50.

an die feuchte Kühle des Abends und an den Duft des Heues denken müssen, der die ganze Umgegend durchtränkt und sich betäubend auf die Sinne legt. Er wird immer die hellen Lieder der Mädchen und der Jungen in den Birsen und am Flusse, den Ruf der Schnarrwachtel und das Schrillen des Erdkrebses hören; er wird den Nebel leicht und duftig aufsteigen und die Wiese einhüllen sehen; er wird das Plätschern der Fische im Flusse, das verschlafene Blaffen eines müden Hundes und das leise Wiehern satter Pferde hören.«

Man nehme Grosbergs Buch von dieser Seite her auf: es wird freilich bei aller Kraft und Treue der kulturgeschichtlichen Schilderung dem strengen Wesen geschichtlicher Haltung nicht gerecht; aber es lässt all das mächtig anklingen, was jeder, der diesem Lande gehört, immer von neuem empfinden wird.

* * *

Die Worte, mit denen wir die Heimatverbundenheit auszudrücken pflegen, sind abgeschliffen und verbraucht. Wer fort will, findet tausend Entschuldigungen. Andrerseits aber ist es unzweifelhaft, dass wir die Zugehörigkeit zu diesem Lande heute gemeinschaftlich neu erleben. Das neue Erlebnis drängt nach neuem Ausdruck. Das Wort dafür finden wir schon, wenn nur das Erlebnis die Reihen wieder schliesst, die sich geöffnet haben.

Wieder sind die Kraniche nach Süden gezogen, und mancher hat ihnen nachgeschaut. Wir folgen ihnen nicht, wir folgen ihnen nicht, wir überwintern. *R. W.*

Der Baltische Historikerkongress in Riga

Ein Rückblick

Von Jürgen von Hehn

Vom 16.—20. August des Jahres fand in Riga die erste Baltische Historikerkonferenz statt. Alle Anrainerstaaten des baltischen Meeres mit Ausnahme der Räteunion hatten die Tagung beschickt; ferner waren Frankreich, Italien und Ungarn vertreten. Die offizielle Tagungssprache war Französisch. Die weitaus meisten Vorträge fanden freilich in deutscher Sprache statt. Sogar der französische Vertreter Prof. Lhéritier hielt es für geboten, zum Schluss seines Referates eine deutsche Zusammenfassung seiner Ausführungen zu geben. Die Arbeit der

Konferenz war der Geschichte und den Lebensbedingungen der Völker an den Küsten der Ostsee gewidmet, sie sollte sich sowohl mit deren Beziehungen untereinander befassen, als auch in der Herausarbeitung geschichtlich bedingter Wesenszüge des einzelnen Volkes ihre Aufgabe sehen. Deutlich zu spüren war das Bewusstsein des gemeinsamen, durch den Ostseeraum bestimmten Schicksals, und andrerseits der eben durch diesen Ostseeraum bedingten Spannungen.

Aus dieser Situation heraus ist der Vorschlag von Prof. Kruus-Dorpat zu verstehen, ein internationales Institut und eine Zeitschrift zur Erforschung der historischen Frage des Kampfes um die Ostsee zu begründen. Die einschlägigen Zeitschriften, — auch die in Deutschland erscheinende »Jomsburg« — seien nach Ansicht von Kruus ideologisch zu einseitig eingestellt und deshalb ungeeignet. Von Seiten des französischen Vertreters Prof. Lhéritier-Paris erfolgte auch die Anregung einer unmittelbaren Zusammenarbeit der baltischen Historikerkonferenz mit dem in Genf tagenden internaionalen Geschichtsforscher-Kongress. Zu praktischen Beschlüssen in dieser Hinsicht ist es indessen nicht gekommen. Wohl aber wurde am Schluss der Tagung der Beschluss gefasst, nach vier Jahren (1941) wiederum eine Baltische Historikerkonferenz abzuhalten, und zwar soll diese in Schweden stattfinden.

Eingeleitet wurde die Arbeit des Kongresses durch die grundsätzlich bedeutsamen Ausführungen des lettländischen Staatspräsidenten Dr. K. Ulmanis, der die Frage aufwarf: »Wer macht Geschichte?« Auf diese Grundfrage fehle bisher eine Antwort. Das 19. Jahrhundert habe zwar eine Reihe von Theorien über die Rolle der geschichtsbildenden Kräfte aufgestellt, aber fasse man alle diese Theorien zusammen, so müsse man zum Schlusse kommen, dass die Entwicklung historischer Ereignisse weitgehend das Ergebnis von Zufälligkeiten ist, »und dass ihr Ablauf von einem unberechenbaren und chaotischen Durcheinander völlig verschiedenartiger Kräfte, nicht aber von einem organischen Ineinandergreifen und Aufeinanderwirken wissenschaftlich erfassbarer und aufweisbarer Ursachen bedingt werde.« Da trat ein Ereignis ein, das einen der grössten Umbrüche in der Geschichte der Menschheit darstellt: der Weltkrieg. Entscheidend sei geworden, »dass im Zusammenhang mit dem Ausgang des Weltkrieges ein neuer Begriff emporgestiegen ist, der wohl auch schon früher bekannt war, aber noch nicht seinen vollen Inhalt erhalten hatte. Es ist das der Begriff des Volkes. Das Volk, das im 19. Jahrhundert eher eine ethnographische Bezeichnung war, errang politische Gleichberechtigung, nein mehr — politi-

sche Vormachtstellung! Ebenso wie das 19. Jahrh. durch Verschmelzung von Chronik und Politik die Geschichtswissenschaft schuf, so erkannte unser Zeitalter das Volk als Synthese der Masse und der Politik an, der Politik in des Wortes unmittelbarster und höchster, geschichtlich wirksamer Bedeutung.

Vieles, was uns im Ablauf der Ereignisse des einen oder anderen Zeitalters, aus dem Gesichtswinkel der Staatengeschichte gesehen, unverständlich bleibt, steht plötzlich klar und deutlich vor uns, sobald unser Blick in der Tiefe der Ereignisse die Völker mit ihren Lebensäusserungen wahrnimmt; sobald wir hinter den Rädern und Hebeln des Riesenmechanismus der Weltgeschichte die eigentlichen Triebkräfte desselben — Volk und Völker — entdecken. Kein Bild, kein Vergleich kann die Bedeutung des Volkes für das geschichtliche Geschehen erschöpfend zum Ausdruck bringen, aber der Begriff des Volkes hilft uns, zur Klarheit über jede Erscheinung zu gelangen, die bisher in ihrem Wesen nicht völlig erfasst werden konnte. Ich möchte in der Verallgemeinerung noch weiter gehen und behaupten, dass gerade deswegen auch heute noch, ungeachtet des hohen Standes, den die Geschichtswissenschaft erreicht hat, soviele geschichtliche Probleme ungelöst vor uns stehen, weil die einzelnen Völker viel zu selten ihre Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Volksgeschichte betrachtet haben. Und weiterhin: nur der kann die Geschichte anderer Völker verstehen, der die Geschichte des eigenen Volkes richtig zu begreifen gelernt hat. Und schliesslich: nur der ist berufen und bestellt, Geschichte zu schreiben, wer zu dem Schöpfer der Geschichte, seinem Volk, gehört.

Die Geschichtswissenschaft lebt und wächst nicht in einem leeren Raum, sie ist auf das engste mit dem Leben selbst in all seinen verschiedenartigen und vielgestaltigen Erscheinungen verbunden. Darum wechselt auch ständig die Auffassung vom Verlauf geschichtlicher Ereignisse, und darum können einzelne Theorien auch nur eine gewisse Zeit bestehen. Aber dennoch scheint es mir, dass der Lehre vom Volk als dem entscheidenden Faktor historischer Entwicklung eine längere Dauer beschieden ist, als dem einen oder anderen noch so scharfsinnigen und ansprechenden Erklärungsversuch. Ausser den überzeugenden wissenschaftlichen Ergebnissen, die diese Lehre bereits gezeitigt hat und noch zeitigen wird, hilft sie uns, aus der Geschichte selbst allgemeingültige wichtige Schlüsse zu ziehen, die ihrerseits unseren in die Zukunft gerichteten Blick schärfen, unser politisches Denken be-

fruchten und leitende Richtlinien für das Verständnis sowohl der Gegenwart als auch der Zukunft schaffen. Wir werden uns von Neuem des ununterbrochenen Flusses des Lebens bewusst, wir fangen an, das Vergehende vom Bleibenden und das Relative vom Absoluten zu unterscheiden.

Wir sehen, dass es vor der Geschichte ebenso wie vor Gott keine Grossen und Kleinen gibt, dass vielmehr oft der Anteil grosser Staaten an der Entwicklung der Menschheit im Verhältnis geringer gewesen ist, als die von kleineren, aber völkisch stärkeren Staaten geschaffenen Werte und vollbrachten Taten. Um es sinnfälliger zum Ausdruck zu bringen: in uns wächst und befestigt sich die Achtung vor der Freiheit der Völker, und wir gelangen zur Überzeugung, dass das Endurteil über die Bedeutung eines Volkes in der Geschichte durch den Stand der Kultur und Sitte bedingt wird, den dasselbe zu erreichen, aufrechtzuerhalten und immer mehr zu heben verstanden hat. Der Sieg fällt nicht dem materiell, sondern dem geistig Stärkeren zu. Weltumspannende Staaten sind zu Grunde gegangen und die sie führenden Völker in ihrer Entwicklung zurückgeschleudert oder gar vernichtet worden, während in anderen Fällen kleine Völker unsägliche Schwierigkeiten und Schicksalsschläge überstanden haben und trotz allem dem Schmelztigel der Geschichte geeint und stark entstiegen sind.«

Mit diesen Worten umriss der lettländische Staatspräsident der baltischen Historikerkonferenz ihr Arbeitsfeld, indem er die grosse Bedeutung des Volkes als geschichtsbildenden Faktors herausarbeitete.

*

Die Zeitspanne, auf die sich die Arbeit des Kongresses erstreckte, begann mit der Vor- und Frühgeschichte und reichte bis in die Mitte des 19. Jahrh. Neben der Behandlung rein geschichtlicher Fragen standen kulturhistorische, kriegs- und wirtschaftsgeschichtliche Themen zur Behandlung; ferner brachten einige Archivberichte eine wertvolle Bereicherung.

Die Sondersitzung der Vorgeschichtler gab einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Vorgeschichtsforschung und der Grabungen in den einzelnen Ländern. So haben die Arbeiten der letzten Jahre in Deutschland nunmehr endgültig die Feststellung ermöglicht, dass der preussische Handelsplatz »Truso« am Nordostrande des heutigen Elbing (Preussen) belegen war, während sich unweit davon eine Wikingerkolonie befunden hat. Elbing-Truso ist der früheste bisher

nachweisbare nordgermanische Handelsplatz des Mittelalters in Ostpreussen gewesen.—Die Ausgrabungen in Haithabu in Schleswig sind, wie Dr. Jankuhn-Kiel berichtete, seit 1930 mit viel Erfolg fortgesetzt worden. Haithabu, auf der Grenze zwischen Sachsen und Dänen gelegen, ist bis ins frühe Mittelalter hinein durch mehrere Jahrhunderte der wichtigste Umschlageplatz zwischen Westen und Norden gewesen.

Über den Stand der lettischen Vor- und Frühgeschichtsforschung berichteten Dr. Ginters und cand. hist. Šnore. Ersterer suchte an der Hand des Burgbergs von Daugmale ein Licht auf die lettische frühgeschichtliche Burg und Burgsiedlung zu werfen. Als erster hatte seinerzeit Pastor D. Dr. A. Bielenstein die Erscheinung der Burgberge, deren es 350 in Lettland gibt, wissenschaftlich auszuwerten versucht. Der Burgwall von Daugmale liegt 20 km stromaufwärts von Riga; er ist nach seinen reichen Funden als ein Schnittpunkt west-östlicher Beziehungen anzusehen. Seine erste Anlage stammt aus dem 3.—5. Jahrhundert und wurde von Ginters auf die Semgaller zurückgeführt. Ein sehr komplizierter Wehrbau aus Holz und Steinen machte die Burg verteidigungsfähig, doch war sie nicht nur Fluchtburg, sondern kann als stetig besiedelte Stätte gelten.

Weitere Mitteilungen zur lettischen Frühgeschichte machte Dr. Šturms. Schon Bielenstein hatte beobachtet, dass in der Nähe der Burgberge Kultstätten, »elku kalni« zu finden sind. Heute lässt sich allerdings nachweisen, dass die »elku kalni« zum Teil auch in grösserer Entfernung der Burgberge zu suchen sind. Eine Bestandaufnahme derselben hat für Gesamtlettland 115 ergeben (Kurzeme 60, Zemgale 20, Vidzeme und Latgale 35), für das Gesamtgebiet der baltischen Völker aber ist mit 220 zu rechnen. (In Ostpreussen sind bisher nur 35 nachgewiesen, doch ist ihre Zahl wohl bedeutend höher.) Diese »elku kalni« sind also nicht, wie früher angenommen wurde, nur eine spezifisch kurische, sondern vielmehr eine allgemein baltische, vielleicht nur baltische Erscheinung. Die Untersuchungen der »elku kalni«, in denen Kultstätten für die Sippschaften der benachbarten Burg zu sehen sind, haben wertvolle Aufschlüsse über die Formen des religiösen Lebens der baltischen Völker erbringen können.

Die lettische Archäologie, dieser Eindruck blieb bestimmend, hat jedenfalls in den letzten Jahren einen starken arbeitsmässigen Aufschwung genommen, der sich auf eine Konzentrierung des Interesses besonders auf die frühen Lebensäusserungen der baltischen Völker zurückführen lässt.

Von den »Sprach- und Geschichtsquellen über die lettischen Stämme« handelte ein Vortrag von Prof. Blese-Riga. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen, denen die Sprachuntersuchungen von Endzelins im wesentlichen zu Grunde lagen, stand die Kurenfrage. Die Kuren seien als ein baltischer Stamm anzusehen, der in sprachlicher Hinsicht die Mitte zwischen Letten und Litauern einnahm. Eine fenno-ugrisch durchsetzte Oberschicht, wie sie von den finnischen Gelehrten angenommen wird, lehnte er für die Kuren ab.

*

Die lange Reihe von Vorträgen deutscher Forscher baute sich auf dem Hintergrund der grossen deutschen Ostbewegung des Mittelalters auf. Sie suchte die Leistung des deutschen Kolonisators für den Ostseeraum in das rechte Licht zu stellen. Gleichsam den Auftakt bildete der Vortrag von Prof. Scheel-Kiel, der von welthistorischen Gesichtspunkten aus die Beziehungen der nordisch-germanischen Welt zum Abendlande in ihren verschiedenen Phasen bis ins Hochmittelalter behandelte. Das erste Auftreten des germanischen Nordens führte zum Kampf zwischen dem sächsischen Wikingertum und römischem Vordringen und endete mit dem Abfall der Franken vom nordischen Germanentum. Nach Schwankungen in westlicher und östlicher Richtung konzentrierte sich der Kampf um den jütländischen Raum. Der Dänenkönig Göttrik, Träger des nordischen Machtgedankens, ist die führende Persönlichkeit in diesem Ringen. Nach seinem tragischen Ende treten die Niedersachsen in den Vordergrund. Ihre Krafttendenzen gingen einerseits bis England und Island, andererseits bis Nowgorod. Nordischer Herrschaftswille, nicht Landnot, war das treibende Moment in diesem Ringen.

Auf ein wesentlich engeres, aber bedeutsames Gebiet erstreckten sich die Ausführungen Dr. Bollnows-Stettin. Er suchte die Frage nach dem Zusammenhang der deutschen Stadt mit älteren slavischen Siedlungen in Pommern zu beantworten. In einigen slavischen Burgsiedlungen Mittelpommerns haben sich im 10. Jahrhundert stadtähnliche Siedlungen (Fernhandel, stadtähnliche Verfassungen) unter wikingischem Einfluss herausgebildet. Im Laufe der ersten Hälfte des 12. Jahrh. bereits verlieren sie ihre Bedeutung infolge der Handels- und Kräfteverlagerung im Ostseeraum. Das slavische Burgen- und Marktwesen zerfällt völlig, besonders als seit dem Beginn des 13. Jahrh. der deutsche und dänische Einfluss stärker wird. Die deutschen Städte des 13. Jahrh.. — die alten Handelsplätze und Burgsiedelungen

wirken nur als Kristallisationskerne — sind in ihrer Lage und in ihrem Aufblühen bedingt durch die neue Handelsrichtung Lübeck-Danzig. Sie entstehen in räumlicher Entfernung von den slavischen Burgflecken, auf die das Stadtrecht nicht ausgedehnt wird. Ein organischer Zusammenhang der deutschen Städte mit den slavischen Grossiedlungen besteht also nicht, vielmehr ist die deutsche Stadt als etwas völlig Neues von den deutschen Einwanderern nach Pommern übertragen worden; sie bringt eine Revolution in die Verhältnisse des Landes auf allen Gebieten.

Ein grosszügiges Bild von der deutschen Aufbauarbeit im mittelalterlichen Ostseeraum entwirft der bekannte Berliner Forscher Rörig. Nach einem aufschlussreichen Wort Pirennes sind nur führende Städte für die Erkenntnis der Entstehung des Städtewesens massgebend. Diese Stellung nahm im Ostseeraum Lübeck ein, bei dem erwiesenermassen keine Kontinuität mit einer slavischen Siedlung besteht. Es muss festgestellt werden, dass das gesamte Städtewesen im mittelalterlichen Ostseeraum nicht an vorgeschichtliche Siedlungen anknüpft. Die Ursachen für die Stadtgründungen sind nicht lokaler Art, sondern dahinter stand der Plan und Wille des schöpferischen deutschen Menschen. Von Lübeck aus schaltet sich der deutsche Kaufmann in die Ostseeschiffahrt ein und baut ein neues Wirtschaftsgefüge auf. Wisby wird Etappe und Stützpunkt im Osten. Es folgen Riga, Dorpat, Reval. Der Handel mit Nowgorod erlangt seine grosse Bedeutung. Diese planmässige Ostpolitik der deutschen Städte hebt auch ihre Stellung im Westen.

Die Stadtgründungen am Südrande der Ostsee haben vornehmlich den Sinn, den Getreidehandel zu organisieren. Es ist ein wirtschaftspolitisches Planen von europäischem Rang. So entsteht schon im 13. Jahrh. ein Getreidegrosshandel. Damals reicht der deutsche Einfluss und die deutsche Einwanderung bis nach Schweden, das eine Reihe deutscher Stadtgründungen aufzuweisen hat. Die bürgerliche deutsche Auswanderung erfolgt nicht planlos, sondern der Kolonist stützt sich auf seine Familie. Lübeck ist der Vermittler zwischen Alt-Deutschland und dem ostdeutschen Kolonisationsgebiet. Es ist der Bevölkerungsregulator für den Ostraum. Dem hansischen Kaufmann gelingt es, wirtschaftliche Gemeinschaftsarbeit im Osten zu schaffen. Er saugt die Bevölkerung nicht aus, sondern vertieft die Wirtschaftskräfte des Raumes, und schliesslich hilft er mit dazu, die russische Gefahr zu bannen.

Auf die grosse Bedeutung der Ostsee in wirtschaftlicher Hinsicht auch für ostseeferne Länder wie Brandenburg und Böhmen weist Prof. Schünemann-Kiel hin. So wurde im staufisch-welfischen Konflikt die jeweilige Parteinahme der Rivalen Brandenburg und Dänemark von ihrem Streben nach massgebendem Einfluss auf den Ostseehandel bestimmt. Später drängt auch Böhmen aus wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten zur Ostsee.

Die Bedeutung des Ostseeraumes im Rahmen der europäischen Verhältnisse für die Zeit von 1561—1721 wird von Prof. Vogel-Berlin untersucht. Der Abschnitt ist gekennzeichnet durch den Kampf um das »dominium maris baltici«. Die Komponenten dieser Auseinandersetzung sind geopolitischer, wirtschaftspolitischer und religiöser Art. Eine fruchtbare Gestaltung des Raumes ist aber nicht, wie das Ergebnis der Kämpfe zeigt, durch die geschlossene Herrschaft eines Staates über die Ostsee möglich, sondern nur im Gleichgewicht und der Zusammenarbeit der Kräfte im Frieden.

Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisationsarbeit bietet Dr. Kasiske-Königsberg. Auch seine Arbeiten ergeben ein klares Bild von der zielbewussten Politik der deutschen Kolonisatoren, und zwar handelt es sich hier um »die Siedlungspolitik des deustchen Ordens in Preussen und Pommerellen«. Im Siedlungswesen sah der Orden das wichtigste Mittel zum Staatsausbau und zur Staatspolitik. Er hat dann aus wirtschaftlichen und politischen Gründen planmässig die Ansiedlung deutscher Menschen gefördert, wenn auch von einer Ausrottung der alten Preussen, wie früher angenommen wurde, keine Rede sein kann, vielmehr ist weitgehend eine allmähliche friedliche Eindeutschung derselben festzustellen; besonders der slavische Adel Pommerellens zeigte sich für die deutsche Sitte und Lebensweise sehr aufnahmefähig. Durch die Deutschen erfuhr das Land wirtschaftlich und kulturell eine Hebung, die noch heute die Kulturgrenze im alten Ordensgebiet deutlich erkennen lässt.

*

Neben den Deutschen als Gestaltern des Ostseeraums nehmen in der Geschichte vor allem die skandinavischen Länder, an erster Stelle Schweden, ihren Platz ein.— Es war daher selbstverständlich, dass eine Reihe bedeutender schwedischer Gelehrter den Einfluss und die Bedeutung Schwedens für den Raum des baltischen Meeres in der Vergangenheit klarzulegen suchte. Besonders die Frage der Beziehung

Schwedens zum Gebiet der heutigen Staaten Lettland und Estland stand im Mittelpunkt der Vortragsreihe. Prof. Ahnlund-Stockholm lieferte Beiträge zum Verhältnis des schwedischen Reichstages zu den damaligen baltischen Provinzen Schwedens. Dr. Munthe-Stockholm suchte einige Fragen im Zusammenhang mit der grossen Güterreduktion zu klären, wobei er von der Voraussetzung ausging, dass das schwedische Reich des 17. Jahrh. ein Staat der sozialen Gerechtigkeit und der Humanität gewesen sei.

Ein eindrucksvolles Bild der Belagerung Rigas im Jahre 1621 entwarf Colonel Zeeh aus Stockholm. Die Stadt war damals auf die Belagerung durch Gustav Adolf nicht genügend vorbereitet. Durch empfindlichen Pulvermangel wurde die Verteidigung bald beeinträchtigt. Trotzdem setzte die tapfere Bürgerschaft alle ihre Kräfte an die Verteidigung. Sie habe — so sagte Colonel Zeeh — die Stadt bis zum Äussersten gehalten, obgleich ihr in Gustav Adolf einer der ersten Feldherrn aller Zeiten als Feind gegenüberstand.

Ähnlich wie die Vorträge der schwedischen Forscher stellten die polnischen Gelehrten die Zeit der Zugehörigkeit der südbaltischen Gebiete zu Polen in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Daneben standen allerdings eine Reihe polnischer Vorträge, die sich mit Danzig befassten. Teilweise wurden hier (so z. B. in Handelsfragen) Parallelen zu den Rigaer Verhältinssen gezogen. Durchgehend war die Tendenz, die enge Verbundenheit Danzigs mit Polen herauszuarbeiten und eine natürliche Zusammengehörigkeit nachzuweisen. Bedauert werden muss, dass leider von Danziger Seite keine Beiträge diese Fragen auf der Historikertagung behandelten.

*

Der engeren baltischen Geschichte war naturgemäss eine Reihe von Vorträgen lettischer Wissenschaftler gewidmet, wenngleich auch hier versucht wurde, die Einzelergebnisse in einen grösseren Rahmen einzuordnen. Prof. Švābe suchte die Nachwirkungen der Wikingerzeit in der lettischen Rechtsgeschichte darzulegen; er kam zum Schluss, dass ganz Nord-Europa zur Wikingerzeit eine Rechtsgemeinschaft gewesen sei.

Das besonders lebendige Interesse der lettischen Historiker für die Agrarfrage machte sich auch auf dieser Tagung geltend. Dr. Stepermanis behandelte in biographischer Weise die Persönlichkeit des Pa-

stor Eisen und seinen Kampf gegen die Leibeigenschaft.—Sehr viel eingehender waren die Untersuchungen von Vīgrabs zur Bauernfrage. Eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft sah der Referent in der Erforschung der tatsächlichen Lage der Bauern; heute lasse sich noch kein endgültiges Urteil fällen. Das klassische Dokument für die Lage der Bauern und die Stellung des Adels ist seiner Ansicht nach die sog. Rosensche Deklaration, zu der der Budberg-Schradersche livl. Landrechtsentwurf keinesfalls in Widerspruch stehe.*) Die Bedeutung des Freiherrn von Schoultz-Ascheraden sei bisher überschätzt worden. Die Lage der Bauern habe sich gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr verschlechtert, so dass das Gefühl geherrscht habe, auf einem Vulkan zu leben. Im Anschluss an die Publizisten der Aufklärung, besonders Merkel. entwirft er ein düsteres Bild von der Lage der Bauern.— Zur Rigaschen Handelsgeschichte gibt Lektor Dunsdorfs einen wertvollen Beitrag.

Da eine Beteiligung der baltisch-deutschen Forschung an den Vorträgen des Kongresses nicht vorgesehen war, bedeutete die Behandlung eines baltischen Spezialthemas durch Dr.Matthiessen-München eine neue wertvolle Bereicherung baltischer Geschichtskenntnisse von deutscher Seite. In einem umfassenden Vortrage »Jakob von Kurland« behandelte er die Leistung dieses Mannes, der ein typischer deutscher Fürst seiner Zeit — im besten Sinne des Wortes — gewesen ist. Entscheidend für Herzog Jakob waren seine holländischen Lehrjahre. Seine im Auslande gewonnenen Erfahrungen suchte er beim Ausbau seines Herzogtums zu verwerten. Die innere Situation trieb ihn zur Aussenpolitik. Merkantilismus und Absolutismus waren die notwendigen Mittel, um ein festes Staatswesen zu schaffen. Jakobs Pläne gehen weit, er strebt nach Gleichberechtigung mit den Monarchen in Warschau, Berlin und Stockholm. In seinen Zielen und Wünschen reiht sich Jakob ein in die Reihe Wallenstein-Cromwell. —Zur Vorgeschichte der Kolonialpolitik Jakobs, die mit deutschen und holländischen Kräften durchgeführt wurde, bringt ferner Prof. Lukinich-Budapest noch einige Beiträge.

---

*) Es sei hier hingewiesen auf L. Arbusow »Das Bauernrecht des sog. Budberg-Schraderschen Landrechtsentwurfs von 1740 in ursprünglicher Gestalt.« (Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. Bd. 25), der freilich in dieser Frage zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt.

Musste auch bei den Arbeiten des ersten baltischen Historikertages das Gebiet der heutigen Staaten Lettland und Estland stark im Vordergrunde stehen, wie es ja nach dem Tagungsort des Kongresses kaum anders zu erwarten war, so wurden andererseits doch die Probleme des Gesamtraumes sowohl in der Vergangenheit als auch mit ihren Fortwirkungen auf die Gegenwart recht deutlich: Die Ostsee stellte sich dar als das Kräftezentrum, das die umwohnenden Völker zu einer Gemeinschaft zusammenfasst, als eine Ganzheit, die die Politik der umliegenden Staaten notwendig bestimmt.

Der Niedergang des baltischen deutschen Handwerks im 19. Jahrhundert

Von Max Aschkewitz

1.

Geht man der Herkunft der baltischen Handwerksmeister nach, so erweist es sich, dass die Meister bis in das 18. und beginnende 19. Jahrhundert hinein zum grössten Teil aus Deutschland eingewanderte Handwerksgesellen waren. Von den 17 Meistern z. B., die im Zeitraum 1730—1804 im Pernauer Tischleramt Aufnahme fanden, waren 11 aus Deutschland eingewandert. Als das Pernauer Bäckeramt 1787 ins Leben gerufen wurde, stammten sämtliche 7 Meister des neugegründeten Amtes aus dem Deutschen Reich. Ähnlich lagen die Dinge in den Zünften der anderen baltischen Städte.

Während unter den Meistern die Zahl der Zuwanderer aus Deutschland infolge der starken Wanderbewegung in den Osten sehr gross war, lagen die Dinge bei den Lehrburschen, die ihre Handwerkerlaufbahn im Lande begannen, völlig anders. Untersucht man die Herkunft der Handwerkslehrlinge der baltischen Zünfte — ein vorerst noch kaum erforschtes Gebiet —, so ergibt sich die Tatsache, dass die Lehrlinge bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein vom städtischen und dem damals noch sehr starken landischen deutschen Mittelstand gestellt wurden. So stammten z. B. in den Jahren 1780—1847 von 47 Lehrburschen des Pernauer Mülleramtes, deren Herkunft sich feststellen lässt, 37 aus Handwerkerfamilien in Stadt und Land, 2 aus kaufmännischen Kreisen, 3 waren Söhne von Gutsbeamten, je

einer war der Sohn eines Kronsförsters, eines Gerichtsdieners, eines Stallmeisters, eines Dieners und eines Bauern. Ähnlich verhielt es sich mit den Lehrburschen in den anderen Ämtern, nur war hier die Zahl der Lehrlinge aus den unteren Schichten des städtischen Deutschtums wesentlich grösser. Oft genug waren die Lehrburschen Söhne und Grosssöhne der zugewanderten Handwerksgesellen, die in den baltischen Städten und auf dem flachen Lande ansässig geworden waren.

Unter solchen Umständen musste das Versiegen des Zustromes der Handwerker aus Deutschland um die Wende des 19. Jahrhunderts für das baltische Handwerk und damit auch für das gesamte baltische Deutschtum von einschneidender Bedeutung werden. Der Wegfall der Wandergesellen unterbrach den lebendigen Zusammenhang mit dem Gesamtvolke, und der baltische Handwerkerstand sah sich genötigt, allein die gesamte Nachfrage nach handwerklichen Arbeitskräften zu befriedigen. Dazu war er aber nicht in ausreichendem Masse imstande.

Einen Ausgleich schien zunächst die mit dem Ausbleiben des Zuzugs aus Deutschland gleichzeitig einsetzende Auflösung ständischer Bindungen in Liv-, Est- und Kurland zu bieten. Diese Auflösung äusserte sich anfänglich nur in der Aufhebung der Leibeigenschaft. Die Aufhebung der Leibeigenschaft brachte bald einen Zustrom bäuerlicher Elemente in die Städte, führte also zunächst zu einer beginnenden Auflösung der Schranken zwischen Bürger und Bauer. Die gesteigerte Nachfrage nach handwerklichen Arbeitskräften veranlasste die Handwerksmeister seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in wachsender Zahl estnische und lettische Lehrlinge in ihre Werkstätten aufzunehmen. Sie konnten das umso eher tun, als es nationale Fragestellungen im heutigen Sinne damals kaum gab. Die in den Zünften anfangs als Lehrburschen, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch als Meister aufgenommenen Esten und Letten wurden in der Regel mit dem Übergang in das städtische Bürgertum eingedeutscht, und am Charakter der Zünfte änderte sich nichts; sie blieben als ein Stück überlieferter baltisch-deutscher Lebensform bestehen.

Bot die beginnende Auflösung der ständischen Schranken auf der einen Seite die Möglichkeit, den Ausfall an handwerklichen Arbeitskräften aus Deutschland zu ersetzen, so brachte sie auf der anderen Seite eine Erscheinung mit sich, welche die Reihen des deut-

schen Handwerkerstandes noch mehr lichtete; den immer intensiver einsetzenden sozialen Aufstieg. Schon im 18. Jahrhundert hatte es in handwerklichen Kreisen Aufstiegmöglichkeiten gegeben; ein solcher sozialer Aufstieg lag etwa vor, wenn der Sohn eines Grobschmiedes Schlosser oder Goldschmied wurde. Gelegentlich konnte es auch geschehen, dass ein Handwerkersohn Kaufgeselle wurde und damit in den Kaufmannstand überging, oder dass er städtischer Beamter wurde. Dieser Aufstieg vollzog sich aber gewöhnlich im Rahmen des gleichen Standes, und wenn der Handwerker auch gelegentlich aus seinem Stande hinausgeführt wurde, so blieb das doch eine Ausnahme und berührte den Stand als solchen nicht. Wesentlich anders wurde es seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Der nun auch in die baltischen Lebensformen einbrechende liberale Gedanke liess den Stand hinter dem einzelnen immer stärker zurücktreten. Der Aufstieg wurde nun nicht mehr durch ständische Bindungen gehemmt, und wenn eine stattliche Anzahl baltischer Literaten ihre Herkunft auf Handwerkerfamilien zurückführen kann, so ist dieser Aufstieg in der Regel erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgt.

Neben dem Ausbleiben der Zuwanderer aus Deutschland und dem häufigen Aufstieg in andre Berufsschichten machte sich endlich schon seit dem 18. Jahrhundert, in steigendem Masse aber im 19. Jahrhundert ein dritter Faktor bemerkbar, der den deutschen Handwerkerstand weiter unterhöhlte: die Abwanderung nach Russland. Die »unbegrenzten Möglichkeiten« eines wirtschaftlichen Fortkommens für jedes wirklich tüchtige Element verlockten nicht nur Literaten und Kaufleute, nach Russland auszuwandern, sondern übten vor allem auch auf den deutschen Handwerker eine grosse Anziehung aus. Auch fand der Handwerker im nahen St. Petersburg keineswegs eine ihm völlig fremde Umgebung vor; es gab vielmehr auch hier deutsche Zünfte, bei denen er Anschluss und Rückhalt fand.

2.

Sozialer Aufstieg und Abwanderung nach Russland lichteten somit seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in immer zunehmendem Masse die Reihen des Handwerks in den baltischen Ländern, während die Auffüllung durch Zuwanderer aus dem Deutschen Reiche merklich nachliess und zum Schluss ganz unterblieb. Zwar konnte auch jetzt noch der Ausfall an deutschen handwerklichen Arbeitskräften durch die in die Städte strömenden bäuerlichen Elemente ersetzt werden. Mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber fasste

der aus Westeuropa in den Osten vordringende nationale Gedanke auch unter dem estnischen und lettischen Volkstum Fuss. Das Erwachen des nationalen Bewusstseins musste die Eindeutschung in den Zünften hindern, vor allem seitdem die in die Zünfte aufgenommenen Letten und Esten in den Städten an der stetig wachsenden und national erstarkenden nichtdeutschen kleinbürgerlichen Schicht einen Rückhalt fanden.

So stand der deutsche Handwerkerstand schon mitten in der Krise, als die von der russischen Regierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgeführten liberalistische — und fraglos auch der bewussten Russifizierung der Provinzen dienende — Zerschlagung der Zunftvorrechte die Zünfte ihrer bisherigen wirtschaftlichen und rechtlichen Stellung beraubte. Die Aufhebung des Zunftzwanges ist für den Niedergang des baltisch-deutschen Handwerkerstandes von verhängnisvollen Folgen gewesen *). Die entscheidenden Ursachen dieses Niederganges liegen aber doch wohl vor allem in der Unterbrechung des lebendigen Zusammenhanges der baltischen deutschen Volksgruppe mit dem deutschen Gesamtvolk und in den inneren Veränderungen im baltischen Deutschtum während des 19. Jahrhunderts.

Nur so ist es auch verständlich, dass alle Bemühungen um eine Reform des Zunftwesens, wie sie etwa vom Rigaer Rat in den 60-er Jahren oder vom Pernauer Obervogt Friedrich Rambach in den 80-er Jahren ins Werk gesetzt wurden, den Niedergang des deutschen Handwerks nicht aufzuhalten vermochten; sie befassten sich nur mit den Symptomen des Verfalls, konnten aber die eigentlichen Ursachen nicht beseitigen. Diese Tatsache weist aber auch darauf hin, dass ein Wiederaufbau des baltisch-deutschen Handwerks nur unter der Voraussetzung einer inneren Erneuerung der deutschen Volksgruppe möglich ist: nur eine Abwendung von den Tendenzen, die im 19. Jahrhundert das baltische Deutschtum zersetzten, sowie der richtig geleitete Zustrom deutschen Blutes aus dem landeseingesessenen deutschen Bauerntum (den sog. Kolonisten), das bisher noch viel zu sehr ausserhalb des baltischen Deutschtums gestanden hat, wird den Wiederaufbau des baltischen deutschen Handwerks gewährleisten können.

---

*) E. E. Aidnik, Zur nationalen u. sozialen Lage des deutsch-baltischen Handwerkerstandes. Baltische Monatshefte 1934 S. 243.

Von Art und Herkunft der Winterfelder Kolonisten

Nach Erzählungen der deutschen Bauern

von Roland Gross

Die Kolonie

Wer vom heutigen Flecken Skrīveri die Strasse wandert, die landeinwärts nach Norden führt, hat ein ebenes, leicht welliges Land vor sich: Kornfelder, Kartoffeläcker und Wiesen, hier und da ein Laubgehölz. In der Ferne schliesst dunkler Wald die Landschaft ab. Inmitten grosser Bäume liegen vereinzelte Gehöfte. Es sind Altwirtschaften. Baumlos und kahler liegen die Jungwirtschaften da. Hin und wieder grast braunes Vieh auf den Wiesen. Einige Kühe haben sich hingelegt und käuen gemächlich wieder. Die lettischen Bauern sind dabei, das Getreide zu mähen.

Der Wanderer biegt von der grossen Strasse westwärts ab. Eine halbe Stunde geht er seines Weges. Da hört er eine helle Mädchenstimme singen: »Lustig ist das Zigeunerleben«. Hier müssen Deutsche wohnen! Er ist in Winterfelde angelangt.

Wer einen der deutschen Höfe betritt, dem fällt sofort auf, dass alle Gebäude noch neu sind. Sie sind alle nach dem Kriege erbaut. Wie ordentlich und blitzsauber sind die Stuben. An den Fenstern stehen blühende Blumen. Solide Möbel, gestrichene Dielen, gut geweisste Oberlagen und sauber gestrichene Wände sind die Regel. Vorraum und Küche liegen gewöhnlich in der Mitte des Hauses; rechts und links sind die Wohnräume. Ein andrer Typus hat Vorraum und Küche an einem Ende des Hauses, die Wohnräume nehmen den übrigen Teil ein. Aber der erste Typus herrscht vor.

Der Winterfelder Kolonistenschlag zeigt alle typischen Merkmale deutschen Volkstums. Der nordische Rasseeinschlag wiegt vor. Auch fälische und dinarische Merkmale sind häufig vertreten.

Die Kolonie bildet keine ganz geschlossene Siedlung. Die deutschen Höfe liegen verstreut mitten unter lettischen. Doch gruppieren sie sich um zwei Zentren. Den einen Mittelpunkt bildet die Schule und die kleine Holzkirche. Sie sind auf dem Stammhof (Restgut) Winterfelde errichtet. Die zweite grössere Gruppe deutscher Höfe liegt etwa 5 km von hier entfernt. Andere Höfe liegen ganz vereinzelt.

Die deutsche Kirchengemeinde Skrīveri-Winterfelde zählt gegen 240 Seelen. Jeden zweiten Sonntag sammeln sich 40—50 Gemeindeglieder zum Gottesdienst. Dies ist eine grosse Zahl, wenn man bedenkt, dass manche Höfe 15 bis 20 km weit entfernt von Winterfelde liegen. An den anderen Sonntagen finden Gottesdienste an anderen Predigtstellen statt. Zum Gottesdienst bläst der Bläserchor der Kolonie. Auch zu Festen spielt er.

Stark und lebendig ist der Gemeinschaftssinn der Winterfelder Bauern. In diesem Sommer starb plötzlich ein junger Bauer und hinterliess eine junge Frau und drei kleine Kinder. Die Wiesen mussten gemäht und dann die Ernte eingebracht werden. Die deutschen Nachbarn, auch lettische sind da eingesprungen. Wer da weiss, wie schwer abkömmlich der Landmann ist zur Erntezeit, dem mag dies Beispiel etwas sagen.

Die Gemeindejugend kommt oft an Sonntagen zusammen, zu Bibelstunden, aber auch zu Sport und Spiel, zu Lied und Volkstanz. Körperliche Ertüchtigung, sportlicher Wettkampf bei Lied und Tanz bindet das junge Volk aneinander.

Die Gründung der Kolonie geht auf das Jahr 1907 zurück. Damals holte der Besitzer von Skrīveri-Winterfelde, Landrat Max von Sivers, die ersten deutschen Bauern aus Wolhynien und dem Wolgagebiet, die er als Pächter, Hofshandwerker, Buschwächter und Knechte ansetzte. Er half ihnen mit Unterstützungen über die ersten Jahre hinweg, er errichtete auch eine deutsche Schule für die junge Kolonie, die vor dem Kriege bis auf 450 Seelen anwuchs.

Dann kam der Weltkrieg. Die Männer mussten ins russische Heer. Im Sommer 1915 näherte sich die Front der Düna. Alle Winterfelder wurden ausgewiesen und zogen nach Estland, vielfach auch ins Wolgagebiet und Wolhynien zurück. Wer nach Wolhynien gezogen war, musste das Schicksal aller Wolhynier erleiden. Am 20. Juli 1915 wurden alle wolhynischen Deutschen ins Innere Russlands bis nach Sibirien verbannt. Man berechnet die Zahl der in der Verbannung Gestorbenen, Verhungerten und Verschollenen auf über 50 000.

Nach dem Frieden von Brest-Litowsk durften die Verbannten heimkehren. Das baltische Gebiet war damals von deutschen Truppen besetzt. Winterfelde war Frontgebiet gewesen. Alles ist dem Erdboden gleichgemacht. Not und Hunger herrschen. Eiskeller und Nothütten sind die Behausung der Heimkehrer.

Dann kommt grössere Not. Im Januar 1919 dringen die Bolschewiken ein und errichten ihre Schreckensherrschaft. Der Hunger geht um in Winterfelde. Die Männer werden in die Rote Armee einberufen. Doch sie flüchten und schlagen sich durch die roten Linien durch. Die Zurückgebliebenen müssen weiter alle Not und Angst allein tragen.

Nach dem Tag der Einnahme Rigas am 22. Mai schlägt bald auch für Winterfelde die Erlösung. Unter den Befreiern sind auch die Winterfelder Männer. Sie kämpfen dann noch vom Juni bis zum Januar 1920 in Latgale und helfen, die Bolschewiken aus dem Lande zu jagen. Nach Friedensschluss beginnt dann die Aufbauarbeit. Die Kolonie ist auf etwa ein Viertel zusammengeschmolzen. Doch das Land will bearbeitet sein. Und es wird bearbeitet. Auch die Höfe werden langsam aufgebaut. Bauer sein heisst Erbbauer sein.

Ein zäher Schlag sind diese Winterfelder Bauern. Trotzdem! — ist ihre Haltung. Aus tiefen Wurzeln wächst ihre Kraft; aus dem Christenglauben und der deutschen Art ihrer Väter, aus dem Boden der neuen Heimat, den sie ackern und bauen. Von diesen Bauern, ihrer Herkunft und Art sollen die nachfolgenden Aufzeichnungen erzählen.

Die Vorfahren

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.

Von vielfacher Fährnis und mancherlei Schicksalen weiss die Familiengeschichte der Winterfelder Bauern. Der Grossvater von Ludwig Liefke ist um 1830 aus der Gegend um Stettin nach Kongresspolen eingewandert. Dessen Sohn hat unter Nikolai I. 25 Jahre dienen müssen. Wegen guter Führung wurde er nach 18 Jahren Heeresdienst entlassen. Seine Braut, eine deutsche Weberin, hat auf ihn solange gewartet. Dann heirateten sie und liessen sich in Wolhynien nieder. Ihr Sohn, der Ludwig Liefke, ist Baumeister, Büttner und Tischler. Ein Bruder von ihm ist nach den Vereinigten Staaten gezogen, der andere nach Brasilien; eine Schwester blieb in Wolhynien. Ein Schwager ist nach Kanada fort, zwei Schwägerinnen in die Vereinigten Staaten

Die Vorfahren der Frau Wolf, die aus dem Wolgagebiet nach Winterfelde gekommen ist, stammen aus Mecklenburg. Ihr Urgrossvater Hohenstein wollte seinen Neffen in die Kadettenschule bringen. Dessen Vater hatte eine grosse Summe Gelder für die deutschen Befreiungskriege gestiftet. Der Sohn bestand das Examen an der Kadettenanstalt gut. Dennoch wurde er nicht aufgenommen. Der Ur-

grossvater, er war Offizier, ging zu den Leitern der Anstalt und beschwerte sich. Diese, alles adlige Offiziere, lehnten eine Aufnahme des Neffen ab, da er nicht adligen Blutes wäre. Der Urgrossvater sagte ihnen in gerechtem Zorn mit harten Worten die Wahrheit, verliess Deutschland und wanderte ins Wolgagebiet aus (um 1810—20). Sein Sohn diente damals als preussischer Offizier. Er zog (um 1828) seinem Vater nach. 1860 ist er gestorben.

Die Familie Brenner stammt aus Wolhynien. Der alte Vater Brenner entsinnt sich noch genau, wie sein Vater aus Kongresspolen, aus der Gegend von Warschau nach Wolhynien gezogen ist. In Winterfelde haben sie sich im Jahre 1909 angesiedelt als Pächter. Jetzt bewirtschaftet der junge Brenner schon den eignen Hof.

Diese Beispiele von Ahnenreihen geben einen Längsschnitt durch die Geschichte der Winterfelder deutschen Bauern. Sie sind ein Zeugnis der Wanderungen der Deutschen, ein Zeugnis ihrer Not, ihres Kampfes und ihrer gewaltigen Leistung.

Aus den Tagen der Väter

Das Wetter ist regnerisch. Der Hof des Pächters Wilhelm Stanke liegt am Waldrande, nicht weit von der Schule entfernt. Der Wirt hat im Weltkriege sein Bein verloren. Pension erhält er nicht, so muss er sich mit Frau und Kindern durchs Leben durchkämpfen.

Wir treten in die saubere Stube, setzen uns an den Tisch, und er berichtet:

Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie die Deutschen Wolhynien urbar machten: Die polnischen und russischen Gutsherren riefen uns ins Land. Die Deutschen hörten den Ruf und kamen in grosser Zahl aus Kongresspolen, manche kamen auch aus Deutschland und Österreich. Auf grossen zweispännigen Zeltwagen zogen sie mit ihrer Habe durchs Land. Die Ärmeren hatten oft nur einen Handwagen, den sie mühsam vor sich herstiessen. Karge Felder, von den Russen und Polen nur mit dem Holzpfluge bearbeitet, elende Hütten mit Strohdächern dazwischen. Und dann der Wald! — unabsehbarer Urwald!— Eiche bei Eiche, uralte Riesenbäume standen wie eine Mauer da. Hier sollten wir leben!

Und dann begann der Kampf mit dem Urwald. Beile, Sägen, Rodehacken und Hebebäume waren die Waffen. Sie hackten, sie sägten, sie rodeten im Schweisse ihres Angesichts. Der Wald erscholl von den Axthieben, dem Knirschen der Sägen und dem Krachen der stürzen-

den Baumriesen. Eichen von 3 Fuss Dicke mussten gefällt werden. Sie haben dicke lange Pfahlwurzeln, das Holz ist eisenhart. Die Wurzeln wurden durchhackt, dann stürzten die Bäume zu Boden, alles Unterholz brachen sie nieder. Danach mussten die Stämme zersägt werden. Dies war eine harte Arbeit. Als junger Mann habe ich viel gerodet. Die dicken Stämme konnte man nur mit sieben Fuss langen Sägen zersägen. Doch war dies nicht so einfach. Die Stämme waren so dick, dass man stehend mit der Säge nicht ankam. Wir mussten Gerüste bauen. So erst kam man, auf dem Gerüst stehend, mit der Säge an. Manchmal habe ich einen Tag lang gearbeitet und nur einen Klotz zersägt. Die Stämme wurden aufgeschichtet und verbrannt. Verkaufen konnte man das Eichenholz nicht, wo sollten Abnehmer sein in diesem verlassenen Land. Wochenlang brannten die Stämme und Äste. Am schlimmsten waren die Stumpen (Stubben), die Schösslinge getrieben hatten. Blöcke aus Wurzeln und Erde bestehend, breit wie ein Zimmer, mussten mit Hebebäumen herausgewuchtet werden. »Das ist eine Sibirierarbeit« (Sträflingsarbeit) sagten die Russen. An solche Arbeit wagten die sich nicht heran. Steine gab es da nicht, so blieben Beile und Rodehacken lange scharf.

In Erdhütten und Strauchbuden lebten anfangs die Kolonisten. Später konnten schon Ställe für Pferde und das Vieh gebaut werden. Der Bau des Wohnhauses kam immer als letztes dran, denn das Leben hing davon ab, dass Pferde und Kühe am Leben blieben. Viele Siedler hatten nicht einmal ein Pferd oder eine Kuh. Diese hatten es noch viel schwerer als die anderen.

Waren paar Eichen gerodet und der Platz freigemacht, wurde das Land gleich durchgehackt und mit Hirse besät, wurden Kartoffeln gesteckt. Der Russe verstand nicht, Kartoffeln zu bearbeiten; mit dem Holzpfluge hat er in der Erde gewühlt — so wie die Schweine. Erst durch die deutschen Bauern lernte er den Eisenpflug kennen, den Wagen mit der Eisenachse statt der hölzernen, lernte er die Düngung kennen. Vom deutschen Bauern lernte er es erst, das Land richtig zu bearbeiten. Hirse gedieh in Wolhynien gut. Kriegte sie aber starken Regen, solange die Pflanzen noch jung waren, so verkam sie; dann musste von neuem gesät werden.

In den ersten Jahren litten die Kolonisten bittere Not. Bald gab es nichts Rechtes mehr zu essen. Der letzte Roggen wurde auf Handmühlen gemahlen. Schrotsuppe (Mehlsuppe) war die Nahrung der Männer, die doch schwere Arbeit zu leisten hatten.

Sogar die Kinder mussten Hunger leiden. Hungrig weinten sie sich in Schlaf. Schliefen sie nicht ein, so konnten sie nur durch grösseren Hunger zum Einschlafen gebracht werden.

Die Frauen mussten ebenso hart wie die Männer arbeiten. Die Kinder wurden mit auf den Acker hinausgenommen. Wer sollte zu Hause auf sie aufpassen? Eine Frau hatte ihr kleines Kind in die Furche gelegt, während sie arbeiten musste. Als das Kind garnicht aufhören wollte zu schreien, ging sie hin und fand eine grosse Schlange dicht neben dem Kinde. Schlangen gab es da in Massen. Ein Mann kam eines Tages von der Arbeit heim und fand eine grosse Schlange auf dem Bett zusammengeringelt schlafen. Oft fand man ganze Ansammlungen von Schlangen. Sie kamen in die Häuser, da diese keine festen Fundamente hatten. So fand eine Frau ihr Kind, wie es mit dem Löffelchen nach einer Schlange schlug, die aus seinem Milchnapf trinken wollte.

So ging es durch Jahre. Die Deutschen arbeiteten und litten Not. Viele sind dabei gestorben. Die anderen aber liessen nicht nach, langsam drangen sie weiter vor und schufen urbares Land. Später wurde Weizen gesät. Der hat den Bauern herausgeholfen. So haben sie immer höher und höher gebauert. Von den aufeinander folgenden Geschlechtern sagte man:

Der Erste arbeitet sich tot;
Der Zweite leidet Not,
Der Dritte erst hat das Brot.

Wieviel Land ein jeder bearbeiten konnte, erhielt er zur Pacht. Der Zins (Pacht) war anfangs ganz niedrig. Beihilfen des Staates gab es nicht. Die Leistung allein gab den Ausschlag. Später entstanden schöne Dörfer auf dem urbaren Lande — Pachtdörfer und solche, die den Bauern zu erb und eigen gehörten, mit weiten Feldern und schönen Wiesen. All dies war durch deutsche Arbeit entstanden.

Anfangs wurde das Land auf 24 ja 36 Jahre verpachtet. Später wurden die Pachtfristen immer kürzer. Die russischen Bauern wurden neidisch, da sie sahen, dass es den Deutschen besser ging als ihnen selbst. Sie sagten: »Die Nemzi (Deutschen) haben das beste Land, schöne Dörfer, reinliche Häuser.« Da haben wir ihnen das Knie gegen den Hintern gesetzt, viele verprügelt. Der Russe musste so behandelt werden, er musste Respekt vor uns haben. Ebenso verfuhren die Tschechen mit ihnen. Mit den Tschechen vertrugen wir uns besser als mit den Russen. In einem Dorfe gab es drei junge deutsche Bauern,

die immer wieder Unfug anstellten. Da meinten ein paar Nachbarn zu den Russen, sie sollten die drei mal ordentlich verprügeln. Eines Tages kamen die Russen aus drei Dörfern in der Schenke zusammen. Die drei hatten von der Sache gehört und gingen auch in die Schenke. Ordentliche Knüttel hatten sie sich zurechtgelegt. Von den Russen aufgefordert zu trinken, tranken sie, aber wenig. Die Russen wurden zornig. Die drei sprangen zur Tür hinaus, die Russen ihnen nach. Die drei fragten den russischen Schulzen, ob er es erlaube, zu prügeln. Dieser sagte ja. Die drei griffen zu den Knütteln; der erste Schlag traf den Schulzen. Eine gewaltige Prügelei begann. Aber schliesslich siegten die drei Deutschen gegen alle Russen aus drei Dörfern. Einige blieben liegen. Das Gericht konnte nichts machen, da der Schulze die Prügelei doch erlaubt hatte.

Doch der Neid wuchs bei den Russen. Lauter schrien sie: »Die Deutschen haben das beste Land, die grossen Barone!« Sie liefen zu den Edelleuten. Die Regierung hat wohl auch noch gedrückt. Immer kürzer wurde die Pachtzeit — drei, zwei, ein Jahr. Welcher Bauer pachtet Land auf ein Jahr? Da wanderten viele Deutsche aus, von der Not gezwungen. Viele Edelleute verkauften ihre Güter. Die deutschen Bauern wollten ihr Pachtland kaufen. Aber die russischen Banken gaben den Deutschen keine Darlehen. Die Reicheren kauften wohl Land, doch viele wurden betrogen, manche mussten dasselbe Landstück zweimal kaufen. Nur wenige hatten dazu das Geld. An Russen wurde auf lange Zeit verpachtet, ihnen gaben die Banken auch Darlehen.

Die russischen Bauern schrien und schrien, bis das deutsche Land dahin war; sie liefen und liefen, bis die Scholle verloren war. Da hat man Schweiss vergossen für den Wind. Urwald und Moore haben wir zu Ackerland gemacht; dazu sind wir ihnen gut genug gewesen. Die Früchte unserer Arbeit wollten sie geniessen. Das Land war vielerorts verloren, die Handwerker gegen Ende des Jahrhunderts ohne Arbeit. Da war man gezwungen auszuwandern; ganze Dörfer wurden leer, keine Seele blieb zurück.

Seit 1890 sind die wolhynischen Deutschen dann gewandert: nach Sibirien bis zum Altaigebirge hin, in die Ukraine, in die (baltischen) Ostseeprovinzen, nach Deutschland und Brasilien, in die Vereinigten Staaten, nach Kanada. Es gibt noch heute hier deutsche Bauern, von denen ein Bruder in Russland, der andere in Polen, der dritte in Amerika wohnt; andere Geschwister leben in Brasilien und in Kanada. Oft

weiss keiner mehr von dem anderen, der Weltkrieg ist dazwischengekommen. Die Familien sind verstreut und zersprengt.

Auch wir sind hierher nach Winterfelde gekommen (1907—1909), von Agenten gerufen.. Hier fanden wir Freiheit, fanden Pachtland und Handwreksarbeit bei dem Landrat Sivers*). Er hat uns allen freigiebig geholfen, hat vielen Pferde und Kühe geschenkt. Einige pachteten, die anderen arbeiteten als Hofeshandwerker, einige wurden Buschwächter. Viele Wolhynier und Wolgadeutsche sind freilich zurück- und weitergezogen, namentlich Wolgadeutsche. Die Lebensverhältnisse hier waren ihnen zu ungewohnt. So sät man in Wolhynien z. B. bereits im März, hier erst im Mai. Die Ackerbestellung hier war ihnen ganz neuartig. Die häufige Durcharbeitung des Bodens, die starke Düngung, die Notwendigkeit, das Land mit guten Gräben zu versehen; dies alles waren neue und ungewohnte Lebensbedingungen. Auch der allzulange Winter, die Nahrung und vieles andere erschwerte ihnen das Eingewöhnen. Wer aber arbeiten wollte und seine Arbeit gut verstand, kam vorwärts. Die Hilfe des Landrates war grosszügig. In zwei deutschen Schulen wurden unsere Kinder unterrichtet.

Wir glaubten hier eine Heimat gefunden zu haben. Da kam nach den Jahren des Aufbauens der grosse Krieg, und wir wurden nach Estland, Wolhynien und Sibirien versprengt. Viele dienten im russischen Heere. Sie mussten es, ob sie wollten oder nicht. Viele sind gefallen, gestorben und verschollen. Nach dem Kriege kamen manche zurück, andere zogen nach Deutschland, andere wieder nach Kanada. Wir sind über die ganze Welt verstreut. Nach dem Kriege begann dann die Aufbauarbeit. Nach viel Entbehrung und Not sind doch recht viele von uns zu einem eigenen Hof oder zu Pachtung gekommen.

Das deutsche Dorf in der Wolgakolonie

Abends gehe ich hinüber zu Frau Wolf. Sie hat am Tage viel gearbeitet. Obgleich sie schon 77 Jahre alt ist, so jätet und arbeitet sie doch im Garten. Ja, sie kann noch Wäsche waschen. Von ihrem Vater erzählt sie, er habe noch mit 80 Jahren die Wiesen gemäht. Es ist keine Kleinigkeit, mit 77 Jahren den ganzen Tag in der Sonnenhitze gebückt das Unkraut zu jäten. Das Alter ist für sie kein Grund, die Hände in den Schoss zu legen. Im Herzen ist sie jung und freut sich, wenn Sonntags die Jugend bei Sport, Spiel, Singen und Volkstänzen

*) Max von Sivers, Skrīveri.

in deutscher Art feiert. Wie sie an ihr mit dem Liede »Ein junges Volk steht auf« vorüberziehen, sagt sie froh: »Ja, wirklich ein junges Volk steht auf.«

Die Petroleumlampe wird angezündet und Frau Wolf erzählt aus der Wolgakolonie:

Mein Heimatdorf in der Wolgakolonie bei Saratov ist gross. Die Hauptstrasse zieht sich in 1½ Werst Länge (beinahe 2 km) durchs Dorf. Sie wird von mehreren Strassen gequert. Zwischen zwei Querstrassen liegen dicht nebeneinander drei Höfe; jeder misst zwanzig Faden (1 Faden = 2,13 m) im Geviert. Auf jedem Hof stehen Wohnhaus, Stall, Scheune und Spreicher, oft auch Wohnhäuser für die verheirateten Söhne.

Das Ackerland der Hofbesitzer liegt ums Dorf herum — in grossen getrennten Landstücken — Katen (eine Kate = 6 Dessjatinen, rd. 6,5 ha), von denen jede einzelne mit Sommerung, Winterung und Hackfrüchten bestellt wird; hinzu kommt eine Kate, die aus Brachland besteht, und die Dorfwiese. Jede Kate zerfällt in 4—6 Streifen. Jeder Streifen wird von einem Bauern bearbeitet. So liegen die einzelnen Landstreifen eines Bauern verstreut um das Dorf. Der Teil, der einem Besitzer gehört und also mehrere Landstreifen umfasst, heisst Dusch. Der Bauer muss oft weit umherfahren, um auf seine Streustücke zu gelangen. Grosse Wirte besitzen oft eine ganze Kate, so dass Winterung, Sommerung und alles beisammen liegt.

Für jeden erwachsenen Sohn erhält die Wirtschaft eine Dusch. Alle fünfzehn Jahre wurde die kaiserliche Revision durchgeführt und neues Land verteilt. Die Dorfgemeinde verteilte aber alle sieben Jahre die Anteile an die erwachsenen Söhne. Die verheirateten Söhne blieben oft mit Frau und Kindern auf dem Hof des Vaters. Je mehr Söhne, desto mehr Land erhielt die Wirtschaft. Dort gab es nicht so wenig Kinder wie hier (Durchschnitt in Winterfelde 5—7 Kinder je Familie), sondern oft mehr; ja, 12 Kinder in einer Familie waren keine Seltenheit. So hatte ich 12 Kinder, davon 7 Söhne; meine Schwiegermutter hatte 16, deren Mutter wieder 16 Kinder.

Für kleine Wirtschaften mit einem Pferde war es unmöglich, das Land zu bearbeiten. Denn man musste oft bis 14 Werst fahren, um auf das eigene Streuland zu kommen. Ärmere Wirte und die dritten und vierten Söhne mussten oft ihren Lebensunterhalt anderswo suchen. Viele arbeiteten in den Eisenfabriken, Ziegeleien oder den

grossen Dampfmühlen. Andere zogen zum Schneiden des Weizens auf das Wiesenufer (Westufer) der Wolga, wo sie auf den Grossgütern der russischen Edelleute arbeiteten. Der Weizen wurde mit der Sichel geschnitten. Auf einem Gute waren oft 200 Mann beim Schneiden des Weizens. Mähmaschinen gab es damals noch nicht.

Auch beim Dreschen wurde gut verdient. Diese Arbeit wurde hoch bezahlt — mit 30 Rbl. Monatslohn für Frauen und 60 Rbl. für Männer. Die russischen Edelleute waren reich. So besass ein Edelmann Schenischni allein 99 Güter. Sie waren jedoch nicht stolz. Da half eine russische Baronin einem Manne, als er bei der Arbeit krank wurde, mit Arzeneien und Essen, ja, sie nahm ihn in ihrem Wagen mit nach Hause. Die riesigen Dreschmaschinen arbeiteten Tag und Nacht. Die Weizenähren dort sehen schwarz, wie verbrannt aus. Es ist türkischer Weizen mit schwarzen Grannen. Der gedroschene Weizen türmte sich zu haushohen (etwa 12 m) Haufen. Tag und Nacht wurde der Weizen mit riesigen Ochsenwagen zur Wolga gefahren. 12—15 Ochsen fuhren ohne Unterbrechung. Dann wurde das Getreide auf Schiffe verladen, die den Weizen nach England brachten. Im Winter arbeitete man in Webereien, als Handwerker, als Fabrikarbeiter oder beim Putzen des Getreides an der Maschine.

Stattlich war das Aussehen des Dorfes. Ziegelsteinhäuser säumten die Strassen. Grosse Ziegeleien gab es bei uns. Vor 38 Jahren wurde ein steinernes Bethaus gebaut. Ein deutscher Mühlenbesitzer hatte hierfür 9000 Rbl. gestiftet. Ausserdem gab es eine grosse Holzkirche, in der Sonntag für Sonntag an 700 Gemeindeglieder zum Gottesdienst kamen. Drei Schulen gab es bei uns, sogar ein Gymnasium mit acht Lehrern. In die eine Schule gingen gegen 600 Schüler. Sie lernten getrennt: Am Vormittage von 8—10 Uhr die Kleineren, am Nachmittage die Grösseren.

Die Leitung und Verwaltung der Gemeinde hatte der Dorfschulze unter sich. Die Gemeinde wählte ihn. Ihm stand der Schreiber zur Seite, der seinen Gehilfen selbst anstellen musste. Jeden Tag hatten zwei Männer des Gemeinderates im Gemeindehause zur Stelle zu sein. Der Gemeinderat bestand aus 20—25 Männern. In unserer Kolonie war alles deutsch, keinen russischen Beamten gab es dort. Nicht einmal russische Sprachstunden gab es. So verstand mein Schwager kein Wort russisch, als er in den Heeresdienst kam. In der Russifizierungszeit (1887—1906) wurde verlangt, dass der ganze Unterricht

russisch sein sollte. Aber die Verordnung wurde bald aufgehoben. Denn Katharina hatte den deutschen Kolonisten das Versprechen gegeben: Solange der Wind weht und der Hahn kräht, soll in der Wolgakolonie deutsch gelehrt werden.

Zeitweilig wollten die Russen uns Deutsche zwingen, den russischen Glauben anzunehmen. Da schrieben die Wolgadeutschen dem Kaiser einen Brief: »Wenn der Kaiser uns zwingen will, den russischen Glauben anzunehmen, so mag er uns auszahlen und uns dort hinstellen, wo wir hergekommen sind.« Darauf kamen keine Bekehrungsversuche mehr vor.

Unser Dorf hatte seinen eigenen Pastor. Die 40 Kirchenräte mussten zu jedem Gottesdienste anwesend sein. An drei Sonntagen des Monats wurde Gottesdienst gefeiert. Der Pastor vollzog alle Amtshandlungen. Der Lehrer beerdigte wohl auch zuweilen.

Als der Krieg ausbrach, musste man russisch sprechen, ob das Herz wollte oder nicht. Unser Pastor musste jeden Sonntag für den Sieg der Russen beten. Er sagte: »Ich möchte lieber alles niederlegen, wenn ich für den russischen Sieg beten soll. Meine Sünde wird sein: wenn ich bete, empört sich in mir das Herz; bete ich für den russischen Sieg, so lüge ich. Ich kann mir mein Brot auch so verdienen, ich möchte nicht mehr auf die Kanzel.« Er war ein aufrechter, deutscher Mann, der es sehr schwer hatte; denn seine Gemeinde konnte er nicht verlassen.

Mein Mann und meine Familie sind vor dem Kriege nach Winterfelde gekommen, da es damals im Wolgagebiet für ihn keine lohnende Arbeit gab. Als im Jahre 1915 alle Winterfelder verschickt wurden, flohen wir wieder ins Wolgagebiet zurück. Damals wurde das Land dort neu vermessen. Eine neue Landordnung wurde eingeführt. Die alte Ordnung wurde aufgelöst. Jeder sollte sein eigenes zusammenhängendes Landstück erhalten.

Später, als die Bolschewiken zur Macht kamen, wurde zwangsmässig die Kolchosordnung eingeführt. Einige Dörfer leisteten Widerstand. Aber was half es ihnen? Die Bolschewiken hatten die Macht. Viele Tote hat es gegeben, alles wurde den Deutschen weggenommen.

Gott mag wissen, wie es den Wolgadeutschen jetzt geht. Von meinen Verwandten habe ich seit vielen Jahren keine Nachricht. Sind sie verschickt, krank, hungern sie, sind sie tot? Gott allein weiss es.

Das Land Wolhynien*)

Unser Heimatdorf liegt in der Ukraine, ungefähr hundert Werst von Kiew entfernt. Es ist nicht das eigentliche Wolhynien; aber Bodenverhältnisse, Früchte und Wetter sind dieselben.

Der Boden in unserer Heimat ist gut: schwerer, schwarzer Lehmboden. Das Land ist eben, zum Teil hügelig. Wald gab es dort nicht. Der Eichenwald in jener Gegend war vom Edelmann vor Jahren abgeholzt worden. Um Holz zu holen, musste man 40—50 Werst weit fahren. Das Ackerland war gut und frei von Steinen.

In der Ukraine herrschen heisse Sommer und kalte Winter. Schneestürme brausen im Winter oft tagelang über das Land. Wer dann über Land fährt, begibt sich in Lebensgefahr. Wenn auch die Glocken in allen Dörfern läuten mussten, so kam doch mancher mitsamt seinem Gespann im Schnee um. Erst im Frühjahr fand man die Leichen der Erfrorenen. Nach solch einem Schneesturm bedeckt der Schnee bis zu drei Arschin (= ca 2 m) das Land. Die Häuser müssen dann ausgegraben werden.

Das Frühjahr beginnt sehr früh. Als wir im April 1909 nach Winterfelde kamen, lag hier noch Schnee; in der Heimat war schon gesät worden.

Der Sommer dort ist glühend heiss. Angst ergreift die Menschen, wenn ein Gewitter hochkommt. Dann geht es Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Es sind nicht solch schwache Gewitter wie hier. Glühende Hitze liegt oft über dem Lande. Oft begannen die Ochsen wild zu werden und rannten dann mit dem ganzen Gespann in den See. Nur die Hörner steckten sie aus dem Wasser heraus. Da half dem Fahrer kein Schreien. Er musste mit ins Wasser, oder vom rasenden Wagen abspringen.

Grosse Fische gibt es dort. Schildkröten, Laubfrösche auf den Bäumen, die es hier nicht gibt. Kreuzottern sind dort unbekannt, grüne giftige Schlangen kommen wohl vor, sie sind aber selten.

Herrlich gedeihen in der Ukraine die Felder und Gärten. Der Sommer ist ja lang und heiss. Man baut da Kukuruz (Mais), Hirse, Raps und die Feldfrüchte an, die hier auch gedeihen. Hier erntet man durchschnittlich von der Lofstelle (1 ha =2,76 Lfst.) 35—40 Pud, dort

---

*) Nach der Schilderung von August und Alexander Stolpe.

jedoch an die 100 Pud (=1600 kg) und mehr. Sehr gute Ernten ergeben hier von der Lofstelle 55—60 Pud, in der Ukraine 115—120 Pud. Der Roggen ist dort oft so hoch, dass ein Mann die Ähren gerade mit den Fingerspitzen erreichen kann. Der Hafer reicht einem Manne bis zur Schulter, der Flachs bis zur Brust.

Gedroschen wurde das Getreide noch vielfach mit Flegeln. Viele Bauern hatten auch ein Göpelwerk mit einer kleinen Dreschmaschine. Auf den Gütern wurde mit riesigen Dreschmaschinen gedroschen, die zwei Einlasser hatten. Sechzehn Ochsen zogen eine Maschine.

Um die Erbsen auszudreschen, schaufelte man einen Platz eben und glatt; dann wurde das Erbsenkraut auf dieser schwarzen Lehmtenne aufgeschichtet, und dann liess man die Pferde darauf tanzen, bis alles zu Spreu zertreten war. In kurzer Zeit waren die Erbsen auf diese Weise ausgedroschen.

Aus Raps und Sonnenblumensamen presste man Öl. Alle Speisen wurden mit Öl zubereitet, gebraten und gebacken.

Im Garten wuchsen Arbusen, Melonen, Kawonen und armlange mandschurische Gurken, die an Lattenwänden (Spalier) gezogen wurden. Äpfel, Kirschen, Pflaumen, Birnen, Kruschken (wilde Birnen), Helken (wilde Äpfel) gedeihen dort gut. Aber alle Früchte sind viel saftiger und grösser als hier im Lande.

Zur Fruchtzeit lagen in der Ukraine auf dem Markt grosse Berge von Arbusen und Gurken. Die wurden Sackweise für ein paar Kopeken verkauft.

Das Land und das Wetter sind in der Ukraine gut. Aber die Lage der Deutschen war unsicher. Den Besitzern ging es ganz gut; die Pächter jedoch hingen ganz vom Gutsbesitzer ab. Verkaufte er sein Gut, so konnten die Pächter sehen, wo sie blieben. Denn die russischen Banken liehen nur den Russen Geld aus. So konnten nur wenige Deutsche ihr Land kaufen. Auch den Handwerkern mangelte es oft an Arbeit.

Der Edelmann, dem unser Dorf gehörte, verkaufte auch sein Gut. Die deutschen Bauern wollten ihr Pachtland kaufen. Der Dorfschulze fuhr nach Kiew und kriegte den Bescheid, dass an Deutsche nur für bares Geld verkauft würde. Er wurde abgewiesen. Da haben unser Vater und viele andere ihre Pachtrechte verkauft. Da wusste mein Vater nicht, was er nun anfangen sollte. Als dann Agenten des Landrates Sivers nach Wolhynien kamen und deutsche Kolonisten für

Winterfelde anwarben, zog mancher, der Land und Arbeit verloren hatte, hierher; ebenso siedelte mein Vater mit seiner Familie über.

Er pachtete Land und baute seinen Hof. Es war nach den unruhigen Revolutionsjahren 1905/6. Wir Deutschen errichteten mit Beihilfe des Landrates unsere Höfe. In den Jahren 1909—11 wurden mehrere Höfe von Kommunisten in Brand gesetzt. Mancher Hof brannte ganz nieder. Da stand man am Morgen vor Schutt und rauchender Asche. Alles war dahin, was in Jahren mühsam erbaut worden war. Am heiligen Abend 1909 war in der Schule Bescherung für die Kinder. Plötzlich war ein Schrei: »Feuer!« Ein deutscher Hof brannte. Alles wurde ein Raub der Flammen; löschen konnte man nicht mehr. — Einigen deutschen Wirten wurden Pferde gestohlen. Mancher Brandstiftungsversuch wurde freilich von uns entdeckt. Denn wir hatten Wachen ausgestellt. Trotz Brandstiftung und Bedrohung wurden die Höfe wieder aufgebaut. Sein Land gekauft hat keiner. Der Landrat wollte wohl später verkaufen.

Dann kam der grosse Krieg. Viele mussten im russischen Heere gegen die Deutschen kämpfen. Sie taten ihre Pflicht, da sie ja dem Kaiser ihren Eid geschworen hatten. Die anderen wurden verschickt.

Das deutsche Dorf in Wolhynien*)

Die meisten deutschen Dörfer in Wolhynien waren Pachtdörfer. Auch einige Dörfer gab es, da die Deutschen das Land besassen. Wieviel Land eine Siedlungsgemeinschaft roden konnte, soviel erhielt sie zur Pacht. Regierungsbeihilfe wie in andern Kolonien Russlands gab es nicht. Die Kolonie als Gesamtheit pachtete und schloss Verträge mit dem Gutsbesitzer. Die Siedlungen waren geschlossen. Man pachtete etwa 10—20 Desjatinen (1 Desj. = ca 1 ha) und zahlte 7—9 Rbl. Zins (Pacht) für eine Desjatine. Die deutschen Dörfer waren oft von russischen Dörfern umgeben.

Die Höfe lagen an der langen Dorfstrasse. In unserem Dorf war sie 2 Werst lang, an ihr lagen 62 Höfe. Hof lag bei Hof. Die Landstücke bestanden aus langen Streifen, an ihrem kurzen Ende stand der Hof, der mit dem Haupthause direkt an der Dorfstrasse stand. Da waren Wohnung, Stall und Kleete vereinigt — alles unter einem Dach. Die Scheune stand oft abseits.

Meistens stand in der Mitte des Dorfes das Schul- und Bethaus. In

*) Nach den Schilderungen von Wilhelm Stanke.

einigen Dörfern befand es sich am Ende der Strasse. An einem Ende des Hauses war der Schulraum, am anderen der Andachtsraum. In der Mitte war die Wohnung des Lehrers. Die Schule besuchten 40 bis 80 Kinder — je nach der Grösse des Dorfes. Die Familien waren gross; 9 Kinder in einer Familie waren keine Seltenheit. Wer viele Kinder hatte, erhielt ein grösseres Landstück als andere mit wenigen Kindern. Denn je stärker ein Kolonist war, desto mehr Land konnte er roden, und desto breiter war auch sein Landstreifen. Hatte einer viele Söhne, so kam er zu mehr Land. Natürlich mussten sie schon ihr eigenes Pachtland haben, wenn sie heirateten. Viele waren auch Handwerker.

Der Pastor kam aus der nächsten Kreisstadt — etwa Schitomir oder Rowno — nur zwei bis dreimal im Jahre, jedesmal für ein bis zwei Tage ins Dorf. Sein Kirchspiel war dem Umfange nach riesig gross. Er war ständig auf Reisen. Jedes Dorf musste die Pferde stellen, es waren vier nötig, um den grossen Wagen zu ziehen. Der Pastor konfirmierte die Jugend, traute die Brautpaare, bestätigte die vom Lehrer vollzogenen Taufen und teilte das Abendmahl aus. Er genoss grossen Respekt. Selbst der Lehrer hatte grossen Respekt vor ihm, denn er prüfte die Kinder, die vom Lehrer im Konfirmationsunterricht unterwiesen waren. Zu Besuchen in den Häusern kam der Pastor nicht, fuhr er doch schon tags darauf ins nächste Dorf. Wenn der Pastor ins Dorf kam, war es wie ein heiliges Bild (d. h. ihm wurde eine ähnliche Verehrung entgegengebracht, wie sie die Russen den Heiligenbildern entgegenbrachten).

An den Sonntagen leitete der Dorflehrer (= Kantorlehrer oder Küsterlehrer in Kongresspolen) den Lesegottesdienst im Bethause. Er predigte nach einem Predigtbuche. Ausserdem gab es noch die Versammlungen (der sog. »Christlichen Gemeinschaften«). Sie fanden zweimal in der Woche statt. So eine Versammlung dauerte oft 2—3 Stunden. Anfangs wurden Choräle gesungen, danach las ein Betbruder das Wort Gottes vor. Dann standen einzelne Betbrüder auf und bekannten vor allen ihre Sünden. Darauf wurde wieder gebetet und gesungen.

Der Lehrer beerdigte und taufte auch. Fand eine Beerdigung statt, so schickte er vorher einen Zettel mit Angabe des Datums und der Zeit von Hof zu Hof. In vielen Dörfern genoss der Lehrer sehr grosses Ansehen.

So gab es in unserem Dorf weder Bälle, noch Nachbeerdigung (Beerdigungsschmaus). Der Lehrer war scharf dagegen. Besoffenheit

am Sonntag kam nicht vor. Auch durfte keiner am Sonntage zur Stadt fahren: Sonntagsarbeit war unbekannt. Wenn in der Sonntagsfrühe die Glocken läuteten, ging ein jeder zum Gottesdienst. Die Hofeswirte forderten von ihren Knechten den Gottesdienstbesuch. Wenn jemand längere Zeit nicht hingekommen war, so verkanzelte der Lehrer ihn. Bei gröberen Vergehen nannte er auch den Namen. Wer nicht zum Gottesdienst kommen wollte, wurde dazu von den Nachbarn einfach gezwungen. Der Lehrer hat sein Wort in der Gemeinde gehabt. Alle kirchlichen Gemeindesachen gingen über den Lehrer zum Pastor. — Dem Lehrer zur Seite stand der Kirchenvorsteher (Küster), er hatte für die Ordnung zu den Gottesdiensten, für den Betsaal zu sorgen und die Glocken zu läuten. Die gröberen Vergehen übergab der Lehrer dem Dorfschulzen.

Der Dorfschulze besass grosse Macht im Dorfe. Die russischen Behörden redeten wenig hinein. Der Schulze war der Führer der Gemeinde, ihr Vertreter gegenüber den russischen Behörden, dem Gericht und den Edelleuten. Strafsachen übergab er dem russischen Gericht, solche kamen aber sehr selten vor.

Die Dorfgemeinde wählte den Schulzen auf der Gromada (Versammlung der Dorfgemeinde) und zwar auf 3 Jahre. Dem Gewählten half kein Sträuben; er musste das Amt annehmen. Zur Gromada mussten alle mündigen Hofespächter und Besitzer erscheinen. Diese Pflicht bestand für die Knechte nicht. Der Dorfschulze leitete die Versammlung. Er legte alle wichtigen Sachen (grössere Ausgaben der Gemeinde für Schulbau, Remonten usw.) der Versammlung vor. Der Schulze fasste die Meinung der Gemeinde zusammen, dann wurde die Sache mit Zustimmung der Mehrheit zum Beschluss erhoben. Der Schulze berief auch die Gromada ein. Er liess die Benachrichtigung durch die Zehntler, seine Gehilfen, vornehmen. In einigen Dörfern schickte er besondere Stäbe zu den Wirten, mit denen sie dann zur Versammlung kommen mussten.

Der Lehrer hatte mehr über Sitte und Sittlichkeit im Dorfe zu wachen, aber der Schulze war Führer und Richter.

Hatte sich im Dorfe jemand gegen Recht und Sitte vergangen, wurde es dem Schulzen gemeldet; dieser berief die Gromada ein und legte ihr die Sache vor. Die Sache wurde untersucht und gerichtet. War es mal zu Prügeleien zwischen den Hirtenjungen gekommen, so dass der eine oder der andere besinnungslos liegenblieb, so entschied die Gromada über die Schuldigen und ihre Bestrafung. Entweder

wurden sie den Eltern zur Züchtigung übergeben oder gleich auf der Guomada gestreckt. Junge Leute, die sich wiederholt gegen das sechste Gebot vergingen, wurden auch oft gestreckt: Gleich auf der Gromada wurden sie über einen Balken gestreckt und dann mit Ruten ordentlich durchgeprügelt.

Eine strenge und gute Ordnung herrschte in unseren deutschen Dörfern. Die Kirchensteuer musste bezahlt werden, da gab es keinen Pardon. Es kam nicht vor, dass jemand sie nicht bezahlte.

Jedes Dorf. hatte seine eigene Schule.

Der Lehrer wurde von der Gemeinde unterhalten. Sie lieferte ihm Schüttung (Deputat). Ausserdem stand ihm noch das Schulland — etwa 1½ Morgen zur Verfügung, das von der Gemeinde bearbeitet werden musste. Mancher Lehrer hat auch Land gepachtet; er hatte ja im Sommer Zeit, das Land zu bearbeiten.

Der Dorflehrer leitete die Schule und erteilte den Unterricht. Es gab nur einen Klassenraum; in dem wurden alle unterrichtet. Die Einteilung in Klassen war unbekannt. Nach den Lernbüchern wurden die Schüler eingeteilt. War eins beendigt, kam das nächste dran. Die Schüler erhielten je nach ihren Leistungen ihren Platz. Die Schule war deutsch. Aber es gab natürlich auch russische Sprachstunden.

In der Zeit von ungefähr 1890 bis 1906 verlangten die russischen Behörden, dass der gesamte Unterricht russisch werden sollte. Dennoch wurde bei uns in deutscher Sprache gelehrt. Kam einmal der russische Inspektor, so wurden die deutschen Bücher schnell versteckt, und man musste dann russisch sprechen. Allerdings kümmerte sich der Inspektor wenig um die Schule. Er kam alle paar Jahre einmal ins Dorf. Eigentlich musste er jedes Jahr einmal kommen.

Glaubensverfolgungen gab es nicht; wohl aber stellten die Russen zur Zeit der Eltern (d. h. in den 90-er Jahren) die Forderung, dass wir den russischen Glauben annehmen sollten. Aber es kam nur sehr selten vor, dass ein Deutscher zum russischen Glauben übertrat. Die russische Kirche verlangte dann, dass die Kinder im russischen Glauben erzogen würden, ebenso die polnische (katholische) Kirche. Übertritte zum polnischen Glauben kamen überhaupt kaum vor. Selbst die Russen verachteten solche, die den Glauben gewechselt hatten. So sagte einmal ein russischer Richter zu einem Österreicher, der den russischen Glauben angenommen hatte: »Ein gutes Schwein frisst aus seiner eigenen Krippe, aber ein schlechtes Schwein frisst aus der fremden.«

Wer den russischen Glauben annahm, galt unter den Deutschen nicht mehr als ein rechter Deutscher. Denn wir alle hatten und haben den deutschen (evangelisch-lutherischen) Glauben.

Mischehen kamen sehr selten vor. Der Deutsche hielt fest an seinem Glauben und seinem Deutschtum. Viele alte Bräuche und Sitten gab es unter den Deutschen in Wolhynien. So wurden die Hochzeiten nach bestimmter Sitte gefeiert.

Das Dorf war eine starke Gemeinschaft, die nur durch Gewalt und Unrecht von aussen zerrissen werden konnte. Das ganze Dorf, der Pastor, der Dorfschulze und der Lehrer sorgten gemeinsam dafür, dass diese Gemeinschaft stark blieb.

Als Soldat im Weltkrieg*)

Im Weltkriege musste ich als Unteroffizier im russischen Heere dienen. Bis 1915 kämpfte ich an der österreichischen Front.

Im Jahre 1915 versetzte die russische Heeresleitung viele evangelisch-lutherische Deutsche an die türkische Front. Viele Offiziere dort waren Deutsche.

Nach langer Reise gelangten wir schliesslich in den Kaukasus. In Georgien und Aserbeidschan kamen wir durch grosse deutsche Kolonien. Sie haben sich aus grosser Not zu Wohlstand emporgearbeitet. Sie haben die Steppe und das öde Bergland zu fruchtbarem Acker- und Weinland umgewandelt.

Wir kamen nach Tiflis und Baku; von dort fuhren wir über das Kaspische Meer und landeten in Rescht. Wir drangen allmählich über Erserum und Trapezunt vor.

So stürmten wir auch einmal einen steilen Berghang hinauf. Alle klammerten sich an die Felsvorsprünge und Steine an und kletterten empor. Verlor jemand den Halt, in Fetzen war er. Auf dem Gipfel angelangt, sahen wir erst nichts, dann erhoben sich die Türken und Kurden und setzten zum Gegenangriff an. Wir schleuderten Handgranaten hinunter. Doch zu kurz flogen sie. Dann wuchteten wir Felsstücke und grosse Steine den Berg hinab. Nichts blieb von den Feinden übrig. Die Türken konnten mit ihren alten Kanonen wenig ausrichten, denn diese mussten mit dem Fietel (Laute) zum Abschuss gebracht werden. Nach dem Abschuss war solch eine Kanone leicht zu nehmen.

---

*) Nach der Erzählung des Hofesbesitzers August Stolpe.

Später aber kamen deutsche Truppenteile den Türken zu Hilfe. Sie hatten Maschinengewehre und Kanonen, die bis 17 km weit schossen. Die Russen hielten ihnen nicht stand. — Wer in die Gefangenschaft der Türken fiel, war allen Martern preisgegeben. Die Kurden schnitten den Gefangenen Zunge und Ohren ab, und nach langen Martern wurden sie dann geköpft. Viele solche Verstümmelte habe ich gesehen. Oft staute sich der Euphrat (im Quellgebiet) von Leichen. Nahmen die Türken Deutsche gefangen, so schonten sie diese.

Die Kosaken hausten nicht minder furchtbar als die Türken. In der Türkei verwüsteten sie alle Dörfer. Auf unserem Rückzuge haben wir in den Dörfern keine lebende Seele gesehen, einmal fanden wir einen sechsjährigen Jungen, den wir mitnahmen. Alle anderen Einwohner hatten sich in Bergklüften und Wäldern versteckt. Sonderte sich einer der Unseren ab, so wurde er später verstümmelt und tot aufgefunden.

Im Jahre 1916 wurde ich verwundet. Eine Kugel traf den Arm über dem Handgelenk. Ich kam mit vielen anderen ins Lazarett. Wir soliten ins Innere Russlands geschickt werden. Aber es dauerte und dauerte. Einige machten sich auf eigene Faust auf. Wir mussten warten. Da befahl eines Tages der Kommandant die Leichtverwundeten vor sich. Er befiehlt: »Binden herunter, an die Front!« Wir rissen die Verbände herunter. Das Blut spritzte. Wir mussten wieder an die Front. Bis 1917 habe ich den Feldzug mitgemacht. Nach der zweiten Verwundung kam ich nach Russland. Dann bekam ich ein schweres Ohrenleiden. Ich erhielt Urlaub und kehrte nach Winterfelde zurück. Dann brach die bolschewistische Revolution in Russland aus. Die Bolschewiken zwangen mich, in ihr Heer einzutreten. Bis Valmiera zogen wir. Von dort bin ich mit elf lettischen Soldaten geflohen. Nach längeren Märschen durch die Wälder kam ich endlich unter vielen Gefahren nach Winterfelde zurück.

Hier hielt ich mich versteckt, bis die Befreier kamen. In Winterfelde war alles zerstört. Später habe ich dann in Latgale mitgekämpft.

1920 kehrte ich dann in die Heimat zurück. Unter grossen Entbehrungen begannen wir wieder den Acker zu bestellen und gingen daran, die Höfe aufzubauen. Mir wurde als Freiheitskämpfer dann Land zugeteilt. Einen lettländischen Pass hatte ich bereits erhalten, und alle Papiere waren in Ordnung. So habe ich hier in Winterfelde eine Heimat gefunden.

Grauen und Tod über Wolhynien

Die Sonne sinkt. Die Feldarbeit ist beendet. Die Kühe werden auf dem Hof von Ludwig Liefke gerade heimgetrieben. Das Wohnhaus, der Stall, die Scheune und die Nebengebäude verraten, dass ein guter Baumeister, der Hofesbesitzer selbst, sie gebaut hat. Wohnhaus und Stall haben gut gemauerte Fundamente. Die Wände des Hauses sind mit gefügten Brettern verkleidet; das Herz freut sich, wenn man in den Stall kommt. Er ist sauber gehalten. Das ganze Anwesen zeigt, dass es mit Liebe und guter Zimmermannskunst errichtet worden ist.

Der Hofeswirt arbeitet in seiner Werkstube an Wagenrädern. Sie werden aus Eichenholz gemacht. Es ist eine grosse Kunst, gute Wagenräder zu machen. Einige sind fertig, und man sieht es ihnen an, dass sie lange halten werden, denn es ist sorgfältige Arbeit.

Der Wirt ist ein älterer Mann, der viel von der Welt gesehen hat; er ist Baumeister, Tischler und Böttcher und zugleich Landwirt. Wir rauchen eins an, gehen dann ins Wohnzimmer. Die Möbel sind gute Handwerksarbeit. Alles ist sauber und ordentlich. Nach einem Gang durch die Felder setzen wir uns zum Abendbrot. Nach dem Essen erzählt der Wirt von den Schicksalen der Wolhynier im Weltkriege:

Es war im Sommer 1915. Der Weizen stand schnittreif auf den Feldern. Die Ernte versprach sehr gut zu werden.

Im Juni und Juli stürmten die deutschen Truppen unter Hindenburg und Mackensen die polnischen Festungen. Schon im Frühjahr waren an 100 000 Deutsche aus Kongresspolen nach dem Osten verschickt worden. Auch in den deutschen wolhynischen Dörfern begann man von Verschickung zu sprechen. Jedes laute deutsche Wort auf der Strasse war verboten und stand unter Strafe. Da haben sich viele Deutsche auf den Märkten und auf der Strasse plattdeutsch unterhalten. Die Russen kannten das Platt nicht und hielten es für Englisch. Die Gerüchte von einer Verschickung liefen von Dorf zu Dorf,

Eines Tages ging die Schreckenskunde durch die deutschen Dörfer: Verbannung aller Deutschen nach Sibirien! Befehl von der Regierung. Am 20. Juli müssen alle aufbrechen! Hilfe gab es keine. Bitten waren aussichtslos. Zur Vorbereitung hatten viele nur paar Tage Zeit, doch manche nur paar Stunden. Die Ernte, Haus, Hof, Vieh, die Heimat, alles musste im Stich gelassen werden, alles wurde ein Raub der russischen und polnischen Nachbarn.

Durch Etappe wurden wir *) von Dorf zu Dorf gefahren. Aufladen, abladen — ein ewiges Wandern. Durch die Rokitnosümpfe, durch endlose Kiefernwälder, durch sandige, öde Gegenden ging der Zug. Konnten einige nicht weiter, so schlugen die Kosaken sie mit der Nagaika (Lederpeitsche) blutig. Die Wagen ächzten und polterten durch die Gruben und über die Wurzeln der riesigen Kiefern. Kinder fielen aus den Wagen. Die Räder gingen dann über sie hinweg und zermalmten ihre Körper. Ungezählte Menschen starben. Unsere Toten haben wir in den Dörfern begraben. Angstrufe, Schreie der Kranken und Sterbenden, das Gebrüll der Zugochsen und das endlose Rattern der Räder begleitete als Musik den Elendszug. Wir kamen durch ödes Sandland, wo nur Buchweizen gedieh. Brot aus Spreu und Buchweizen war unsere Nahrung.

Ein deutscher Gutsbesitzer, dessen schönes Gut wir durchzogen, speiste uns und gab uns gutes Essen auf den Weg. Weiter ging der Zug durch Sturm und Regen, durch glühende Sonne. Ein Menschenleben war keinen Kopeken wert.

Schliesslich kamen wir in Minsk (ca 400 km) an. Dort wurden wir auf kleine Schiffe verladen und fuhren auf einem Flusse stromab, bis wir auf den Dnjepr gelangten. Dann verlud man uns in Viehwagen und weiter rollten wir auf der Bahn bis Charkow (ca 750 km). Hier gab es 2½ Tage Aufenthalt. Unzählige Deutsche — alles Vertriebene, — waren unterwegs. Das Essen war furchtbar schlecht, viele starben. Und weiter gings über Saratow, Samara, Orenburg nach Ufa (ca 2500 Kilometer). Vor Ufa gab es Suppe, die roch ekelhaft. Viele assen trotz des Ekels; ich aber nicht, das rettete mir das Leben. Bald wanden sich die Menschen vor Schmerzen. Ein furchtbares Schneiden riss in den Gedärmen. Viele sind gleich gestorben. Ich aber blieb gesund. Die Gesunden wurden dann in bessere Waggons gepfercht. Die Fahrt ging weiter über den Ural nach Asien hinein über Tscheljabinsk nach Kustanai in die Steppe (ca 600 km). Vom Zuge aus sahen wir aneinandergekettete Sträflinge bei der Zwangsarbeit, von Soldaten mit blanker Waffe bewacht.

In Kustanai hatten wir längeren Aufenthalt. Dort ging es uns anfangs ganz gut. Das Essen war billig. Aber eines Tages wurde uns

---

*) Der Hofbesitzer Liefke war bereits im Frühjahr 1915 von Winterfelde nach Wolhynien verschickt worden und erlebte somit auch die zweite Verschickung nach Sibirien.

Speck geliefert, der war alt. Die Menschen assen davon; bald schrien sie vor Schmerzen. Die rote Ruhr brach aus und raffte die Menschen massenweise dahin. In paar Wochen sind über 1500 deutsche Vertriebene gestorben. Die Leichen wurden in Gruben geworfen, mit Kalk übergossen und verscharrt. Den Toten wurde später von einem Pastor ein Denkmal gesetzt, ein Denkmal für über 1500 unschuldig Gestorbene, die evangelischen Glaubens und deutschen Volkstums gewesen waren; das war ihr Verbrechen.

Dann wurde ich mit anderen per Etappe weiter nach Sibirien bis nach Omsk (ca 1100 km) verschickt. Im ganzen hatten wir eine Strecke von über fünftausend Kilometern zurückgelegt.

Damals entstand das

Lied der Verbannten.

Aus Wolhynien sind gezogen die Verjagten arm und reich;
Keinem ging der Weg auf Rosen. Alle waren sie jetzt gleich.
Dienstag früh am zwanz'gsten Juli grade zur Erntezeit
Mussten durch die Trübsalshölle alle arm und reiche Leut'.
Angespannt und schwer beladen stand der Wagen vor der Tür.
Manche Sachen, o wie schade! blieben ja noch liegen hier.
Vorwärts ging's durch Sturm und Wetter auf Befehl der Obrigkeit.
Keiner fand jetzt einen Retter, der ihn aus der Not befreit.
So ging's vorwärts durch die Wälder, über Hügel, Berg und Tal,
Auch durch Städte und durch Felder und durch Dörfer ohne Zahl.
Auf dem Strom und mit den Pferden fuhren wir in einem Kahn,
Und auf Fuhren mancher Arten und zuletzt auf Eisenbahn.
Auf den langen Trübsalswegen kam der Tod, hielt gleichen Schritt.
Kleine Kinder, alte Leute, Jugendblüten nahm er mit.
Es ist garnicht zu beschreiben diese grosse Trübsalszeit
Jeden drückt das schwere Leiden; ach! wann endet doch dies Leid?
Was vergangen und geschehen, hat ein jeder schon gefühlt,
Aber wie's uns noch wird gehen, ist vor allen noch verhüllt.
Aber dies ist uns versichert, dass es geht nach Gottes Rat,
Und er ist der rechte Richter, der noch nie gefehlet hat.
Drum getrost in trüben Stunden, geht's auch gleich durch schweres Leid,

Darum, damit hat gefunden mancher seine Seligkeit.
Gott führt seine lieben Kinder oft durch schweres Herzeleid,
Damit doch die frechen Sünder denken an die Seligkeit.

*

Tausendsechshundert Kilometer zu Fuss!

Aus Samara und anderen Städten schrieb ich vier Briefe in die Heimat nach Winterfelde. Keine Antwort kam. Die Sorge um Frau und Kinder, die in Winterfelde zurückgeblieben waren, liess mich nicht los. Ich machte mich von Omsk auf, um zu Fuss nach Tscheljabinsk und weiter ins europäische Russland zu kommen.

Es war im Herbst 1916, als ich aufbrach. Vier Wochen wanderte ich durch die Steppe. Kirgisen, Tscherkessen, Tataren und Kalmücken leben da. Die Kirgisen waren die besten. Sie gaben mir Essen und Trinken. Ihr Getränk, das sie in Ledersäcken halten, besteht aus gegorener Kamels- und Pferdemilch; es schmeckte scheusslich. Sie nennen es Kisch-Misch. Holz gibt es in der Steppe nicht. Zum Brennen verwendet man gekneteten Kamelsmist, der in Ziegelform getrocknet wird. Darin backen sie das Brot. Das sieht wohl schön aus, hat aber einen schlechten Beigeschmack nach Düngerasche. Die Kirgisen nahmen mich auch für die Nacht auf.

Die Tataren, ein schlimmes Volk, sagten zu mir nur immer: dalsche, dalsche! (weiter!). Denn sie hatten Angst; sie nahmen mich nie auf. Russisch verstanden sie kaum. Ich habe mich durch Zeichen verständigt.

Die Kalmücken sind ein schmutziges Volk. Sie beissen die Läuse mit den Zähnen.

Tag und Nacht bin ich gelaufen. Die Dörfer lagen oft 40—80 Werst auseinander. So musste ich oft auf nacktem Boden schlafen. Einmal schlief ich unter einer Brücke. Wie ich aufwachte, merkte ich, dass ein Bein steif war. Ich riss mich aus dem Schlaf und kroch ein Stück weiter. Es ging nicht mehr. Nach vieler Mühe und unter grossen Schmerzen schleppte ich mich weiter. Seit jener Zeit leide ich am Rheumatismus.

Dann versuchte ich, ohne Fahrkarte auf der Bahn zu fahren. Dies war gefährlich. Denn wurde ich entdeckt, so ging es mir schlecht. Dass ich ein Deutscher war, durfte keiner wissen; dann hätte man mich wieder tief nach Sibirien geschickt. Entdeckten mich die Natschalniken (Beamten), so behandelten sie mich schlimmer als ein Stück Vieh. »Bist du ein Germanez (Deutscher)?« fragten sie. »Wenn du es bist, Verfluchter, fort nach Sibirien!« Doch ich verstand das Russische gut. Einmal kriegten sie mich fest und führten mich ab zum Gefängnis. »Versprichst du es, nie mehr ohne Karte zu fahren, so lassen wir dich frei!« sagten sie. Das konnte ich ihnen nicht versprechen.

So führten sie mich zum Gefängnis. Dort aber liessen sie mich los. Sie wollten mir nur einen Schreck einjagen.

Wer kann die Schrecken dieser Wanderung beschreiben. Oft war ich tagelang ohne Essen. Betteln musste ich. Die Kleider waren zerlumpt. Nach vier Wochen Wanderung langte ich in Tscheljabinsk (ca 820 km) an.

Mit der Bahn ohne Karte, zu Fuss und auf Wagen, die mich mitnahmen, zog ich weiter, bis ich über den Ural ins Gouvernement Ufa kam. Einmal traf ich dort deutsche Mennoniten; das waren gute Menschen. Sie lebten in Erdwohnungen. Denn Holz gab es dort nicht. Die Zimmer waren ordentlich und sauber. Wände und Dielen waren mit Teppichen bedeckt. Innen blitzte und schimmerte es nur so. Die Leute gaben mir zu essen und liessen mich auf einem Strohsack im Zimmer schlafen. Ein starker Husten quälte mich. Im Einschlafen hörte ich sie sagen: »Der wird nicht mehr lange leben, der muss sterben«. Aber ich lebe noch heute, jene sind vielleicht längst von den Bolschewiken ermordet worden. Als ich am anderen Morgen aufbrach, gaben sie mir einen Rubel und Wegzehrung mit. Nach langer Zeit konnte ich mir auch etwas Tabak kaufen.

Hunderte von Werst bin ich gewandert. Man griff mich auf, aber ich entkam.

Ich wanderte immer längs den Eisenbahnschienen. Gefährlich war es an den Brücken. Im Gouvernement Ufa langte ich an einer Eisenbahnbrücke an. Auf ihr stand ein Posten. Ich bitte ihn flehentlich, mich hinüberzulassen. Er stösst mich weg. Schliesslich laufe ich zurück in die Niederung. »Geld habe ich nicht, zurück gehe ich nicht«, denke ich. Es war verflucht kalt und eine dunkle Nacht. Am Rande war der Fluss zugefroren. Aber in der Mitte war er offen. Schwarz schoss der Strom dahin. Da hatte ich doch Angst. Die Füsse schmerzten, ich setzte mich hin und schlummerte. Doch es wurde zu kalt.

Ich schleiche mich an die Bude des Postens heran. Der schläft. Also hinüber! Ich stolpere und schlage hin auf die Schienen — klick, klack ertönt es. Der Posten erwacht und schreit »Stoi! Ich schiesse beim dritten Male.« Ich werfe mich hin. Die Kugeln pfeifen. Fünf Schuss schiesst er hinüber. Ich bleibe liegen. Der Posten holt die Laterne, wohl um meine Leiche zu holen. Da bin ich hinübergelaufen, da haben die Füsse nicht mehr geschmerzt. Gerettet war ich. Der Russe suchte noch. Er hat wohl gemeint, meine Leiche sei in den Fluss gefallen. Denn die Brücke war ja nicht gedielt.

Ich wanderte weiter und kam nach fünfwochenlangem Marsch in Samara an (die Strecke Omsk—Samara beträgt ungefähr 1600 km). Dort nahm ich Arbeit an. Später fuhr ich nach Saratow in die Wolgakolonie, ich hoffte dort vielleicht jemand aus Winterfelde zu finden, der mir etwas über meiner Frau und Kinder Schicksal erzählen könnte. Und richtig: Eine Frau, die aus Winterfelde ins Wolgagebiet geflohen war, erzählte, dass meine Frau und die Kinder nach Irschi geflüchtet sind. Wie dann meine Briefe sie erreichten und sie nach Pokrowsk kamen, wo ich Arbeit fand, ist eine lange Geschichte. Ich arbeitete dann unter Gefahren zwei Iahre als »Pole« in Pokrowsk. Meine Papiere waren auf der langen Fussreise in der Tasche zu Pulver zerrieben.

Wie ich dann im Jahre 1918 nach Wolhynien und von dort nach Winterfelde zurückkehrte, davon könnte ich noch lange erzählen.

Die Bolschewikenzeit in Winterfelde brachte noch Schrecken genug. Aber Gott hat uns behütet.

Hinaus mit den Roten!

Ein deutscher Bauer erzählt:

Im Winter des Iahres 1918 lebte ich in einem Dorf der Wolgakolonie. Wir waren 1915 dorthin geflohen, als wir aus Winterfelde ausgewiesen wurden. Ich war ein Bursche von 17 Jahren.

Eines Tages wird bei uns vom Nachbardorf aus antelephoniert: Die Männer sollten zur Hilfe kommen. An hundert Bolschewiken sind ins Dorf eingedrungen. Mein Onkel lässt sofort die Pferde vor den Schlitten spannen. Nach langem Zögern erlaubt er mir mitzufahren. Die Tante sagt: »Wenn sie den Alten totschlagen, so kannst du die Leiche heimfahren.« Wir beide springen in den Schlitten und los gehts im Galopp. Im Nachbardorf ist gerade Markt, wie wir ankommen; und richtig! die Bolschewiken sind da, mit Gewehren, Revolvern und Säbeln bewaffnet. Wir tun uns mit den Männern des Dorfes zusammen. Es sind viele. Das Dorf ist gross. Die Hauptstrasse ist über drei Werst lang, Jaunjelgava ist nichts dagegen.

Auf dem Markt machen wir uns an die Bolschewiken heran und nehmen einigen die Waffen weg. Dann gehen sie in die Schule und stellen einen Posten aus. Wir ihnen nach, am Posten vorbei hinein in die Schule! Die Gewehre, die da zusammengestellt sind, bringen wir beiseite. Dann ergreift einer den Kommissar, einen kleinen, dürren Juden, und schmeisst ihn zum Fenster hinaus. Unten steht schon ein star-

ker deutscher Bauernbursche, fängt den Kommissar auf und beginnt ihn zu pressen. Er fragt uns, ob er ihn totdrücken soll. Alle Knochen knacken dem Juden. Wir meinen aber, ihn totzudrücken wäre nicht gut. Da presst er ihn noch ordentlich, dass ihm der Atem ausgeht und lässt ihn dann laufen. Die anderen Bolschewiken haben wir dann hinausgeprügelt. Die machten sich aus dem Dorf davon.

Die Gewehre behielten wir. Später kamen sie in grösserer Zahl zurück und verlangten die Gewehre zurück. Doch gaben wir sie nicht heraus. Sie waren schon längst versteckt.

Dann aber sind sie in Massen mit Maschinengewehren gekommen. Viele der Unsrigen wurden erschossen oder verschickt. Der Übermacht gegenüber waren wir wehrlos *).

Die Notzeit.

Als im Jahre 1918 das Land von den deutschen Truppen besetzt worden war, kam ein Teil der Winterfelder — gegen zwanzig Familien — aus Estland und Russland nach Winterfelde zurück. Den Flüchtlingen, die ins Innere Russlands geflohen waren, wurde die Rückkehr über die Grenze erlaubt.

Sie kamen zurück in eine verwüstete Heimat. Der Krieg hatte alles zerstört: Die Häuser waren dem Erdboden gleichgemacht. Die Granaten hatten alles eingeebnet. Die Holzgebäude waren abgebrannt; von den Steinhäusern standen nur die Mauerreste. Winterfelde hatte in der »toten Zone« gelegen. Das Land war verwüstet. Der Wald war übers Land gekrochen: Auf den Feldern wuchsen Büsche und Bäumchen; die Gräben waren zugewachsen. Stacheldrahtverhaue und Schützengräben gingen über die Kornfelder und Wiesen.

Da herrschte grosse Not. In verfallenen Baracken, in Unterständen, Erdlöchern und Eiskellern hausten wir. Ein Bauer, der im Eiskeller hauste, wurde halbblind. Wir nährten uns von den Wurzeln, Brennesseln, Kamillen und Krettich (Unkraut). Bis Ogre mussten wir laufen, um Brot zu kaufen (gegen 40 km). Aus Gerste, Trespe und

*) Unbekannt ist folgende Tat deutscher Bauern in Südrussland: In Odessa hatten die Bolschewiken die Macht an sich gerissen. Die französischen Truppen kümmerten sich wenig darum. Die Blutherrschaft der Roten begann. Da rotteten sich die deutschen Bauern aus der Umgebung Odessas zusammen und erstürmten die Stadt, reinigten sie von den Roten und ergriffen das Regiment. Die französische Besatzung kümmerte sich auch hierum wenig. Später ist dann diese zeitweilige deutsche Regierung Odessas der bolschewistischen Übermacht erlegen.

Kleie wurde auf dem Herde ein Brot gebacken — Ascherback nannten wir es.

Wir bissen die Zähne zusammen und gingen an die Arbeit — hungrig aber zähe. Wer aus Estland gekommen war, hatte es noch besser. Er verfügte über etwas Inventar: ein wenig Saatgut, eine Kuh oder ein Pferd. Wer nichts besass, war schlecht daran. Da halfen sich die Nachbarn. Später hat auch die deutsche Besatzungsbehörde geholfen, so dass die Not nicht mehr so gross war. So mühten wir uns durch den Sommer in harter Arbeit und Not.

Und dann zogen im Spätherbst und Winter die deutschen Besatzungstruppen ab. Das Land war allen bösen Mächten preisgegeben. Im Januar 1919 rückten die Bolschewiken ein. Da wurde die Not erst furchtbar. Sie beriefen die Männer zum Heeresdienst ein. Diese aber schlugen sich durch zu den Befreiern, um selbst das Land befreien zu helfen.

Von den älteren Männern, die zurückblieben, wurde so mancher ins Gefängnis geworfen. Aber schliesslich haben sie sie doch wieder alle freigelassen. Die Frauen und Kinder hungerten sich durch. Die Leiber der Menschen waren vom Hunger aufgedunsen. So mancher Winterfelder, der damals ein Kind war, hat sein Leben lang die Folgen dieser Hungerzeit gespürt. Ab und zu bekamen wir vom bolschewistischen Komitee pfundweise Hafermehl oder erfrorene Kartoffeln. Dann wurde es ruchbar, dass die Roten uns Deutsche erschiessen wollten. Doch konnten sie diesen Plan nicht mehr ausführen. Denn die Befreier reinigten das Land. Mit ihnen kamen unsere Männer, nahmen kurzen Urlaub und zogen weiter nach Latgale, um auch da die Roten hinauszutreiben. Anfang 1921 kehrten sie dann zurück — nach sieben Jahren Krieg.

Die Flucht durch roten Posten

Abends nach des Tages Arbeit sitzen wir, der Pächter Alexander Stolpe und ich, auf der Bank vor dem Hause, reden vom Wetter, über die bevorstehende Ernte und ihre Aussichten; dann kommen wir auf den Krieg und die Bolschewikenzeit in unserem Lande zu sprechen. Der Wirt erzählt von seinen Kriegserlebnissen:

Vier Jahre habe ich im russischen Heere dienen müssen. Dann brach die bolschewistische Revolution aus. Der Friede mit Deutschland wurde geschlossen. Wir kehrten nach Winterfelde zurück. Im Januar 1919 besetzten die Bolschewisten unser Land. In Liepaja

sammelte sich die Landeswehr und ging dann langsam — unterstützt von deutschen Freikorps vor. Bauska war bereits in den Händen der Befreier.

Am 10. März wurden wir, die wehrfähigen Männer von Winterfelde, vor die bolschewistische Militärbehörde geladen. Ich machte mich mit vier Kameraden zum Gemeindehause auf. Der Beamte, ein Bolschewik, fragte: »Wo habt ihr gedient?« Jeder von uns gab Bescheid, in welchem russischen Regiment er gedient hatte. Darauf gab er uns den Befehl: »Mit dem nächsten Zuge habt ihr nach Riga zu fahren und euch da zum Dienst zu stellen.«

Der nächste Zug sollte erst um ein Uhr nachts abfahren. Voll Sorge um unsere Zukunft warfen wir uns auf einen Strohhaufen. Unsere Lage war schlecht: Es schien jeder Ausweg aussichtslos. Wir waren den Bolschewiken ausgeliefert; ja wir sollten noch für sie gegen unsere deutschen Brüder kämpften! In Grübeleien über unser Schicksal lagen wir da.

»Wisst ihr was, Jungens!« sagte da der Kamerad Golz. Alle heben die Köpfe. »Wir wollen auskratzen, hinüber zu den Deutschen, sie stehen bei Bauska«. — »Es sind 75 km, und durch die Wälder werden es 90 sein. Der Eisgang auf dem Fluss kann jeden Augenblick beginnen; die Bolschewiken kriegen uns doch fest und erschiessen uns dann ohne weiteres!« wird entgegnet.

»Einerlei, wir kommen sowieso zu Tode.« meint Golz. Abgemacht! Wir gehen erst zurück nach Winterfelde. Zu Hause werden wir erstaunt gefragt: »Was, ihr seid zurück; wir dachten, ihr seid längst bei den Bolschewiken.«

»Wir wollen zu den Deutschen« antworten wir und erklären unseren Plan.

Am Tage hielten wir uns versteckt. Erst in der Nacht brachen wir auf und kamen nach zwei Stunden Fussmarsch zur Daugava. Wird das Eis noch halten? war die Frage. Wir kommen zum Ufer, da hören wir schon das Knirschen der Eismassen, die sich stromab schieben. Das Eis geht! Was nun? Wir erfuhren, dass 6 km stromauf das Eis bei Aiskraukle sich gestaut hatte. Die Uhr war bereits zwei. Wir laufen bis Aiskraukle. Und richtig, das Eis hat sich gestaut. Wird es halten? Bei der Kirche wagen wir uns auf das Eis. In einer Reihe, Mann hinter Mann gehen wir vorsichtig los. Wir stolpern in der Dunkelheit über die aufgetürmten Eisblöcke. Golz geht voran. Da, krach! plumps! Er ist nicht mehr zu sehen. Mit ausgestreckten Armen hängt

er im Eise und im Eiswasser. Doch nach vieler Mühe hilft er sich selbst heraus. Wir machen alle, dass wir ans Ufer zurückkommen. Was sollen wir tun? Bald bricht der Tag an; und kriegen uns die Bolschewiken fest, so kommen wir an die Wand. Wir versuchen es noch einmal, nehmen lange Stöcke und tasten uns in einer Reihe vorwärts. Und diesmal geht's. Nass bis auf die Knochen kommen wir am anderen Ufer an. Es ist kalt. Herunter mit den Kleidern! Das Eiswasser wird ausgewrungen. Dann werden die Sachen wieder nass angezogen. Es ist schon hell. Wir erfahren, dass Jaunjelgava voll mit Bolschewiken ist. Also gibt es nur einen Weg: durch die riesigen Taurkalnschen Wälder. Wir machen, dass wir in den Wald kommen. Er ist voller Menschen, es sind wohl Flüchtlinge, die ihr Leben vor den Bolschewiken retten wollen.

Der Wald ist gross. Wir gehen und gehen, bis wir beim Kruge Dzischli (15 km Luftlinie) herauskommen. Bis in die Nähe von Kurmene schlagen wir uns durch (ca 14 km). In einer Scheune haben wir übernachtet. Heu oder Stroh gibt es nicht. Der Boden ist mit Eis bedeckt. Eisigkalt ist es. Wir versuchen, in unsere Mäntel gewickelt, zu schlafen. Plötzlich riecht es nach Rauch. Alle springen auf. Ein Kamerad hat es nicht mehr ausgehalten und Feuer gemacht. Wir aufs Feuer drauf, und im Nu ist es ausgetrampelt. Es hätte uns verraten.

Am Morgen erzählt der Wirt uns, Kurmene sei voll Bolschewiken. Was tun? Mein Bruder schleicht sich bis zu einem Hügel vor. Alles scheint frei zu sein. Wir ihm nach und gehen weiter. Endlich kommen wir auf einen Hof, wo ein bekannter deutscher Wirt lebt. Er sagt uns: »Am 11. März ist Bauska von den Deutschen eingenommen worden. Die Bolschewiken sind ausgespickt und haben Skaistkalne und Kurmene geräumt.« Der Wirt ruft uns hinein und gibt uns zu essen. Wir sind mitten im Essen, da fliegt die Tür auf, der Wirt stürzt herein und schreit: »Die Bolschewiken sind da!« und jagt uns in den Stall. Es ist eine Patrouille, die uns nicht entdeckt und verschwindet. Der Wirt sagt: »Jungs, macht zurück, ich will auch noch leben!«

Wir machen vorwärts. Gegen 12 km vor Skaistkalne kommen uns zwei deutsche Mädchen entgegen. Die haben uns herausgeholfen. Denn wir wussten nicht mehr den Weg. Sie sagten: »Jetzt ist Skaistkalne rein.« Dort nach 16 km langem Marsch, gehen wir in ein Teehaus und stärken uns. Wen soll man nach dem Wege nach Bauska fragen? Jeder kann einen verraten. Da kommt ein Jude; einer von uns zu ihm hin. »Was, ihr wollt nach Bauska zu den Deutschen,

ihr spickt aus?« fragt er. »Es sind noch 36 km bis zur Stadt«, sagt er und erklärt uns den Weg. Dann sind wir 18 km abgegangen. In einem Hof haben wir Kartoffeln abgekocht. Da sprengt eine Reiterpatrouille von 15 Deutschen heran. Wir sind noch in russischer Uniform. Was soll man tun? Sie werden uns für Bolschewiken halten. Werden sie uns glauben, dass wir Deutsche sind? Drin bleiben oder hinauslaufen. Ganz egal! Wir stürmen heraus. Die Reiter, sie gehören zu einem Freikorps, glauben uns sofort, dass wir Deutsche sind, und lassen uns weitermarschieren.

Wie wir einen Kilometer von Bauska entfernt sind, kommen zwei Mann derselben Patrouille zurückgeritten — ein alter und ein junger Soldat. Dieser ist hitzig: zieht den Revolver heraus und will uns erschiessen. Wir sind ohne Waffen. Er hätte uns auch umgelegt, wenn nicht der Alte ihn davon abgehalten hätte. Doch der Junge will uns unbedingt erschiessen. Da sagt der Alte: »Lass die Menschen; es sind doch deutsche Menschen«. Schliesslich liess er uns frei.

In Bauska angelangt, fragen wir, wo wir uns melden können, wir wollen zur Landeswehr. »In der Schreibstube«, ist die Antwort. Hier werden wir ausgefragt. Da kommt der Führer des Freikorps Merk herein, lässt sich unterichten. Er sagt: »Kinder, ihr habt nichts zu rauchen«, und bietet uns Zigaretten an. Er fragt: »Was wollt ihr jetzt machen?« Wir sagen: »Erst wollen wir uns ausschlafen und dann uns bei der Landeswehr melden.« »Solche Jungen können wir gerade brauchen«, sagt er und lässt uns nicht fort. Wir werden eingekleidet und eingegliedert. Schon am nächsten Tage werden wir auf Patrouille geschickt. Da treffen wir den Mann, der uns tags zuvor erschiessen wollte. »Nun Kamerad, willst du uns noch erschiessen?« fragen wir ihn und lachen.

Dann haben wir den ganzen Feldzug gegen die Bolschewiken mitgemacht. Zuletzt kämpften wir in Latgale. Da halfen wir die Bolschewiken ganz aus Lettland hinauszuwerfen.

Der Aufbau

Als das Land von den Roten befreit war, wurde in Winterfelde ans Werk geschritten. Die Arbeit auf den vor fünf und sechs Jahren verlassenen Äckern war hart. Da musste der Strauch mühsam gerodet, neue Gräben gegraben werden, die Schützengräben waren zuzuschütten. Die Unmassen von Stacheldraht mussten entfernt werden. Wir bauten Ställe für das Vieh und die Pferde, wir bauten Scheunen. Es

war ein jahrelanger zäher Kampf. Dann später kamen die Wohnhäuser dran.

Viele aber hatten keine Pferde, so zogen sie selbst den Pflug. Wer eine Kuh hatte, der hatte es noch gut. Manche Familie lebte nur von ihrer Kuh im ersten Jahre. So furchtbar, wie in der Bolschewikenzeit war die Not aber nicht mehr. Von der lettländischen Regierung wurde ein Waggon Getreide geschickt. Unsere lettischen Nachbarn hatten ebenso zu leiden und zu kämpfen wie wir.

Im Sommer 1921 wurde 10 Familien, deren Männer im Befreiungskampf mitgekämpft hatten, Land zugeteilt. Andere Familien pachteten. Wieder andere arbeiteten als Handwerker und Landarbeiter. So ging der Kampf ums Sein. Allmählich stellte sich auch der Erfolg ein.

Langsam und zäh geht das Aufbauwerk in der Kolonie voran:

1920 Im Dezember wird in Winterfelde eine deutsche Schule eröffnet.

1923 Im März wird eine eigene deutsche Kirchengemeinde gegründet. Ein Kirchenrat wird gewählt. Monatlich einmal bedient ein deutscher Pastor aus Riga die Gemeinde.

1924 Im Oktober begründete der deutsche Oberkirchenrat eine eigene Pfarre — Skrīveri-Winterfelde. Ein Gemeindepastor wird gewählt. Im November wird die neugebaute hölzerne Kapelle durch den Bischhof der deutschen Gemeinden Lettlands eingeweiht. Der neue Pastor wird eingeführt. Er wird Leiter der Schule und zugleich Lehrer an ihr.

1926 Im November wird das neue Schulhaus eingeweiht, das aus den Mitteln des deutschen Elternverbandes und der deutschen Abteilung des lettländischen Oberkirchenrates errichtet worden ist.

1926 Gibt es in Winterfelde gegen 33 Familien. Die Gemeinde besteht aus ungefähr 200 Seelen. Die Schule besuchen 32 Schulkinder.

1937 Zur deutschen Gemeinde gehören gegen 250 Seelen. An 40 Familien leben in Winterfelde und der Umgebung. Die Schule besuchen 40 Kinder.

Jüdisches im deutschen Schrifttum

Von Heinz Mitlacher

1.

Die reinigende Wirkung der Gewitterstürme des Geistes durchströmt alle Bezirke deutschen Lebens. Viel ist geworden, mehr noch will werden, und kein Winkel ist im deutschen Hause, der nicht im Umbau stünde. Und selbst dem Widerstrebendsten dämmert mählich die Gefahr, die es mit der Verjudung des deutschen Kulturlebens im allgemeinen und des deutschen Schrifttums im besonderen auf sich hatte; der Liberalste selbst gibt widerstrebend zu, dass da »etwas nicht in Ordnung war«.

Die Gefahr ist erkannt, nicht definiert. Denn der von Adolf Bartels *) vor vielen Jahren unternommene Versuch, das Wesen der jüdischen Gefahr im deutschen Schrifttum zu deuten — der Ausdruck einer ehrlichen, aber grobfädigen Geistigkeit — blieb ein Kampf mit unzulänglichen Mitteln. Das Bleibende dieses Versuches ist sein Ansatzpunkt: die Volksseele. Da aber der Hurrapatriotismus des wilhelminischen Zeitalters die Seele überschrie, so erklärt sich die damalige Unfähigkeit, mit der jüdischen Gefahr anders als in Form einer triebhaften und in ihren logischen Mitteln oft zweifelhaften Abwehr sich auseinanderzusetzen. Die Vornehmheit einer Rasse oder eines Volkes aber zeigt sich an der Blankheit der Waffen, mit denen man den Gegner niederringt. Wir haben mit den blanksten Waffen, mit den artgebundenen geistigen Werten unseres Volkes zu kämpfen.

Weltbürger im Sinne des Liberalismus können und wollen wir nicht mehr sein, weil wir die Ahnen in unserem Blute tragen; wohl aber werden wir auch weiterhin im Geiste Fichtes den Weltstoff geistig verarbeiten, das Artgemässe eingliedern, das Artfremde abstossen. Das Gewissen nach rückwärts (Überlieferungsbewusstsein) und das Gewissen nach vorwärts (Zukunftsgestaltung) sind feiner und stärker in uns geworden, als in irgend einer anderen Epoche der deutschen Geschichte. Mögen auch im rein biologischen Bereiche die Rassenbegriffe noch nicht restlos geklärt sein und in ihrem Beziehungsverhältnis noch etwas von der Vagheit der Erdkarten des 16. Jahrhunderts haben — in der Schrifttumsbetrachtung, also einer Geistes-

*) Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur, 1901/02. 12. Auflage 1922 bei Haessel, Leipzig.

wissenschaft, stehen Tatsache, Gesetz, Wertgefühl und Regel in einem gestaltlichen Zusammenhang, welcher innerhalb der Naturwissenschaften so nicht stattfindet.

Sachliche Wissenschaft wollen wir auch heute; aber Sachlichkeit ist nicht gleichbedeutend mit Standpunktlosigkeit. Unsere Behandlung der jüdischen Frage empfängt ihren Sinn aus unserer geistig-seelischen Gebundenheit an unser Volk. Volk ist eine Idee, aber eine mit natürlichem Halt; Weltbürgertum ist ein Banner ohne Schaft.

2.

Kein Weg ist tüchtiger, das Wesen eines Menschen zu suchen, als die Betrachtung seiner Sprache. Darum gewinnt eine Schau des jüdischen Schrifttums über den Rahmen einer Sonderuntersuchung hinaus die Bedeutung einer Wesensschau. Es liegt eine tiefe Weisheit und Gerechtigkeit darin, dass die Sprache — von den tausend Masken unserer Kulturstunde die feinste und täuschendste — am erbarmungslosesten die preisgibt, die sie als solche missbrauchen.

Der Jude, Meister der Maske und somit auch der Sprache, soweit sie rationalem Zugriff preisgegeben ist, wird von seiner Maske — der Sprache verraten. Da hier Gestaltschau, nicht Gliederschau betrieben werden soll, sei dies einfach festgestellt; Aufgabe einer reinen Philologenarbeit voll Feinsorgsamkeit (Akribie) wäre die Aufreihung der Einzelbelege jüdischer Maskensprache und Sprachmasken. Solch feinsorgsames Sondern des Wahren und Verlogenen, wie es bis in Satzgliederung, Satzrhythmus und Wahl der Epitheta hineinspielt, wäre aber zugleich für uns selber eine Erziehung zur sprachlichen Wahrhaftigkeit im tiefsten Wortverstande und — da ureignes, urneues Gedankengespinst sich nie mit fertiger Schablone zufrieden gibt, vielmehr nach seinem notvollen, unwiederholbar eignem Ausdruck ringt, — auch eine Schule schöpferischer Sprachkunst.

Die Sprache — Herders unverlierbare Erkenntnis — ist erst nachträglich Verständigungsmittel, urtümlich aber Ausdrucksmittel und somit Zweig der allgemeinen Ausdruckskunde wie Gebärdenkunde, Schriftkunde, Leibformkunde. Wie Handschrift, Leibform und Gebärde wird auch die Sprache Deuter des Guten und Verräter des Bösen. Mit allem, was wir sagen, machen wir ein Bild von uns; kein Lügen hält dem unbestechlichen Blick des Ausdruckswissens stand.

Weil nun das Fremdwort, als das verschwommenste, seelenloseste, erlebnisärmste Sprachgebilde als Maske am dienlichsten ist, er-

klärt sich die jüdische Vorliebe dafür; hier tut sich ein weites Untersuchungsgefilde auf; Saphir, Carl Sternheim, Theodor Lessing, Georg Bernhard, Cassirer, Ernst Heilborn, Bernhard Diebold, Julius Bab, Artur Eloesser, Theodor Wolff — und vor allem: der Maniker des Fremdwortes schlechthin: Maximilian Harden! Daher auch die wütende Feindschaft gegen den Deutschen Sprachverein, dessen segensreiche Tätigkeit teils mit Ironie, teils mit Scheinwissenschaft abgetan wurde.

Der Jude ist der Meister der Ironie. Diese seine Meisterschaft verführt ihn zur Taktlosigkeit. Wenn Heine die Westfalen als »sentimentale Eichen«, Theodor Lessing Hindenburg als »treuherzigen Bernhardiner« bezeichnet oder Erich Kästner in seinem Gedicht »Wenn wir den Krieg gewonnen hätten ...« die heiligsten Gefühle einer tragischen Nation verhöhnt, so entartet die Ironie zur Niedertracht. Ironie ist die intellektuelle Schwester des seelisch gespeisten Humors. Der Jude als Mensch des reinen Intellekts ist humorlos. Diese Tatsache erweist sich nur als Teil eines grösseren und entscheidenderen Fragenzusammenhanges, nämlich des jüdischen Rationalismus. Lachen hat schon manche Übertreibung auf das rechte Mass zurückgeschnitten; aber das jüdische Lachen ist kein sittliches Korrektiv, sondern ein Hassausbruch (so erklärt der Jude Bergson das Lachen als eine »Abwehrhaltung der Gesellschaft«). Heinrich Heine ahmt deutsches Fühlen nach, dringt kraft seiner jüdischen Einfühlsamkeit tief darin ein, baut es in seinen feinsten Verästlungen auf — wie zart weiss er den Ton des deutschen Volksliedes zu treffen — aber zerstört dann brüsk die Stimmung und verspottet die magisch beschworenen Gefühle.

Nicht zufällig sind die beiden grössten Parodisten der bisherigen Weltliteratur, Fritz Mauthner und Robert Neumann, Juden; hier streift Parodie schon ans Geniale; so sind beide denn auch Verfasser tiefeindringender sprachphilosophischer Werke. Oder wenn Hofmannsthal in seinem »Andreas oder die Vereinigten« den goethischen Altersstil der »Wanderjahre« nachahmt, so beweist er damit eine Sprachspürsamkeit, wie sie der gleichfalls jüdische Rudolf Borchardt mit seiner Nachformung christlichen Rittertums (»Der Durant«), der jüdische Berthold Auerbach mit seinem Sicheinleben in Schwarzwälder Bauerntum, Karl Marx mit seinem Nachformen der kühn aufgipfelnden Dialektik und des spekulativen Befehlshabertones Hegels bewähren — eine Spürsamkeit, die wir bewundern müssten, entspränge sie der

Liebe und nicht der im Daseinskampf gewordenen jüdischen Tarnungsfähigkeit.

3.

Seine unvergleichliche Darstellung hat der jüdische Intellekt in der Fabelgestalt des Reineke Fuchs gefunden. Es ist die Taktik der Maske, die sich bis auf die Fälschung der Namen erstrecken kann — so wenn sich Gundelfinger »Gundolf«, Friedländer »Mynona« (Umkehrung von »Anonym«), Dessauer »Dessoir«, Baruch »Börne« nennen. Der Jude ist der geborene Journalist und Impressionist. Er hat das Tastgefühl für das Aktuelle. Ihm gelingen kraft seiner orientalischen Sprachgebärde oft Formulierungen von verführerischer Leuchtkraft, rational zugespitzte Antithesen. Er liebt das Wortspiel — siehe Saphir, Maximilian Harden, Alfred Kerr, Karl Kraus! Aber nicht das tief in der Urweisheit der Sprachbeziehungen verankerte, von einem gemeinsamen Wurzelwort abzweigende Wortspiel, wie es in Nietzsches »Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt« gipfelt, — sondern das Schillern zufälliger, oberflächlicher Gleichklänge, wie etwa d e r und d a s Tor in Heines »Ein Tor ist immer willig — wenn eine Törin will«.

Psychologie ist dem Juden rationale Schlüsselwissenschaft. Naturalist und Materialist seinem Wesen nach, sucht der Jude im Seelischen alles aus rationalen Kausalketten abzuleiten (selbst ein so feiner Literat wie Wassermann); ihm fehlt das mütterlich Bergende, worin einzig das Leben der Seele und der Kunst gedeiht. Jüdische Neugier kennt keine Ehrfurcht. Die Freudsche Psychoanalyse bedeutet einen Einbruch mechanischen Denkens ins innerste Heiligtum der menschlichen Person. Der Kern einer Ordnung aber muss immer das Mysterium bleiben. Was man als jüdische Schamlosigkeit und Taktlosigkeit tadelt, ist nichts anderes als der Verständnismangel für die rassischen Wertgefühle der Wirtsvölker! Schamhaftigkeit aber ist keine moralische Kategorie, sondern ein geistiger Wert. Alle grossen Deutschen, von Luther über Goethe zu Viktor Hehn — Männer der grossen Gerechtigkeit — haben die jüdische Schamlosigkeit gegeisselt. Sie ist aber auch teilweise Ausfluss der gesteigerten Sexualität jenes orientalischen Rassengemisches, welches das jüdische Volk darstellt. Die lüsterne Treibhausatmosphäre jüdischer Denker (Freud, Weininger), Wissenschaftler (Hirschfeld, Hodann), Literaten (Kästner, Feuchtwanger) ist in hohem Masse bezeichnend. Der Biographienfabrikant

Emil Ludwig befleckte selbst die Gestalt Jesu mit einer süsslichen Erotik.

Ebenfalls östlicher Herkunft ist die jüdische Freude an Ornamentalem; siehe Rhetoren wie Lassalle, Rosa Luxemburg — siehe auch den verschnörkelten Stil eines Wassermann. Östlich ist ferner die Frühreife jüdischer Wunderkinder: Weininger, Borchardt, Hofmannsthal. Es fehlt das gesund Naive — was sich in des Juden Kästner Kinderbuch »Emil und die Detektive« an der verlogenen Lebfrische der dargestellten Buben zeigt. Knabenbücher zu schreiben ist nicht leichter, eher schwerer, als feinverästetelte Seelenromane; es gehört ein Zartgefühl, ein Takt ohngleichen dazu, Kinderbücher hervorzubringen. — Östlich ist endlich der jüdische Fatalismus, der teilweise Ausfluss des mechanistisch-rationalen Weltbildes ist. Die Menschen jüdischer Romane leben in einer mit Misstrauen vergifteten Umwelt, sind Sklaven einer dumpfen Kausalkette. Ein herrenmässiger Lebensstil bleibt ihnen fremd (wie bei Hamsuns »Segen der Erde«), wo der individuelle Wille des Menschen nach einem Worte Schlossers alles, was er in der Natur berührt, »ätzt«, zu einem geformten Ausdruck seines Innersten macht.

Unsauber nach nordischem Empfinden ist oft die jüdische Problemstellung. Man denke an die Vorliebe für das Motiv des Inzests (Leonhard Franks »Bruder und Schwester«, Meisels »Torstenson«, Th. Wolfes »Schau heimwärts, Engel!«, Cocteaus »Enfants terribles« usw.). Und andrerseits sind auch zerrissene Ehen ein Lieblingsthema psychologisierender jüdischer Literaten. Gerade die Mysterien verneinende, rationale jüdische Sexualwissenschaft (Magnus Hirschfeld, Hodann, Marcuse) war im Fieber der Inflation ein Wegbereiter der Ehezerrüttung und damit der Volkszerstörung. Kein Volk bemüht sich heute so zäh um den Sinn der Ehe wie das deutsche. Familie ist uns Herzkammer des Volkstums. Aber der freudige Zusammenhalt der Menschen, die zu zweit das Leben wagen, hat nichts gemein mit der klebrigen, jüdischen Erotik etwa Arnold Zweigs. (»Junge Frau von 1914!«) Jener Sinn des Dichters überhaupt, »süsse Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht trägt«, missrät der jüdischen Psychologie. Das unbefleckt Schöne will ihr nicht gelingen. In kranker Schmerzwollust — ahasverische Zerrissenheit und Selbstverachtung des rassisch zerstückten und wurzellosen Instinkts — quält sich der Jude im Bionegativen, Destruktiven; mit gepeinigtem Hohn zeigt er die dünne Schale auf, die das Humane vom Chaos trennt — die ver-

schwiegenen Tragödien etwa, die dicht neben dem heiteren Alltag sich hinter Klinikmauern abspielen (man untersuche daraufhin die jüdische Vorliebe für Arztromane und Krankheitsdarstellungen — für die Schilderung des Todes in den abstossendsten chirurgischen Formen).

Mit geplagter Freude — siehe schon Heines Desillusionsgedichte — sucht er das Traumgold der deutschen Seele in dürres Reisig zu verwandeln. Aber die Aufdeckung der Problematik alles Seins ertragen nur reife, heroische Menschen. Der Jude jedoch ist nicht heroisch — eher sentimental; denn Rationalismus und Sentimentalität (entgegen der gängigen Meinung) bedingen einander: siehe Heine —oder, auf einer anderen Ebene, die literarhistorische Gleichzeitigkeit von Aufklärung und Empfindsamkeit. Solche Weinerlichkeit und orientalische Prunkliebe lässt den seelenkalten, also unromantischen Juden oft als Romantiker erscheinen (Heine, Hofmannsthal, Beer-Hofmann). Der Jude, unheroisch, ist dem Defaitismus und Pazifismus zugeneigt (Gumbel, Theodor Lessing, Karl v. Ossietzky, Alfred Kerr usw.). Weil unheroisch, ist er auch der Tragik unfähig. Seine rassische Zerrissenheit, sein dunkles völkisches Schicksal werden von ihm selber nicht als tragischer Wert erkannt. Ihm fehlt die Würde des Leides und der Adel des Leides. Schmerz ist ihm nicht Zuchtwert, sondern Unbehagen (siehe Freuds »Das Unbehagen in der Kultur«).

4.

Nordische Wertsetzung geschieht auf tragischem Grunde; die innere Gestalt des Menschen bricht sich an der Welt; die Welt lässt das Eigenste nicht zu — so werden wir geformt von Sehnsucht, Kampf und Erinnerung. Jüdische Wertsetzung wurzelt in der Anpassungsfähigkeit an das zur Kausalkette degradierte Schicksal.

Ein Vergleich zweier Schriftsteller, die im geistigen Raum der Nation bis unlängst etwa gleichen Einstrom hatten, mag dies am Schluss erhellen. Bewusst vermeiden wir die wohlfeile Waffe moralistischer Entrüstung. Wir setzen einen jüdischen Roman, der den moralischen Konventionen entspricht, neben einen nordischen, der ihnen scheinbar widerspricht: Wassermanns »Fall Maurizius« mit der Fortsetzung »Etzel Andergast« neben Carossas »Geheimnisse des reifen Lebens«. Hier beweist sich, wie unablösbar das Ethische vom Ästhetischen ist. Wassermann ist zweifellos ein Literat von Rang, von starker erzählerischer Strenge und hoher Zucht des Wortes. Der Inhalt

der vielgekauften Romane wird vorausgesetzt. Erinnert sei, dass im »Fall Maurizius« ein Knabenherz, das einen Justizbetrug entdeckt, diesen gegen die geschlossene Welt der Erwachsenen vernichtet. Man spürt, dass diese Fabel einen ausserordentlichen sittlichen Gehalt hat, ein Kohlhaas-Schicksal; und doch fehlen, weil hier auf einer rationalen Ebene gehandelt wird, die entscheidenden dramatischen Durchbrüche. Mit grosser Schichtungsgewalt der Struktur aus Gegensatz, Übertreibung, Türmung und Absturz baut Wassermann seinen Roman, aber seine zerfasernde Psychologie degradiert die Tragik zum blossen Unbehagen.

Hier gilt Nietzsches »Der Künstler vergreift sich, wenn er sich begreift«: Die Gestalt der Marie gewinnt trotz aller Feinarbeit kein dramatisches Leben, obwohl sie im Plane gesünder, lebkräftiger angelegt ist als Carossas Sybille. Nicht ob er Krankes oder Gesundes darstellt, verrät die Krankheit oder Gesundheit eines Dichters; man kann Gesundes krank und Krankes gesund darstellen. Nicht auf eine heile Welt kommt es an, sondern auf heile Augen, diese Welt zu schauen.

Wo Wassermann aus Trotz, schafft Carossa aus Liebe. Durch das Medium der mürben Sybille vermittelt er eine herzlich wie intellektuell gleich hochbegabte Weltschau. Das Schicksal der Sybille ist atmosphärisch um sie, ihr Charme, ihre Hysterie, ihre Zerbrechlichkeit. Und dabei wird hier nicht erzählt mit wassermannschem Naturalismus, sondern in einer distanzierten Prosa von unermüdlicher Verantwortlichkeit, die etwas strahlend Sprödes von fast Stendhalscher Ausgeglühtheit hat — eine ganz ihrer Natur bewusste Schriftsprache, die nicht »natürlich« sein will. Wassermann schillert und spielt und schlägt das Pfauenrad seiner sprachlichen Möglichkeiten; bei Carossa steht jedes Wort erregend richtig an seinem Platze. Wassermann führt vom Sittlichen ins Chaos; die helle, reine Fanfare seines Knabenhelden verliert sich im trüben Gewirre eines sittlichen Relativismus. Umgekehrt führt Carossa vom Chaotischen ins Sittliche: dunkle Verwirrung der Gefühle läutert sich im Lichte des Geistes, wie dumpf einlaufendes Wasser im Gefässe höhersteigend einen immer helleren Ton erzeugt. Carossa preist den Adel des Seins, der auf Zucht, Ordnung und Dienst beruht; Wassermann, der moralistisch begann, endet in mürbem Verzicht der Standpunktlosigkeit.

Nicht ungestraft verwaltet einer seelische Werte, an die er nicht mehr glaubt.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Verlängerung des Kriegszustandes

Das Ministerkabinett beschloss, zwecks Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung den Kriegszustand um weitere 6 Monate zu verlängern.

Der Staatspräsident über das Genossenschaftswesen

Auf der Generalversammlung des Zentralverbandes »Turība« machte der Staatspräsident grundlegende Ausführungen über das Genossenschaftswesen: Mit der Reorganisation des Genossenschaftswesens sei im grossen Erneuerungsprogramm der Wirtschaft eine neue Epoche eingeleitet; sowohl die Wirtschaftslage des Bauern als auch die des Städters werde dadurch gestärkt werden. Das Wichtigste und Grösste aber sei, dass durch die Zusammenarbeit nicht nur das wirtschaftliche Leben gefördert wird, sondern dass sie ihren Einfluss auch auf das geistige Leben ausübt. — Im Einzelnen sprach der Staatspräsident ausführlich über Aufgaben und Ziele der »Turība«. Die Hauptaufgabe der »Turība« sei, die staatliche Landwirtschaft und Wirtschaftspolitik zu fördern und der Regierung bei der Durchführung ihrer Pläne hinsichtlich der Preispolitik zu helfen. Die weiteren Aufgaben der »Turība«, die Engros-Versorgung mit Waren aller Art und die Herstellung von Maschinen und anderen Waren in den eigenen Betrieben, würden dadurch erleichtert, dass die »Turība« in- und ausländische Immobilien, auch landwirtschaftlich genutztes Land, erwerben, pachten und beleihen kann. So werde es möglich sein, im eigenen Lande Waren herzustellen, die bisher eingeführt werden mussten.

Neugegründete Industriegesellschaft

Im Zuge der Umgestaltung und des Neubaus der lettischen nationalen Industrie erfolgte die Gründung der staatlich kontrollierten Textilindustrie-Aktiengesellschaft »Rīgas Vilnas Rūpnieks«. Der Zweck des neuen Unternehmens ist die Verarbeitung, Ausarbeitung und der Verkauf von Woll- und Halbwollfabrikaten.

Das neue Unternehmen fügt sich der Reihe mit staatlicher Unterstützung geschaffener Industrie-Aktiengesellschaften: »Vairogs« (Maschinenindustrie), »Kalķi« (Kalkindustrie), »Ķiegelnieks« (Ziegelindustrie), »Aldaris« (Brauereien), »Laima« (Süsswaren), »Degviela« (Brennstoffindustrie) u. a. ein.

Das Arbeiterfest

Am 25. Juli fand das 3. grosse Arbeiterfest statt. Die Beteiligung der Arbeiterschaft war eine ausserordentlich grosse. Die Zahl der Festbesucher wird mit 200 000 angegeben. Auch dieses Jahr erhielten die langjährigen tüchtigen Arbeiter Auszeichnungen. 5000 Arbeiter, die — wie der Staatspräsident ausführte — bewiesen hatten, dass sie mit den Händen, mit dem Kopf, vor allem aber mit dem Herzen und mit den Gedanken gearbeitet haben, bekamen diese Ehrenzeichen.

In seiner grossen Festansprache gab der Staatspräsident einen Überblick über die innere Entwicklung Lettlands, insbesondere soweit sie die Verhältnisse der Arbeiter berührt. In den Gewerkschaftsvereinen seien jetzt 66 000 Menschen zusammengeschlossen; für die Arbeiter gebe es 6 Erholungsheime, die Arbeitsumstände würden ständig verbessert; in der Industrie seien im letzten Jahr 16 000 Arbeiter neu eingestellt worden (im Laufe der letzten 4 Jahre sogar nahe an 50 000). Durch Ausgleichung der Arbeitslöhne nach oben würde eine Erschwerung der Lebensumstände infolge der Preissteigerung weitgehend ausgeglichen. Abschliessend betonte der Staatspräsident, dass die Politik der Regierung eine Politik des ganzen Volkes sei und sein werde: »Ein Gesetz für alle, die gleichen Rechte für alle, und eine Gerechtigkeit für alle ohne Unterscheidung nach Besitz oder Stand, nach Zugehörigkeit zu einer oder der anderen Gruppe und Organisation.«

Ausstellung in Jelgava

Am 28. August wurde die zweite grosse Bezirksausstellung der Landwirtschaftskammer eröffnet. An der Ausstellung beteiligen sich 10 staatliche Institutionen und Unternehmungen und etwa 200 einheimische Firmen. Dem Besucher wird ein Überblick nicht nur über die Landwirtschaft, sondern über das gesamte Wirtschaftsleben gegeben. Die Ausstellung stellt eine grosse Leistungsschau Lettlands dar.

Der Landwirtschaftsminister Birznieks gab in seiner Eröffnungsansprache einen Überblick über die Entwicklung der Landwirtschaft im letzten Jahr; er verwies insbesondere auf die grosse Bedeutung der Arbeit mit Maschinen. Für die Zukunft stellte er als Aufgabe hin: Hebung der landischen Wohlfahrt und Mehrung der landwirtschaftlichen Einnahmen. Diese müsse vor allem durch eine Ertragssteigerung erfolgen. Allerdings seien auch die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse gestiegen und könnten je nach den Marktverhältnissen noch weiter steigen. —

Sovetrussische Journalisten in Lettland

In Erwiderung eines Besuches lettischer Journalisten weilte eine Gruppe sovetrussischer Pressevertreter einige Tage in Lettland. Ihr Aufenthalt sollte der weiteren Ausgestaltung gutnachbarlicher Beziehungen zwischen den beiden Staaten und Völkern dienen. Die Besuche der auf kulturellem Gebiet Tätigen würden — so meinte der Führer der räterussischen Abordnung Michailow — die gemeinsame Arbeit zum Besten des Friedens wirksam fördern. Er wies ferner darauf hin, dass das Interesse für die baltischen Staaten in der UdSSR in der letzten Zeit, besonders seit dem Besuch des lettländischen Aussenministers Munters, stark gestiegen sei! Die Räteunion verhalte sich der Unabhängigkeit dieser Staaten gegenüber mit grosser Achtung und Freundschaft.

Besuch des Generalsekretärs des Völkerbundes I. Avenol

Auf seiner Reise durch die baltischen Staaten weilte der Generalsekretär des Völkerbundes I. Avenol vom 16.—20. August in Riga. Mit Befriedigung stellte er fest, dass Lettland neben seinen Bestrebungen zum inneren Neubau an seinen Pflichten gegenüber dem Völkerbund festhält. — Indessen das Hauptinteresse Avenols war dieses Mal nicht Fragen der Aussenpolitik gewidmet, sondern dem inneren Leben der baltischen Staaten. Über Lettland äusserte er, dass ihn die Intensivität seiner Entwicklung überrasche und beeindrucke, besonders die Kraft und Konzentriertheit der Regierungsmassnahmen in Fragen der Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens.

Preisnormierungen

Um einer ungerechtfertigten Preissteigerung vorzubeugen, hat der Preisinspektor für eine Anzahl lebenswichtiger Artikel die Preise festgesetzt. Das gilt insbesondere für Mehl, Brot, Brennholz, Steinkohle (Koks). Im Zusammenhang damit sind auch die Preise für die Zentralheizung normiert worden. Die Regierung hat, um eine bedeutende Erhöhung zu verhindern, den Ausführungen des Preisinspektors zufolge in manchen Fällen finanzielle Opfer auf sich genommen. So wurde der Preis für Koks auf Ls 60.— für die Tonne festgesetzt, obwohl auf dem Weltmarkt der Preis Ls 67.— für die Tonne beträgt und ein weiteres Anziehen des Preises bemerkbar ist.

Der Ausbau Rigas

Das Stadtamt hat einen umfassenden Plan zum Ausbau und zur Umgestaltung Rigas ausgearbeitet. Nach Durchsicht durch den technischen Rat der Bauverwaltung wird der Plan dem Ausschuss für nationales Bauwesen zugeleitet werden. Vorgesehen ist vor allem eine Umgestaltung der Rigaer Altstadt. Hier im Zentrum der Stadt werden Monumentalbauten entstehen, die von Gärten und Anlagen umgeben sein werden. — Ein grosser Teil der alten Strassenzüge wird abgerissen und zu Alleen und breiten Boulevards umgestaltet werden.

Der Platz des 15. Maija am Dom wird noch vergrössert. Freie Plätze werden auch um die Petri- und Johanniskirche geschaffen werden.

Doch nicht nur die Hauptstadt Riga soll einen Aus- und Umbau erfahren. Ähnliche Absichten bestehen für eine Reihe von Städten der Provinz, wo teilweise auch bereits eine rege Bautätigkeit begonnen hat, so in Liepāja, Ventspils, Kuldīga, Talsi.

Aufnahmeprüfungen in die Universität

Am 31. August begannen die Prüfungen der 1500 Aspiranten zum Eintritt in die lettländische Universität. Nach einem Examen in der lettischer Sprache, das alle ablegen müssen, fanden die Konkurrenzexamina für die einzelnen Fakultäten statt, da insgesamt nur 990 Vakanzen vorhanden sind. Nur die theologische, juristische und landwirtschaftliche Fakultät hatten keine Konkurrenzexamina.

Die lettländische deutsche Sängergruppe in Breslau

Am grossen deutschen Sängerfest in Breslau nahm auch eine grosse Zahl deutscher Sänger aus Lettland teil. Dem Rigaer Liederkranz wurde die Gelegenheit geboten, ein Konzert zu geben. Lebhafter Beifall wurde den Rigaer Sängern zu teil. — Auch die Veranstaltungen der anderen auslanddeutschen Volksgruppen, die einen tiefen Einblick in die Sonderart des Lebens und der Lebensbedingungen der einzelnen Volksgruppen vermittelten, fanden allgemein grosse Teilnahme. So wurde dies Fest zu einem Ausdruck volksdeutscher Verbundenheit.

Riga, 1. September 1937

Aus dem Schrifttum der Zeit

Aufstieg zum Kilimandscharo

Thomas war den anderen weit voraus. Ein kalter Wind fegte jetzt über die kahle Höhe, riss die Nebel vom Boden weg und hängte sie gleich riesigen grauen Fahnen an die senkrechten Kanten der Felstürme. Unbekümmert aber um Nebel, Wind und Einsamkeit reckten sich die Wunderbäume der Lobelien aus dem hohen Gras. Am hohen Stamm einen einzigen Blattschopf und eine gewaltige blaue oder weisse Blütenähre, hauchten sie einen letzten schönen Gruss der rauhen Gebirgswelt entgegen. Düster und drohend blickten zuweilen die schroffen Felswände und die schwarzen Schluchten des Mawenzi herüber; der Gipfel steckte noch in den Wolken. Aber um den Kibo wurde es schon lichter. Mit einem Male schoss ein funkelnder Blitz über alles. Die Sonne hatte durch ein Nebelloch den Gletscher getroffen, der warf nun rotes Licht gegen die Nebeldecke über ihm, Riesenhände griffen in das trübe Zeug, das dem Wanderer den Blick verhängte, zerrissen es in tausend Fetzen und schleuderten es hinunter in die Ebene.

Mit einem Ausdruck freudigen Erstaunens war Thomas stehengeblieben. In gewaltigem Umkreis lag, fern noch und hoch, die Gebirgswelt des Kilimandscharo da, und das rote Leuchten des Kibo war so stark, dass sogar die sonst schwarzen Wände und Zacken des Mawenzi erglühten. Zwischen den gelben Wogen der Grashänge schaukelten die Freunde und Träger heran. Auch sie standen nun still und schienen die herbe Schönheit des Abends zu geniessen. Hinter ihnen schloss der Nebel die Welt ab, vom Urwald waren nur noch ein paar düstere Schatten zu sehen, und die weite Ebene der Steppe lag im grauen Nichts. Das eigene Land und das feindliche und die Grenze. Sie aber waren hinausgehoben über den Alltag zu einem freien, herrlichen Tun.

Als Hackl und Rott mit den andern die Petershütte erreichten, ging gerade die Sonne hinter dem Grat des Sattels zur Ruhe, und im selben Augenblick glühte die Kibokuppel feurig auf, als sei nun sie der Quell eines ungeheuren Lichts. Da sahen selbst die Schwarzen erstaunt in die unfassliche Schönheit des Naturgeschehens. Aber das Leben war hier noch nicht auf die Menschen beschränkt. Über den wilden Schluchten zwischen den Felswänden und schliesslich sogar dicht über der Hütte kreiste langsam und gleichmässig ein mächtiger Adler . . .

Das Holz brannte schlecht, und in der Nacht wurde es bitter kalt. Auch begann ein mächtiger Sturm die kleine Wellblechhütte zu umtoben. Mitunter knirrschte und jammerte sie, als wehre sie sich gegen den Versuch des Berggeistes, sie von dem kahlen Felsen hinunterzublasen. Als Thomas jedoch früh die Nase hinaussteckte, schien schon die Sonne, und nur ein feiner weisser Dunst zog noch leise über die gigantischen Berge.

Cahigi erlebte erst noch ein Wunder. Das Wasser in einem Napf, das er draussen hatte stehen lassen, war zu einem Stein geworden, ein böser Geist hatte es verhext. »Pass auf«, sagte Hackl, »i hab' guete Geisterhänd'. Bal i dös anfass', nachher wird's wieder Wasser!« Cahigi trat zwar vor Scheu einige Schritte zurück, aber er sah doch genau, was da geschah: der Bana tilola konnte wieder Wasser aus dem kalten Stein machen! Cahigi beschloss grinsend bei sich, wenn das wirklich etwas werden sollte mit der Elefantenjagd auf dem Heimweg, sich dicht bei Bana Hackl zu halten, der konnte zaubern, der würde ihn beschützen.

Seine andere freudige Erwartung, dass nun ein Teil des Proviantes hier in der Hütte bleiben und dadurch die Last sich verringern würde, erfüllte sich nicht. Zwar blieb Proviant da, aber dafür mussten sie Holz sammeln von den einzelnen verwitterten und abgestorbenen Zwergbäumen und mit hinaufschleppen zur Meyerhöhle. Hackl hatte die Aufsicht. Thomas, Rott und Josua begannen die Gletscherwanderung.

Es war anfangs noch empfindlich kalt. Aber dann wärmte die Sonne immer kräftiger die Männer, die durch das Hochmoor aufwärts zogen. Noch immer standen vereinzelt mächtige Erikabäume umher, anzusehen wie Grüsse aus einem Märchenland, nicht Kraut, nicht Busch, nicht Baum, von jedem etwas und doch etwas ganz Fremdes und ins Riesenhafte gehoben, wie alles in diesem Land. Klar lag zwischen den beiden gewaltigen Gipfeln des Kilimandscharo der geschwungene glatte Sattel, und aus der Wolke um den Eishelm des Kibo langten die breiten Ströme der gewaltigen Gletscher weit hinunter ins dunkle Gestein.

Sie liessen den Mawenzi schliesslich hinter sich und betraten den Sattel zwischen den beiden Gipfeln. Nun lag das Eiswunder des Kibo vor ihnen im Licht der Morgensonne und glänzte in tausend Feuern. Seine Gletscherrippen wechselten jetzt andauernd die Farbe, nur ihr Leuchten blieb sich gleich. Meist jedoch glänzten sie in einem hellen

Grün oder in einem tiefen Blau, und immer sah es aus, als wären die gewaltigen Rippen durchsichtig.

»Magst dableiben in Afrika?« fragte Thomas plötzlich.

»Jo!« Rott sagte es ohne zu überlegen. »I werd' mir Geld spar'n, und wen i amol a Beihilf' kriag, nacher wird gefarmert, grad wie bei dir!«

»Wo willst denn farmern, Hans?«

Rott sah ihn verwundert an: »Fragst du dumm. In dein' Nachbarschaft, Thomele.« Er dachte nach, wurde ernst, machte dann aber ein glückliches Gesicht: »Woas tuet die Reis' kosten von dahoam?«

»Willst jemand herkommen lassn?« forschte Thomas lächelnd.

Da sagte der Rott langsamer noch als sonst: »Wann i nit wieder komm' aus dem Krieg, Thomas, alsdann schreib der Burgl, dass i immer denkt hab' an sie. Und hab' woll'n a Haus baun da im Land . . .« Er sprang auf und drohte nach der Gegend, in der er wohl den Feind vermutete: »Dös sag' ich euch, ös malefizsakrische Engländer: Dös sag' i, der Rottenpuecher-Hans: Wenn ös Geizkragen, ös magere Teifl, uns da aus'm Land treib'n wollt, nacher hat's aber pfiff'n!«

Sein Zorn war so ehrlich wie der ganze Kerl.

Nach einer Viertelstunde schon versteckte sich die Sonne hinter einer Wolke. Sofort wurde es noch kälter, und ein scharfer Wind pfiff über den Sattel. Dann wurde die Wolke vor der Sonne grösser, unheimlich rasch wuchs sie an, barst und schüttelte einen Sack voll feiner Eisnadeln mitsamt einem schmerzenden Nebelstaub über die Wandernden. Es war beinahe dunkel. —

Um zwei Uhr weckte Thomas seine Freunde und Josua. Als sie vor die Höhle kamen, stand der Mond schräg und rot über dem Berg, doch es war hell fast wie am Tag. Mit viel Bangen hatte Cahigi die weissen Männer abziehen sehen. Nur die Aussicht auf den nahenden Tag, an dem er nichts zu tun haben würde, als zu essen, hielt ihn davon ab, das Lager in der Höhle aufzugeben und mit auf den Gipfel zu steigen.

Deutlich erkennbar zog der Pfad durch Geröll und Sand bergan. Der Himmel war klar und wolkenlos und die Luft still. Schweigend schritten die Männer aus. Dem Hackl fiel auf, dass der Thomas wieder seine Stange auf der Schulter trug.

Mit einem Male war der Mond verschwunden. Als hätte ihn der Berggott in den Sack gesteckt, so war er mit einem Male weg. Und

etwas von dem Sack war nun auch über den Berg gebreitet. Bloss dass die Sterne noch heller leuchteten und der Kibokopf nun aufschwoll in bläulichem Licht.

Grad als sie den Gletscherabbruch erreichten, kam die Sonne auf. Eine Weile quälte sie sich wohl durch einen Ball von Wolken. Dann machte sie einen Sprung in die Höhe und blieb am Himmel hängen, riesengross und feuerrot.

Sie hatten manchen Sonnenaufgang in den Hochbergen gesehen, die drei, dies Wunder einer unbegreiflichen Schönheit noch nicht. In dem Augenblick, in dem die Sonne sprang, erloschen auf einen Schlag die Sterne. Weggewischt waren sie vom Himmel, der blau erglänzte und hart wie polierter Stahl. Aber die Kuppel des Kibo unter ihm funkelte, nun sie dicht davor standen, als sei sie ganz aus grossen Brillanten zusammengesetzt, jeder einzelne so gross wie ein Haus. Meergrün und Kobaltblau und wie Gold dazwischen und Silber. Und kein Laut war in der Luft, und kein Vogel rief, und kein Grashalm regte sich, und nicht einmal ein Wort von Menschen war zu hören. Und auch nicht der Laut von einem Schritt, denn sie alle standen still und schauten und waren so klein wie ein Lavasplitterchen, ein Stückchen Stein, kleiner Rest aus einem einst ungeheuren Strom von feuriger Glut, von einer Ewigkeit ausgeworfen aus dem Riesenkrater da oben

Das Überqueren der Gletscher war leichter, als sie sich das gedacht hatten. Bis es dann wieder ziemlich steil aufwärts ging, durch hartes Geröll und dann mühsam durch ein Aschenfeld, in das sie oft tief einsanken. Oben vor ihnen leuchtete der schneebedeckte Kraterrand. Es war ein Wunder in der Fülle dieser Naturwunder umher. In einem Umkreis von einigen Kilometern umschloss er das Riesenausmass des Kibokraters. Auf dem letzten Rest des Aschenfeldes blieb Josua stehen, deutete auf den hohen Rand und dann hinüber zu einer besonderen Erhöhung. Dann packte er sich in seine Decke und setzte sich, das Gesicht der Sonne zugewandt.

Sie hatten jetzt Eis und Schnee unter den Füssen, der ganze Kraterrand war Eis und Schnee. Als risse ihn etwas nach oben, als ging er an einem Seil, das der Herrgott selber zog, so setzte Thomas langsam und fest Schritt für Schritt. Bergsteigerische Gedanken hatte er wohl gar keine, es war nur noch alles Gefühl in ihm. Ein herrliches Gefühl, dass er da ging auf dem höchsten Berg in Afrika, auf dem höchsten deutschen Berg in der Welt, Thomas Hoffingott vom Pilatushof daheim, und dass dieser Berg sein Freund war, der sein Haus behütete, sein Weib und sein Kind und das ganze Deutsch-Ost.

Da standen sie nun schwer atmend, über sechstausend Meter hoch, und sahen stumm umher. Thomas stellte mit einer fast feierlichen Gebärde den Rucksack nieder und löste langsam die Schnur: »Aufpassen, Maul halten und Hut herunternehmen von eure Holzköpf'!«

Dann nahm Thomas wie eine Verheissung die vorsorglich mit Leder eingefasste Fahne aus dem geheimnisvollen Dunkel des Rucksacks und liess sie im scharfen Gipfelwind wehen.

Schweigend standen die drei Männer in den Wolken zwischen Himmel und Erde.

»Los, aufstell'n die Fahn'!« Dem Hackl glänzten die Augen voller Freud', fast war es Thomas, als sähe er sie ein bisschen feuchter als sonst. Der Lange hatte schon die schwarze Stange vor sich liegen, geduldig und ordentlich wurde die Fahne befestigt, sachgemäss natürlich, dass auch der heftigste Wind sie nicht leicht vom Mast reissen konnte. Und dann wurde die Stange eingerammt. Probierend rüttelte Thomas den festen Schaft. Er war zufrieden.

Im jagenden Kommen und Fliehen der Wolken und Nebelfetzen flatterte das Tuch, jauchtzte die Fahne über den Köpfen der drei Männer ihr Lied in die Fernen.

Thomas schaute erst einige Atemzüge lang dem Spiel der Flagge zu, dann schlug er nach altem Bauernbrauch die Hände ineinander, wie wenn er beten würde. Eine feierliche, eindringliche Stille trat ein, die nur vom Flattern des Fahnentuches und vom Brausen des Windes unterbrochen wurde.

»Mander«, sagte jetzt Thomas, den Blick in die Richtung hinunter gegen Pilatus gewendet, »wir sind da heroben jetzt die höchsten Deutschen auf der Welt. Wir wollen dem Berg, auf dem wir stehen, die Treue halten unser Leben lang, und der Berg wird und muss sie uns halten. Dös wollen wir versprechen für alle Deutschen in der Welt drüben und herüben.«

Es war, als hätte der Herrgott ein Lächeln bereit gehabt für die braven Burschen. Just in dem Moment, in dem sie fertig geworden waren mit ihrer Fahne, machte er ein Loch in der Wolkendecke unter und ober ihnen und liess in seinem warmen, goldenen Sonnenlicht bis fernhin Berghänge und Ebene des herrlichen Landes übersehen. Untergegangen in dem Ganzen, untrennbar verbunden mit ihm war die schöne Siedlung Neu-Pilatus.

Aus »Leuchtendes Land«
Roman von Luis Trenker.
Hoheneichen-Verlag, München. 1937.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

»Leuchtendes Land«. Roman von Luis Trenker, unter Mitarbeit von Karl Springenschmidt. Hoheneichenverlag, München 1937. RM. 3.75.

Trenker unternimmt es in diesem neuen Buch, dem deutschen Volk den Verlust seiner ostafrikanischen Besitzungen ins Bewusstsein zu rufen; im Rahmen eines schlicht, aber einleuchtend erzählten Siedlerschicksals die Tragik jener Männer aufzuzeigen, die, hinausgetrieben von einem leidenschaftlichen Willen nach Eigenland, sich eine neue Heimat auf afrikanischem Boden schufen, um dann mit dem unglücklichen Ausgang des Krieges den Zusammenbruch ihres Lebenswerkes erleben zu müssen. Wir wollen es hier gleich vorausschicken: den Vergleich mit grösseren deutschen Kolonialdichtungen hält dieses Trenker-Buch freilich nicht aus. Trenker ist Erzähler.

In den ersten Partien des Buches, die in den bayrischen Bergen spielen, gelangt die Darstellung über die Ebene eines der heute so zahlreichen Bauernromane von mittlerem Durchschnitt nicht hinaus. Noch stärker schematisiert erscheint die Auseinandersetzung des Bauernsohnes mit der Stadt, dem freudlosen Arbeitermilieu und den marxistischen Strömungen, die er mit staunender Verständnislosigkeit, später mit instinktiver Ablehnung aufnimmt. Das, was später dem Buch unsre Freundschaft gewinnt, die einfache Erzählung eines Siedlerschicksals, des Bauernsohnes, der mit unbändiger Schaffensfreude dem fremden Wunderlande seinen Ertrag abgewinnt, kommt ja hier noch nicht zur Geltung, und der Versuch, den Aufeinanderprall bäuerlichen und proletarischen Denkens in gültiger Art zu formen, gelangt künstlerisch über einige Ansätze nicht hinaus.— Trenkers Erzählergabe gelangt erst dort wirklich zur Geltung, wo glühende Tropensonne und schattige Urwaldschwüle und der starke Atem der wartenden afrikanischen Landschaft mit ungebrochener Farbigkeit in der Erzählung aufzuleuchten beginnen. Fortan, und später bei den Schilderungen der verwegenen Lettow-Vorbecktruppe und ihrer kühnen Handstreiche hat er den Leser in Bann geschlagen, und wir meinen, dass zumal deutsche Jungenherzen klopfen müssen über diesem Buch, das wirklich einen hohen und mächtigen Auftrag zu erfüllen hat.

Weit und wolkenhoch über dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika ragt der Riesengipfel des Kilimandscharo auf: es kann nicht anders sein, als dass für Trenker, den Mann der Berge, und damit auch für seinen Helden Thomas der Riese zum Symbol wird, an das sich die ganze Liebe zur neuen Heimat trotzig und sehnend verklammert. Mit das Schönste an dem Buche ist denn auch die packende Schilderung des Kilimandscharoaufstieges geworden, die wir unter dem »Schrifttum der Zeit« dieses Heftes bringen.

Bosse

Adolf Kaempfer, »Farm Trutzberge«. Ein deutscher Südwestafrika-Roman. Georg Westermann Verlag, Braunschweig 1937, geb. RM. 3.80.

Dieser Kolonialroman ist mit gutem Grunde mit dem deutschen Überseepreis gekrönt worden, denn er packt und erschüttert durch die Echtheit seiner Farben und Zeichnung, die ein Südwesterschicksal im heutigen Mandatsgebiet vor uns erstehen lässt: leidenschaftlich in seiner Anklage, aber auch in der Treue zu dem weiten Lebens-

raum, der die nicht ziehen lässt, die sich ihm verschrieben haben. — Hans Grimm hat bei der Schilderung Pate gestanden. Man spürt das, aber ist nicht verstimmt; denn seiner Art nach ist das Buch doch mehr als Epigonenwerk. — Und wird auch die gleichsam dichterisch zeitlos gehärtete Profilierung Grimmscher Gestaltungskunst nirgends erreicht, so glüht dafür das echte Feuer eines im besten Sinne politischen Zeitromans hier auf. Das Buch kann gut neben Pleyers »Puchner« gestellt werden, gehört es doch in die gleiche Front: hartgeschmiedetes Aussendeutschtum, das seiner neuen Art auch dichterisch bewusst wird, um sich selbst und dem Kernvolk von ihr zu künden. *B.*

Bernhard Voigt, »Die Vortrecker« Der Südafrikanische Lederstrumpf. Bd I. Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam. Geb. RM. 4.80.

Coopers klassischen Lederstrumpf hat sich Bernhard Voigt für seine grosse Trilogie zum Vorbild genommen, deren erster Band hier vorliegt. Weitgesteckt ist die Planung des Werkes: der gewaltigen Kolonialleistung Südafrikas ein bleibendes Denkmal im deutschen Schrifttum zu setzen. Wahrlich kein geringes Vorhaben. Darum will und soll es auch mit anspruchsvollen Masstäben gemessen werden.

Es wäre unbillig abzuleugnen, dass wir es nun freilich nicht mit einem Werk aus einem Guss zu tun haben. Wenn besonders in den Anfangspartien, aber auch späterhin nicht selten Voigts Darstellungsstil eine gewisse Abhängigkeit von Coopers Meisterwerk aufweist, (das immerhin den frühen 19. Jh., also einer ganz andern literärischen Periode entstammt und dessen charakteristische Einmaligkeit für uns Heutige nicht zuletzt auch durch seinen Zeitstil bestimmt wird), so offenbart er doch wiederum genügend Schöpferkraft, um seiner afrikanischen Grenzerdichtung ein eignes und starkes Leben auch in der Art der Darstellung zu geben. So entstehen Unebenheiten, die wir nicht bemänteln wollen. Aber sie rühren nicht an Wesentliches. Denn das Wesentliche bleibt hier der geformte und dichterisch wirksam gemachte Stoff: das gewaltige gerade in der düsteren Härte dieser Farmerschicksale nur gesteigerte Motiv der südafrikanischen Vortrecker, die, eine Handvoll Männer mit ihren Sippen, auf knarrenden Ochsenwagen hineinziehen in die endlosen Weiten und bewaldeten Täler des sonnendurchfluteten Zululandes jenseits des Oranje- und des Vaalflusses — dort zu siedeln oder zu fallen unter Kirikeulen und scharfgeschliffenen Assegais. Alle Grösse, aber auch der ganze Quersinn, die Unfähigkeit zu geschlossenem, organisiertem Handeln, die die Geschichte des Burenvolkes immer wieder so verhängnisvoll zeigt, wird lebendig, gewinnt Farbe und Gestalt. O ja, es ist schon ein gutes Buch.

Neben künstlerischem Können gehörte auch ein umfangreiches Wissen dazu, diesen Stoff wirklich zu meistern. Der Verfasser hat dies wohl aufgebracht. Man spürt es dem Buche an, dass es nicht aus romantischer Eingebung hinfabuliert wurde, sondern dass ihm ein gründliches Quellenstudium vorangegangen ist. (Vielleicht — aber wer vermöchte es ganz zu beurteilen — liegt hier der Grund, dass die kantigen Burenköpfe, deren nicht wenige dem Blute nach Deutsche sind, im ganzen einen tieferen Eindruck hinterlassen, als der doch etwas blass und weich gesehene eigentliche Held der Handlung, der ein einsamer Waldläufer Cooperschen Musters ist.)

Wir legen Voigts Vortreckerband ehrlich ergriffen aus der Hand. Nur um den Untertitel rechten wir mit ihm. Es gibt unserem Gefühl nach nur einen Lederstrumpf, wie es nur einen Robinson, ein Venedig, nur ein Rothenburg gibt. Und es ist wahrlich kein Beweis gegen die Backsteinpracht des mittelalterlichen Tangermünde, wenn man ihm den Titel eines »märkischen Rothenburg« weigern muss, eben weil solche Namensentstellung u. E. doch nur eine zweifelhafte Auszeichnung ist. Was gleichnishaft genommen sein will. *B.*

Georg Gizycki, Die Weissen und die Schwarzen. Erlebnisse in Französich-Westafrika. Essener Verlagsantalt Essen 1937. Preis geb. RM 5.80.

Gizycki berichtet aus der Zeit seiner Wirksamkeit in den französischen Besitzungen in Westafrika, wo er auf weiten Fahrten als Jäger und Lichtbildner seine Eindrücke sammelte, die er in diesem, übrigens mit guten Lichtbildern des Verfassers ausgestatteten Bande der Öffentlichkeit übergibt. Ein sehr kritisches Auge ist ihm eigen, und das Ergebnis, zu dem er — der Pole! — gelangt, ist für die französische Kolonialtechnik und -verwaltung wenig günstig. Die Warnung, in die alle Betrachtungen des Verfassers hinauslaufen, bleibt stets die gleiche: wer vermag abzusehen, welch furchtbare Folgen Kurzsichtigkeit, Trägheit, Korruption und fehlendes Abstandsgefühl (gerade in sexueller Hinsicht) einst bei der schwarzen Kolonialbevölkerung zeitigen müssen!

Die Essener deutsche Übersetzung dieses polnischen Werkes ist natürlich als wirksamer Gegenzug gegen die noch aus dem Weltkrieg stammenden antideutsche Kolonialpropaganda gedacht und wird ihren Zweck auch nicht verfehlen. *B.*

Maila Talvio, »Die Kraniche«. München 1937 bei Albert Langen/Georg Müller, geb. RM. 5.80.

Unter den deutschen Verlagen unserer Zeit ist der Langen/Müller-Verlag in München wohl derjenige, der durch die Auswahl seiner Bücher mit am meisten für die Ausweitung des binnendeutschen literärischen Gesichtsfeldes über die engeren Reichsgrenzen hinaus getan hat. Hans Grimm ist bei ihm erschienen und Hohlbaum, Zillich, Menschendörfer, Pleyers »Puchner« und Rothackers »Dorf an der Grenze«. In seiner Bücherei Südost-Europa bringt er seltsam fremdartige und doch in ihrer Art starke Balkanübersetzungen, und dies Buch der finnischen Dichterin führt uns mitten hinein in das geballte und harte Erleben des Nordens, in die Geburtswehen des finnischen Freiheitskampfes.

In epischer Breite hebt es an, führt uns hin zu dem schweren, weitausladenden oder herb verschlossenen Menschen eines finnischen Bauerndorfs zwischen See und Wald. Wie ein grelles Bläsermotiv tönt gleich zu Beginn die Spannung von Volk zu Volk, der grenzenlose Hass gegen die russischen Unterdrücker hinein, künstlerisch gesteigert durch die Schande, die das Ausbrechen aus der Front der dumpfen Ablehnung über Sylvi Tuuna und deren Sippe bringt. Aber es ist ein Vor-Motiv. Denn das eigentliche Thema wird mehr und mehr die Auseinandersetzung zwischen Weiss und Rot, in die das Dorf in seiner Gesamtheit hineingezogen wird. Erst langsam abrollend, dann härter, kürzer in seinen Stössen nimmt der innere Rhythmus der Erzählung an Kraft und Spannung zu. Furchtbar, und meines Wissens nirgendwo im Schrifttum unserer Tage in gleicher Art herausgearbeitet, ist die innere Notwendigkeit, mit der unter der Kom-

munistenherrschaft das Dorf mit seinen gutartigen Knechten und Landarbeitern, deren revolutionäre Phrasen immer etwas weitabgelegen Papierenes haben, zu einer Hölle vertierter Unmenschen wird: sinnlose Brandschatzung, Mord, Erschiessung, Ausplünderung, — als grausig aufbrüllendes Abschlussmotiv die blutüberronnene Gestalt des gekreuzigten tapfren Pfarrers vor seiner Kirche.

Leid und Tragik der Heldin versinken vor dem Leid der Nation — denn nicht nur die Untaten der Roten bringen Leid über die andern: ist es nicht schlimmeres Leid, d a s s finnisches Bauernvolk solcher Vertiertheit fähig wird? — Ihr Tod im Augenblick der Befreiung hat nur symbolisch lösendes Gewicht. Die Kraniche brachten von Süden den Frühling mit. Was zu tief, zu schmerzlich von Frost und Winternacht geschlagen ist, muss wohl fallen, weil eine neue Wende kraftvoll jungen Menschentums bedarf.

Bosse

E r i c h W i l d b e r g e r, »Die grosse Mannschaft«. Frankhschsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. RM. 3.80.

Ein ganz prächtiges Buch soll hier angezeigt werden; wir wollen den Titel nicht vergessen, denn man wird sich zu Weihnachten darauf besinnen müssen.— Es ist ein Sportroman, aber doch wieder etwas ganz anderes, als man sich gemeinhin darunter vorstellt. An dem Werdegang einer Klassenmannschaft, die sich in der Quinta zusammenfindet, um von Prima aus auf die Olympiade zu ziehen, erleben wir die ungeheure Kraft einer durch Zucht und Willen geformten Gemeinschaft, phrasenlos, ohne grossen Töne, mit einer jungenechten Frische und Natürlichkeit erzählt. Das Feinste an dem Buch ist wohl die innere Sauberkeit, ganz blank, die es ausstrahlt. Durch diese Sauberkeit wird das Verhältnis zu den Lehrern bestimmt, auch wo der freche Lausbub das Wort hat, diese Sauberkeit wird die selbstverständliche Voraussetzung der Höchstleistungen, die sie als Ganzes erzwingen.

Ich möchte das Besondre des Buches in dem einen sehn: Jungen suchen sich immer heldische Vorbilder, um sich danach auszurichten. Die Zeit der letzten Mohikaner und Shatterhands verklingt. Sportgrössen setzten sich durch, kraft unromantischer, aus allen Zeitungen ersichtlicher körperlicher Höchstleistung.—Dieser echte Jungenroman nun steht mit beiden Füssen in unsrer Zeit. Es spricht von sportlichem Geist und sportlicher Fairness, die Voraussetzung aller Leistung sind. Aber weil es eine so durch und durch deutsche Haltung ist, aus der es lebt, so geht er tiefer: das Jahnsche Turnerethos der Zucht und der Gemeinschaftsdisziplin ist hier geformt. Eine Disziplin, die nicht um ihrer selbst willen, auch nicht um der Mannschaft willen geschaffen wurde, sondern die weiter greift, die sogar den Verzicht auf den Mannschaftserfolg um der Nation willen ermöglicht. — Fein ist dies Buch!

Bei gleicher Gelegenheit sei ein zweites Jungenbuch angezeigt: »G e g e n d e n W i n d« von Constantin Frhr. v. M o l t k e.—Von seinen Weltreisen als Schiffsjunge erzählt der Verfasser. Da weht sehr echte Abenteuerluft, lebendig und spannend lesen sich die Erinnerungen von Segelschiffen, Haien, Schmugglern und harter Arbeit an fremden Küsten. Ein ganzer Kerl spricht daraus, und das ist ja für ein Jungenbuch letztlich stets das Entscheidende. *Bosse*

A l b e r t B a u e r, »Folkert der Schöffe«, Roman. Paul List Verlag, Leipzig 1936. Preis geb. RM. 5.80.

Dieser Bauernroman aus dem Hunsrück atmet die herbrealistische Luft der

Lebenswelt, in der er spielt. Gekünstelt ist da wohl nichts, vielleicht etwas mehr Bewusstheit der Akzente, als wir das von ganz grossen Bauerndichtungen her gewohnt sind. Mit dem Schöffen Michael Folkert aber ist unser Schrifttum jedenfalls um eine wuchtig nüchterne Bauerngestalt bereichert. Dass die grosse Vielzahl der heute erscheinenden Bauernromane notwendig im Urteil des Lesers das einzelne Werk abschwächt, ist ein Gesetz, unter dem auch das vorliegende Buch stehen muss. Das Schütteln des Siebes werden wohl erst die kommenden Jahre besorgen. *B.*

Friedrich Griese, »Das Kind des Torfmachers«. Eine Erzählung. Langen/Müller, München 1937. RM. 2.20.

Die Deutschen Rigas haben den Abend, da Friedrich Griese, der grosse Mecklenburgische Dichter, im Schwarzhäuptersaal aus seinen Werken las, noch wohl in Erinnerung. Ein solcher Abend vergisst sich nicht so leicht. An die langsam schwerfällige, gelassen gütige Art des Menschen Griese nun werden wir angesichts dieser Erzählung besonders lebendig erinnert. Es ist hier wirklich nichts Gemachtes, kein künstlicher Erdgeruch: ein Mann,— ein Dichter, der aus bäuerlicher Welt kommt, erzählt von Menschen bäuerlicher Art; ohne äussere Kunstmittel erzählt er, aber vor uns hebt sich plastisch und doch in staunendem Abstande die Mädchengestalt ab, die nach innerem Gesetz handelt und solcherart selbst dort Gesetz erfüllt, wo sie Gesetz brechen muss. So wird Grieses Erzählung zur Dichtung, und wir gewinnen sie lieb.

B.

Karl Springenschmid, »Helden in Tirol«. Geschichten vom Kampf und Tod in den Bergen. Frankhschsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. RM. 3.80.

Von Tiroler Bauern, Bergführern und Kaiserjägern berichtet dieses starke und schöne Buch. Es ist wohl in erster Linie an junge Menschen gerichtet, vor allem die vielen eingestreuten Zeichnungen lassen daran denken. Aber es wäre falsch, hier nur ein Jugendbuch zu sehen. Ein deutsches Hausbuch hat es werden sollen, dem wachen Gedenken jenes harten Schlages gewidmet, dem bittere Lebensbedingungen und äussere Not mehr zu tragen auferlegt, als sonst wohl deutschen Menschen unserer Zeit. Es wird diese Aufgabe erfüllen. *B.*

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Prof. Dr. *Reinhard Wittram*, Riga, Herderinstitut / Dr. *Jürgen von Hehn*, Riga / Dr. *Max Aschkewitz*, Pernau / *Roland Gross*, Winterfelde / Dr. *Heinz Mitlacher*, Bitburg (Eifel) / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: Nikolai Klot, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Zu Tag und Stunde

Trägheit

Man hört unter uns immer häufiger in den verschiedensten Tonarten der Temperamente über zunehmende Ungeistigkeit klagen. Dass hier tatsächlich eine ernste Erscheinung unseres Gemeinschaftslebens angerührt wird, steht ausser Zweifel. An die harten Bemühungen um erneute Verwurzelung unseres Schauspiels unter den Deutschen Rigas (deren unstreitige Erfolge im verflossenen Spieljahre übrigens den Beweis erbrachten, dass der Kampf keineswegs aussichtslos ist, und dass es eben vielfach nur der rechten Wege bedarf, deutsches Kultur- und Geistesgut wieder zu einem inneren Bedürfnis breiterer Schichten zu machen), mag hier erinnert werden; und der im ganzen doch recht dürftige Besuch der Gastvorlesungen des Herderinstituts musste erneut nachdenklich stimmen. Bringen wir für anspruchsvollere geistige Nahrung nicht mehr die genügende Aufnahmebereitschaft auf? Ein böses Wort kommt uns in den Sinn:

Die Menschen klagen immer
die Zeiten werden schlimmer.
Die Zeiten bleiben immer:
die Menschen werden schlimmer!

Sollte dieser ungute Spruch voll grämlicher Resignation wirklich Recht haben?

*

Mir scheint, die Frage nach der bedenklich umsichgreifenden Ungeistigkeit (besser: geistigen Trägheit) darf nicht isoliert gesehen werden. Es liesse sich leichtlich der historische Nachweis erbringen, dass die Träger einer irgendwie gearteten Geistigkeit ja niemals eigentlich die Einzelindividuen in ihrer Summierung sind, als vielmehr die Gemeinschaften, die eine geistige Verantwortung spüren und in ihren Aufgabenkreis einbeziehen. Hat dieser Satz allgemeine Gültigkeit, um wieviel mehr gilt er in seiner Anwendung auf die baltendeutsche

Volksgruppe, deren ganzes Leben sich seit ihren Anfängen in den festen Umrissen körperschaftlicher Ordnung abspielt. Die schlechthin ausschlaggebenden Bedeutung dieser Ordnung, sei es auf politischem, wirtschaftlichem oder geistigem Gebiet, braucht hier nicht unter Beweis gestellt zu werden.

Wenn die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Zeit bezeichnet werden muss, die unsere gewachsenen Körperschaften und Gemeinschaftsordnungen unmerklich aufzulockern, zu zersetzen und zu zerfressen begann, so war dieser Prozess bis zum Beginn des Krieges keineswegs abgeschlossen, geschweige denn als solcher allgemein bewusst geworden. Das offizielle Vorherrschen liberaler politischer Überzeugungen unter den Deutschen des Landes in der Nachkriegszeit förderte ihn weiter. Mit dem Fortschmelzen der geistigen Inhalte lockerten sich die Formen, lockerte sich die innere Disziplin. Denn ist es nicht immer so: dass die Hülle als Letztes birst, wenn der Inhalt verloren ging?

Die Inhalte unserer Zeit sind andre geworden, als die vergangener Jahrhunderte und Jahrzehnte — ja vergangener Jahre, das wissen wir. Dass diese Inhalte etwa ungeistiger Art seien, leugnen wir auf das bestimmteste. Es ist freilich richtig, dass es heute zu einer gesunden Schwergewichtsverteilung zwischen den Ansprüchen eines alleinigen Bildungsideals und denen der heute geforderten körperlichen Ertüchtigung bei der Aufzucht unseres jungen Nachwuchses gekommen ist — oder vielmehr, dass ein solcher Ausgleich sich endlich anzubahnen beginnt. Gottseidank! Wenn dieser Umschwung bei der Jugend selbst vielfach ein gesundes Misstrauen gegen sog. »Klugschwätzerei« als einfache Reaktionserscheinung gezeitigt hat, ist das wahrhaftig kein Unglück und gibt heute jedenfalls noch keinen Anlass, über ihre Ungeistigkeit zu klagen. Denn diese Reaktion gegen das überzüchtete liberale Bildungsideal vergangener Jahrzehnte ist eine geschichtliche Notwendigkeit und bedarf einer Zeitspanne des Auslaufes. Wir wollen daran erinnern, welche Bedeutung gerade der Einsatz der Jugend in den Theatergemeinschaften für unser »Deutsches Schauspiel« gewonnen hat.

Wenn trotzdem der Tatbestand einer ärgerlichen geistigen Trägheit unserer Volksgenossen vorliegt — und wie gesagt, der Besuch der Gastvorlesungen des Herderinstituts hat ihn erneut unterstrichen! — so werden wir die Wurzel dieser Erscheinung doch vor allem in dem Versagen der überlieferten und vielfach inhaltslos gewordenen Gemeinschaftsdisziplin unserer gesellschaftlichen Bindungen suchen

müssen. — Es gehörte früher eben zum »guten Ton«, dass die Angehörigen bestimmter Gemeinschaftskreise des gehobenen Bürgertums Träger derartiger Veranstaltungen zu sein hatten. Und empfand man den Besuch auch wohl hier und da als lästige Pflicht: es war eben eine Pflicht, aus der heraus »man« zu erscheinen hatte. Denn das Nichterscheinen liess befremdlich auffallen. Die Gemeinschaftsdisziplin der öffentlichen Meinung war eine Macht, die nicht ungestraft verletzt werden durfte. Sie ahndete Übertretungen scharf und unnachsichtlich. Und eine erstaunte Nachfrage mit hochgezogenen Brauen konnte eine bitterere Rüge darstellen, als mancher noch so temperamentvolle Ausbruch eines beruflichen oder dienstlichen Vorgesetzten.

Wir sind heute zu träge oder zu gleichgültig geworden — nicht zum Besuch kultureller Veranstaltungen, denn um die Trägheit wird es ja wohl früher nicht viel anders ausgesehen haben! —, sondern zu jenen erstaunten und peinlichen Erkundigungen, deren Sinn doch in einer gemeinschaftlich erfühlten Verantwortung lag. »Sie waren gestern abend verhindert, gnädige Frau?« — »Man sah Sie vorgestern nicht zum Vortrag, Herr Kollege!«. Das Bedürfnis nach geistiger Nahrung, auch wo es vorhanden ist, wird selten gross genug sein, um die sicher stets vorhandene geistige Trägheit immer zu überwinden. Aber aus dem Gefühl der Verantwortung (und verantworten wir nicht alle?) wollen wir uns selbst zwingen, jene Bequemlichkeit zu überwinden, durch die wir ärmer werden, — und die der andern auch.

Wir erleben das neue Werden einer grossen Gemeinschaft aller Volksgenossen unter uns. Wir erleben, wie sie wächst, sehr, sehr langsam, unter vielfachen inneren Kämpfen und Reibungen, aber sie wächst. Noch sucht sie nach den ihr gemässen Formen, noch sind die Ansätze einer neuen Gemeinschaftsdisziplin erst in Ansätzen zu erblicken, aber sie sind da. Und wir wollen diese Disziplin auch auf die geistige Gesamtverantwortung vor unserer Umwelt bezogen wissen, unter deren Gesetz doch letztlich alle unsere kulturellen Veranstaltungen auch stehen. Wir wollen zu Wahrern dieser neuen Disziplin werden, sei es auch manchmal in alten Formen, wo wir die neuen noch nicht zu verwirklichen wussten, sei es auch mitunter durch die aus dem Gebrauch gekommene höflich-erstaunte Bemerkung: »Man sah Sie vorgestern nicht zum Vortrag, Herr Kollege!« *H. B.*

Historismus und Geschichtsbewusstsein

Von Reinhard Wittram

1.

Bis zum letzten denkenden Zeitgenossen — jedenfalls in Mittel- und Osteuropa — hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass wir in einer Zeitwende leben[1]). Immer schärfer und klarer ist es uns zum Bewusstsein gekommen, dass sich in der Welt ein Wandel von unerhörter Tiefe vollzieht. Die grossen Männer, die aus mehreren Völkern aufgestanden sind, haben mit weithin hallenden Hammerschlägen eine morsche Zuständlichkeit zertrümmert und die politischen Grundlagen eines neuen Weltgebäudes geschaffen. Eine Welt ist im Entstehen, und alte Probleme sind mit einem Schlage ausser Kurs gesetzt, entwertet, ihrer Sinnhaftigkeit entkleidet. Über Nacht ist eine Literatur wertlos geworden — ähnlich wie es mit Währungen und Wertpapieren geschah —, weil keine Wirklichkeit mehr hinter ihr steht: Bücher bestimmter Zeitabschnitte, schon an den Drucktypen erkennbar, sind Makulatur geworden, nicht mehr lesbar, weil jede Beziehung zu den wirklichen und wesentlichen Dingen erloschen ist. Neue Fragen sind aufgeweckt, neue Probleme bedrängen uns, und höchst unmittelbar tritt an jeden die Notwendigkeit heran, seinen Standort neu zu bezeichnen.

Auch die Wirtschaft wird von veränderten Fragestellungen getroffen. Zwar gibt es in ihr ausgebildete Verfahrensweisen, die sich nur langsam und bruchlos verändern, Kunstfertigkeit und Sachverständnis, die fortgesetzt verfeinert, aber zusammenhängend weitergegeben werden müssen und vom Schüler nichts als jenen stetigen Lernfleiss fordern, ohne den es überhaupt keine Leistung gibt. Aber jeder Diener der Forschung spürt, wenn er seine wissenschaftliche Technik in Anwendung bringt, hinter den Dingen die Unruhe, die offenen Fragen, die mit der Weltveränderung in ebenso wirksamer wie geheimnisvoller Verbindung stehn. Und mag er wochenlang ruhig und

---

[1]) Festvortrag zur Jahresfeier der Herdergesellschaft und des Herderinstituts am 5. Oktober 1937 im Schwarzhäupterhause zu Riga. — Einzelne Gedanken habe ich bereits in einem Vortrag geäussert, der in der öffentlichen Vortragsreihe der Universität Göttingen im Sommersemester 1937 gehalten wurde (Volk und Hochschule im Umbruch, hrsg. von A. Schürmann, 1937).

hingegeben die gewohnten Bahnen forscherlichen Vordringens beschreiten — irgendwo steht doch auch er plötzlich vor einem offenen Feuer, irgendwann packt auch ihn die Erregung der geschichtlichen Stunde und zwingt ihn zu Fragen, die aller fachlichen Begrenzung spotten und sich als unmittelbares Anliegen des Menschen der Zeitwende erweisen.

So wollen auch die nachfolgenden Bemerkungen über einige Grundfragen des Geschichtsverständnisses aufgenommen werden. Der Historiker ist gezwungen, ohne die wissenschaftliche Rüstung zusammenhängenden Philosophierens Stellung zu beziehen. Dass er die Stellungnahme mit der Entschuldigung mangelnder Zuständigkeit ablehnt, kommt nicht mehr in Frage, seit die Weltwende auch ihm — wie jedem geistig verantwortlichen Zeitgenossen — die unendlich verschärfte Forderung totaler Bewährung gestellt hat und seit hinter der als Arbeitsverabredung gewiss unentbehrlich bleibenden Fächertrennung wieder der lange verdunkelte Sinn einer wissenschaftlichen Gesamtverantwortung aufgeleuchtet ist.

2.

Geschichtsbewusstsein ist uns seit Menschenaltern in der Form des Historismus vertraut, obgleich Wort und Begriff sich erst nach dem Weltkriege — etwa seit Troeltschs Werk über ihn — durchgesetzt haben. Fragen wir nach Ursprung, Wesen und Sinngehalt dieser Erscheinung.

Wie alle abgezogenen Begriffe, spiegelt auch das Wort »Historismus« sehr Verschiedenartiges wieder. Aufgekommen seit den 1880er Jahren, meint die Bezeichnung — in tadelndem oder anerkennendem Sinn — ein Verhältnis zur Geschichte, das im wesentlichen folgendes umgreift: die Hinwendung zum Vergangenen in einem vom gegenwärtigen Leben abgekehrten Sinn und die Verwandlung der Vergangenheit in ein unendlich relativiertes und sich ständig neu relativierendes Bewegungsganzes individueller Erscheinungen. Individualisierende Betrachtung und Entwicklungsgedanke sind der wesentliche Inhalt des Historismus, Fachgelehrsamkeit und kontemplative Versenkung seine typischen Formen.

Der Historismus entstieg langsam und verheissungsvoll dem philosophischen Jahrhundert, wuchs mächtig in die Breite und in die Tiefe in der Luft des darauffolgenden bürgerlichen Jahrhunderts und

hatte, als der Weltkrieg hereinbrach, das geistige Leben so weitgehend durchsetzt, dass er sogar den Anspruch erhob, als eine Weltanschauung zu gelten. Die Entstehung des Historismus aus der Welt des 18. Jahrhunderts ist neuerdings mit liebevollster Einfühlung nachgezeichnet worden[2]): Shaftesbury, in anderer Weise auch Hume, dann die englischen Präromantiker und Burke erschütterten die festen Schranken naturrechtlich-dogmatischen Geschichtsdenkens und lieferten den englischen Beitrag zur Vorbereitung des Historismus. Hinter ihnen tauchte Shakespeare auf, der mächtiger als alle seine Vermittler zur Erkenntnis wirklichen geschichtlichen Lebens beitrug und beitragen wird, solange seine Königsdramen gespielt werden. Abseits und unerkannt lebte sich der grosse Italiener Vico, der 1744 starb, in die geschichtliche Wirklichkeit hinein, die er als notwendige Entfaltung begriff. Sein jüngerer Zeitgenosse Montesquieu wirkte als Erzieher zu historischem Realismus, während Voltaires universelle Neugierde der weltgeschichtlichen Betrachtung weite Stoffgebiete erschloss. Von Voltaire, der zugleich die gottverlassenen historischen Masstäbe der Aufklärung prägte, die nicht nur ungerecht waren, sondern im Tiefsten dem Leben feind, — von diesem zeitlos typischen Bourgeois ist doch auch der fruchtbare Begriff einer »Philosophie der Geschichte« ausgegangen.

Deutschen Denkern — in erster Linie Herder — war es dann vorbehalten, den Bann zu brechen, der die Geschichtsbetrachtung des 18. Jahrhunderts, trotz aller Ansätze der Vorgänger, gefangen hielt. Herders Wirkung ist trotz der Widersprüchlichkeit und Unbestimmtheit seiner Aussagen, trotz des Schwärmerisch-Schwebenden seiner Belehrung ungeheuer gewesen: als Entdecker geistig-seelischen Neulandes leitete er eine neue Epoche der europäischen Geistesgeschichte ein. Sich zu ihm bekennen — und wer hat mehr Anlass dazu als die Hochschule, die seinen Namen trägt — heisst die schöpferische Urkraft bejahen, die er freilegte, heisst die ganze Fülle des Mannigfaltig-Eigenständigen der Völker ins Geschichtsbild aufnehmen.

Das 19. Jahrhundert brachte die Entfaltung der historischen Methode und die hohe Kunst der Geschichtsschreibung, die Dialektik Hegels, das Lebensgefühl der Geschichtsfrömmigkeit und die ersten

---

[2]) Fr. Meinecke, Die Entstehung des Historismus, 2 Bände 1936. Von den einzelnen schwerwiegenden Bedenken, die ich gegen diese Darstellung habe, gebe ich an anderer Stelle Rechenschaft.

schrillen Dissonanzen. In ein Zeitalter, das die glänzende Reihe der Ranke und Mommsen, Dilthey und Burckhardt hervorbrachte, brach Nietzsches wahrlich »unzeitgemässe« Betrachtung »Vom Nutzen und Nachteil der Historie« (1873/4) als ein Warnungsruf, der überhört wurde. Zum Ende des Jahrhunderts, als des alten Treitschke mahnende Stimme verklang, hatte der Historismus auf der ganzen Linie gesiegt. Ein aufschlussreiches Symptom war der Streit um die Geltung der politischen Geschichte: es bot sich eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise an, die den politischen Nerv des Völkerlebens verdeckte und überlagerte und aus einem Kulturbegriff lebte, der weithin das Wichtigste vergessen hatte: dass Kultur mehr Zucht als Geist sein muss, um schöpferisch bleiben zu können.

Die »historisch-kritische Seelenhaltung« (Troeltsch) war Ersatz für vieles: auch für das Wagnis des Glaubens. Hieran ermessen wir, wie weit sich der Historismus von seinen Ursprüngen entfernt hatte. Goethe, der an der Eingangspforte zum 19. Jahrhundert stand und ohne den auch der spätere Historismus nicht vorstellbar ist, hatte in einem seiner vieldeutigen Altersworte als das eigentliche Thema der Weltgeschichte den Kampf des Glaubens und Unglaubens bezeichnet. Das war abgezogen genug, trug aber noch die ganze Spannung eines an Kraft und Mühsal reichen Lebens in sich. In allem Widerspruch seiner Urteile über Geschichte lebte die grosse Ahnung vom ungeheuren geschichtlichen Lebensprozess, wie sie vor ihm noch keiner besass. Die Bedingtheit seiner Stellungnahmen ist leicht greifbar: er war zu sehr in der farbigen, aber morschen Welt des untergehenden alten Reiches zuhause, um die ganze Härte geschichtlicher Aufträge erleben zu können, um das Bedürfnis nach der schönen und ungeteilten Hingabe an die pulvergeschwärzten Fahnen geschichtlichen Dienstwillens empfinden zu können. Und weil er Staat und Krieg in der Geschichte (und auch das Volk) »beiseiteliess« (Meinecke), blieb ihm die Geschichte letzten Endes doch nur ein Schauspiel, nicht ein tief persönlichstes Schicksal, so reich gerade er an grossem Schicksalsgefühl war. Er verwies die Geschichte an die »Mächtigen der Erde«, denen er sich nicht zurechnete, weil er ihre Verantwortung nicht teilte.

Bedeutsam ist nun dies: was an weltanschaulichen Leitbildern aus seinem Lebenswerk hervorging, ist als geistiger Hintergrund für den gesamten Historismus in Anspruch genommen worden: die Schau der geistig-natürlichen Ganzheit des Lebens, die vitale Gewissheit unverwüstlichen Wucherns und Wachsens, die enthusiastische Versenkung in die Welt, die ihm das All war, Gott und Natur zugleich. In

diesem All, das er mit seinen unvergleichlichen Augen erforschte, war auch die Geschichte ein Bereich des Lebens, und in seinen grössten Augenblicken verflossen ihm Geschichte und Gegenwart in eins: er spürte das Vergangene sinnlich nah und das Gegenwärtige mit ihm zusammen der Zeit entrückt und im Alleben aufgehoben.

Hier aber ist auch der Punkt, wo wir von der glänzenden Hochstrasse Goethes unwiderstehlich hinweggetrieben werden, um, von wenigen Sternen geleitet, aber des Weges nachtwandlerisch sicher, in die wilden Klüfte geschichtlichen Urgesteins hinaufzusteigen. Die Geschichtsansicht, die sich uns bietet, ist eine andere.

3.

Zugegeben, dass Geistern von der Erfahrungs- und Fassungskraft Goethes ein Erlebnis gewissermassen oberhalb der Zeit zugänglich ist. Zugegeben, dass Vergangenes im Gegenwärtigen fortlebt und Gegenwärtiges schon im Vergangenen wirkte — dass die Grenze zwischen Geschichte und Gegenwart eine fliessende ist. Eine philosophische Durchdringung des Problems der Zeit ist hier weder möglich noch beabsichtigt. Eine Tatsache kann aber sehr wohl zum Ausgangspunkt einer zusammenhängenden Kette von Überlegungen genommen werden: die nämlich, dass Vergangenes sich vom Gegenwärtig-Künftigen eben dadurch unterscheidet, dass es vollendet, abgeschlossen, nicht mehr machbar, nicht wiederholbar — geworden und gewesen ist. Hält man diese Eigenschaft der Geschichte mit der nötigen Strenge fest, so erschliesst sich einem ein Bild von grösster Erhabenheit: die Vergangenheit in ihrem So-und-nicht-anders, in ihrer Unwiderruflichkeit erhält Züge von ehernem Ernst. Das zeitlose Fluten der Lebenskräfte scheint von Todesstarre abgelöst. Nicht aller geschichtliche Tod vom Alleben verschlungen, sondern alles geschichtliche Leben zum Tode gezeichnet. Was die Vergangenheit uns nun entgegenhält, erweist sich bei näherem Hinschauen als eine zeitlose Maske des Todes.

Wer hat das nicht schon erlebt — als einen leichten kalten Hauch etwa in den Sargkammern der Geschichte, den Museen, oder beim dumpfen Fall von Einrichtungen, die Jahrhunderte überdauert hatten, oder beim Scheiden eines Grossen der Welt. Von den Empfindungen mögen wir aber zur Anschauung eines Wesenszuges der Geschichte gelangen: wenn Vergangenes eben so und nicht anders geschehen ist — einschliesslich des sog. historischen Zufalls —, so hat es nicht anders geschehen sollen; und wenn eine höhere Notwendigkeit darüber

waltete, so liegt darin ein Stück der innersten Rhythmik der Geschichte — die Gewissheit einer gegliederten Abfolge, eines Nacheinander von geheimnisvollem Takt, eine Melodie, deren Anfang und Ende wir nicht kennen, die wir als ein Bruchstück verwehter Klänge auffangen; damit aber auch die Ahnung eines grossartig sinnhaften und thematisch formhaften Ganzen.

4.

Es hat immer Lehren gegeben, nach denen die Geschichte ein sinnvolles Ganzes, einen zusammenhängenden Prozess darstelle. Sei es nun die Vorstellung von der fortschreitenden Entartung der Welt, die sich nach dem goldenen Zeitalter einer fernsten Vergangenheit zurücksehnt, wobei die schimmernden Traumbilder je nach der Sehnsucht der Zeitgenossen verschieden sein können; sei es die Idee einer langsamen Erhebung aus niederen Anfängen zur Höhe reifer Menschlichkeit, aus Dunkel zum Licht, aus Unvernunft und Barbarei zur Vernunft und Kultur. Das 18. Jahrhundert hat die Geschichte nur mit solchen Masstäben messen können und damit die christliche Heilslehre, wie sie noch ein Bossuet vertrat, säkularisiert. Der Vervollkommnungs- oder Fortschrittsgedanke der Aufklärung hat tief ins 19. Jahrhundert hineingewirkt, das Weltbild des Liberalismus gestaltet und ist auch heute noch zu spüren. Tiefer ist die Lehre vom ewigen Kreislauf der Dinge, die Vorstellung von der zyklischen Wiederholung der Abläufe — Aufstieg, Vollendung, Verfall und wieder Aufstieg, corso e ricorso, wie Giambattista Vico es darstellte, alte Ideen erneuernd, und in unseren Tagen — mit einer willkürlichen Wendung ins Unfruchtbar-Starre — Spengler. Alle diese Auffassungen hat der vielerfahrene Historismus mit seiner Anschauung des unendlichen Fliessens verdrängt und unmöglich gemacht.

Aber ist jegliche Zielstrebigkeit damit wirklich verworfen? Man hat mit Recht Voltaire getadelt, dass er es versuchte, die Welt an ihren Enden »mit Brettern zu vernageln«. Wer würde das wagen wollen. Aber gibt es nicht heute Anzeichen einer so tiefgehenden Veränderung des geschichtlichen Werdens, dass es zweifelhaft erscheinen kann, ob wirklich die stetige Dauer im Wechsel des Geschehens, der unveränderte Fortgang im Rahmen der bisherigen menschlichen Geschichtserfahrung vorgesehen ist? Suchen wir nach einem universellen Standort. Das Neue ist nicht — wie man gelegentlich wohl gemeint hat — das Heraufziehen der Massen schlechthin. Das Problem der Masse kannten auch die antiken Kulturen. Neu ist

die planetarische Verbreitung massentümlicher Erscheinungen, neu der vergleichsweise ausserordentliche Grad technischer Naturbeherrschung, und neu ist vor allem die Zersetzung aller urtümlichen Glaubenshaltungen durch eine Ratio, in deren nihilistischer Dämonie alle Geister der europäischen Kritik ein von allen Bindungen gelöstes, entfesseltes und bis in die letzte Faser unfruchtbares Leben führen. Diese psychologische Tatsache ist vielleicht das allgemeinste Merkmal der Weltsituation. Wenn das Innerste des Menschen zerfressen ist, wird der Mensch zu einer entkernten Schale, einer Puppe aus Stoff, mit der die Interessen ihr Spiel treiben. Damit hört aber auch das auf, was wir Geschichte zu nennen pflegen. Wenn alles der psychologischen Technik unterworfen wird, geht die schöpferische Substanz zugrunde, und an die Stelle der Wertewelt, die allein für uns eine geschichtliche Welt ist, tritt jenes wüste Chaos von Ruinen, Beton und Eisen, wie es ein moderner Fabrikbrand zu hinterlassen pflegt. — Überflüssig zu sagen, dass diese Ansicht nichts mit dem Gruseln zu tun hat, mit dem die verängstigte Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts das Aufkommen der sozialen Frage begleitete. Wir stehen wahrlich an einem anderen geschichtlichen Ort, auch wenn wir ihn hier nur geistig verstehen.

Auf diesem Hintergrund erhalten die schöpferischen Programme der Völker ihre geschichtliche Bedeutsamkeit. Wir alle stehen inmitten eines grandiosen Heilungsversuchs, und es ist in der Tat berechtigt, jede Kraft und jeden Willen, das Gefühl und den Verstand in eine grosse allgemeine Zucht zu nehmen, um die unserem Zeitalter gestellte Aufgabe zu erfüllen. Alle Totalitätsforderungen gewinnen ihre metaphysische Rechtfertigung aus diesem Boden.

Für die Geschichtsansicht ergibt sich aus dem Bewusstsein dieser Zusammenhänge m. E. die Unmöglichkeit, im Getöse der Begebenheiten den Sphärenklang einer höheren Harmonie zu vernehmen. Ein monistisches Geschichtsbild, bei dem alles einzelne beruhigt ist im Einklang der Allverbundenheit, erweist sich als eine der vielen Illusionen, mit denen die Menschen sich seit alters betrogen haben. Nur eine dualistische Geschichtsansicht wird der Wirklichkeit gerecht. Man kann es auch anders ausdrücken: nur eine Geschichtsansicht, in der das Böse nicht scheinselig verharmlost wird, spiegelt die wirkliche Welt, — das Böse, über dessen Natur bekanntlich ein weit geringerer Zweifel herrscht als über das Wesen des Guten und das nicht moralistisch, sondern nur metaphysisch begriffen werden kann. Geschichte als Drama — nur so gesehen enthüllt sie ihr wirkliches Gesicht. Mag dem

Betrachtenden Vergangenheit und Gegenwart in eins verfliessen und in einem höheren Leben eingeschlossen sein — der Handelnde weiss um die scharfe Einmaligkeit der Situation, um den Entscheidungscharakter des Augenblicks, um den dramatischen Punkt des Geschehens. Handlung ist das Wesen des Dramas, und Kampf ist das Wesen des Handelns. Nur wer den Kampf als Inhalt der Geschichte begreift, den Kampf, zu dem jeder Handelnde verdammt und begnadet ist, spürt etwas vom Sturm, der in ihren Epochen rauscht.

5.

In lehrreicher und bedeutsamer Verbindung mit dem Gesundungswillen der Völker steht ihre Entdeckung des volksgeschichtlichen Gesichtspunkts. Immer zwingender wird die Notwendigkeit, die europäischen Geschichtsabläufe unter dem Gesichtspunkt der Volksgeschichte neu zu durchdenken. Schon jetzt zeigt es sich, dass die Fragestellung fruchtbar ist. Im Grunde handelt es sich dabei um die Fortführung von Ansätzen, die A. L. Schlözer und Herder im 18. Jahrhundert geschaffen haben, allerdings mit einer mächtigen Ausweitung und Vertiefung. Erkannten die Bahnbrecher der modernen Geschichtsschreibung die Völker an ihren Sprachen, so sehen wir die Wesenheiten der Völker in ihrer ganzen Lebensfülle, bluthaft, geistig, kraftgeladen, schöpferisch. Das berühmte Wort Rankes aus seinem »Politischen Gespräch« vom »Real-Geistigen, welches in ungeahnter Originalität dir plötzlich vor den Augen steht«, und »sich von keinem höheren Prinzip ableiten« lässt, war auf die Staaten bezogen. Wir mögen es auf die Völker anwenden, über deren politische Natur kein Zweifel möglich ist: Völker, die Geschichte machen, sind politische Kraftgebilde.

Der Rankeschen Formulierung, die viel umschliesst, fehlt aber noch die Beziehung zu der Welt der naturhaften Voraussetzungen, die unserer Zeit als erbgesetzliche und rassenseelische Gegebenheiten zu einem unverlierbaren Erlebnis geworden sind. Damit ist der Anschluss des Geschichtlichen ans Lebensgesetzliche schlechthin hergestellt — ein Zusammenhang, der eine zu wesentliche Einsicht umschliesst, als dass er je wieder reissen könnte. Mit der Verankerung im Biologischen ist dem Freibeutertum des Geistes eine Grenze gewiesen. Dass auch der Mensch in den Lebenskreis der Natur gehört, erweist ihn als ihren Ordnungs- und Wachstumsgesetzen verpflichtet, die niemand ungestraft verletzt, und zugleich eingeschlossen in die Gefangenschaft aller Kreatur, aus der sich der Geist nur unter Preisgabe seiner Wurzeln befreien kann.

Wenn uns die ganze erfüllte Wirklichkeit der Völker vor Augen steht, der Völker in ihrer hundertfältigen Verschiedenheit nach Rang und Art, naturhaft gebunden und schöpferisch frei, in Notwendigkeiten verstrickt und höchster Gestaltung fähig, spüren wir erst ganz, wie stark die Geschichte von unsichtbaren, schwer fassbaren, aber schlechthin bestimmenden Kraftströmen geleitet wird. Mir scheint, dass wir mit der Frage nach dem Werden und Wirken der Völker gewissermassen tiefer in den Bereich des Schicksalhaften eindringen, dass wir die »dunkle Gewitterschicht«, die über dem menschlichen Geschehen liegt, mit erregten Sinnen wahrnehmen und unmittelbarer als früher einen Hauch des Dramatisch-Sinnhaften der Geschichte verspüren. Denn die Schicksale der Völker sind ja auch für den einzelnen entscheidend. Gewiss: auch früher musste der Ackerbauer den Rauch der Schlacht schmecken, auch früher zerstampften die Rosse seine Saaten. Aber dass er nicht nur leidet, sondern durch sein ganzes Sein, handelnd oder leidend verantwortet, dass er aus dem Gesamtgut seines Volkes lebt und für das Gesamtgut seines Volkes haftbar ist — das ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung, an deren Ende eben die real-geistig-natürlichen Totalitäten der politischen Völker stehn.

Dazu ist nun noch eine letzte Feststellung zu machen. Erst die Erfahrung, dass die Völker das Schicksal des einzelnen sind, hat den Träger einer umfassenden geschichtlichen Erinnerung geschaffen. Wer aus dem Schicksalsgefühl einer Standschaft lebte, wer den dynastischen Staat als Prinzip der Geschichte empfand, konnte wohl einzelne Züge der Geschichte auf sich zulaufen sehn, u. U. mit der Wucht echter historischer Dynamik; aber erst der volksgeschichtlich Denkende steht in der ganzen Flut geschichtlicher Vermächtnisse, empfindet Fluch und Segen der Geschichte gewissermassen aus dem Vollen. Darin scheint mir eine Erklärung für den leidenschaftlichen Geschichtstrieb unserer Zeit zu liegen, der bekanntlich dicht neben der vollkommensten Traditionslosigkeit zu finden ist.

Die Tatsache gesteigerten Geschichtsinteresses an sich ist nicht zu leugnen. Noch nie haben Museen und Denkmäler eine so ernsthaft anerkannte Bedeutung besessen, noch nie historische Erklärungs- und Darstellungsversuche so viel Anteilnahme und Aufmerksamkeit gefunden, noch nie ist die Tradition gerade von den Schöpfern neuer politischer Verhältnisse so entschieden zu einem Wert der obersten Stufe erhoben worden wie heutzutage. Wollte man das nur damit erklären,

dass eben auch die Gefahr des Abreissens der Überlieferung heute grösser ist als jemals, so würde man der ganzen Bedeutsamkeit der Erscheinung noch nicht gerecht. Es ist nicht so, dass hierin nur eine konservative Gegenwirkung auf den Radikalismus der neuen Anfänge zum Ausdruck kommt, oder ein Urtrieb, der durch besondere Umstände gesteigert wird. Das moderne Bedürfnis nach der historischen Verankerung ist tiefer angelegt und hängt m. E. mit der Neuartigkeit und Einmaligkeit unserer geschichtlichen Situation zusammen. Geschichtswissen gehört zum Bewusstwerden der Völker, und die politisch durchgestalteten Volksgemeinschaften bedürfen der umfassenden geschichtlichen Erinnerung, um ihren Ort in der Völkergemeinschaft zu finden und ihre Substanz zu behaupten. Daher die tatkräftigen Bemühungen, geschichtliches Wissen— einschliesslich der Vor- und Frühgeschichte — zum Allgemeingut zu machen. Der Jasperssche Begriff der »geschichtlichen Aneignung« hat — zwar noch etwas obenhin, aber im wesentlichen doch schon treffend — die Lage bezeichnet: die Geschichte wird über das Wissen und die verstehende Anschauung des Historismus hinaus »gegenwärtige Lebensmacht«, und die Völker selbst werden zu stark empfindenden Trägern geschichtlicher Erinnerung, die mit ihren mächtigen Atemzügen das völkische Aufbauwerk beseelt und belebt.

6.

Mit den letzten Worten ist schon angedeutet, wie sich uns das Verhältnis unserer Zeit zum Historismus darstellt. Erfahrungen, die durch Arbeit gewonnen werden, enthalten immer auch bleibenden Gewinn. Hundert Jahre wissenschaftlicher Arbeit an der Überlieferung können nicht spurlos vergangen sein. Das für immer Bleibende des Historismus erkennen wir in einem Doppelten: erstens in der Sicherung von Erkenntnismitteln, über die frühere Jahrhunderte nicht verfügten, zweitens in der Aufrichtung von Masstäben, mit denen auch Fernvergangenes, Fremdes und Widriges zu seinem Recht kommt. Die Verschärfung und Verfeinerung der historischen Methode hat es uns für immer unmöglich gemacht, mit flüchtig und unscharf entworfenen Bildern im Stil des 18. Jahrhunderts zufrieden zu sein. Sauberste Kritik, umfassende und redliche Verwertung der Quellen sind selbstverständliches Erfordernis geworden. Die Ansprüche, zu denen uns die Summe der wissenschaftlichen Erfahrung verpflichtet, sind hoch und können nicht übersprungen werden. Dabei zeichnet sich heute schon eine grundsätzlich neue Lage ab: die Forschung ist in der Lage, mit

grösserem Recht als früher bestimmte Fragen als kritisch geklärt, bestimmte Tatsachenbestände als gesichert anzusehen. Selbstverständlich kann auch in solchen Fällen keine Rede davon sein, dass die Forschung etwa »fertig« werden könnte, und angesichts der gewaltigen noch gänzlich dunklen Stoffmassen der Geschichte gleicht unser kleines Forschungslicht einer Handlaterne im nächtlichen Hochgebirge. Immerhin aber kann eines doch schon erlebt werden, wenn auch nur in engsten Bezirken: auch die kritisch gesicherten Tatsachen, über die wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten nicht mehr möglich sind, stehen in Zusammenhängen, die niemals kritisch gesichert, sondern nur dynamisch behauptet werden können, die sich dem rückschauenden Betrachter je nach dem Blickpunkt verschieden darstellen müssen. Damit ist gesagt, dass über die geschichtliche Wertung die Perspektive entscheidet.

Der zweite Gewinn aus dem Zeitalter des Historismus beruht auf der Einsicht in die Dialektik des historischen Geschehens, dem Verständnis für die ewige Paradoxie, dass auch Verwerfliches im geschichtlichen Ablauf zum Guten zu wirken vermag, ohne deshalb weniger verwerflich zu sein, und auch Abzulehnendes einst einen Wert in sich trug, der es rechtfertigte, ohne dass die Ablehnung deshalb an Deutlichkeit zu verlieren braucht. Der Historismus lief Gefahr, alles in ein Gewoge von Relativitäten aufzulösen, weil er in der Vorstellung vom unendlichen Ausgleich mündete und sich in der Traumseligkeit reinen Anschauens verlor. Nichtsdestoweniger verdanken wir ihm, der doch seinen Zusammenhang mit dem liberalen 19. Jahrhundert nicht verleugnen kann, den entscheidenden Schritt über die Schranken des statisch-mechanischen Geschichtsdenkens: die doktrinären Masstäbe der Aufklärung und des Liberalismus, heute nur noch Museumsstücke, sind von ihm zerbrochen worden.

Das Geschichtsbewusstsein der Gegenwart ist ohne diese Spannungen im historischen Wertungsverfahren nicht mehr zu denken. Verstehen und dennoch urteilen — das ist ja eine der Proben darauf, ob man die Kraft der Verantwortung besitzt. Fast alle grossen Geschichtsschreiber haben dem Bereich des politischen Handelns nahegestanden, in Einzelfällen ihm sogar angehört. Heute ist die Darstellung der Vergangenheit wieder eine Sache der politischen Verantwortung geworden. Ein besonders sinnfälliger Ausdruck des neuen Verhältnisses zur Geschichte ist das Zurücktreten der Freude an vollendeten und in sich ausgeglichenen Bildern abgeschlossener Zeiträume und

das Hervortreten der Forderung nach Antwort auf bestimmte, genau und scharf gestellte Fragen an die Vergangenheit — also die Bevorzugung von Längsschnitten gegenüber Querschnitten —, wobei zweierlei festzuhalten ist: mit der Schärfe und Ungeduld der neuen Fragestellung, der die Historiker zu genügen haben, verbindet sich der unnachsichtig strenge Anspruch auf zuverlässige Wissenschaftlichkeit, so dass die politischen Bedürfnisse gegebenenfalls zu Erziehungsmitteln auf dem Wege zu einer neuen Blüte exakten Wissens werden können.

Die Wandlung unseres Verhältnisses zur Geschichte kann nur der beklagen, dem der tief gebundene Charakter unseres Geschichtsverständnisses noch nicht zum Erlebnis geworden ist. Gebundenes Geschichtsverständnis: das heisst Ernstmachen mit der geistig-natürlichen Bedingtheit unserer Existenz, heisst dem Wahn entsagen, als könnten wir, schaukelnd auf den Fittigen seliger Kontemplation, die Welt unserer irdischen Bestimmung überfliegen, heisst, um es mit einem Wort zu sagen, lieben, was uns anvertraut ist, mit einer echten Liebe, die Kraft und Zucht ist, wahrlich dem Leben zugetan, aber auch dem Tode benachbart.

Gebundenes Geschichtsverständnis: auch wer bemüht bleibt, sich nach einem unserer stolzesten Worte »von dreitausend Jahren« Rechenschaft zu geben und nicht »im Dunkeln unerfahren« zu bleiben wünscht, wird die Schatten nicht übersehen, die den Horizont unseres Geschichts- und Weltverständnisses allezeit verdunkeln. Und damit rühren wir an ein Letztes.

Wem die monistische Erklärung des reifen Historismus nicht genügt, wer an einer dualistischen Weltansicht festhält, steht im Grunde vor einer verschlossenen Tür. Aller Glanz, alle gescheite und warme Helligkeit des Geschichtsbildes der harmonischen Allverwobenheit ist getrübt vom Rätsel des in der Geschichte wirkenden Gottes. Luther hat das schwere und tiefsinnige Wort gedacht, dass der Weltlauf nichts anderes sei als »Gottes Mummerey«: ein Maskenspiel, in dem wir um die Allgegenwart Gottes wissen, ohne das Wirken seiner Hand verfolgen zu können; denn auch mit der Gewissheit der geschichtlichen Offenbarung haben wir keinen Kommentar zur Weltgeschichte in Händen. Ranke hat sich bis zum Ausspruch vorgewagt, dass die real-geistigen Wesenheiten der Geschichte »Gedanken Gottes« seien. Dabei werden wir stehen bleiben müssen. Ein Nachweis der geschichtlichen Schritte Gottes, wie ihn die alten Pragmatiker versuchten, ist uns versagt. Wohl aber werden wir das Wissen um sein Regiment

und eine niemals schlummernde Ahnung seines eingreifenden Waltens hüten und forschen und lehren dürfen in der Gewissheit, dass sich über der blühenden und welkenden Erde, über Geburt und Grab, Zerstörung und getrostem Schaffen der ewige Himmel wölbt.

Alte Familienverbindungen im baltischen Handwerk

Aus dem „Meisterbuch der Schneiderinnung zu Goldingen" 1661—ca. 1710

Von Erich Seuberlich

Wenn einmal eine Geschichte der baltischen kleinen Städte geschrieben werden sollte, so könnte dieser Aufgabe nur gerecht werden, wer nicht allein die politischen Momente heranzieht, sondern auch auf das Leben innerhalb der Stadt selbst eingeht. Dieses bedingt aber eine Vertiefung in das Wesen, die Struktur der Bürgerschaft, der übrigen Einwohner, wie sie oft aus spröden und dem ersten Anschein nach nur wenig ergiebigen Quellen und Zeugnissen der Zeit auf uns gekommen sind.

Erst auf dem Grunde eines feinsorgsamen Wissens um die soziologisch-genealogische Zusammensetzung der Bürgerschaft beginnen sich die tieferen Wesenszüge der kleinen Stadtgemeinde dem Auge des Forschers in ihren eigentlichen Umrisslinien widerzuspiegeln. —

Damals, in herzoglicher Zeit — um von Kurzeme zu reden — war jede Stadt mehr oder weniger autonom. Somit sind die Bürger, ebenso der Rat, die Stadtälterleute und später die Stadtältesten die Hauptträger des politischen, aber ebenso des wirtschaftlichen Lebens einer Stadt. Hinter ihnen stehen jene ständischen Korporationen, unter denen in den kurischen Binnenstädten die Handwerkszünfte eine einflussreiche Rolle spielten.

Auf einer seiner letzten Fahrten geriet dem Verfasser in einer Bibliothek unter den Manuskripten ein Büchlein, in Kleinoktav, in die Hände:

»Das Quartalkassabuch der Meister der Schneiderinnung zu Goldingen«.

Es beginnt mit dem Jahre 1661 und reicht bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Leider war es unmöglich, damals an Ort und Stelle den Inhalt voll auszuwerten. Die Auszüge mussten auf den Zeitraum

von 1661 bis etwas über den Nordischen Krieg hinaus beschränkt werden, späterhin wurden nur die Amts-Älterleute des 18. Jahrhunderts notiert.

Das Buch bietet ein dürres Material: Namen und Zahlungen, Jahr um Jahr in jedem der vier Quartale eingetragen, selten eine andere Notiz und doch bei einem rechten Ausbau und Einblick: ein Kommen und Gehen ungezählter Meister. Wir lernen sie hier alle namentlich kennen, erfahren, wann ein jeder von ihnen Meister wurde und folgen einem jeden bis zum Verschwinden, erfahren also meist das Todesjahr. Eine Abwanderung hat nicht ein einziges Mal in diesem Zeitabschnitt stattgefunden.

Zwei Jahrhunderte des Meisterlebens liegen vor uns. Das Rechnungsbuch beginnt mit dem Amtsantritt des Ältermanns Christian Henning, des Älteren, im Jahre 1661, also zur Zeit des Friedensschlusses zu Oliva. Das vom Kriege vielfach betroffene, schwer heimgesuchte und ausgeplünderte Städtlein atmete auf. Nach Hennings: »Materialien zur Geschichte Goldingens« im Stadtarchiv zu Königsberg werden 1669 nur 134 Bürgerhäuser in der Stadt gezählt. Es mögen 1661 noch weniger gewesen sein. Trotzdem nennt das Quartalbuch in diesem Jahr 17 Schneidermeister. In dieser erstaunlich langen Reihe der Schneider, die Kriegs- und Wirrniszeiten überlebten, erblicken wir den Abglanz eines entschwundenen Wohlstandes, der vor dem in der Stadt zu finden gewesen sein muss.

1. Als erster wird 1661 der Senior der Zunft Michael Schroeder genannt. Ein Greis, aus Elbing gebürtig, der seit 1613 der Bürgerschaft angehörte, also offenbar ins Land gekommen war, als die Beziehungen zu Preussen, infolge der langen Verpfändungszeit, noch die lebhaftesten waren. Schroeder ist von allen Zunftabgaben befreit und wird trotzdem bei jeder Quartalversammlung bis zum Tode 1665 mitaufgeführt.
2. Als Zweiter folgt der derzeitige Ältermann Chr. Henning d. Ältere, ein »Liefflender«, dessen Handschrift verrät, ihm könne das Schreiben nicht fremd gewesen sein und blutsmässig müsse er der Träger einer höheren Bildung gewesen sein, als sie sonst unter Handwerksleuten die Regel war. Seit 1635 Bürger, starb er als langjähriger Ältermann 1681.

Es folgen ferner:

3. Heinrich »Eichenfos« (Eichenfuss), ein Bürgersohn, seit 1633 Bürger, gest. Ende 1665.

4. Georg Wiefferling, unbekannter Herkunft, wahrscheinlich ein Vertriebener aus Magdeburg, seit 1636 Bürger. Er wird 1682 Amts-Ältermann, gest. 1685.
5. »Herr« Matthias Ferner, gebürtig aus Tübingen, s. 1638 Bürger, damals bereits amtierender Ratsverwandter und später Gerichtsvogt der Stadt, gest. 1667.
6. »Sehl. Rüsch Visters« Witwe, die bis 1667 die Werkstätte des Mannes fortführte. Rüsch Pfister »von Weltenspargk aussen Schweitzerlande bürtig«, wird 1634 Bürger, gest. um 1653.
7. Jakob Schwann, ein Bürgersohn, seit 1639 Bürger, dessen Vater Valentin aus Drossen in der Mark eingewandert war.
8. Heinrich Vöge, ein Bürgersohn, seit 1636 Bürger, gest. 1666.
9. Johann Koppelmann. Er fehlt im Bürgerbuch, sodass die Zeit seiner Meisterwerdung nicht feststeht, gest. 1666. Verheiratet war er mit eines Meisters Tochter Christina Eichenfuss, wie aus einem Geburtsbrief vom d. d. 1676 Juli I für seinen Sohn Dietrich Ulrich hervorgeht.
10. S. Hironimusz Helman's Witwe, die ab 1666 keine Zahlungen ans Amt leistet. H. Helman aus Rostock wurde 1638 Bürger.
11. Conrad Genten (Jenten), aus der Grafschaft Waldeck gebürtig, wurde 1642 Bürger, gest. 1666.
12. Hans Maysz (Mais resp. Majus), wahrscheinlich aus Jelgava gebürtig, Bürger seit 1646. Im gedruckten Bürgerverzeichnis irrtümlich als »Massz« angeführt. Majus stirbt im Frühjahr 1678, ab Ostern dieses Jahres zahlt seine Witwe das Quartalgeld, 1679 ihr Sohn. Hans Maes wurde 1667 Stadt-Ältester der Gewerke. Er war mit Margarethe Stromberg, Georg Messers Witwe verheiratet, mit deren Kindern er seit 1671 Mai 28 (Ratspr.) abteilt. Die Strombergs gehörten zu den ältesten Geschlechtern der Stadt, wie Stavenhagen in seiner Einleitung zum Bürgerbuche zu berichten weiss.

    Da die verbreitete Familie Kupffer später durch Heirat mit einer Majus in Blutsgemeinschaft mit dieser Familie tritt, sind Hans Maes und Margaretha Stromberg Ahnen ungezählter baltischer Familien geworden.

In der Reihe der 1661 im Quartalkassabuch genannten Meister folgen:

13. Andreasz Grünberg, geb. in Alt-Stettin, Bürger seit 1650, Stadtältester 1667, ab 1686 Amts-Ältermann, gest. 1690. Ein Bruder Anton lebte 1667 in Jelgava, wo seine Nachkommen noch lange

genannt werden. Andreas Grünberg selbst hinterliess nur Töchter, von denen die eine Dorothea — Ehefrau des Joh. Georg Majus in den Ahnenkreis der Kupffer und Dullo tritt.

14. »S. Frantz Pap's« Witwe, sie stellt ab 1666 die Zahlungen der Amtsgelder ein. Franz Pape (Pappe) »aus Goldingen« wurde 1653 Bürger.
15. Johann Henning, ein Sohn des Amts-Ältermanns Christian, Bürger seit 1655. Johann Henning wurde 1691 Amts-Ältermann und blieb es bis zu seinem 1702 erfolgtem Tode. Er war ein einflussreicher, angesehener Bürger, wurde 1667 Stadtältester, war 1671—78 Stadtältermann der Gewerke, ab 1683 Ratsverwandter, 1691 Stadt-Hauptmann, 1692—95 auch Gerichtsvogt. Durch seine Heirat mit Anna Gamper, kam er in den Kreis dieser Familie, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunehmend die Geschicke der Stadt in hervorragender Weise leitete und beeinflusste. Die Gampers und deren Verwandtschaft spielten hier während des ganzen 17. Jahrh. eine ebenso führende Rolle, wie die Dreilings um dieselbe Zeit in Riga.
16. Christian Henning »der Jüngere«, Bruder des Vorigen, 1661 bereits als Meister aufgeführt aber erst 1662 in die Bürgerschaft eingetreten, 1682 Stadtältester, 1687—90 Stadt-Ältermann der Gewerke, gest. 1701 vor Johanni; seine Witwe betrieb das Gewerbe noch 1709.
17. Als letzter: Jacob Beyer, gebürtig »aus Celle aus dem Lüneburger Lande«, seit 1660 Sept. 6. Bürger, gest. 1702.

Was uns hier locken mag, sei ein Blick auf die Beziehungen und blutlichen Bindungen der angeführten 17 Meister untereinander, soviel sie aus den kurzen Anmerkungen oder anderen gleichzeitigen Mitteilungen hervorgehen. Langsam erhellt sich vor uns ein kleiner Ausschnitt der innigen Lebensgemeinschaft, die die baltische Kleinstadt früherer Jahrhunderte in einem ganz andern Grade als heute darstellt. Vergangenheit gewinnt Umrisse. In den Mittelpunkt aber rückt das Bluterbe einer Geschlechterfolge, die kraft ihrer fraglos überlegenen Erbmasse über ein dreiviertel Jahrhundert hindurch die unbestrittene Führung ihrer engeren Standesgemeinschaft zu behaupten vermochte, um dann freilich wieder im Dunkel zu verschwinden, als ihre Kraft verausgabt war.

Michael Schröder wird in der Meisterliste als Erster genannt. Er steht unter den Mitmeistern nur mit dem Ratsverwandten Matthias

Färner in Verwandtschaft. Färner hat seine Tochter Regina Schröder zur Frau. Schröders Sohn Friedrich und Grossohn Michael waren kaufmännisch tätig. Letzterer erst Bürger in Kuldiga, dann aber seit 1671 in Ventspils. Auch Färners Erben bleiben nicht bei der Zunft. Der Sohn Matthias Friedrich wird Pastor in Tukums, die Tochter Maria Elisabeth heiratet den Stammvater der Familie Pantzer und in zweiter Ehe den »mannhaften Heinrich Strahlbrink«, also eine Militärperson. (Ratspr. 1675, 1695).

Wesentlich anders liegen die Dinge beim Ältermann Christian Henning. Seine Abstammung ist soziologisch von grossem Interesse. In einem Geburtsbrief wird angeführt: er sei 1604 Sept. 12 geboren — als Sohn des Cords Henning »Amtsverwalters auf Platers Gütern« und der Margarethe Bohl; sein Grossvater sei der Erbherr auf »Kraselau in poln. Livland« Claus Henning (vermählt mit Elisabeth Pitzwegen) gewesen, welches Gut bereits dem Urgrossvater Hermann Henning (vermählt mit Anna Schultz) gehört habe. Die Kriegsläufte um die Wende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts mögen die Ursachen gewesen sein, dass der Sohn und Enkel eines Grossgrundbesitzers Schneider wurde. Über Christian Hennings Jugend wissen wir nichts, aus dem erhaltenen Quartalbuch, das er selbst anlegte, kennen wir aber seine Handschrift, die eine ausgesprochene Schreibkultur zeigt. Diese unstreitig wertvollen Erbanlagen haben vielleicht mit dazu beigetragen, dass Christian Henning und seine Nachkommen eine führende Rolle im Amte der Schneider spielten, aber eben so stark beeinflussend im Stadtregiment mitwirken konnten.

Christian Henning heiratet in die Zunft hinein. Er nahm die Tochter Elisabeth aus der Schneidersippe der Eichenfuss zur Ehefrau. Gleichzeitig mit ihm ist sein Schwager Heinrich Eichenfuss 30 Jahre Meister. Henning überlebt ihn um viele Jahre, er starb erst 1681 — war also 46 Jahre Amtsmeister und 20 Jahre Amts-Ältermann und gewann zunehmend an Ansehen und Einfluss. — Auch ein anderer Schwager Hennings gehörte dem Amte gleichzeitig an, das ist Joh. Koppelmann, vermählt mit Christine Eichenfuss.

Ziehen wir noch die beiden jüngeren Meister und Söhne Christian Hennings, Johann und Christian Henning den Jüngeren hinzu, so wird ersichtlich, wie nahezu ein Drittel aller Meister der gleichen Sippe angehören, die über die alte Amtsfamilie der Eichfuss an die Führung im Amte gelangt. Vielleicht war die Bindung an die ältere

Familie Eichenfuss noch weiter verbreitet. Leider liessen sich aber die Frauennamen mehrerer Meister nicht ermitteln.

Nach dem Ableben der älteren Meister 1665 und 1666 findet eine Neubesetzung nur teilweise statt. Die Zahl der Amtsstellen sinkt nach 1666 von 17 auf 8 und bleibt auf dieser Höhe bis zum Pestjahr 1710, nur vorübergehend um 1700 elf Meister aufweisend. Die Ergänzungen der Amtsmeister fanden jetzt vielfach aus Einheimischen statt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse müssen nach 1661 so schlechte gewesen sein, dass Conrad Jente, der »erwählte Krugvater« der Schneidergesellen-Herberge, 1664 beim Rat vorstellig wird und meldet, dass »alle Gesellen weggezogen seien«. In den Jahren 1665 bis 1679 wurden vier Jungmeister aufgenommen, davon David Henning und Joh. Jürgen Majus — als ansässige Meistersöhne, zwei Auswärtige, einer aus Holland, der andre aus Mecklenburg gebürtig. Von allen vieren heiratet nur Majus eine Meistertochter, die bereits erwähnte Dorothea Grünberg.

Da die Zahl der Meister um 1670 auf acht gesunken ist, sehen wir den Verwandtschaftskreis der Henning im Amte noch zunehmen. Die 1665 und 1666 Verstorbenen gehörten dieser Sippe bis auf Heinrich Eichenfuss nicht an, an seine Stelle tritt der dritte Sohn Christian Hennings — David.

Dieses Verhältnis verändert sich zu Gunsten der Henningschen Blutsgemeinschaft zusehends und erreicht um 1700 den Höhepunkt mit 7 : 4. Die beiden aus Grevesmühlen bei Lübeck zugewanderten Gebrüder Kummerau heiraten Töchter aus der Sippe der Henning, ebenso der Schneider Retzloff aus Neuwedel in der Neumark, seit 1695 Meister, und 1700 kommt ein junger Johann Henning hinzu, dem sich 1706 noch ein zweiter Johann zugesellt. Mit diesen erlischt die Schneidermeister-Reihe der Henning in Kuldiga.

Die Ältermannschaft geht nach dem Tode Johann Hennings 1702 an den ältesten Meister Joh. Jürgen Majus über — ist also nicht starr von Hennings festgehalten worden! — um nach Majus Tod 1710 von einem Henningschen Schwiegersohn Joh. Kummerau 17 Jahre fortgeführt zu werden. Dieser überträgt das Amt 1728 seinem Schwager Johann Henning dem Jüngeren, nun »Senior« genannt, der 1731 als letzter Schneidermeister seiner Sippe stirbt.

Noch 13 Jahre regiert der Ältermann Stephan Majus, der durch seine Ehefrau, des Ältermannes Johann Kummerau Tochter, in Verwandtschaft mit dem Henningschen Hause tritt. Nach seinem Tode

1744 ändert sich die Ältermannschaft endgültig. Andere Personen treten ins Amt. Die Einwanderung aus dem Westen und Süden Deutschlands erlischt für das Schneiderhandwerk. Die Zuwanderung in der Zeit von 1661—1710 — im Ganzen nur 9 Meister — war aus folgenden Gebieten gekommen: einer 1670 aus Holland, einer 1671 aus Mecklenburg, 1692 und 1695 zwei Brüder aus Mecklenburg, zwei Meister 1695 und 97 aus der angrenzenden Neumark, 1699 und 1708 zwei Brüder aus Lübeck und nur einer aus Mitteldeutschland — dem Stift Halberstadt. Das benachbarte Preussen fehlt ganz, um unmittelbar nach den Pestjahren 1710 für die Schneider einzusetzen.

Nach des letzten Hennings Tode 1731 hatte der stadtgebürtige Steffan Majus die Ältermannschaft übernommen. Erst nach seinem Tode im Jahre 1744 geht das Regiment an die preussischen Einwanderer über. Als erster übernimmt der Schneidermeister J. F. Borchart 1744 bis 1759 das Amt des Ältermanns. Sein Nachfolger Christian Mende, der Sohn eines Preussen, amtierte von 1665 bis 1772, ihm folgt 1773 der aus Friedland in Preussen gebürtige Georg Friedrich Bannert, der bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts Ältermann war.

Die Henningsche Führung wird durch eine fortlaufend preussisch beeinflusste abgelöst. Ihre Zeit war abgelaufen. Lehrreich aber ist für uns der Blick in die alte Meisterliste. Sie zeigt, wie blutmässige Vererbung einer starken Befähigung sich nachhaltig auswirken kann und die Nachkommen befähigt, den Standesgenossen als Führer vorzustehen. Charakter und Anlagen der Männer und Frauen dieses Sippenkreises müssen vor den Mitbürgern hervorgeragt haben, denn sicher nicht umsonst ist ihnen das höchste Amt ihrer Zunft durch nahezu achtzig Jahre übertragen worden. Ja, wir finden Blutsträger der Sippe auch dauernd unter den Älterleuten der Gewerke, als führende Berater der gesamten Handwerkschaft; konnte doch kein schwerwiegender Beschluss des Rates, der gesetzgebend war, ohne Zustimmung der beiden Älterleute erfolgen, denen damit eine Einflussnahme auf die Geschicke der Stadt in die Hand gegeben war.

Von der Bedeutung des Bluterbes vermochte uns das abgegriffene Quartalbüchlein jener Schneiderinnung zu zeugen. Ein anspruchsloses geschichtliches Dokument — und doch für den, der hinzuhören vermochte, ein lauter Mahner an ewiggültige Gesetze gerade in unserer Gegenwart, die zögernd erst sich auf sie wiederzubesinnen beginnt.

Ärztliche Erbgesundheitspflege

Von Hermann Schlau

1.

Aus der blutlichen und rassischen Erbsubstanz zehrt die Lebenskraft eines jeden Volkes. Ihr Verschleiss, ihre Verminderung oder Schwächung bedingt die Verkümmerung der völkischen Lebenskräfte, ihre Zerstörung das unerbittliche Absterben des Volkskörpers. Diese Einsicht ist heute in den Mittelpunkt des völkischen Erlebens unserer Zeit gerückt. So ist sie — von Anbeginn eine wissenschaftliche Erkenntnis — für den deutschen Menschen zum Kristallisationskern seiner weltanschaulichen Gesamthaltung geworden.

Warum hat sich die Frage nach dem Erbgut erst seit so kurzer Zeit in den Vordergrund deutscher ärztlicher Verantwortung geschoben? Sicher deshalb, weil wir erst in den letzten Dezennien zu erkennen beginnen, wie gross der Schaden ist, den unser Erbgut im Laufe des letzten Jahrhunderts in zunehmendem Masse erlitten hat, seitdem im Zusammenhang mit dem Eindringen fremden Gedankengutes nach der französischen Revolution, seit der sog. Befreiung der Persönlichkeit, das Individuum aus den Schranken und den Bindungen des Gemeinwesens und der Gemeinschaft gelöst worden ist. Im frühen Staat, insbesondere deutlich bei primitiven Völkern, ist Priester- und Arztfunktion ein wesentlicher Teil der Staatsführung. In der Sicherung der Gesundheit des Volkes sichert sie auch die Stärke und die Kraftentfaltung des Staatswesens, sie ist für ihn göttliches Gebot. Man denke nur an die gesundheitspolitische Gesetzgebung etwa des Alten Testamentes! In allen vorchristlichen Religionen und Mythen finden wir ähnliche Bestrebungen mehr oder weniger deutlich ausgeprägt.

In langsamer, stetiger Entwicklung sehen wir dann im Laufe der Jahrhunderte den Arzt sich vom Priesterstand lösen und aus der politischen Verantwortung ausscheiden. Trotzdem ist die Gesundheit des Erbgutes soweit durch Volkssitte und Brauchtum gesichert, dass eine Gefährdung zunächst nicht droht. — Es erweisen sich drei Zweige der Gesundheitspflege, die sich zeitweise weit von einander entfernen, zeitweise aber wieder durch hervorragende Gesundheitswahrer zusammengezwungen werden und dem Versuch einer Synthese unterliegen. Besonders lebendige Beispiele hierfür sind Paracelsus, der die Volksheilkunde mit der wissenschaftlichen Medizin nach verhängnisvoller Trennung wieder zusammenzuführen sucht, und die

ersten preussischen Könige, insbesondere Friedrich Wilhelm I, der in hervorragender Weise in die Funktionen des Staates Aufgaben der Gesundheitsführung hineinbezieht und eine Gesundheitspolitik anbahnt, die auch heute noch in vielen Dingen als mustergültig betrachtet werden kann. Wissenschaftliche Medizin, Staatsmedizin und Volksheilkunde, das sind die 3 Pfeiler der Gesundheitsführung, die in wechselnder Betonung immer wieder die Ausgangspunkte für die Gesundheitspolitik sind.

2.

Im Verlauf der Umwandlung des Hoheitsstaates zum Fürsorgestaat im 19. Jahrhundert und im Zusammenhang mit dem grossen Fortschritt hygienischer Erkenntnisse übernimmt der Staat neben der Seuchenbekämpfung, die stets in seinem Aufgabenkreis verblieben war, nun auch die »Individualfürsorge«, die Betreuung des Einzelindividuums: sei es nun durch Unfall, Krankheit oder Invalidität arbeitsunfähig geworden, sei es als Geisteskranker oder Krüppel dauernd arbeitsunfähig. Es ist das Prinzip der Versicherung. Dazu kommt die Fürsorge für Tuberkulöse, Geschlechtskranke, Trinker und Asoziale. Allein der Kampf gegen die Seuchen ist auf die Gesunderhaltung des Volkes ausgerichtet; Geisteskranke, Trinker, Krüppel und asoziale Psychopathen werden zwecks Besserung und Heilung in Behandlung genommen, — die Frage der Vererbung bleibt aber unberücksichtigt, obgleich schon seit den 90-er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Forschung hierüber viel Wichtiges bringt. Aber man glaubte an Besserung und Heilung durch Pflege, Erziehung und günstige Umwelteinflüsse; die Umwelttheorie treibt ihre üppigsten Blüten.

Geisteskranke, Krüppel, Trinker und asoziale Psychopathen hat es immer gegeben, und deren Betreuung durch staatliche Organe braucht an sich gar keine Gefahr zu bedeuten. Die Gefahr liegt aber im gleichzeitigen Hereinbrechen geistiger Strömungen, die die Lebensgrundlage des deutschen Volkes zu zerstören begannen: die Forderung freier Entfaltung der Persönlichkeit und grösstmöglicher Wohlfahrt des Individuums, und daraus folgend die Stärkung des Schwachen — die negative Auslese. Die Forderung nach Ausleben brachte Lockerung von Sitte und Brauchtum, Hand in Hand damit ging der Verlust des Rasse- und Erbgutbewusstseins. Alte Volksweisheit über Erbgesundheitspflege und Rassereinheit wird vergessen, Rassegesetze werden aufgehoben, bis dahin unmögliche Eheschliessungen mit andersrassigen und mit erbkranken Ehepartnern unterliegen keiner

Ablehnung mehr, der alte schwäbische Volksspruch: »heirate nie die Eine, die die einzig Feine in der Sippe ist« wird vergessen. Es setzt schliesslich der bekannte Prozess der Ausblutung des wertvollsten Erbgutes in die sozial höheren Stände ein, — der Tüchtige, der sich heraufarbeitet, lässt sein Erbgut in freiwilliger Kinderlosigkeit absterben, Industrialisierung und Verstädterung fördern diesen Prozess. Gleichzeitig aber vermehrt sich der Erbminderwertige: der Psychopath, Kriminelle, Süchtige, Schwachsinnige hemmungslos. Kranke Erblinien ergiessen ihr krankes Blut in gesunde Erblinien, da der Erbgesunde seine Hemmungen vor der Ehe mit dem Erbkranken verloren hat. Die Erbdurchseuchung des deutschen Volkes nimmt einen unwahrscheinlichen Umfang an. Das staatliche Budget für die Versorgung Erbkranker, etwa im Deutschen Reich, wächst von Jahr zu Jahr; es ist berechnet worden, dass es Erbkranke gegeben hat, einzelne Individuen, für die der Staat Summen ausgegeben hat, die genügt hätten, um 4 erbgesunden Familien Siedlerstellen, Boden und Brot zu geben. — Dieses alles geschah in einer Zeit, als bereits ausreichende wissenschaftliche Grundlagen für Eugenik, Rassenpflege und Bevölkerungspolitik erarbeitet waren. Diese Arbeiten blieben aber Besitz einzelner Ärztegruppen und Forschungsinstitute, ihre Nutzanwendung für die Gesundheitspflege des Volkes unterblieb.

Gewiss hat es auch schon damals eine Reihe von Ärzten gegeben, die sich mit diesen Fragen befassten und die die Forderung nach Erb- und Rassenpflege erkannten, — Gemeingut der Ärzteschaft sind diese Dinge nicht geworden. Umgekehrt hat vielmehr gerade die Ärzteschaft, ohne sich natürlich über die erbpflegerischen Folgen ihres Handelns klar zu sein oder sie gar zu beabsichtigen, durch ihre ärztliche Kunst und ihr ärztliches Handeln die negative Auslese unterstützt. Aus der Pflicht, dem kranken Menschen immer und überall zu helfen, wurde durch Besserung des Krankheitszustandes, durch wiederherstellende Eingriffe und ähnliche Massnahmen die Fortpflanzungsmöglichkeit des Erbkranken erleichtert oder gar nicht vorhandene Fortpflanzungsfähigkeit ermöglicht. Durch erscheinungsbildliche Besserung oder gar Heilung bei unverändert krankem Erbbilde hat ärztliche Kunst es erreicht, dass vielfach der Erbkranke für die Umwelt als solcher garnicht mehr erkennbar wurde, hat also ihm dadurch in weitgehendem Masse die Eheschliessung ermöglicht und begünstigt.

Dazu kommen die weitgehenden technischen Verbesserungen bei der Schwangerschaftsunterbrechung, welche diesen Eingriff zu einer

fast gefahrlosen Angelegenheit gemacht haben, wodurch der Entschluss zur Unterbrechung im Volke weitgehend gefördert wurde. Schliesslich ist hierbei noch die zunehmende Empfängnisverhütung zu erwähnen und die Tätigkeit der sogenannten »Eheberatungsstellen«, die vielfach geradezu ihre Hauptaufgabe darin sahen, Propaganda für Empfängnisverhütung und Abtreibung zu machen.

Alle diese Dinge können im Einzelnen nicht als Ursache des bevölkerungspolitischen und erbgesundheitlichen Verfalles angesprochen werden, es haben aber alle diese erwähnten Faktoren, der eine mehr, der andere weniger zum Verfall beigetragen. Die Grundlage liegt jedoch wohl in jener Generationen zurückliegenden Zersetzung frommen Christenglaubens und sittlicher Lebensordnungen, von der allein aus die Zerstörung möglich war.

3.

In letzter Stunde hat sich das deutsche Volk von den Mächten seiner Zerstörung freigemacht und durch einen Wandel der seelischen Haltung die negative Auslese zu überwinden versucht.

Es ergibt sich eine völlig neue Position für den Arzt. Wurde er früher aus jeder Verantwortung für die Volksgesundheit hinausgedrängt und zum gewerbetreibenden Feldscher hinabgedrückt, so ist er heute zu verantwortungsvollster Arbeit am Volkskörper berufen, mit einer Unmenge von Pflichten betraut und fest in die Gesundheitsführung des Volkes eingebaut, — er wird zum Volksgesundheitsführer bestimmt. Was Lieck einst als Sendung des Arztes verkündete, wird nun als Aufgabe vom Arzt verlangt. Rassenpflege und Erbpflege, in den Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns gerückt, wird nun naturgemäss vom Arzt verlangt. Das setzt genaue erb- und rassenhygienische Kenntnisse bei den Ärzten voraus, — es bildet sich, wie Verschuer richtig sagt, ein neuer Arzttypus heraus: der Erbarzt. Er ist Berater und Helfer der Familie in allen Lebenslagen, in körperlicher und seelischer Not, er ist der Hüter des erbgesunden Nachwuchses, er hat die Rein- und Gesunderhaltung des Erbstromes ebenso zu sichern, wie die Gesunderhaltung des einzelnen Volksgenossen. An die Spitze ärztlicher Aufgaben tritt die Gesunderhaltung des Volkes, daneben tritt die Krankenheilung. Die Krankenheilung verliert dadurch nie und nimmer an Bedeutung und an Gewicht, genau wie bisher hat der Arzt sein ganzes Können für die Heilung des Kranken einzusetzen, — und doch geht eine Akzentverlegung vor sich: die Krankenheilung ist untergeordnet der Gesunderhaltung des ganzen Volkskörpers.

Welches sind die Folgerungen für uns? Ist unser Volkstum in erbgesundheitlicher Gefahr? Wenn wir die Gefahr für das Gesamtvolk bejahen, dann umso viel mehr noch für uns. Dieselben Kräfte der Zerstörung sind mit noch grösserer Wucht bei uns am Werk: viel früher einsetzender Bevölkerungsrückgang infolge unserer besonderen sozialen Struktur, frühzeitigeres Ausbluten in den sozial höheren Stand — und damit geringere Kinderzahl — noch lange vor dem Kriege; die Vernichtung von Erbinstinkt und Lebenswillen begann vielleicht später als im Gesamtvolk, trat dann allerdings, unterstützt von äusseren vernichtenden Einflüssen, umso stärker in Erscheinung. Dazu trotz aller Gegenparolen eine ständig zunehmende Abwanderung, eine zunehmende Schrumpfung durch Mischehen und gewollte Kinderlosigkeit.

Es ist wie ein grausiger Kreislauf: je schwächer der Lebenswille. desto geringer die Kinderzahl, desto schneller die Verstädterung, desto grösser die Abwanderung, desto häufiger die Abtreibung, desto schwerer die Einbusse an Erbgesundheitsinstinkt, desto kritikloser die Eheschliessung, desto schwächer der Lebenswille. Unsere Bevölkerungsziffern sprechen eine Sprache, die wahrhaft grausig genug ist. Halten wir uns die graphische Darstellung der Bevölkerungspyramide von Burgdörfer vor Augen, so hat das gesunde Volk die Form einer Pyramide, das stehende Volk die Form einer Glocke, das sterbende Volk die Form einer Urne; unsere Bevölkerungspyramide ist eine Urne auf einer schon bald spitzen Basis.

Das deutsche Volk bedarf allein zur Erhaltung seines Bestandes nach Burgdörfer einer Geburtsziffer von 22—24 auf das Tausend der Bevölkerung. Die Deutschen in Lettland aber haben 1935 eine Zahl von 11,63 (unbereinigt)! 1925 waren es noch 14,3 auf tausend. Die Sterbeziffer betrug 1935 18,9, 1925 noch 14,2 auf tausend, — es wird also bei uns, um mit Burgdörfer zu sprechen, die durch den ungesunden Altersaufbau gegebene Hypothek des Todes bereits eingelöst. Wir haben 1935 ein unbereinigtes Geburtendefizit von 7,27 auf Tausend, nach der Methode der Bereinigung steigt diese Ziffer noch um ein ganz Wesentliches. In unserer Landbevölkerung, die nur 17,7% des Gesamtdeutschtums ausmacht, haben wir heute freilich noch gesunde Ziffern: 25,45 Geburten und 14,1 Sterbefälle machen einen Geburtenüberschuss von 11,35 auf tausend. Die Zahlen in Riga — 62% des lettländischen Gesamtdeutschtums — aber sind folgende: 8,8 Geburten, 18,5 Sterbefälle, d. h. ein Geburtendefizit von 9,7 auf das Tausend. Am schlimmsten sind die Zahlen in den kleinen Städten (20,3% des Ge-

samtdeutschtums): 8,25 Geburten bei 24,1 Sterbefällen auf tausend, das macht ein Geburtendefizit von 15,9. Wir sehen also, dass das Deutschtum in Lettland eine Geburtenziffer hat, welche nur die Hälfte dessen beträgt, was allein zur Erhaltung des Bestandes notwendig ist. Das ist der sich vollziehende Volkstod.

Und immer geht der bevölkerungspolitische Verfall Hand in Hand mit dem rassischen und dem erbgesundheitlichen Verfall. Statistiken dazu lassen sich heute noch nicht vorlegen, denn es gibt keine, aber es ist wohl wahr, was ältere erfahrene Hausärzte sagen: kaum eine baltische Familie ist ohne Erbkranke! Unser Volkstum ist in schwerster bevölkerungspolitischer und erbgesundheitlicher Gefahr.

Es stirbt, wenn wir es nicht am Sterben hindern.

4.

Drei Dinge sind es, die heute vom baltischen deutschen Arzt gefordert werden: 1) Kenntnis unserer bevölkerungspolitischen Lage und unserer Erbgutlage, Erbbiologische Bestandaufnahme, Sippenforschung; 2) wir müssen erbgesundheitliches Denken wieder zum Allgemeingut unserer Volksgruppe machen, das Bewusstsein um Bestand und Reinerhaltung der Art wecken, Fehlehe, Kinderlosigkeit, Abtreibung und Weiterführung kranker Erblinien verhindern; 3) wir müssen Gesundheitsführer und -wahrer unserer Volksgenossen sein, ihre Berater zur Sicherung, Förderung und Reinerhaltung des Erbstromes.

Die erste Aufgabe der erbbiologischen Bestandaufnahme und der Sippenforschung muss besonderen Stellen und Arbeitsgemeinschaften vorbehalten bleiben, die in der Lage sind, sich besonders mit diesen Fragen zu beschäftigen. Notwendig dazu ist eine Durchmusterung speziell unserer jungen Generation, eine Sammlung von Material und Erfahrungen und laufende Mitteilung hierüber an die Ärzteschaft. Es ist dies eine sehr langwierige und mühsame Kleinarbeit, die, wenn man sie mal anfängt, lawinenartig wächst, trotzdem aber mit unseren schwachen Kräften dringlich in Angriff genommen werden muss.

Es hat sich heute bereits ein kleiner Kreis von Ärzten zusammengetan, die diese Arbeit in Angriff genommen haben. Freilich — eine Verbreiterung dieser Arbeitsgemeinschaft ist das Gebot der Stunde!

Die zweite Aufgabe der Weckung erbgesundheitlichen Denkens ist für die Ärzteschaft wohl die allerwichtigste, denn erst, wenn in der öffentlichen Meinung das Bewusstsein lebendig gemacht worden ist dafür, dass die Erbgesundheit eine brennende Lebensfrage des Volkstums ist; wenn jeder Volksgenosse weiss, dass er an diesen Dingen

nicht vorbeigehen kann, dass er sich mit ihnen auseinanderzusetzen hat, und dass er vor allem bei der Eheschliessung die Gesichtspunkte der Erbgesundheitspflege ernstnehmen und beachten muss, — erst dann können überhaupt erbpflegerische Massnahmen Erfolg haben. Wir sind auf Freiwilligkeit in der Befolgung unserer erbgesundheitlichen Forderungen angewiesen, unser Handeln hat — jedenfalls zunächst — keine gesetzliche Stütze. Um so wichtiger wird dadurch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Dieser Aufgabe kann tatsächlich jeder einzelne Arzt nachkommen: in der Sprechstundenpraxis, in der klinischen Behandlung, in der Fürsorgearbeit, aber genau so auch in seiner ausserberuflichen Volkstumsarbeit und in seinem ganz privaten Verkehr und Umgang. Wenn man sich nämlich diese Aufgabe immer vor Augen hält, dann ist man erstaunt, wie unendlich viel Möglichkeiten zu erbpflegerischer Beeinflussung und Betätigung vorliegen. Man muss natürlich riskieren, anzustossen, man muss wissen, dass solche Unterhaltungen Unannehmlichkeiten und Schärfen mit sich bringen, dass Konflikte daraus entstehen, dass man sich unbeliebt machen kann und als taktlos empfunden wird.

Als wesentlicher Teil erbgesundheitlicher Beeinflussung muss hier der Kampf gegen die Abtreibung herausgestellt werden, denn er ist die Grundlage für alle erbgesundheitlichen Massnahmen. Solange die Tötung des im Mutterleibe wachsenden Kindes nicht als Tötung empfunden wird, solange das werdende Kind bedenkenlos zum Opfer gebracht wird, wenn nur eine Gefahr für die Gesundheit der Mutter entfernt als möglich erachtet wird, — solange wir ruhig zusehen, wie unsere Volksgenossen ihren Erbstrom, den sie von ihren Voreltern übernommen haben, bedenkenlos versiegen und sterben lassen, solange kann die beste Erbgesundheitspflege keinen Erfolg haben.

Und nun das dritte Gebiet: wie kann der Arzt Gesundheitsführer und -wahrer seiner Volksgenossen werden?

Voraussetzung dafür ist die Kenntnis der Erbkunde und der Erbpathologie *).

---

*) Als wichtigste Literatur seien genannt: Der Kommentar zum Erbkrankengesetz vom 14. 7. 33 von Gütt-Rüdin-Ruttke, der nicht nur die wissenschaftlichen Grundlagen der Erbkunde und Erbgesundheitspflege in sehr lebendiger Weise darstellt, sondern auch die bisherigen Erfahrungen aus der Erbgesundheitspflege im Deutschen Reich auswertet und verarbeitet. Ferner Rüdin: »Erbpflege und Rassenhygiene im völkischen Staat« und die »Erbpathologie« von Verschuer; schliesslich sei auf die monatliche Beilage des Deutschen Ärzteblattes »Der Erbarzt« verwiesen, die den meisten baltischen Ärzten zugänglich sein dürfte.

Was wir an praktsicher Erbgesundheitspflege treiben können, wird sich bei uns wohl fast ausschliesslich in der Eheberatung konzentrieren. Denn das Recht auf Sterilisierung wird vom lettländischen Gesetz ja abgelehnt, deshalb bleibt für uns nur die Aufgabe bestehen, unerwünschte Ehen zu verhindern, oder, wenn sie bereits geschlossen sind, die Vermeidung gefährdeten Nachwuchses zu erreichen. Diese Eheberatung kann natürlich nur auf Grund allersorgfältigster allgemeinärztlicher und psychiatrischer Untersuchungen bei beiden Prüflingen durchgeführt werden, wobei die Sippentafeln der Prüflinge von grösster Bedeutung sein müssen. Wird doch sich erst aus einem Zusammenstimmen der fachärztlichen und der Sippenuntersuchung ein richtiges Urteil ermöglichen lassen, vielfach wohl auch erst nach fachärztlicher Untersuchung verdächtiger Verwandter des Prüflings. Dass eine Beratung nur auf Grund sorgfältiger Untersuchung stattfinden darf, ist natürlich selbstverständlich; nichts ist gefährlicher, als ein leichtfertiges oder vorschnelles Urteil.

5.

Es sei schliesslich noch auf einige typische Missverständnisse und Einwände verwiesen, die in Laienkreisen umgehen und einem immer wieder begegnen, wenn man vom Erbgesundheitspflege spricht. Da ist zunächst die Tatsache, dass der Laie unter dem Begriff Erbkrankheit fast immer ausschliesslich die Syphilis versteht, die ja überhaupt keine Erbkrankheit ist. Es ist eine mühsame, aber verdienstliche Arbeit, den Laien immer wieder klarzumachen, was denn eigentlich Erbkrankheiten sind, und dass die Bekämpfung der Syphilis selbstverständlich zu den dringlichsten Aufgaben der Gesundheitsführung gehört, erbpflegerischen Massnahmen jedoch in keinem Falle unterliegt.

Ferner erlebt man immer wieder die Verwechslung der Begriffe Erbkrankheit und erbliche Belastung. Es geschieht ja nicht selten, dass ein Glied einer notorisch erbkranken Familie selbst erscheinungsbildlich gesund ist; in diesem Fall ereifert sich die Umwelt besonders leicht über die unerhörte Grausamkeit, einer solchen Persönlichkeit das Recht der Eheschliessung oder jedenfalls der Nachwuchszeugung absprechen zu wollen. Dass der Unterschied zwischen Sterilisation und Kastration den meisten Laien noch völlig unbekannt ist, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Die Erbgesundheitspflege, besonders ihre gesetzliche Form, wird auf der Seite der Kritikaster oft als eine Lieblosigkeit gegen den armen,

unschuldig kranken Volksgenossen hingestellt: man distanziere sich und mache ihn schlecht. Mir scheint freilich, dass der noch ungeborene Nachwuchs unseres Volkes unserer Liebe mindestens ebenso bedarf. wie die heute lebenden Generationen; ja dass wir aus tiefster christlicher Nächstenliebe heraus verpflichtet sind, zu verhindern, dass Menschen mit schweren Krankheiten beladen werden, die sie unschuldig ihr ganzes Leben lang tragen müssen. Und mir scheint, dass jeder Erbkranke dankbar dafür sein muss, wenn er verhindert wird, schwerste Schuld auf sich zu laden: nämlich mit wissenden Augen seinen Kindern lebenslängliches Leiden aufzubürden. Nicht Lieblosigkeit also, sondern heisse Liebe zum Volk hat die Erbgesundheitspflege geschaffen.

Ein zweiter Einwand wird gerade von kirchlicher Seite oft geltend gemacht: Erbgesundheitspflege, insbesondere Sterilisation, sei ein Eingriff in Gottes Ordnung. Ja, das ist sie, aber genau ebenso ist jegliche Krankenheilung ein Eingriff in Gottes Ordnung. —Wenn wir durch ärztliche Massnahmen die positive Auslese der Natur verhindern, die das Schwache absterben lässt und das Starke stärkt und sich vermehren lässt, und zur negativen Auslese der Zivilisation treiben, dann haben wir das Recht und die Pflicht, die Schäden, die wir durch unser ärztliches Können am Volkskörper mit veranlassen, wieder gutzumachen. Und das geschieht durch Ausmerzung erbkranker Linien bei gleichzeitiger sorgfältigster Betreuung und Behandlung des erbkranken Volksgenossen. Wer also Erbgesundheitspflege und Sterilisation als Eingriff in Gottes Ordnung ablehnt. muss aus dem gleichen Grunde jede Krankenheilung ablehnen.

Ein dritter Einwand: die Erbkunde und die Erbpathologie seien wissenschaftlich noch nicht spruchreif, jedenfalls nicht soweit, dass praktische Folgerungen eingreifender Art aus ihr gezogen werden können. — Sie hinkt auf ähnlich dürren Krücken. Wie machen wir es denn in der Heilkunde? Haben wir nicht gerade die furchtbarsten Menschheitsplagen (Krebs, Tuberkulose, die septischen Erkrankungen usw.) mit neuen Methoden behandelt, lange bevor diese endgültig geklärt und in den festen Besitz ärztlicher Kunst aufgenommen waren? Erleben wir es nicht immer wieder, dass Operationen angegeben und durchgeführt werden, deren endgültige Erfolgsstatistik erst nach vielen Jahren überhaupt möglich ist?

Diese Verschiedenheit der Beurteilung »noch nicht spruchreifer« Methoden liegt wohl vor allem darin, dass die Erbgesundheitspflege

primär aus dem weltanschaulichen Bezirk und nicht aus der wissenschaftlichen Medizin kommt, dass sie vom Arzt einen Umbruch verlangt, der das Denken des Arztes mehr auf die Volksgesundheit weist und die Sorge um das kranke Individuum der Sorge um das kranke Volk unterordnet, dass der Arzt damit vom Krankenbehandler zum Gesundheitswahrer bestimmt wird. Es ist vor nicht allzulanger Zeit ein Wort geprägt worden, das nicht zuletzt auch für das heisse Ringen um die Erkenntnis und praktische Auswertung der Erbgesundheitspflege Gültigkeit hat: »Ein Mensch, der eine Sache weiss, eine gegebene Gefahr kennt, die Möglichkeit einer Abhilfe mit seinen Augen sieht, hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, nicht im »Stillen« zu arbeiten, sondern vor aller Öffentlichkeit gegen das Übel auf- und für seine Heilung einzutreten. Tut er das nicht, dann ist er ein pflichtvergessener elender Schwächling, der entweder aus Feigheit versagt, oder aus Faulheit und Unvermögen..., der über die Arbeit anderer herfällt, und von oben herunter zu bekritteln versucht, und so in Wahrheit den Todfeinden unseres Volkes hilft«.

6.

Wir wissen ganz genau, dass Erbgesundheitspflege erst in Generationen ihre Wirkung zeigt, und wir wissen genau, dass wir, ohne gesetzliche Sicherung nur auf die Freiwilligkeit unserer Volksgenossen angewiesen, es schwerer haben als irgendwo anders; wissen auch, dass trotz mühsamster Arbeit und trotz lauten Herausschreiens dieser Dinge die Widerstände sobald nicht verschwinden werden, vielleicht sogar noch grösser werden können. Wir wissen aber das Eine: wenn gerade die deutschen Ärzte unserer Heimat sich die Aufklärung und Beeinflussung der Volksgenossen zur Aufgabe stellen, muss und kann ein Erfolg erreicht werden.

Denn der Arzt ist in erster Linie der Träger der Verantwortung für die biologische Existenz der Volksgruppe. Aber dass die Aufgabe bewusst werde, und dass mit ihr Ernst gemacht werde, dazu ist freilich noch auf weiten Strecken eine seelische Lockerung erforderlich; um diese geht es in erster Linie, und um die Mobilmachung eines Verantwortungsbewusstseins und einer Arbeitsfreudigkeit, die auch vor der unabweislichen Mehrbelastung nicht zurückschreckt, weil sie von ihr gefordert wird. Die Kraft dazu müssen wir haben, auch wenn der Erfolg noch nicht zu errechnen ist: »Wenn die Kraft zum Kampfe um die eigene Gesundheit nicht vorhanden ist, endigt das Recht zum Leben in dieser Welt des Kampfes«.

Napoleon und Russland

Zur 125. Wiederkehr des Napoleonischen Feldzuges von 1812

Von Erich Franz Sommer

Aus dem gewaltigen Geschehen des Napoleonischen Zeitalters blieb ein Bild für die rühmende oder verurteilende Nachwelt immer unvergesslich: über dem Flammenmeer von Moskau und den froststarren Nächten des französischen Rückzuges von 1812 ging des grossen Korsen Unstern auf. Metaphysisch gedeutet, würde man darin das unerbittliche Walten der Vorsehung erkennen; allein realpolitisch wägend und wertend, werden wir vor allem die Kräfte erkennen müssen, die in ihrer Auswirkung weder von Napoleon selbst, noch von den meisten der späteren Geschichtsschreiber richtig eingeschätzt wurden — die Kräfte des gesunden Volkstums.

Der Kampf gegen Napoleon bedeutet eine Weltenwende, das Anbrechen eines neuen Wertgefühls, das in seiner ganzen erschütternden Grösse erst von uns Heutigen erlebt werden darf. Der Welteroberer entstammte der lateinischen Welt mit ihrem römisch-gallischen Wertgefühl; er konnte noch nichts vom Einsatz völkischer Kräfte ahnen, die sich erst im Kampfe gegen ihn fanden und sich im gesamteuropäischen Raum, in Saragossa und Moskau, so gut wie in Südtirol, Breslau und Königsberg in ungeahnter Stärke auswirkten, eine Welt neuer Werte heraufbeschwörend. Die grossen Völker, die er in überheblicher Geringschätzung unter das Joch seines Triumphwagens zwingen wollte, wurden ihm zum Verhängnis. Überall da, wo sich ihm in der Abwehr gestählter Volkswille entgegenstellte, unterlag er. Zunächst in Spanien, dann in Russland und zuletzt am entscheidendsten in Deutschland. Der Ruf seiner Unbesiegbarkeit zerrann unwiederruflich im Volkskriege.

1.

Im Bewusstsein der Franzosen ist die Herrscherzeit Napoleons »nichts anderes, als eine zwölfjährige Schlacht, die gegen die Engländer auf der ganzen Erdoberfläche geschlagen wurde« (Vandal) [1]. Durch die Tatsache dieses ununterbrochenen Kampfes erklären sich die Bündnisse und Waffengänge des Napoleonischen Imperialismus.

[1] Vandal, Napoléon et Alexandre, 1—3. 1911—13.

Russland musste von Napoleon entweder als Bündnispartner gewonnen, oder wie andere Staaten und Völker in der Auseinandersetzung mit den Briten überrannt werden. Die Bündnismöglichkeit schloss für Frankreich freilich gleichzeitig die Preisgabe der polnischen Karte in sich, die gegebenenfalls als Drohungsmittel gute Dienste leisten konnte. Allein die letzte Entscheidung in der grossen Politik zwischen West und Ost, blieb nicht Polen, sondern den Mächten der europäischen Mitte, Preussen und Österreich vorbehalten. So lässt sich eine gewisse Gesetzlichkeit in der französisch-russischen Freund- oder Feindschaft feststellen.

Schon sehr früh streckte General Bonaparte einen Bündnisfühler nach Russland aus, doch der Zarenmord von 1801 vereitelte fürs erste seinen Annäherungsplan. Ungeachtet dessen liess er von immer neuen Versuchen nicht ab. Auch Alexander I. wurde allmählich hellhöriger. Als jedoch der Kriegsausbruch von 1803 Russland an die Seite Englands trieb, musste das eben begonnene west-östliche Spiel, das eine Aufteilung Mitteleuropas in Einflusszonen als lockende Gewinnchance bot, aufgegeben werden. In den folgenden drei Jahren marschierten die Verbündeten der 3. Koalition, denen die Briten den Festlandkrieg überlassen hatten, einzeln auf und wurden einzeln geschlagen. Durch die Aufputschung der Polen gewann Napoleon auch an der russischen Westfront; Russland schien nun bündnisreif zu sein. Doch den ersten Schritt brauchte Alexander I. nicht zu tun. Das Ungewöhnliche am Tilsiter Frieden (1807) ist, dass der Sieger, statt dem Unterlegenen den Frieden zu diktieren, ihm die Hand zum Bündnis reicht.

Napoleon wusste, was er tat. An der russischen Grenze stehend (für ihn war Polen bereits Asien), schreckte er vor den räumlich ungewohnten Dimensionen des Ostens zurück. Sein »prinzipielles Misstrauen« gegen Russland hielt ihn von weiterem Vordringen ab. »Nicht ohne Besorgnis schaute er auf diesen undurchdringlichen Koloss, der unbekannte Kräfte in sich barg; auf ein Volk —, das sich jährlich um eine halbe Million vermehrte! Vor dieser Lawine bangte es ihn, erwuchs nicht daraus eine Gefährdung seines Werkes?« (Vandal). Nicht mit Russland paktieren, sondern ein persönliches Bündnis mit dem Zaren wollte er eingehen, gleichsam als bediente er sich der individualisierten Gestalt Alexanders I. als eines schützenden Schildes. Alles was nicht individualisiert, nicht vereinzelt dastand, alles was an willensmässig geschlossener oder unbewusster Volkskraft sich ihm entgegenstellte, flösste ihm unbezwingbares Grauen ein.

Doch selbst die Umgarnung des Zaren war — wie es sich bald herausstellte — nicht gelungen. Russland war ein viel zu anspruchsvoller und ein viel zu gefährlicher Bündnisparter. Alexander I. dachte nicht daran, auf die antienglischen und antideutschen Ziele der französischen Politik einzugehen. Die Machtkomplexe im Westen und im Osten waren viel zu gross, als dass sie hätten reibungslos nebeneinander bestehen können; dem französischen Imperium, dessen welteroberische Zielsetzungen weder am Rhein, noch an der Weichsel halt machen konnten, stand die Ostmacht gegenüber, die Anspruch auf die Nachfolge von Byzanz erhob und den missionarischen Gedanken des »Dritten Rom« nur abgewandelt, nicht aufgegeben hatte. Und je mehr die deutsche Mitte an Selbständigkeit und eigener bestimmender Kraft einbüsste, um so näher rückte die Stunde der Auseinandersetzung zwischen der Ost- und Westmacht heran; je mehr Grenzen fielen, um so härter musste der Zusammenprall der beiden Expansionisten werden. Bereits der Erfurter Kongress (1808) konnte darüber nicht hinwegtäuschen.

Alexander, der von dem Bündnis freie Hand im Orient erwartet hatte, sah sich in all seinen Erwartungen getäuscht; zudem bedrohte das Herzogtum Warschau den polnischen Besitz Russlands, und die russische Volkswirtschaft wurde durch die Festlandsperre untergraben. Die Erwerbung Finnlands war dagegen nur eine geringe Entschädigung.

Napoleon, in seinen ehrgeizigen Gedanken (ein Feldzug nach Indien!) nicht minder getäuscht, versuchte die polnische Karte ins Spiel zu werfen, indem er das Herzogtum Warschau vergrösserte. Diese Massnahme lockerte das Bündnis in so hohem Masse, dass man seit dem Jahre 1810 in Petersburg bereits von einem Angriffskriege sprechen konnte. Der Kriegsgedanke wird wieder populär in Russland: in den Salons redet man vom »Usurpator«, in den Kaufläden vom »Blutegel« und in den Kirchen hört das Volk vom »Antichrist« predigen.

In den Jahren 1811—12 rüsten beide Seiten insgeheim zum Kriege. Napoleon treibt die Dinge auf die Spitze durch die Einverleibung Hollands und der deutschen Nordseeküste. Dadurch glaubt er das Aufmarschgebiet gegen Russland gesichert zu haben, denn das Geheimnis des Sieges besteht seiner Meinung nach nur in einer bis ins Kleinste durchdachten Organisation. Sein strategischer Plan ist: die Russen in ihrem eigenen Lande zu schlagen, sie nach Asien ab-

zudrängen und den Weg nach Indien frei zu machen. Alles liegt in der Organisation, in der Ausrüstung und Verproviantierung einer etwa 400- bis 500-tausendköpfigen Armee. Mit grösster Vorsicht befiehlt er deshalb Nord- und Ost-Deutschland in ein Heerlager zu verwandeln, die Elbe- und Oderlinie zu befestigen, Danzig als Ausfallstellung auszubauen. Im Juli 1811 ruft er den Petersburger Gesandten zur Berichterstattung nach Paris; der landeskundige Caulaincourt macht ihn in einer 7-stündigen Unterredung auf die Gefahren eines Feldzuges nach Russland aufmerksam, weist auf das ungewohnte Klima, die Unermesslichkeit des Hinterlandes hin. Die Russen würden nicht zu fassen sein, ihr Patriotismus würde sie unnachgiebig machen. Die soziale Struktur des Russentums bot auch innerpolitisch keine geeignete Angriffsfläche, denn — abgesehen von der englandfreundlichen Kaufmannschaft — war ein Mittelstand so gut wie nicht vorhanden; unmittelbar hinter dem Adel standen die Volksmassen, von denen die Kirche jede Verlockung des »Antichristen« (wie etwa Bauernbefreiung) fernhalten würde.

Napoleon rang in diesen Stunden um seinen Feldzugsplan, doch wie Erich Marcks [2]) es treffend bezeichnete: ein Zurück gab es nicht mehr, der Eroberer war von seinem eigenen Werk gebannt. Sein Entschluss stand fest: Russland sollte in einer niedagewesenen Völkerschlacht bezwungen werden.

In Petersburg war man über die französischen Kriegsvorbereitungen längst aufs genaueste unterrichtet. Der Vertraute des Zaren Tschernischew verstand es, in Paris ein engmaschiges Spionagenetz auszubreiten. Kurz bevor er Paris verliess, gelang ihm das Meisterstück: eine Abschrift der geheimen Tabelle über die Organisation der »Grande armée« befand sich in seinen Händen. Alexander, der die erbitterten Feinde Napoleons nach Petersburg berief, hatte Zeit genug sich Rückendeckung zu schaffen: mit den Türken schloss er einen eiligen Frieden, mit Schweden ein Bündnis, und Englands Beistand und Österreichs Passivität waren ihm ebenfalls gewiss.

Im Februar 1812 beginnt der Aufmarsch der Grossen Armee. Preussen wird zur Teilnahme am Feldzuge gezwungen. Reindeutsche und gemischte Truppen werden gegen die Ostgrenzen vorgeschoben. Aus den Hansestädten werden die Rekruten in Ketten in die französische Armee eingegliedert. Die Deutschen sollen in Russland ihre

[2]) Erich Marcks, »Napoleon und Alexander« (Vortrag) 1925.

ewige Knechtschaft erkämpfen. — Doch schon regen sich überall die Kräfte der kommenden nationalen Erhebung, in Petersburg wird Alexander in seinen Beschlüssen von Stein bestärkt. Der Gegenschlag aus dem europäischen und deutschen Osten wird allmählich vorbereitet.

2.

Jede Kriegserklärung hat neben dem Sinn der politischen Entscheidung einen übersinnlichen Gehalt. Napoleon brachte ihn zum Ausdruck mit den Worten: »Ein unvermeidliches Schicksal reisst Russland mit sich fort. Des Schicksals Wille muss erfüllt werden.«

In seinem Herzen brannte das geheimnisvolle Wort »Moskau«, er schien gebannt zu sein von der ungeheuren Weite des russischen Raumes, durch den der Weg nach Indien, zur Weltherrschaft, wie ein magnetisierendes Band lief. Das Grauen vor der Grenzenlosigkeit, das er 1807 so lebhaft empfand, wich der Leidenschaftlichkeit eines Welteroberungstraumes.

Die Memel, der Fluss des Friedens von 1807, wurde von der Grossen Armee unter Napoleons persönlichem Oberbefehl am 23. Juni 1812 überschritten. 448 600 Mann überschritten die russische Grenze auf einer Gesamtstrecke von 5000 Kilometer. Alexanders 197 000-köpfige Armee zog sich über Kowno und Wilna zurück. Auf das »Wer da?« des russischen Wachtpostens gaben die Franzosen die hochmütige Antwort »Frankreich«.

Allein die nüchternen Tatsachen sanken nach der Begeisterung der ersten Einmarschtage wie ein grauer Nebel auf die erregte Phantasie Napoleons. Die Krebsschäden der Grossen Armee traten immer deutlicher zutage: die nationalen Reibereien erschwerten das Einvernehmen zwischen Kommando und Truppen, die Verluste wuchsen durch die Epidemien zusehends, und in der Etappe blühten Schieberei und Spekulation. Je weiter man vordrang, desto schlechter wurde die Verpflegung, die Bevölkerung war arm und durch Plünderer feindselig gestimmt. Der Gedanke einer Bauernbefreiung musste fallen gelassen werden, da die Bauern in Napoleon nicht ihren Befreier, sondern vielmehr eine »Ausgeburt der Hölle« (im Sprachgebrauch der orthodoxen Kirche) sahen. Am bedenklichsten war aber die Rückzugstaktik der Russen: beim Vormarsch griff Napoleon immer wieder ins Leere. In seinem Starrsinn liess er nur die eigene Überzeugung gelten: mit Blitzesschnelle würde es ihm dennoch gelingen, die Russen zu überfallen, in zwei Monaten würden die Grossgrund-

besitzer Alexander zum Friedensschluss zwingen. Die Besorgnis wühlte aber in seiner Seele. »Besitzen die Bauern Energie?«, erkundigte er sich bei Caulaincourt [3]), »sind sie imstande, Partisanenkriege zu führen, wie die Spanier?« Caulaincourt wiederholte seine alte Wendung: »Alexander wird sich eher nach Kamtschatka zurückziehen, als Frieden schliessen«.

Napoleon widersprach nicht mehr, in Wilna liess er Balaschow, einen Kurier des Zaren, kommen. In den Unterredungen mit diesem letzten Russen, mit dem er verhandeln konnte, schlug er alle Seiten seines Könnens im Umgang mit Menschen an, von den feinsten bis zu den gröbsten. »Wenn Alexander Siege nötig hat, so soll er sich mit den Persern herumschlagen, in Europa hat er nichts zu suchen. Die Zivilisation kann mit diesen Bewohnern des Nordens nichts gemeinsam haben.« Ein anderes Mal sprach er beziehungsreich von Palastrevolution und Zarenmord. Das Ziel der Besprechungen war klar: Alexander sollte eingeschüchtert und für das Bündnissystem zurückgewonnen werden. In Moskau glaubte Napoleon den Frieden diktieren zu können. Der Name Moskau brannte ihm auf der Zunge. Unvermittelt erkundigte er sich bei Balaschow nach der Einwohnerzahl Moskaus.

— 300 000, Sire.
— Und wieviel Häuser?
— 100 000, Sire.
— Kirchen?
— Über 340.
— Warum so viele Kirchen?
— Unser Volk ist gottesfürchtig.
— Heute gibt es keine gläubigen Menschen.
— Verzeihung, Sire, in Spanien und Russland gibt es noch welche.

Nach einer Weile sah der Fragesteller den Kurier prüfend an.

— Und welcher Weg führt nach Moskau?

— Den Weg nach Moskau kann man sich nach eigenem Wunsch wählen. Karl XII. nahm ihn über Poltawa.

Das Gespräch wurde nicht mehr fortgesetzt.

Wie sah es auf der anderen Seite aus? — Alexander ergab sich in Petersburg dem Fatalismus. Seine Heere wichen zurück, der Angreifer konnte sie nicht stellen. Am Tage des feindlichen Einbruchs

---

[3]) Caulaincourt, »Unter vier Augen mit Napoleon«, Velhagen, 1937.

schrieb der Moskauer Gouverneur Graf Rostoptschin an Alexander: »Ihr Reich hat zwei gewaltige Verteidiger — den Raum und das Klima. Der russische Zar ist gewaltig in Moskau, furchtbar in Kasanj, unbesiegbar in Toboljsk«. —

In der Rückzugstaktik der Russen lag zunächst kein bewusster Plan. Der baltisch-deutsche Feldmarschall Barclay de Tolly wollte eine verlustreiche Schlacht vermeiden, nach dem Treffen bei Smolensk gelang es ihm, die Armee vor der Vernichtung zu retten. Jedoch seine Gegner brachten ihn, den wortkargen Fremden, zu Fall. Der greise volkstümliche Russe Kutusow übernahm das Oberkommando, um bei Borodino eine verlustreiche Schlacht zu liefern und darnach die gleiche Rückzugspolitik einzuschlagen. Aber die ausgeblutete Grosse Armee konnte die Verfolgung nicht mehr aufnehmen.

In Moskau gingen derweilen die Wogen eines ungeahnten Patriotismus hoch. Anlässlich eines Zarenbesuches wurde eine Landwehr gebildet, es wurde zum Volksopfer wie in der Zeit der Abwehr der Polen aufgerufen. Die Kirche leistete die notwendige Breitenarbeit: im russischen Bauern wurden die Vernichtungsinstinkte geweckt. Alexanders Manifest, das mit den pathetischen Worten: »Mit dem Schwert in der Hand und dem Kreuz im Herzen werden wir uns wehren« endete, war ein Appell an den religiösen Fanatismus des Volkes. Die Kirche hatte zum »Heiligen Krieg« gegen den Widersacher aufgerufen. Dieser Krieg entfesselte eine Volksbewegung, wie sie bis dahin in Russland nicht bekannt gewesen war. Der Vernichtungstrieb, »die schaffende Freude am Zerstören« wurden im russischen Bauern wachgerüttelt, die als elementare Kräfte der Steppe, als ein Erbe des Tatarentums in seinem Blute schlummern. Sie weichen der Gewalt, brechen aber dann hervor, wenn der Feind oder Gewalthaber seine Schwäche gezeigt hat.

Als Napoleon mit seiner stark zusammengeschmolzenen Armee am 15. September 1812 in Moskau einrückte, fand er die weitausgedehnte Stadt leer. Kein Bürgermeister, keine Abordnungen empfingen ihn. Niedergedrückt und schweigend marschierten die Soldaten durch die unheimlich leeren Strassen. Noch am selben Tage wuchs aus der dumpfen Spannung das verderbliche Unheil — die Stadt begann an allen Enden zu brennen. In drei Tagen war Moskau, das »goldene Haupt «Russlands, ein Trümmerhaufen, nur die 340 steinernen Kirchen und der Kreml erhoben sich aus dem Brandschutt. Die Truppen waren durch Raub und Trunk demoralisiert, in der Um-

gegend Moskaus wurden einzelne Soldaten von Bauern aufgegriffen, niedergeknüppelt oder lebendig begraben. Der schonungslose Volkskrieg nahm seinen Anfang.

Napoleon sass, zur Untätigkeit gezwungen, im Kreml. Als das Flammenmeer die Trutzburg der Zaren umbrandete, schritt er stundenlang in der blutroterhellten Kemenate auf und ab. Nur einzelne Sätze stiess er hervor: »Was für Menschen! Sie haben es selbst getan! Welch ein Entschluss! Das sind Skythen!« — Phantastische Pläne tauchten in seinem übermüdeten Gehirn auf: sich zum Polenkönig krönen zu lassen, die Smolensker und tatarischen Teilfürstentümer wiederherzustellen, dem Adel eine Konstitution verleihen, das Volk von der Leibeigenschaft befreien, einen sozialen Aufstand entfachen. Danach versank er in Gleichgültigkeit, las sentimentale Liebesromane, liess in der Nacht an den Fenstern Kerzen entzünden, um der Wache unermüdlichen Arbeitseifer vorzutäuschen. Er wartete tagein-tagaus auf den Friedensboten aus Petersburg. Aber der kam nicht.

Am 19. Oktober begann der verspätete Rückzug der nur noch 100 000-köpfigen Armee aus Moskau. Die Russen unter Kutusows Oberbefehl zwangen Napoleon zur Benutzung der ausgeraubten, von grauenvollen Kriegszeichen umgebenen Einmarschstrasse. Sonst enthielten sie sich jeder Aktivität und überliessen das Vernichtungswerk den Bauern, Partisanen und — dem russischen Winter. Der Untergang der Grossen Armee fand nur noch einmal eine Wiederholung— in dem Rückzug der Koltschakarmee über den Baikalsee im russischen Bürgerkrieg. Von der beinahe 600 000 [4]) Mann starken Napoleonischen Armee waren in Russland tot oder gefangen 552 000 geblieben, darunter nicht weniger als 200 000 deutsche Opfer. »Die Grosse Armee ist nicht mehr« — rapportierte Berthier.

Nur noch einmal — da, wo er vor eine bestimmte Aufgabe gestellt war — vollbrachte Napoleon, der sich nunmehr in der Gewalt eines unsichtbaren Gegners befand, eine grosse Waffentat — als er den Übergang über die Beresina erzwang. In Wilna verliess er die Trümmer seines Heeres. In Preussen fühlte er sich nicht mehr sicher, unerkannt durcheilte er die deutschen Länder, um in Paris zu retten, was noch zu retten war.

---

[4]) Mit den nachgerückten Truppen wird diese Zahl nicht zu hoch gegriffen sein.

3.

»Die Völker trafen sich,
Und Russland nahm den stolzen Feind in seine Arme,
Und Moskaus Flammenschein erhellte —
Den Schnee, der seinen Heeren ward gewiss« [5]).

Wenn auch die Wurzeln des in diesen Puschkinschen Versen ausgedrückten Selbstbewusstseins in entfernteste Abschnitte russischer Geschichte zurückführen — es kann nicht geleugnet werden, dass es den stärksten Antrieb durch den Volkskrieg gegen Napoleon erfahren hat. Die Volksmassen reagierten in der Art eines unbewussten Nationalismus, der aber so gewaltig war, dass sich ihm die Oberschicht nicht verschliessen konnte. In der gleichen Weise, wie der europäische Krieg von 1813—14 weiteste Kreise des Russentums Europa näherbrachte, förderte der Volkskrieg von 1812 eine zunächst unterirdische, allein in steigendem Masse zur Oberfläche drängende völkische Strömung.

Über den Charakter des russischen Volkskrieges stellt Lew Tolstoi in »Krieg und Frieden« seine Betrachtungen an.

—»Die Franzosen verlangten einen Kampf nach allen Regeln der Kunst, wie Fechtmeister; der Gegner, der den Degen mit einem Knüppel vertauschte, waren die Russen . . .

Seit dem Brande von Smolensk begann ein Krieg, den man mit keinem anderen vergleichen kann. Die Niederbrennung von Städten und Dörfern, Rückzüge nach Gefechten, der Schlag von Borodino und hernach der Rückzug, der Brand von Moskau, das Abfangen der Marodeure, der Partisanenkrieg — all das waren Abweichungen von der Regel.

Napoleon fühlte das, und seit dem Augenblick, wo er in der Pose des Fechters in Moskau stehen blieb und statt des Degens den Knüppel über sich erblickte, hörte er nicht auf, Kutusow und Alexander der Rechtswidrigkeit des Krieges anzuklagen . . . Der Knüppel des Volkskrieges erhob sich mit einer furchtbaren und grossartigen Kraft und schlug die Franzosen mit einer dummen Einfältigkeit, doch mit grösster Zweckmässigkeit, ohne sich um fremden Geschmack und fremde Regeln zu kümmern . . .« [5])

---

[5]) Übersetzung des Verfassers.

Die russische Volkspsyche ist von Tolstoi richtig erkannt worden; auffallend ist die unüberbrückbare Gegensätzlichkeit von West und Ost.

*

Das Bündnis zwischen den beiden Polen war unnatürlich. Der Versuch, die erdräumlichen und — nicht zuletzt — rassisch-seelischen Unterschiede ausser Acht zu lassen, war zum Scheitern verurteilt.

Spanien — Russland — Deutschland waren die Etappen des Völkerkrieges gegen Napoleon. Zwar verschlug »die Pyrenäenluft«, wie Stackelberg, der kaiserlich-russische Gesandte in London die Erhebung des spanischen Nationalismus nannte, Napoleon den Atem, jedoch dieser Luftzug der Völkerfreiheit konnte ihn nicht fällen. Der Freiheitswind aus den deutschen Alpen zeigte dann die Richtung an, aus der der entscheidende Stoss kommen sollte.

Furchtbar war der Aufbruch der russischen Volkskräfte gerade in ihrer rohen Urgewalt, — lähmend und furchtbar wie der russische Winter, der die »Grande armée« vernichtete. Dann erhob sich ganz Deutschland, den Koloss zu fällen. Die Entscheidungsschlacht auf deutscher Erde (Leipzig) war zur inneren Notwendigkeit geworden.

Für alle drei grossen Nationen bedeutete das Ringen mit dem Welteroberer gleichzeitig eine grossartige Auslösung und Steigerung des nationalen Bewusstseins, das allmählich an Stelle der universalen, d. h. dynastischen und kirchlichen Mächte zur ordnenden Macht der europäischen Zukunft emporstieg.

Dem deutschen Volk im besonderen brachten die Freiheitskriege eine erstaunliche Verjüngung. Die erste Frontgeneration des deutschen Volkes war erstanden. Mit den Freischärlern zog nicht allein ein junges starkes Geschlecht herauf, dem Uneinigkeit und Bruderzwist fern lagen; es erstand ein jünglinghaft reiner und keuscher Kämpfergeist, der dem Einigkeit wollenden Volke ein hinreissendes Beispiel von Selbstlosigkeit und Opfertum bot. Das Geschlecht von 1813 wusste, worum der Kampf ging. Ist es nicht erregend zu lesen, wie instinktsicher es den »Geist der Zeit« bestimmte, als etwa sein Künder, Ernst Moritz Arndt, die Sätze niederschrieb: »Bonaparte, der Ernste, Strenge, Fürchterliche, stand da wie eine fremde Kraft ausser dem Volke, wie ein mächtiges Verhängnis ...«

Und an Bonaparte hat das Volk den ersten Schritt zur Einheit gefunden.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Aussenminister V. Munters in Genf

Anlässlich der Tagung des Völkerbundes begab sich Minister V. Munters nach Genf. Aussenminister Munters wurde im Verlauf der Tagung zum Gliede der Palästinakomission und zum Vorsitzenden der fernöstlichen Kommission, im Zusammenhang mit dem japanisch-chinesischen Konflikt, ernannt.

Das Ergebnis der fernöstlichen Kommission war bekanntlich die späterhin con der Vollversammlung angenommene Resulution, die eine moralische Unterstützung Chinas aussprach. Der grosse Anteil, den Minister Munters an der Abfassung der Resolution hatte, wurde in Genf ausdrück gewürdigt.

Besuchsreisen: Der Chef des Armeestabes in Polen

Der Chef des Stabes der Armee General Hartmanis begab sich auf Einladung des polnischen Marschalls Rydz-Smigly nach Polen, um an den Manövern der polnischen Armee in Posen teilzunehmen. Im Verlauf des Besuchs wurde General Hartmanis mit dem höchsten polnischen Orden, dem Grosskreuz des »Polonia Restituta« ausgezeichnet.

General Balodis und Finanzminister Ēķis in Frankreich

General Balodis und Finanzminister Ēķis befinden sich eben auf einer Fahrt im Auto durch Frankreich. Die Minister wurden in vielen Städten durch die öffentlichen Stellen empfangen, wodurch der Besuch den Charakter einer Manifestation der engen Freundschaft zwischen Frankreich und Lettland erhielt.

Lettländisch-französischer Handelsvertrag

Am 2. Oktober wurde in Paris der neue Handelsvertrag zwischen Lettland und Frankreich unterzeichnet. Lettländischerseits waren die Verhandlungen vom lettländischen Finanzminister L. Ēķis geführt worden.

Lettländische Vertreter bei den russischen Manövern

An den Manövern der Sovetarmee in Weissrussland nahmen auch Vertreter der lettländischen, estländischen und litauischen Armeen teil. Die lettische Delegation, die unter der Führung von General Ro-

zenšteins stand, wurde auch dem Verteidigungskommissar, Marschall Woroschilow vorgestellt.

General Rozenšteins, äusserte sich nach seiner Rückkehr aus Sovetrussland in einem Presseinterview sehr anerkennend über die rote Armee. Die Manöver hätten auf ihn den besten Eindruck gemacht. Die allgemeine militärische Ausbildung stehe auf einem hohen Niveau.

Weitere Industrie-Aktiengesellschaften

Am 16. September bestätigte das Ministerkabinett die Statuten der Aktiengesellschaft »Latvijas Koks« und »Maiznieks«. Die A/G »Latvijas Koks« wird sich hauptsächlich mit der Holzausfuhr beschäftigen. Die A/G »Maiznieks« ist zwecks Verbesserung des Brotes und dessen Verkaufsregulierung begründet. Das Ministerkabinett bevollmächtigte das Forstdepartement, Aktien der A/G »Latvijas koks« zu erwerben, und das Getreidebüro — Aktien der A/G »Maiznieks«.

Begründung eines neuen katholischen Bistums

Nach vorheriger Verständigung mit der lettländischen Regierung hat der Römische Stuhl beschlossen, aus dem Verwaltungsgebiet der Rigaer Erzdiözese, welches den ganzen Staat umfasst, die Landesteile Kurzeme und Semgale auszuscheiden und aus ihnen eine neue Diözese von Liepāja mit einem besonderen Suffraganbischof zu begründen.

Gleichzeitig erhält die Rigaer Erzdiözese die Rechte eines Metropolitanansitzes und wird die Rigaer katholische Kathedrale zur Metropolitankirche erhoben, wobei der Rigaer Erzbischof aller hiermit verbundenen Rechte und Ehren teilhaftig wird.

Lettisch-estnische Pressepolemik

Der Abschluss des estländisch-finnischen Wirtschaftsvertrages im September d. J. hatte eine weitgehende Pressefehde zwischen Estland und Lettland zur Folge. Die lettischen Blätter kritisierten in scharfer Form die Preisgabe der »baltischen Klausel« von Seiten Estlands. Es habe den Anschein — so schrieb der »Rīts« — als ob die Esten die baltische Handelspolitik und ihre Errungenschaften vernichten wollten, und die »Brīvā zeme« meinte, man sei augenscheinlich in den langen Jahren, seit eine offizielle Zusammenarbeit zwischen den beiden Staaten besteht, einander nicht sehr nahe gekommen, wenngleich von lettischer Seite alles getan sei, um die angestrebte gegenseitige Annäherung zu vertiefen.

Estnischerseits wurde die Absicht, die »baltische Klausel« zu kündigen auf das entschiedenste geleugnet. Laut dem mit Finnland abgeschlossenen Vertrage werde kein Unterschied zwischen lettischen und finnischen Erzeugnissen gemacht. Der »Päevaleht« erhob der »Brīvā Zeme« zufolge den Vorwurf, »Lettland sei bestrebt, Vorteile aus den Vorzügen zu gewinnen, die es von Estland herausgehandelt hat, biete seinerseits aber nichts Ernstliches dagegen an.«

Diese Anschuldigung wurde von der »Brīvā Zeme« in scharfer Weise zurückgewiesen: »Dieses sind ungeschickte und überaus naive Rechtfertigungsversuche, die nichts entkräften und niemand überzeugen. Das Wesen der Baltischen Klausel besteht doch gerade darin, dass sie sich nicht auf einen vierten Staat, sondern nur auf Lettland, Litauen und Estland beziehe.

Wenn für Estland diese Klausel nur ein »Prinzip ohne praktische Bedeutung« ist, so können wir aus dieser Massnahme logischerweise die bedauerliche Folgerung ziehen, dass unser nördlicher Nachbar praktische Augenblicksvorteile höher stellt, als die Grundprinzipien unserer bisherigen Beziehungen, oder, in Umgestaltung der biblischen Erzählung von Esau und Jakob, unsere Zusammenarbeitsidee für das von den Grosskaufleuten in Helsingfors und Reval gekochte Linsengericht verkauft hat. Wenn in den Beziehungen von bisher als Verbündeten bezeichneten Nachbarvölkern diese Esaumoral Überhand nimmt, — wo sind dann die Garantien für uns, dass die Esten (in einem ihnen geeignet erscheinenden Augenblick) ihr nicht auch in anderen Sphären der Zusammenarbeit folgen?«

Die Schärfe der Auseinandersetzung wird zum Teil erklärlich durch ein anderes Ereignis, das bereits einen Misston in die lettisch-estnischen Beziehungen gebracht hatte. Der estnische Volkskundler Dr. Loorits, der die Liven zum Objekt seiner Studien gemacht hatte, war von den lettischen Behörden ausgewiesen worden, weil er, wie die »Brīvā Zeme«, schrieb, »schon jahrelang systematisch nach jedem Besuch Lettlands schriftlich oder mündlich über unseren Staat bewusste und unbegründete Böswilligkeiten an die Öffentlichkeit gebracht hat, wobei er unter anderem uns beschuldigte, die Absicht zu haben, die Reste der Liven zum Verschwinden zu bringen und sie mit allen Mitteln zu lettisieren. Es war deshalb schon längst Zeit, diesem Herrn die Erlaubnis für das Überschreiten der lettischen Schwelle des lettischen Landes zu verweigern, denn — der estnische Doktorgrad gibt noch nicht das Recht, durch Lettland zu fahren, um danach unseren Staat, seine Regierung und sein Volk zu schmähen.« Die estni-

sche Presse, die sich hinter Loorits stellte, eröffnete bereits damals (im August des Jahres) einen Feldzug gegen Lettland, in dessen Verlauf sie diesem einen Bruch der Schulkonvention, die Nichtzulassung von Esten in das Präsidium des Historikerkongresses, die Schädigung des Absatzes estnischer Zeitungen in Lettland u. a. vorwarf. Bei seiner Ankunft in Dorpat wurde Loorits ostentativ von Lehrkräften der Universität, Studenten und Vertretern der Öffentlichkeit empfangen.

Es nimmt nicht Wunder, dass im Verlauf dieser Pressefehde lettischerseits schliesslich die Frage nach einer Umorientierung Estlands aufgeworfen wurde. — In der letzten Zeit ist allerdings wieder eine Beruhigung eingetreten und die lettisch-estnischen Beziehungen zeigen Ansätze, wieder in die traditionellen Bahnen zurückzukehren.

Befriedung der innerdeutschen Spannungen

Nachdem im Sommer des Jahres die Spannungen im Inneren der deutschen Volksgruppe wieder sehr zugenommen und sogar zur Enthebung eines Amtsleiters der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft geführt hatten, ist es nunmehr nach langen Verhandlungen gelungen, eine innere Befriedung herzustellen. Ferner wurde eine Vereinheitlichung und Konzentrierung der Jugendführung erreicht. Der Präsident der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft R. Mündel hat zu seinem Beauftragten für Jugendarbeit Ministerialrat M. v. Radecki ernannt. Ihm verantwortlich als Jugendführer ist Architekt Otto Kraus.

Für die Zukunft vorgesehen wurde die Zahlung von Kinderbeihilfen durch die Deutsch-baltische Volksgemeinschaft an bedürftige kinderreiche Familien.

Das deutsche Jugendsportfest

Am 16. September fand das grosse deutsche Jugendsportfest statt, veranstaltet im Auftrage der Deutsch-baltschen Volksgemeinschaft vom Verbande Deutscher Jugend und dem Sportverein »Union«. 1200 Sportkameraden waren aufmarschiert. Der Beauftragte des Präsidenten der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft M. v. Radecki stellte in seiner Ansprache an die Jugend die Forderung nach der Bereitschaft zum Dienst im Grossen wie im Kleinen und nach Disziplin.

Nach ihm ergriff der Jugendführer Otto Kraus das Wort: »Eine junge Generation, die dem Ruf einer neuen Zeit folgend, ihre Leistungen zu steigern und sich für ihre schweren Aufgaben zu härten bemüht ist, kann wohl keinen besseren und sinnfälligeren Ausdruck für ihr Wollen finden, als dass sie ihrer alljährlichen grossen festlichen Veranstaltung die Gestalt eines grossen sportlichen Leistungs- und Mannschafts-

kampfes gibt. Denn der Sport ist doch nicht nur eine grosse Gesundheitsschule des Volkes und eine körperliche Ertüchtigungsangelegenheit, er gibt auch nicht nur dem Einzelnen die Möglichkeit der Bewährung seines Leistungswillens, seiner Zähigkeit, Kraft und Ausdauer, sondern er ist für uns gleichsam das Sinnbild eines neuen Geistes und einer Lebenshaltung, die sich vor allem Lauen, vor aller blasierten Schwächlichkeit abwendet und zu einem frischen frohen Einsatz des gesunden Körpers führt, — die das Weiche und Matte verachtet und nach Härte und Kraft strebt, — die aber vor allem den Kampf fordert. — Wir stehen alle einem grossen Feind gegenüber — das ist unsere eigene Schlappheit und Müdigkeit. Sie niederzuwerfen sind wir hier angetreten, und gegen sie bilden wir die grosse Front, in der wir als Kameraden zur Gemeinschaft zusammenwachsen.«

Den Höhepunkt der Wettkämpfe bildete der auf diesem Sportfest erstmalig in Erscheinung getretene und in dieser Form im Sportleben neuartige Mannschaftsvierkampf: 100 m Schwimmen, 20 km Gepäckmarsch, 10 km Radfahrt mit Gepäck, 400 m-Lauf mit Gepäck.

Hochschulkurse der Herdergesellschaft

Wie alljährlich sprach auch dieses Jahr ene Reihe bekannter Gelehrter in den Hochschulkursen der Herdergesellschaft! Es wurden folgende Themen behandelt: Prof. Hafter-Zürich über »Strafrecht, Religion und Sittlichkeit«, Prof. Schramm-Göttingen über »Die Kunst des frühen Mittelalters als Spiegel der Epoche«, Prof. Conwell Evans-London über »Die Struktur des englischen Imperiums«, Prof. Meyer-Berlin über »Die Forschung in ihrer Bedeutung für die Nahrungsbeschaffung in Deutschland« und Prof. Kock-Lund über »Die Geschichte der altnordischen Skaldendichtung und deren Ausdeutung«.

ESTLAND

Verfassung unterzeichnet

Bereits auf der feierlichen Schlussitzung der Estländischen Nationalversammlung hatte der Staatsälteste Päts allem Rätselraten, wann und in welcher Form die neue Staatsverfassung *) in Kraft ge-

*) Vgl. dazu »Balt. Monatshefte« 4 S. 240. Über die neue Stellung der Minderheitenschulen Heft 7/8, S. 465. Wie verlautet, wird die Bestimmung, dass in den Schulen der Volksgruppen der Unterricht in der Muttersprache und in der Staatssprache zu erfolgen habe, von orientierten Kreisen auf den Geschichts- und Erdkundeunterricht bezogen, der voraussichtlich in Zukunft in estnischer Sprache erfolgen müsse, wie das ja auch in Lettland eingeführt wurde.

setzt würde, ein Ende bereitet. Schon am Tage darauf, am 18. August d. J., fand im Schloss Katharinenthal bei Reval die Unterzeichnung des Verfassungsdokuments durch den Staatsältesten und den Justizminister statt.

Bis zum Inkrafttreten der neuen Verfassung am 1. Januar 1938 gilt ein Übergangsgesetz, das dem bisherigen Staatsältesten seine Funktionen unter der gewandelten Bezeichnung eines Staatsverwesers belässt. Er übergibt sein Amt dem künftigen Staatspräsidenten, der im Lauf von 6 Monaten von den beiden Kammern des neuen Parlaments zu wählen ist. Die Wahlen zum Parlament werden vom Staatsverweser festgesetzt, doch muss dieses spätestens am 23. April 1938 zusammentreten.

Schutzzustand verlängert

Der am 12. September dieses Jahres abgelaufene Schutzzustand wurde durch Beschluss des Staatsverwesers für das ganze Staatsgebiet auf ein Jahr d. h. bis zum 12. September 1938 verlängert.

Neuer Handelsvertrag mit Finnland

Anfang September wurde mit Finnland ein neuer Handelsvertrag abgeschlossen. Die diesbezüglichen Verhandlungen dauerten mehrere Wochen, weil Finnland mit dem bisherigen Warenaustausch mit Estland unzufrieden war. Finnischerseits wies man nämlich darauf hin, dass Finnland in der letzten Zeit bedeutend mehr Waren aus Estland bezogen, als nach Estland exportiert habe. Man wünschte daher entweder eine Einschränkung des Imports aus Estland durch Aufhebung einiger der bisher an Estland gewährten zollpolitischen Vergünstigungen, oder aber eine Vergrösserung der Exportmöglichkeiten nach Estland. Nach längeren Verhandlungen kam es zu einer Einigung und zwar in der Richtung einer Erweiterung des Warenverkehrs zwischen beiden Ländern unter Preisgabe der sog. »Baltischen Klausel« durch den Esten. Dieses Ergebnis entsprach den estnischen Wünschen, die in letzter Zeit ausgesprochen nach einer engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Skandinavien und Finnland streben.

Besuch des Staatsältesten in Finnland

Wie in den letzten Jahren, so stattete der estnische Staatsälteste K. Päts auch in diesem Jahre dem finnischen Staatspräsidenten einen Besuch ab. Zu seinen Ehren fanden in Helsingfors eine Reihe von Festlichkeiten statt. Bei seinem diesmaligen Besuche in Finnland wurde dem estnischen Staatsältesten vom finnischen Staatspräsidenten Kallio

das Grosskreuz der finnischen weissen Rose mit Kette überreicht. Bekanntlich war der derzeitige finnische Staatspräsident Kallio bis zu seiner Wahl Vorsitzender des finnsch-estnischen Freundschaftsvereins und gilt als warmer Freund des estnischen Volkes.

Aussenminister Dr. Akel in Warschau und Wien

Anfang September hielt sich der estnische Aussenminister Dr. Akel auf der Durchreise zur Völkerbundstagung nach Genf mehrere Tage in Warschau auf, wo für ihn eine Reihe offizieller Empfänge veranstaltet wurde. U. a. wurde Aussenminister Dr. Akel auch vom polnischen Staatspräsidenten in einer Audienz empfangen. Bei einem Diner, das der polnische Aussenminister Beck seinem estnischen Kollegen gab, wechselten die beiden Aussenminister Ansprachen, in denen beiderseits die estnisch-polnische Freundschaft unterstrichen und darauf hingewiesen wurde, dass diese Freundschaft einen Friedensfaktor für Osteuropa darstelle.

Auf der Weiterfahrt nach Genf hat Aussenminister Dr. Akel noch in Wien Aufenthalt genommen, doch ist über diesen Besuch nichts näheres verlautbart.

Estlands Generalstabschef bei den polnischen Manövern

Zu den diesjährigen polnischen Herbstmanövern waren auch die Chefs der Generalstäbe Estlands und Lettlands eingeladen. Nach seiner Rückkehr aus Polen gab der estnische Generalstabschef General Reek der Presse gegenüber Erklärungen ab, in welchen er sich sehr anerkennend über die Leistungen der polnischen Armee äusserte. Dem estnischen General ist das polnische goldene Verdienstkreuz verliehen worden.

Artur Sirk †

Der ehemalige Führer der sog. »Bewegung der Freiheitskämpfer«, Rechtsanwalt Artur Sirk, dem es bekanntlich seinerzeit gelang ins Ausland zu flüchten, hat im August dieses Jahres in dem Luxemburgischen Städtchen Echternach Selbstmord verübt, indem er sich aus dem Fenster seines im dritten Stock belegenen Hotelzimmers auf den gepflasterten Hof hinunterstürzte. Der Grund zum Selbstmord hat jedenfalls nicht in materiellen Schwierigkeiten bestanden, da Sirk mit Geld reichlich versorgt war. Nach der amtlichen Darstellung des Vorganges hat Sirk die Tat in einem Zustand ungewöhnlicher Erregung begangen. Wie verlautet, sollen die Ärzte schon einige Zeit bei ihm ein Nervenleiden festgestellt haben. *Leo von Middendorff*

Dorpat, den 23. September 1937

Aus dem Schrifttum der Zeit

Herbert von Hoerner: Die zweite Kugel

Am zweiten Tage des Jahres kam Nachricht vom Sekundanten des Rackelhahns: Seine Parte lasse um Entschuldigung bitten, dass er seit seiner Rückkehr schon mehr als eine Woche habe verstreichen lassen, ohne sich zu melden. Er habe das Fest nicht stören wollen. Wann es denn nun genehm sei?

»Immer so bald wie möglich«, wurde ihm geantwortet. Und so konnte denn die Fortsetzung des Duells schon auf den nächsten Morgen vereinbart werden.

Nichts hatte sich geändert, ausser dass es jetzt Winter war statt Herbst und dass man darum im Schlitten hinausfuhr statt im Wagen. Im Walde sah man Spuren im Schnee von Reh und Hase. Zwischen zwei Mooshümpeln, aus einem Schneeloch ins andere, war ein Mäuschen getrippelt und hatte eine Spur hinterlassen wie eine feine Naht. Der Himmel war bedeckt, das Wetter windstill und mässig frostkalt. »Gutes Schiesswetter«, meinte der Linke.

Michel hatte sich vorgenommen, diesmal schneller zu schiessen als das erstemal. Man konnte ja nicht wissen, ob der Gegner ihm wieder so viel Zeit zum Zielen liesse. Und es war seine Absicht, jenem zuvorzukommen. Die Pelze hatte man an Baumäste gehängt. Beide waren im Frack. Michel spürte, ohne zu frieren, die Kälte der Luft bis auf die Haut, als stünde er nackt.

»Rüstet euch!«

Und in die nackte Hand legte der Linke ihm den Pistolengriff.

»Seid ihr fertig?«

»Fertig.«

»Fertig.«

»Eins!«

Michel hatte sofort Kimme, Korn und Ziel in einer Linie. Er hielt auf die Weste des Rackelhahns, dort wo er den gestickten Beutel vermutete. Als er den Finger krumm machte, flog ihm der Arm hoch. Sein Schuss ging in die Wolken. Der Arm sank schlaff herab und die Pistole fiel ihm aus der Hand. So stand er und sah gelassen zu, wie drüben der Rackelhahn, die noch rauchende Pistole in der Hand, in eine Tasche seiner Weste griff, den kleinen gestickten Beutel herauszog, ihm etwas entnahm, das nur eine der Brotkugeln sein konnte,

und dieses bestimmte Etwas über die Schulter weg in den Wald warf. Michel atmete wie erleichtert auf.

»Sie sind verwundet«, sagte, auf ihn zutretend, der Arzt. Es war derselbe, den er vom ersten Gang her kannte, der Spitzbart.

»Es scheint so«, sagte Michel und blickte verwundert auf seine Hand, an der es, von der Schulter herab, am Arm entlang, unter dem Ärmel hervor, rot in den Schnee tropfte.

*

Man hatte Michel nicht erst in die elterliche Wohnung, sondern gleich in die Klinik des Chirurgen geschafft. Die Kugel war an einem Knochen der Schulter stecken geblieben. Sie musste herausgeschnitten werden. Was es dabei an Schmerzen auszuhalten gab, ertrug Michel mannhaft.

Gleich am selben Tage meldete sich auch wieder der fremde Arzt: Ob man seiner bedürfe? Das sei, wurde ihm bedeutet, nicht der Fall. Er hinterliess seine Visitenkarte mit der Angabe des Hotels, in welchem er abgestiegen sei. »Auf alle Fälle«, bat er.

Michel erfuhr von dem Besuch, und obwohl sein Befinden keinen Anlass dazu gab, verlangte er, von dem fremden Arzt untersucht zu werden. Der Chirurg wollte daraufhin die Behandlung niederlegen, überwand aber, offenbar von anderer Seite her beeinflusst, seinen Ärger. Man schickte ins Hotel. Der Spitzbart kam.

»Alles in Ordnung«, sagte er.

»Wird«, fragte Michel, »keine Schwäche im Arm zurückbleiben? Werde ich ihn gebrauchen können? Links habe ich doch schon diese Erinnerung.«

»Es wird nichts davon zurückbleiben«, sagte der Spitzbart. »Sie werden den Arm gebrauchen können wie vorher. Nach menschlichem Ermessen«, fügte er hinzu. »Denn immer ist unser ärztliches Ermessen menschlich und darum nicht unfehlbar.«

»So, so«, sagte Michel. »Ich danke Ihnen. Aber sagen Sie mir bitte, wie lange bleiben Sie noch in Riga? Oder wo sind Sie sonst, wenn man Sie braucht, zu erreichen?«

»Ich bleibe so lange, bis Sie mich entlassen«, antwortete der Arzt.

Es war kein Grund, Michel noch länger in der Klinik zu behalten. Er durfte aufstehen und, den Arm in der Binde, umhergehen. Als man ihm sagte, er könne nun nach Hause, machte er kein erfreutes Gesicht. »Besucht Ihre Tochter niemals mehr die Kranken?« fragte er den Chirurgen.

»Aha«, antwortete dieser. »Aber meine Tochter kann Sie ja auch zu Hause besuchen. Ich habe nichts dagegen.«

Michel kehrte heim. Es ging ihm aber noch nicht recht gut, das merkte man ihm an. Die Mutter, die wohl beobachtete, dass er unausgesprochene Dinge mit sich herumtrug, machte sich Sorgen. Sie freute sich, als das »Neue Jahr« sich wieder einmal in ihrem Hause blicken liess. Auch Michel freute sich, und sie fingen an, sich am Vornamen zu nennen: Michel und Inge.

Über seinen Arm, den er dauernd in der Binde trug, klagte er nicht, obwohl er, da ja auch der linke geschwächt war, in allen Hantierungen sehr behindert war und sich bei vielen Dingen helfen lassen musste wie ein kleines Kind. Ob er Schmerzen habe? Nein, er habe keine mehr.

Eines Tages verlangte er, den fremden Arzt noch einmal zu Rate zu ziehen. Der schien in seinem Hotel nur darauf gewartet zu haben. Er kam sofort.

Michel wünschte, ihn unter vier Augen zu sprechen.

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen«, sagte er.

»Freut mich. Werde versuchen, es zu rechtfertigen.«

»Sagen Sie bitte«, begann, nachdem der Arzt die Schulter untersucht hatte, Michel zögernd, »Sie sind also der Meinung, mein Arm wird völlig gesund?«

»Völlig. Werfen Sie die Binde fort. Bewegen Sie den Arm. Jedes Glied, das lange geruht hat, muss erst wieder an seine Tätigkeit gewöhnt werden. Fangen Sie gleich damit an!«

Ich möchte nicht«, sagte Michel.

»Wie?«

»Was ist mehr wert«, fragte Michel, »der Arm oder das Herz?« Der Arzt sah ihn, ohne zu antworten, lange an. Er schien es gewöhnt zu sein, die Gedanken seiner Patienten mehr durch Erraten als durch Ausfragen zu erfahren. Dieser Patient hatte sich bereits zur Genüge verraten.

»Sie möchten«, sagte er, »dass ich Ihnen den Arm unbrauchbar mache. Nichts leichter als das. Ich brauchte bloss den einen Nerv zu durchschneiden. Schmerzlos, ich verstehe mich auf die Behandlung. Um meinen Ruf als Arzt brauchte ich hier auch nicht besorgt zu sein. Denn ich habe ja nicht die Absicht, meine Praxis dauernd nach Riga zu verlegen. Auch — mich unauffindbar zu machen, würde mir nicht schwer fallen. Es steht also von meiner Seite dem nichts ent-

gegen — als allenfalls mein Gewissen. Ich verstehe: Der linke Arm geschwächt, der rechte gelähmt. So kann man freilich nicht zum Duell antreten. Und ist es nicht meine Pflicht, das Leben meiner Patienten zu erhalten? Den Arm zu behalten, ist für Sie lebensgefährlich. Also — Amputation oder doch so etwas Ähnliches. Habe ich Sie verstanden?«

»Ich danke Ihnen«, sagte Michel, »dass Sie mich verstanden haben.«

Es blieb eine Weile still zwischen ihnen. Dann sagte Michel, der zum Fenster hinaus wie ins Leere geschaut hatte:

»Ich danke Ihnen tausend — tausendmal. Sie haben die Entscheidung mir überlassen. Ich habe mich entschieden. Nun werde ich Sie nicht mehr nötig haben. Reisen Sie, lieber Doktor, lieber kluger Mensch!«

»Ich bin also entlassen?«

Es verschlug Michel die Stimme: »Leben Sie wohl«, sagte er tonlos.

Als Michel nach dieser Konsultation in das Zimmer trat, in welchem seine Eltern und Inge sassen, war Inge die erste, die es bemerkte: Er hatte die Armbinde nicht mehr um.

Aus »Die letzte Kugel«, Erzählung. 1937 bei J. Engelhorns Nachf. Stuttgart.

KLEINE BEITRÄGE

Geistige Übersättigung? — Indolenz!

Wir hatten in den letzten Tagen vielfach Gelegenheit, Vorträge bekannter Wissenschaftler zu besuchen, die Anspruch auf allgemeinstes Interesse erheben konnten. Wir sahen fast immer dasselbe — leere oder doch mindestens halb-leere Säle. Der Rektor des Herderinstituts musste diese Erscheinung zur Jahresfeier der Hochschule für das letzte Berichtsjahr feststellen. Es war auch diesmal der gleiche Anblick, unabhängig vom Thema, oder der Person des Vortragenden. Woran liegt das? An der Propaganda liegt es nicht, sie war hervorragend aufgezogen. An den Vortragenden auch nicht, es waren Leute, die anderswo brechend volle Säle haben. Der Eintritt zu teuer? Für einen mittleren Platz im Kino wird gern das Gleiche gezahlt. Es liegt ausschliesslich am Publikum, zu dem bekanntlich auch unsere Studenten zu zählen sind.

Wo bleibt es? Warum besucht es diese Vorträge nicht? Sind andere Veranstaltungen kultureller Natur besuchter? Etwa das Theater? Keinesfalls. Wenn man in Einzelfällen nach Gründen für das Wegbleiben fragt, so hört man Ausflüchte. Bridgeabende und Arbeitsüberlastung sind keine Gründe, das sind Ausflüchte. Der faktische Grund liegt tiefer — liegt in der »baltischen« Bequemlichkeit. Ein Vortrag

über Zarah Leanders Toiletten würde brechend voll sein, an einer Diskussion über den »Schwarzen Meilenstein« würden Hunderte teilnehmen und zwar gerade aus unseren »besten« Kreisen. Denkfaulheit und Sensationsgier sind zwei Faktoren, die sich immer mehr unseres Geisteslebens zu bemächtigen drohen. Die Vortragssäle sind deswegen leer, weil die Vortragenden Ansprüche stellen! Wir sind zu bequem, um ihnen zu genügen. Wenn jemand Ansprüche stellt, sagt man, er ist langweilig. Billig und faul. Einige sind bereit, theoretisch den Wert solcher Vorträge zuzugeben, überlassen es aber in aller Gemütsruhe anderen, die Konsequenzen in der Praxis zu ziehen.

Mit Ermahnungen wird man nichts erreichen, vielleicht mehr mit scharfem Spott. Wir reden hier nicht einem vergangenen »Bildungs-Fanatismus« das Wort. Gelegenheiten zur geistigen Fortbildung müssen deswegen ausgenutzt werden, weil unsere Volksgruppe geistig auf der Höhe bleiben soll. Vorträge sind kein Amüsement und keine geistige Erholung. Und geistig überanstrengt sind wir wahrhaftig nicht.

G. M.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Herbert von Hoerner, »Die letzte Kugel«. Erzählung. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart 1937. RM. 1.80.

Wir freuen uns, auf diese tiefe und feine Erzählung verweisen zu können, die ein kleines und sauberes Kunstwerk ist, wahrlich allen Ansprüchen gerecht werdend, die die strenge Form der Novelle an den Dichter stellt. Und wir freuen uns doppelt, weil Hoerner ein baltischer Deutscher ist, ein Landsmann, mit dem wir heute schon Ehre einlegen können im deutschen Schrifttum unserer Tage.

Gegenüber der entzückenden, der Form nach freilich lockeren »Kutscherin des Zaren«, die vor etwa einem Jahr im gleichen Verlag erschien, bedeutet die vorzügliche Novelle fraglos eine Steigerung. Gemeinsam aber ist beiden Erzählungen die heimatliche Umwelt, in die Hoerner die Handlung verlegt, hier die Welt der alten Dorpater Landsmannschaften und ihrer strengen und männlichen Ehrauffassung, die eine Haltung der Zucht war, gerade bei der kecken Unbekümmertheit einer jungenhaften Vitalität. Ein historischer Stoff, gewiss, aber aus dieser einmaligen Bedingtheit erwächst die Problemstellung, um sie zu überwinden und eine Lösung im schlechthin Menschlichen zu erfahren:

»Darum ist die Frage gar nicht die, ob jemand Furcht hat. Er hat sie gewiss. Sie nicht zeigen, darauf kommt es an. Nur die Haltung nicht verlieren. Mut ist überwundene Furcht...«

Es ist ein weiter Weg von da bis zu jener anderen Erkenntnis: »Das Menschliche ist nicht das Völlige und kann die Furcht nicht austreiben, die selber nicht von dem Menschen ist. Aber die völlige Liebe kann es.« — Diesen Weg lässt uns Hoerner mit seinem Helden Michel gehen, gütig und nachdenklich, und wir legen den schmalen Band dankbar aus der Hand. Wir sind an ihm reicher geworden.

Bosse

Karl von Möller, »Grenzen wandern«. Ein Banater Roman. Amalthea-Verlag. Zürich-Leipzig-Wien, 1937.

Die Geschichte der Banater Schwaben hat in den Büchern Adam Müller-Guttenbrunns dichterische Gestaltung

erfahren. Der Roman Karl v. Möllers tritt ihnen würdig zur Seite. An den Schicksalen zweier Generationen eines Schwabendorfes wird geschildert, wie die Bauern es erleben müssen, dass über ihre Erde und durch ihren Lebensraum sich politische Grenzen schieben, die ihren Besitz zerstören und ihr Leben bedrohen. Grenzen wandern. Aber der Bauer beharrt. Einer und der andere geht zugrunde; das Bauerntum aber bleibt bestehen, ja, es wächst an den Ereignissen der Nachkriegszeit erst aus dem immer gefährdeten Zustande kaum bewussten, selbstverständlichen Dahinlebens zu lebendiger, volkhaft verbundener Gemeinschaft heran. Wie dieses Erwachen und Aufbrechen in den einzelnen Familien — immer vollzieht sich das Geschehen an Vätern und Söhnen — erlebt und durchkämpft wird, weiss Möller mit so eindringlicher Kraft und mit so tiefem Verständnis für bäuerliches Seelentum darzustellen, dass man immer wieder bis ins Innerste ergriffen wird. Möller gehört fortab in die erste Reihe der volksdeutschen Schriftsteller. Wir wollen uns dieser Bereicherung von Herzen freuen.

B-r.

Wilhelm Pleyer, »Die Brüder Tommahans«. Roman. Albert Langen/Georg Müller. München 1937.

Der Sudetendeutsche Pleyer ist für uns seit seinem »Puchner«, (der der erste war in einer heute schon kraftvoll wachsenden Reihe aussendeutscher Romane von bewusster Willensformung) Begriff geworden. Er mag vielen Binnendeutschen irgendein bekannter oder unbekennter Schriftsteller sein — uns in den Volksgruppen ist er mehr, weiss Gott, und dass ist gut so! Dass auch dieser neue Roman im Sudetenraum spielt, und in unserer Zeit, innerhalb heute geltender Problemstellungen spielt, ist danach nahezu selbstverständlich. Aber der Schritt vom »Puchner« zu den »Brüdern Tommahans« ist nicht gering. Bedeutet er in manchem Einbusse an zeitbedingter, auflodernder Leidenschaftlichkeit des Werbens, so besteht der Gewinn in der inneren Geschlossenheit der Romanhandlung, die in das deutche Bauerndorf gelegt ist, von bäuerlichen, landschaftsverbundenen Menschen erzählt. Über den Tommahans-Söhnen steht das Gesetz des Hofes, in dessen Dienst einer dem anderen folgt, ein Dienst, der gleichzeitig zum Dienst an der Dorf- und wiederum an der Volksgemeinschaft wird, die um ihren Bestand ringt. Nur von ganzen Kerlen kann dies Ringen gewonnen werden, und dass dies Ringen einst gewonnen werden wird, daran werden die Rufer vom Schlage Wilhelm Pleyers ihren starken Anteil gehabt haben.

Kurt Kluge und seine Bücher

Mit der Bezeichnung Dichter wird in Literaturkreisen im Allgemeinen etwas verschwenderisch umgegangen. Wirklich, es gehört nicht viel dazu, um in den Buchanzeigen unserer zeitgenössischen Presse diesen Titel nachgeworfen zu bekommen. — Wir haben uns von je bemüht, etwas sparsamer zu sein, haben Schriftsteller und Dichter immer bewusst zu scheiden gewusst. Und wenn nun im Folgenden die Aufmerksamkeit auf die Klugeschen Bücher hingelenkt werden soll, so tun wir dies im Gefühl, einem beachtlichen Könner den Weg in unsere baltische Lesewelt zu bahnen.

Wer ist Kurt Kluge? Er erzählt von sich selbst: »Meine Vorfahren waren Bauern und Handwerker. Dass Waffen- und Hufschmiede eine Jahrhunderte alte Reihe ausmachen, wird man

zur Erklärung brauchen, wenn man sich fragt, warum ich eines Tages die Lederschürze umband und Bildhauer und Erzgiesser wurde . . .

Neben diesem Gang des Blutes sind meine bisherigen persönlichen Erlebnisse nebensächlich. Ich kann mich auf die Anführung von vier Tatsachen beschränken.

Erstens ist 1886 mein Geburtsjahr.

Zweitens wurde ich von meinem 14. Lebensjahr an bis zum Abitur in einem Internat in einer kleinen Stadt erzogen, also in enger Kameradschaft, und zwar auf bestem deutschsprachigem und musikalischem Untergrund.

An einem Oktobertage 1914 wurde ich, drittens, in der zweiten Flandernschlacht beim Sturmangriff schwer verwundet.

Viertens jedoch erlebte zum Beginn des nationalen Theaters in Deutschland mein Schauspiel »Ewiges Volk« seine Uraufführung in Berlin.«

*

Das erste Werk seines erzählenden Schaffens, das die Aufmerksamkeit nachdenklicher Menschen auf Kurt Kluge hinrichtete, war der Roman vom »Glockengiesser Christoph Mahr« 1934 bei Engelhorn in Stuttgart erschienen. (Kart. RM. 4.—). Kluge, der Erzgiesser, d. h. Künstler und Handwerker in Einem, formte den Stoff, der aus der ganzen, erlebten Wirklichkeit seiner Umwelt erwachsen war: Handwerk, das inmitten der Krisenzeit um seine Existenz ringen muss. Das Buch geht billigen Zeitbetrachtungen erfreulich aus dem Wege, ist ein ausgesprochener Handlungsroman; und doch liegt in diesem jungen Glockengiesser sicherlich — und nicht ungewollt — ein symbolhafter Zug. Ein tapferer, aufrechter Kerl, der als Ziegelbrenner sich durch die Nöte des Tages zu schlagen lernt, ohne Bitterkeit, und ohne doch vom eigentlichen Ziel abzuirren: der Wiedererrichtung seiner Giesserwerkstatt.

Einen Namen von ganz spezifischem Klang hat sich dann Kluge freilich durch seinen Roman »Die silberne Windfahne« (1934) zu machen gewusst, dessen Folgeband »Das Flüelhaus« nunmehr kürzlich erschienen ist (je RM. 4.—) und wiederum eine merkliche Entfaltung aller dort angelegten Ansätze darstellt. Das Wesentliche ist: er hat durch seinen Kortüm, den Helden beider Bände, das deutsche Lachen um eine eigenartige und erfreuliche Note bereichert. Wir denken an Raabe und Reuter und wollen heute gewiss keine verfrühten literarischen Vergleiche aufziehen (denn Kluges Schaffen ist ja noch im Anstieg und wir haben Grund, noch mit einem weiteren Wachstum zu rechnen), aber diese Beobachtung drängt sich uns auf: trotz mitteldeutscher Abkunft ist Kluges Humor von ausgesprochen niederdeutscher Prägung, d. h. gerade uns Baltendeutschen eigenartig gemäss.

In diesem Kortüm erfährt der deutsche Bürger eine ganz neuartige Brechung — nicht verzerrt durch billige Karrikatur (dieser Gefahr ist Kluge freilich manchmal bei den Nebenpersonen und einer zuweilen etwas schlichten Komik der Dialoge und Situationen nicht ganz entgangen), sondern gesättigt von einem nachdenklichen Humor, der aus der Spannung zwischen weitausladenden Gesten und genialischen Ideen und der so ausgesprochen bürgerlich engen Lebenswelt seine Nahrung gewinnt. Man ist versucht, an einen deutschen Don Quixote-Typus zu denken. Aber Kluge verzichtet auf das Tragische, denn sein Kortüm steht trotz allem Missgeschick, trotz aller ärgerlichen Konflikte mit den Objekten über den Verhältnissen; er scheitert nicht an

ihnen, sondern er meistert sie, wird ihrer Herr, wenngleich nicht ohne mancherlei wunderliche Umwege. So wird Kortüm in den Augen seiner Umwelt keine komische Gestalt, sondern er ist (und das ist, denke ich, sehr niederdeutsch empfunden) ein seltsamer Kauz, den man als solchen irgendwie respektiert, auch wenn er mit seinem echten, aber hier wenig angemessenen Pathos meist unverstanden bleibt. — Kluges beiden Kortümbänden liegt fraglos ein wirklich beachtlicher Wurf zugrunde. Dass wir ihn zuweilen gleichsam auf der Suche nach ergötzlichen Einfällen ertappen, dass sich nicht alles aus dieser in der Idee skizzierten Grundspannung eigengesetzlich entwickelt, sei gelassen vermerkt. Unsere Freude an den beiden prächtigen Büchern wird dadurch wenig beeinträchtigt.

Da aus der Feder Kluges schliesslich zwei hübsche Novellenbändchen vorliegen, dürfen sie in dieser Übersicht nicht unerwähnt bleiben (»Der Nonnenstein« und »Die gefälschte Göttin«, beide bei Engelhorn erschienen, je RM. 1.80). Durch eine seltsam hintersinnige Nachdenklichkeit sind diese Novellen insgesamt gekennzeichnet, weitaus am reifsten und schönsten die Geschichte von der gefälschten Göttin. Die Freude des Bildhauers an der sonnigen Klarheit Griechenlands und seiner Kunst und das kopfschüttelnde Lächeln des Dichters über die Wirrsale einer Menschenseele, der Irrtum zur Wahrheit und Tatsächlichkeit zur Täuschung in wunderlichen Verschlingungen werden kann, standen gleichermassen Pate an dieser Erzählung. Wir meinen, dass die Reihe der Bücher Kurt Kluges noch nicht abgeschlossen ist, und wir wissen, dass er ein Dichter ist, dessen reifende Kraft wir von Werk zu Werk verfolgen konnten: so dürfen wir uns mit Grund auch auf die kommenden freuen. *Bosse*

Stijn Streuvels, »Liebesspiel in Flandern«. Roman. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart. 1936.

256 Seiten Liebe — nicht ein wenig viel? Nein, doch nicht, denn es handelt sich garnicht um »richtige« Liebe und — sie bildet auch nicht den Inhalt des Romans. Der Inhalt ist der Bauer. Mein Gott, wieder Bauern! — Es stimmt schon, Bauernromane sind heute »Mode«, d. h. es ist Konjunktur an ihnen, an »Schollenruch und Spatenklirr«. Bei Streuvels ist der Bauer aber nicht Idealtyp, nicht mythische Vorstellung und nicht Träger moderner seelischer Komplexe. Seine Bauern sind wirklich Bauern und zwar flämische. Sie haben ihre guten Seiten, sehr viele sogar, aber sie sind als Bauern auch egoistisch, protzig, habsüchtig. So sind sie, und Streuvels hat sie gerade um ihres So-sein willen gern, mit all ihren guten und schlechten Eigenschaften. Wir sehen die flämischen Bauern auf ihrem Gang durch das Jahr, in Glück und Unglück, und auch wir lernen sie gernhaben. Wir erleben es mit, wie die Bauernburschen um ihre Mädchen »freien«. Sie haben ihre Sommerliebchen, sie sind verliebt, sie gehen miteinander im Mondschein spazieren, sie schreiben sich Briefchen, sie tanzen durch die Nächte, ja der eine oder andere liebt sein Mädchen wohl auch; ist der Bursch aber älter und will heiraten, so wird das von Grund auf anders.

Beim Heiraten spielt das Verliebtsein keine Rolle. Heiraten ist beim Bauern nicht zuletzt eine wirtschaftliche Angelegenheit. Meist entscheiden die Eltern, ohne die Kinder viel zu fragen. Für Sentimentalitäten ist da kein Platz. Wenn sich zwei auch lieben, so

ist damit noch nicht gesagt, dass sie für das Leben, das immer ein Kampf um die Existenz ist, zusammenpassen. Die Bauern leben in einer festgefügten Gemeinschaft, die mit ihren Gesetzen ebenso ewig ist, wie der Bauer ewig ist. Die Bauernburschen und Mädchen fügen sich dem Beschluss, müssen es, und heiraten die Bestimmte, an die sie vielleicht nie gedacht haben. Es mag anfangs schwer sein, aber die Aufgabe will nicht getragen, sondern gemeistert sein. Achtung und das Bemühen um gegenseitiges Verstehen sind die Wege zueinander. Ein eminent sittlicher Anspruch! Allerdings nüchtern und unsentimental.

Der Dichter Streuvels hat heute die Sechzig bereits überschritten, aber in seiner Heimat hat er schon lange einen ausgezeichneten Namen. Wenn man Maler zum Vergleich mit dem Dichter heranziehen kann, so ist sein Stammesgenosse Breughel ihm am nächsten verwandt, in seiner Lebenskraft und Lebensbejahung und in seiner Liebe zu den Bauern seiner Heimat, deren Leben in seinen Bildern so meisterhaft dargestellt ist. *G. M.*

Erinnerungen

Martin Raschke, »Wiederkehr«. Erinnerungen. Tagebuch einer Kindheit. Paul List Verlag, Leipzig 1937. RM 2.80.

Das, was diese Kindheitsgeschichten als stilles Gesamtmotiv durchschwingt, ist die seltsame Verzauberung, die das Erleben des Kindes wie eine sonnige Dunstschicht einhüllt und von unserer realen Welt der nüchternen Gegebenheiten (aber ist sie es denn?) sondert, auf dass sich ein ganz zartes junges Wachstum darin nach eigenen Gesetzen zu entfalten vermöchte. Und es ist dann wohl ein schmerzliches, oder auch nur ein staunendes Aufhorchen und Zusammenzucken, wenn nun diese Dunsthülle durchstossen wird, und mit fragendem Schauder das Vorhandensein einer fernen. harten Gesetzfolge geahnt wird, in die dereinst hineinzuwachsen eine unentrinnbare Notwendigkeit verlangen wird.

Sehr weit liegt die Welt dieses Kindheitserlebens zurück, hinter einer fernen, sonnigen Bläue verborgen, und nicht vielen will die Wiederkehr gelingen mit der ruhigen Schau des Gereiften, der hie und da an einer kleinen, belanglosen Begebenheit nachdenklich die erste Erschütterung der Kindheitswelt wiedererlebt und begreift, wie sich hier Wesenszüge des Gewordenen zu formen begannen. Martin Raschke ist es gelungen. Soll man mehr über das Buch sagen? Nein, man soll es nicht. Denn nun muss es schon selbst reden.

Und nun wollen wir daneben ein anderes Buch gestellt wissen: »Der Talismann« von Anton Gabele. (in Leinen RM. 2.80). Welch ganz verschiedene Art des Sehens, bei wahrlich nicht geringerer formaler Kunst. Raschkes Erinnerungen sind innere Einkehr; Gabele schreibt sein Buch als Bericht, als Gabe für seine Jungen, die in der Stadt aufwachsen und auch wohl in der Stadt wohnen werden, die nichts wissen vom Schweineschlachten und Ziegelstreichen, von der schaukelnden Bewegung der Kuh im Stalle, die sich widerwillig von der Streu erhebt oder den Enten in der Pfütze. Es fällt kein Wort von der Kraft des Bodens und der Heimatscholle, aber aus dem Bericht von dem Bauernjungen, der in dem schwäbischen Dörfchen aufwächst, da bricht sie auf, und wir danken frohen Sinnes für die Gabe, die aus einem starken und ursprünglichen Lebensgefühl kommt, reflexionslos und herrlich unliterarisch.

Im gleichen Verlag erschien »Das Unzerstörbare«, Erinnerungen (oder sollten wir eher von Bekenntnissen reden, die in die Form der Rückbesinnung gekleidet sind) von Karl Röttger (RM. 3.80). Die Gestalten der Eltern, einer verinnerlichten Liebe sucht er festzuhalten. Was ist es, das uns vor dem Buch beklommen macht? Vielleicht das zutiefst Private, an dem Anteil zu haben wir uns irgendwie scheuen.

Pola Gauguin, der Sohn des Malers, erzählt schliesslich in dem mit Reproduktionen Gauguinscher Gemälde sorgfältig ausgestatteten Bande »Mein Vater Paul Gauguin« (RM. 6.50) vom Werdegang des französischen Künstlers; ein Buch, das dem Kunsthistoriker mancherlei wertvolle Aufschlüsse zu geben vermag. Uns Deutschen bleibt jene kulturmüde Malerei, die in die Südsee flüchtete und eine Mode des Exotismus mit all ihren ungesunden Begleiterscheinungen zeugen sollte, artfremd und fern; so bleibt auch über die im übrigen lebendige und plastische Biographie wenig zu sagen.

Paul Ernst, »Der schmale Weg zum Glück«. Roman. Albert Langen/Georg Müller 1937.

Der Roman, der mit sorgsamer Bewusstheit an die Form des deutschen Bildungs- und Erziehungsromans seit Goethes »Wilhelm Meister« anknüpft, entstand in einer geistigen Epoche unseres Volkes, von der wir glauben, sie nunmehr endgültig überwunden zu haben. Er ist im Jahr 1901 geschrieben worden, eine leidenschaftslose aber unerbittliche Auseinandersetzung mit der liberalistischen Zerfallszeit, durch die das deutsche literärische Bürgertum schon längst vor dem Kriege ausgehöhlt wurde, mahnend und wegweisend — gerade auch durch das Aufzeigen der sozialen Problemstellungen. Es ist damit auch ein sehr politscher Roman geworden, wie wir heute sagen würden, aber er blieb wohl zu seiner Zeit wirkungslos, nicht zuletzt der kristallen schmucklosen Erzählungsweise wegen, die der Dichter pflegte. So ist es ein Buch für ernsthafte und sehr ausgereifte Menschen; es besticht weder durch farbige Leuchtkraft, noch durch spannungsgeladene Handlung, es zeigt das innere Werden eines Menschen, der durch Irrungen und Unnatur zurückfindet in die asphaltferne Welt natürlicher Gegebenheiten und Daseinskräfte: ein Buch voll ausgereifter Lebensklugheit und Weisheit, dessen Gültigkeit — und das ist sehr viel — hinausreicht über seine Zeit, deren Zusammenbruch wir gerade ja an den Stellen erlebten, auf die Paul Ernst hier mahnend den Finger legte.

Iwan Solonewitsch, »Flucht aus dem Sowjetparadies«. Essener Verlagsanstalt 1937. Lwd. RM. 5.80.

Als wir im Juli/August-Heft d. J. den ersten Band dieser »Chronik namenlosen Leidens« anzeigen konnten, da war noch nicht vorauszusehen, in welcher Kürze ihm der vorliegende zweite Band folgen würde, in dem der Verfasser seine weiteren Erlebnisse in den karelischen Zwangsarbeitslagern bis zu der grausig-grotesk erfundenen Sport-Spartakiade und der endlichen Flucht berichtet. Wir können nicht zwischen beiden Bänden vergleichen. Sie stehen nebeneinander, ein furchtbares und erschütterndes Zeugnis gerade in ihrer exakten und sachlichen Darstellung, ohne Ausbrüche, fern aller Emigrantenpsychose und in jedem Fall ein ganz unersetzlicher Schlüssel zur Beurteilung der gegenwärtigen und künftigen Sovet-

verhältnisse. Dies Buch muss jeder von uns gelesen haben, die wir mit wachen Augen im Osten leben und leben wollen.

I. D. Chamier, »Ein Fabeltier unserer Zeit«. Amalthea-Verlag, Wien, 1937.

Wilhelm der Zweite gehört heute einer vergangenen Epoche an. Dass er heute noch lebt, vergisst man leicht, so still ist es um ihn geworden. Wenn man mal etwas von ihm hört oder liest, so sagt man »Ach ja« und ist irgendwie verwundert. Gleich nach dem Zusammenbruch von 1918 war Wilhelm II. die umstrittenste Persönlichkeit. Alles was republikanisch war, verlachte, verachtete oder verdammte ihn. Deutschnationale Kreise versuchten ihn zu rechtfertigen. Das Urteil unserer Zeit freilich wird über seine Flucht — die Flucht eines Königs ins Ausland! — nicht hinwegkommen. Ehrenrettungen wie die von Schmidt-Pauli hinterliessen keine nachdrückliche Wirkung.

Um so erstaunter ist man, nun einen Versuch von Seiten eines Engländers unternommen zu sehen. Das Buch von Chamier ist ein solcher Versuch einer Ehrenrettung des Kaisers. Schon der Titel soll das besagen: Wilhelm II — das Einhorn, das Fabeltier. Der englischen Vorstellungswelt ist das Einhorn (vgl. das engl. Wappen!) als Personifikation der Reinheit und Uneigennützigkeit durchaus geläufig. Solche Reinheit Wilhelms II. sucht der Verfasser nun nachzuweisen. Er tut es als Engländer und für Engländer, das erklärt manches in diesem Buch. Verfehlt erscheint allerdings die Methode des Verfassers, wenn er nachweist, dass Wilhelm persönlich integer ist, und damit glaubt, schon das Spiel gewonnen zu haben. Es ist unzulässig, an einen König Massstäbe anzulegen, die für einen Privatmann zutreffend sind. Könige werden mit anderem Mass gemessen. Ferner wird niemals einer dadurch weisser, dass man den Gegenspieler schwarz malt. Solches tut Chamier in ziemlich unverfrorener Weise mit Bismarck.

Auf Einzelheiten wollen wir nicht eingehen. Die ganze geistige und politische Situation des Vorkriegsdeutschland ist freilich erstaunlich sicher erfasst. Aber auch seinen eigenen Landsleuten wird eine scharfe Kritik nicht erspart. Es ist kein wissenschaftliches Werk, wenn es auch unter Benutzung wissenschaftlicher Quellen verfasst ist. — Aber es ist ein höchst amüsantes Buch, und blendend geschrieben. Ja es ist sogar mehr als das, es ist ideenreich, anregend und verblüfft durch originelle Aspekte. Dabei ist es nicht oberflächlicher, als der Kontinentale den Engländer empfindet. Einzelne Formulierungen sind klassisch! In England erschien das Buch 1934 unter dem Titel »Fabolous Monster«. In Deutschland hat es im Laufe eines Dreivierteljahres das 18. Tausend erreicht — eine Tatsache, die verblüffen mag.

G. Masing

»Die Glaubensgenossen«. Hilfsbuch für evangelischen Religionsunterricht und Gemeindejugendarbeit.

So ist die Schrift benant, die in diesem Jahr vom Generalsekretär des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung im Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a/M. herausgegeben ist. — Hier wird in vorbildlicher Weise die heute so aktuelle Frage nach dem Verhältnis von evangelischer Kirche und deutschem Volkstum beantwortet. Dieses Buch gibt nicht nur eine vorzügliche Übersicht über das bisher auch bei uns viel zu wenig beachtete Gebiet der evangelischen Diaspora, sondern es ruft auf, wirbt und verpflichtet. Es ge-

hört in die Hand eines jeden Religionslehrers und darüber hinaus eines jeden, der es mit Jugend zu tun hat und zur Gemeinde will. *Hermann Bosse*

»Kirche, Volk und Staat«, Stimmen aus der deutschen evangelischen Kirche zur Oxforder Weltkirchenkonferenz, herausgegeben von Eugen Gerstenmaier. Furche-Verlag, Berlin 1937. Geb. RM. 4.80.

Die grosse Wandlung, der seit dem Ausgang des Weltkrieges überall auf der Erde nahezu sämtliche Lebensgebiete unterworfen sind, hat auch den Kirchen neue Aufgaben und Ziele gesetzt. In steigendem Masse ist die Besinnung auf das Gemeinsame erwacht, das in Gefahr stand, über allem Trennenden in Wesen und Form, wie es sich in zwei Jahrtausenden gestaltet hat, völliger Vergessenheit anheimzufallen. Aus solchem Besinnen kam die ökumenische Bewegung in Fluss. An ihrem Beginn stand das Bemühen, Klarheit über die höchste und letzte Bestimmung der Kirche zu gewinnen: über die Nachfolge Christi in der Verkündigung und im Dienst. Es ist zu bedauern, war aber nach den wesensmässigen Gegebenheiten nicht anders zu erwarten, dass die römisch-katholische Kirche um ihres universalen Machtanspruches willen sich der Teilnahme am ökumenischen Werk versagt hat.

Die deutsche evangelische Kirche ist an der ökumenischen Bewegung von deren Entstehung an, vornehmlich aber seit der Stockholmer Weltkirchenkonferenz im Jahre 1925, sehr massgeblich beteiligt. Wenn sie den beiden grossen Kirchenkonferenzen dieses Sommers in Oxford und Edinburgh ferngeblieben ist, so geschah das nicht, wie bei der katholischen Kirche, aus Einwänden grundsätzlicher Art. Davon zeugt die vorliegende Sammlung von Aufsätzen, in denen führende deutsche Theologen und Laien sich zu dem Thema »Kirche, Volk und Staat« äussern, das den Gegenstand des Oxforder Gesprächs bildete.

In der Tat, ein Thema, wie es brennender, aktueller kaum denkbar wäre, zumal für die Kirche im Deutschen Reich. Die deutsche Erneuerung — diese Feststellung geht wie ein roter Faden durch alle Aufsätze des Buches — stellt bei allem Irren und Fehlen, wie es jedem Menschenwerk anhaftet, im Tiefsten eine Rückkehr zu gottgesetzten Ordnungen dar. Aus allen diesen Arbeiten, deren Verfasser fast ausnahmslos Männer von wissenschaftlichem Weltruf sind, muss auch dem, der die kirchliche Lage in Deutschland vornehmlich unter der Schlagzeile »Kirchenstreit« zu betrachten gewohnt ist, eindeutige Klarheit darüber werden, dass die evangelische Kirche in heissem Bemühen ihren Standort in der Bewegung des deutschen Volkes zum Staate hin sucht. Es geht dabei nicht um »politischen Protestantismus«, überhaupt nicht um Machtfragen irdendwelcher Art, sondern um nichts anderes, als um den Dienst, zu dem sich die Kirche durch ihren Herrn Jesus Christus berufen weiss. Nicht im Gegensatz zu Volk und Staat will sie stehen, aber auch nicht abseits von dem Geschehen der Zeit, sondern sie kämpft um die Stellung im Volk und im Staat, eben weil sie Kirche und nicht Sekte — das würde heissen Privatangelegenheit — sein will und sein muss.

Es war gewiss richtig, dass diese Kundgebung nicht im Verlauf der Oxforder Diskussionen ausgesprochen worden ist, sondern aus dem Reiche heraus an die Konferenz und an die Welt erging und dadurch die Gefahr vermied, in der Auseinandersetzung mit oder ohne Absicht missverstanden und abge-

schwächt zu werden. Schon die Terminologie bietet, wie die Verhandlungen in Oxford gezeigt haben, einer internationalen Aussprache über den Fragenkomplex »Kirche, Volk und Staat« fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Um so grösseres Gewicht hat die Stellungnahme massgebender evangelischer Kirchenführer als Bekenntnis, nicht nur für das Ausland, sondern auch für die Kreise im Deutschen Reich, denen heute das Verständnis für Sendung und Standort der Kirche noch fehlt.

Von den Einzelfragen, die in dem Buche behandelt werden, seien hier nur einige genannt: »Christentum, Krieg und Frieden« (Althaus); »Kirche und internationale Ordnung« (Gerber); »Bevölkerungs- und Rassenpolitik« (v. Verschuer). Neben Arbeiten vorwiegend theologischen Charakters, wie die Aufsätze »Gesetz und Evangelium« (Brunstädt) und »Die Kirche und die Kirchen« (Gerstenmaier) stehen andere, die auf das Interesse und Verständnis jedes gebildeten Laien rechnen dürfen, wie die Ausführungen des als Verfasser des Buches »Die volksdeutsche Sendung der Kirche« bekannten Pfarrers D. Gerhard May (Cilli, Südslavien) über »Kirche und Volkstum« und die »Antibolschewistische Kundgebung volksdeutscher Kirchenführer«. Dass in den beiden letztgenannten Aufsätzen auch die deutsche evangelische Kirche ausserhalb des Reiches zu Wort kommt, ist ganz besonders bedeutungsvoll; ist doch die Diaspora in ungleich höherem Masse als die Kirche im Reich seit jeher mit den zur Erörterung stehenden Fragen befasst.

Weit über den Rahmen des Oxforder Themas greifen die vier Arbeiten des III. Teiles hinaus, indem sie Wesen und Geschichte der ökumenischen Bewegung darstellen. Gerade diese Aufsätze (Verfasser: Dibelius, Ohlemüller, Wendland, Menn) werden denen zustatten kommen, die sich über die ökumenische Bewegung unterrichten wollen. Fremd berührt vor allem der parlamentarisch-diplomatische Stil ihrer Tagungen und das Hineinspielen politischer Interessen. Man mag nun aber auf diese Bewegung grössere oder geringere Hoffnungen setzen, oder sie überhaupt ablehnen — um sie wissen muss jeder, der am Leben der Kirche Anteil nimmt. Wir wünschen dem Buch weite Verbreitung, um recht vielen zu diesem Wissen zu helfen, darüber hinaus aber zu der Gewissheit, dass die deutsche evangelische Kirche nicht tot und starr ist, wie das so oft behauptet wird, sondern mit heiligem Ernst um neues, starkes Leben ringt. *B-r.*

Dr. Hans Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Ein Handbuch. 205 S., 16 Bildtafeln. Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig v. J. (1934).

Das handliche, freundlich ausgestattete Büchlein schildert die Verbundenheit von Kirche und Volkstum in den Jahressitten des katholischen Süddeutschland. Es tut dies mit gutem Verständnis für die inneren Bedingtheiten des Brauchtums und bemüht sich dabei, den neueren methodischen Forderungen der Volkskunde gerecht zu werden. So sucht es eine mittlere Linie zwischen betont katholisierender Volksforschung (eine der bedauerlichsten Erscheinungen heutiger Wissenschaft) und jener anderen Haltung zu gewinnen, die den germanischen Urgrund mit betonter Einseitigkeit unterstreicht.

Aber Kompromisse haben bei aller zur Schau getragenen Zweiseitigkeit doch immer einen höchst eindeutigen Hintergrund, der unverkennbar politi-

scher Natur ist. So ist es auch hier; auch diese an sich gefällige und recht lesbare Darstellung katholisiert: schon im Titel, der über die Konfessionen hinauszuweisen scheint, ohne dass der Inhalt solcher gesamtdeutschen Themafügung dann gerecht würde; dann aber auch in der Darstellung, die trotz allen Bemühens dem vorchristlichen Sittengut nicht gerecht werden kann (vgl. z. B. S. 35 o.) und in Blickrichtung und Methodik eben doch jener Wissenschaftsrichtung einer jüngst vergangener Zeit verpflichtet ist, die wir (nicht aus konfessionellen, sondern aus volkheitlichen Gründen) ablehnen (vgl. z. B. S. 146, 153, 175 o. u. ö.).

Denn schliesslich handelt es sich ja hier nicht um ein Erbauungsbüchlein, sondern um ein Werk mit wissenschaftlichen Ansprüchen, das sich stolz ein »Handbuch« nennt — eine Bezeichnung freilich, die mir trotz der 10 Literaturangaben, am Schluss zu hoch gegriffen scheint, — nicht nur wegen der gerügten konfessionellen und geographischen Selbstbeschränkung, sondern auch im Hinblick auf den Auswahlcharakter der Darstellung, die häufige räumliche und zeitliche Unbestimmtheit der Beispiele und die eigenwillige Akzentverlagerung, die z. B. für Ostern nur knapp eine, für Himmelfahrt fünf, für Allerseelen über drei Seiten vorsieht. Aber als liebevoll-anschauliche Schilderung süddeutsch-katholischen Kirchenlebens hat das Büchlein seinen unbestrittenen Wert. *Mackensen*

H. Schneider, Germanische Religion vor dreitausend Jahren. 30 S., 4°, 14 Bildtafeln. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig 1934.

H. F. K. Günther, Frömmigkeit nordischer Artung. 43 S., 8°. Eugen Diederichs Verlag, Jena o. J. (2. Aufl. 1935).

E. Bublitz, Germanenglaube im frühdeutschen Christentum. 44 S., 8°. Adolf Klein Verlag, Leipzig 1934 (Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken, Heft 20).

Die Frage nach dem wahren Gesicht der germanischen Religion steht heute im Vordergrund des Kampfes um die Neuordnung des Germanenbildes. Nirgend zeigt sich so klar wie auf diesem Gebiet, zu welchen Irrwegen die stoffbefangene »vergleichende Methode« früherer Forschung verleitet hat, nirgend auch wird die lebendige Anteilnahme weitester Volkstumskreise an den Dingen der Germanenkunde so offensichtlich wie etwa bei dem weit über die Bezirke der Zunft hinausreichenden Auseinandersetzung zwischen Höfler und Kummer, den beiden tätigsten und kenntnisreichsten Vertretern der jungen Germanenforschung. So dürfen auch die drei hier zur Besprechung stehenden Broschüren auf die Teilnahme breiter Leserschichten rechnen.

Schneider bemüht sich um eine Deutung der frühbronzezeitlichen Felsbilder Südschwedens, deren religiöse, richtiger: kultische Kerngestalt feststeht. Er sieht, ähnlich wie O. Almgren, vor dem er das Recht der Fundpriorität für sich in Anspruch nimmt, in den vielbesprochenen Bildern Zeugnisse einer Jahreslaufreligion, und er stützt diese Behauptung durch eine allerdings in vieler Hinsicht überraschende analysierende Typologie der Einzelbilder. Ob wirklich für alle Darstellungen eine Erklärung hinreicht, ob nicht gerade durch die typologische Methode oft Zusammengehöriges unstatthaft getrennt und dadurch eine erschöpfende Deutung manchmal geradezu unmöglich gemacht wird, ob nicht manche Einzelerklärung

Schneiders zu sehr sachlicher Begründung entbehrt, bleibt genauestens nachzuprüfen. Dass gelegentlich noch veraltete Lehrmeinungen (z. B. S. 4: Naturmythologie!) oder Methoden (z. B. S. 10, 15) spuken, wird man dem Aussenseiter kaum verübeln, dessen Gedanken anregend genug sind, um von der Fachforschung mit allem Ernst durchdacht zu werden.

Günther sucht nach den Grundzügen rassisch bestimmter Frömmigkeitshaltung. Er ist sich dessen bewusst, schwankenden Boden zu betreten, und die Unsicherheit der noch werdenden Untersuchungsmethoden steht mahnend zwischen allen Zeilen. Mir schiene es richtiger, ehe Zusammenfassungen gewagt werden, zunächst die nordischen Grundlagen der grossen Volksreligionen einwandfrei herauszustellen. Aber bis dieses Ziel erreicht ist, wird noch ein weiter Weg zurückzulegen sein. Das, was wir heute ahnend wissen, fügt Günthers von mutiger Einfühlungskraft getragene Zusammenschau in anmutender Darstellung zum Gesamtbild, das manchem Leser Besinnung schenken mag. Die Forschung wird das Büchlein mehr als Versuch, denn als Erfüllung zu werten haben.

Bublitz schliesslich spürt den Resten germanischer Religion im mittelalterlichen Glauben und Brauch nach. Das ist eine gute und richtige (an sich nicht neue) Fragestellung. Aber es gehört Behutsamkeit und — gründliches Wissen dazu, um ihr gerecht zu werden. Nicht für alle Einzelheiten, die Bublitz bespricht, bringt er diese Voraussetzungen mit. Was er z. B. über Donar (S. 23) und sein Verhältnis zu Christus (S. 24) schreibt, hält ernster Prüfung nicht stand, und in andern Fällen verleitet ihn seine Kombinationsgabe zu zu kühnen Verknüpfungen (z. B. S. 29 u.). Vom germanischen Glauben hat er, oft in überkommenen Bahnen denkend, längst überholte Anschauungen (z. B. S. 33 u. f.). Und wenn er sich auf sprachliches Gebiet wagt (z. B. Etymologie von »Kirche« S. 37, »Heidnisch« S. 39 f.), kommt er zu ganz unhaltbaren Vermutungen. Diese Entgleisungen sind bedauerlich; denn im übrigen enthält die kleine Schrift manche guten und richtigen Bemerkungen und fruchtbare Hinweise. *Mackensen*

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Prof. Dr. *Reinhard Wittram*, Riga, Herderinstitut / *Erich Seuberlich*, Riga / Dr. *Hermann Schlau*, Riga / *Erich Franz Sommer*, Riga / Dr. *Jürgen von Hehn*, Riga / Dr. *Leo von Middendorff*, Dorpat / Dr. *Gerhard Masing*, Riga / *Harald Becker*, Riga / Pastor *Hermann Bosse*, Riga / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: Nikolai Klot, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18

Zu Tag und Stunde

Verstreute Gedanken über ein Buch

Auf einer Ausstellung in Stuttgart hingen in einer Halle mehrere Tafeln mit den Namen berühmt gewordener Auslanddeutscher. Die Siebenbürger Sachsen hatten ihre Volksführer Johannes Honter und Baron Brukenthal, die Sudetendeutschen die grossen Baumeister mit Balthasar Neumann an der Spitze, aber auch Gr. Mendel, Adalbert Stifter und M. v. Ebner-Eschenbach. Wir baltischen Deutschen waren fast nur durch Gelehrte vertreten: von Karl Ernst von Baer über Viktor Hehn bis zu Georg Dehio. Ob darin unsere schöpferische Eigenart zum Ausdruck kommt? Oder verändern sich mit der sozialen Verdichtung in unserer Mitte auch die Begabungen?

Auffallend ist und bleibt die vielbesprochene Tatsache, dass wir baltischen Deutschen noch kein Buch haben, das unser Wesen und Schicksal in einen dichterischen Spiegel fängt. Vegesacks baltische Trilogie ist bei aller Echtheit und Schönheit im einzelnen letzten Endes ein Versuch mit unzureichenden Mitteln, zugleich in seiner Haltung irreführend. Wir haben schöne und inhaltsreiche Erinnerungsbücher aufzuweisen, einzelne geschliffene Novellen, auch anspruchslose Kinderbücher mit viel Gehalt, aber keine grosse Erzählung.

Anders die Siebenbürger Sachsen, bei denen Meschendörfers Bücher — die seinerzeit zu Unrecht über die Massen gelobt wurden — von Wittstocks und Zillichs Erzählungen längst in den Schatten gestellt worden sind. Heinrich Zillichs grosser Roman »Zwischen Grenzen und Zeiten« (Langen-Müller 1936) ist mehr als eine künstlerische Leistung unter anderen — er ist ein Volksspiegel und ein Bekenntnis zugleich.

Merkwürdig übrigens, dass noch immer der bürgerliche Roman die repräsentative Form künstlerischer Darstellung ist und nicht etwa das Schauspiel oder das dramatische Gedicht. Das mag mit vielen Umständen zusammenhängen, die der Ausdruck der politisch-sozialen Lebensbedingungen Europas sind. Ein Zeitalter, das wieder zu bauen begonnen hat — während gleichzeitig die kriegerischen Mittel zur Zerstörung von Bauwerken eine fortgesetzte Vervollkommnung er-

fahren —, das an Gemeinschaftserlebnissen so reich ist wie kaum ein anderes, vollzieht innerlich die Wendung zum Drama. Aber es kann ja noch dauern, bis diese Wendung auch im künstlerischen Schaffen Ausdruck findet. Grosse Kunst ist immer den Aufträgen gefolgt, die sich aus der Zeit ergaben.

*

Nicolae Vlahitza, der rumänische Schulkamerad, war nach dem grossen Umschwung als Leutnant heimgekehrt; ein siebenbürgischer Rumäne, den es während des Krieges nicht in Ungarn gehalten hatte, der über das Gebirge zu den Seinen entflohen war und nun mit den Siegern wiederkam. Treni begrüsste ihn auf dem Wehrhof: »Sie werden wenige von den alten Bekannten antreffen. Ja, Nicolae. Es sind die meisten weg. Viele für immer. Sie aber haben jetzt das grosse Los gezogen.« »Ich bin Rumäne!« antwortete er. »Der abweisende Ton seiner Antwort reute ihn sofort. Treni blickte an ihm vorbei, als wüsste sie nicht, dass er noch vor ihr stand. Er spürte heftig, wie fremd er ihr erscheinen musste.«

Und später: die Karlsburger Beschlüsse der Rumänen versprachen den Siebenbürger Sachsen die Freiheit der völkischen Entwicklung, und Nicolae erlebte die grosse Stunde mit der Begeisterung herzlichen Verständigungswillens. »Werdet ihr halten, was ihr uns in der Begeisterung versprochen habt? Das fragt heute jeder von uns.« Nicolae sprang auf: »Wir müssen es! ... Wir sind aufgestiegen durch Gottes Gnade. Kein Volk bleibt in der Geschichte, das es nicht verdient.«

— Da ist im Kreise der Kameraden auch der ungarische Freund, Géza von Béldi, der Edelmann mit dem reinen Herzen und dem Adel der Gesinnung, der unter der Entscheidung des Weltkriegs doppelt litt, weil er das Schuldhafte im geschichtlichen Verhalten der Magyaren empfand und darüber die alte siebenbürgische Lebensgemeinschaft zerbrechen sah. Aber auch ein Magyarone ist darunter: Tiprèti, dessen Vater im Umbruchsjahr entdeckt, dass er eigentlich Tipper heisst, und der sich nun flugs rumänisch Tiprescu nennt, ein Fall unter vielen.

Und mitten unter ihnen Lutz Rheindt, der Siebenbürger Sachse, der sich in einer neuen Welt zurechtfinden muss und doch Erfahrung im Blute hat von den Jahrhunderten des Kampfes und der Bewährung her, ein Deutscher in andersvölkischer Umwelt. Siebenbürgen — Vielvölkerland, Schicksalsland. Aber es ist doch ein Unterschied, ob

man in einer Zeit des Vorherrschens ständischer oder dynastischer Gesinnungen oder im Zeitalter des Nationalismus miteinander leben will. Alles will gelernt und erfahren sein — auch das Verhältnis von Volk zu Volk, auch die Behauptung des Eigenen in einem grösseren Ganzen. Was die Siebenbürger Sachsen 1918 so stark empfanden — jede Zeile des Zillichschen Buches gibt Zeugnis davon —, gilt das nicht auch heute noch? Dass wir alle miteinander einen neuen Anfang der Völkerbeziehungen suchen müssen, wie Lutz das ahnend vorwegnimmt: »Vielleicht wächst aus dieser Zeit doch der neue Geist, der Europa aufsteigen lässt, einen Erdteil freier Völker und verbündeter Staaten. Und darin hätten wir keine nebensächliche Aufgabe. Und wir Auslanddeutsche fänden dann erst ganz unsere Heimat. So wie es in Ungarn war, soll es nicht wieder werden — Millionen auf eigenem Boden selbst in der Sprache geknebelt.« — Nicolae schüttelte den Kopf.

Es gehört zur aktiv aufbauenden Gesinnung der Zillichschen Erzählung, dass die Völker, die auf ein Zusammenleben angewiesen sind, einander in vornehmen Vertretern begegnen: Nicolae, Géza, Lutz — die drei Freunde mit den grossen nationalen Verschiedenheiten, verstehen einander im Stolz auf ihr Eigenstes.

*

Wie schön, wie echt sind jene Wintermonate geschildert, in denen sich die grosse Veränderung aller siebenbürgischen Lebensbedingungen vollzog. Die quälende Folgerichtigkeit des Schicksals, das die Sachsen zwang, für Rumänien gegen ihre ungarischen Kriegskameraden zu marschieren. Die Gespräche der Jungen, bei denen Bitterkeit und Lebenslust, Unruhe und Aufbauwille miteinander im Streit lagen. Die Angst vor der Vergangenheit. Die Hingabe an den Augenblick. Aus der dumpfen Luft durchzechter Nächte, aus den Wirrnissen eines wüsten Kriegsendes erhob sich der Entschluss zur Arbeit, in dem sich das gesundgebliebene Volk wiederfand. Die auslanddeutsche Kriegsgeneration, der Zillich sein Buch gewidmet hat, versteht das. Es ist auch in unserer Volksgruppe nicht anders gewesen.

Die Entscheidungsjahre liegen weit hinter uns. Aber haben wir auf der ganzen Linie die Folgerungen daraus gezogen? Ist wirklich alles auf den Aufbauwillen bezogen? Mir scheint, es herrscht immer noch — oder heute wieder? — hier und dort unter uns Ausverkaufsstimmung. Wie soll man es sich sonst erklären, dass es Menschen unter uns gibt, die ihr Augenmerk nur darauf richten, einen Lebensstil

zu konservieren, in der klaren Voraussicht, dass es nicht mehr lange damit gehen kann. Wer einen neuen Anfang machen will, muss die Kraft zu Umstellungen, zu Verzicht und Entbehrung haben. Es ist anständiger, sich mit einem Topfgericht zu begnügen, als eines Bratens wegen Schulden zu machen. Unsere öffentliche Meinung ist in dieser Hinsicht viel zu nachsichtig. Oder richtiger: wir haben garkeine öffentliche Meinung. Wenn es sie gäbe, würden diejenigen gebrandmarkt werden, die ihre Lebensführung nicht unter den Gesichtspunkt des Aufbauwillens stellen wollen. Dann wäre auch mehr von unserem alten Schlendrian überwunden.

Vielleicht meinen manche, verdrossen und müde, es lohne sich nicht, von neuem anzufangen. Denen sei gesagt: es ist das Kennzeichen unserer Zeit, zu bauen, obwohl die kriegerischen Mittel zur Zerstörung eine fortgesetzte Vervollkommnung erfahren. *R. W.*

Schrifttum und Schicksal des baltischen Deutschtums

Von Otto von Petersen

Die Literaturgeschichte des baltischen Deutschtums ist niemals in gesonderter Abgegrenztheit, vielmehr nur in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer lebendigen Zusammenhänge zu erschliessen. Sie steht im Zeichen einer organischen Einheit mit dem Westen, der in dem Ostseegebiet zu einer zusammengerafften Besinnung seiner selbst gelangte. Diese Einheit tritt sinnbildhaft in einzelnen Persönlichkeiten in Erscheinung, die in das Land kommen, in ihm weilen und wirken, und mit dieser Wirkung den Sinn einer epochalen Bedeutung verbinden. So hat Oswald von Wolkenstein, Schrittmacher des späten Minnesanges, »to Lyfflande« geweilt. So ist die Reformation mit dem Namen Burkard Waldis verbunden. So wird hier der dichterische Barockstil (neben Philipp von Zesen) vor allem durch Paul Fleming vertreten, der entscheidende Anregungen ausstrahlt. Hamann und Herder bezeichnen die Geistesflutung, die über die Aufklärung hinausschwillt, einen Gärungsprozess durchmacht und aus dem Sturm und Drang sich zum klassischen Idealismus klärt, oder sich zur Romantik entwickelt. In Abständen, an entscheidender geistesgeschichtlicher Wende: Mittelalter, Reformation, Barock, Weg zur Klassik und Romantik — stehen Gestalten der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte.

Vor allem aber besteht enge, unabweisliche Beziehung zu dem Schicksal dieses Spannungsgebietes zwischen Ost und West: das Schicksal gräbt seine Spuren in das Gesicht des Landes und seiner Menschen. So steht auch das Schrifttum im Zeichen der kampf- und leiderfüllten Geschichte. Bereits die »Livländische Reimchronik« redet von jener Verbindung von kämpferischem Willen und religiöser Begeisterung, die, zwar in dem Zuge der Zeit liegend, dennoch über diese hinausgreift und einen besonderen Sinn und eine besondere Bedeutung gewinnt.

Und weiter, zur Zeit der reformatorischen Erneuerung, die zugleich eine politische Notzeit ist, redet auch die Dichtung von Kampf und Niederlage, von Zerstörung und Glauben. Hier ist die Gestalt des tapferen Streiters und frommen Lieddichters, des greisen Ordensmeisters Wilhelm v. Fürstenberg bezeichnend, der noch die Regierung eines Wolter von Plettenberg erlebte, um dann an sich die ganze Tragik des verlorenen Postens zu erfahren: in Fellin verraten, nach Russland verschleppt, ist er dort gestorben. Ein düsteres Gemälde des verwüsteten Landes entrollt Timan Brackel, Spross eines baltischen Adelsgeschlechts, Prediger an der estnischen Gemeinde zu Dorpat; und zu unerhörter Wucht ballt sich die markige niederdeutsche Prosa Balthasar Russows und seiner »Chronika der Provintz Lyfflandt« angesichts der entsetzlichen Heimsuchungen, die er als göttliches Strafgericht über Üppigkeit und selbstherrliches Wohlleben zu begreifen sucht. Die Not zittert noch in dem »Livländischen Totengesang« und anderen Erzeugnissen jener Tage. Aber dann erhebt sich siegreich der Glaube. Der Humanist Nicolaus Specht ist durchglüht von starkem Vertrauen in die Zukunft des Landes, das je und je aus aller Zertrümmerung um so herrlicher erstanden ist; Beharrung, Ausdauer und noch einmal Ausdauer sind die tragenden Mächte, bilden das Lebensgesetz in diesem Wetterwinkel.

Der deutsche Humanismus im Ostseegebiet, der u. a. durch Männer wie Daniel Hermann vertreten ist und über die Grenzen des Landes hinaus in europäische Reichweite ausgreift, zählt unter seine Namen den bedeutenden Politiker, Diplomaten und Rhetor, den Gelehrten, Dichter und völkischen Vorkämpfer David Hilchen *). Seine Reform-

*) Die Bedeutung dieses Mannes aufgehellt zu haben, ist das Verdienst der Arbeit von Dr. H. v. Ramm-Helmsing »David Hilchen 1561—1610, Syndikus der Stadt Riga« (Sonderabdruck aus Heft 31 der deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen, hrsg. von A. Lattermann, Posen 1936).

pläne werden von einem grossen Aufbaugedanken getragen und zielen dahin, die geistigen Waffen für die rechtliche und kulturelle Auseinandersetzung mit Polen schmieden zu helfen. Seine verfassungspolitische Tätigkeit ist ein Kampf um die Verfassung der deutschen Stadt Riga und deren Stellung in der polnischen Republik. Unerschrocken tritt er vor den polnischen König und den polnisch-litauischen Reichstag. 1597 wirft er in seiner Rede »Livoniae supplicantis Oratio« dem Könige Bruch seines Privilegs vor, fordert für das Land und seine Stände gleiche Rechte bei gleichen Pflichten. Er kämpft für Sprache, Recht, Heiligkeit der besiegelten Zusagen. Ein stolzes Bewusstsein autonomer Lebensgestaltung und tiefe Besinnung auf das historisch gewordene Recht erfüllt ihn. Eine künstlerisch bauende Energie waltet in diesen formvollendeten Reden.

Man hat diese Kampfreden mit Carl Schirrens »Livländischer Antwort« von 1869 verglichen. Mit Recht. Nicht nur darum, weil Schirren unter veränderten politischen Verhältnissen für die gleichen Güter streitet. Sondern auch deswegen, weil in ihm der gleiche heisse Wille zur autonomen Tat lodert, das gleiche lebendige Geschichtsbewusstsein und das gleiche Gefühl geschichtlicher Verantwortung herrscht. Über den Abstand der Zeiten und Charaktere hinaus treten die beiden Männer an die gemeinsame Linie einer ihnen bestimmten Artung. Die »Livländische Antwort« wächst über die Grenzen ihrer besonderen Bestimmung — Abwehr drohender Russifizierungstendenzen — zu einem politischen Bekenntnis von einzigartigem Format heran, zu einem Werk von tiefgreifendem kämpferischen Gehalt; bei kristallharter wissenschaftlicher Grundlegung gehoben von grosser dichterischer Schau; getragen von einer künstlerischen Prosa grosslinig schreitender Satzrhythmen, mit der hämmernden Kürze zusammenfassender Prägungen. Schirrens Werk wurde Kampfschrift, wissenschaftliche Untersuchung, weltanschauliche Philosophie und Dichtung grossen Stils, und dies alles in organischer gegenseitiger Durchdringung.

Enthüllt sich dieser Zug nicht als scharf ausgeprägtes Sonderzeichen? Umspannt er nicht die Dezennien fliehender Entwicklung? Wächst nicht aus dieser Kampfstellung, Härte und Kargheit des Daseins eine bestimmte völkisch kämpferische, bewusst gesinnungsbetonte Haltung? Ist nicht die organische Einheit von jener eben bezeichneten Eigenart, von lebendigem Geschichtsbewusstsein, von künstlerischer Schau und Bewältigung noch in Männern wie Johannes Haller und Georg Dehio spürbar?

In ihnen mündete der Strom einer durch Jahrhunderte lebendigen geistigen Überlieferung von besondrer Betonung in das grosse Kulturerbe der Gesamtnation ein. Und an Männern wie diesen — beide Künstler und Historiker in Einem — offenbarte das geistige Schaffen der Volksgruppe seinen tiefsten Sinn: nicht nur als Nehmende teilhaben zu dürfen an dem Erbe des deutschen Volkes, sondern durch ihre besten Söhne gleichzeitig geben und bereichern zu dürfen — aus der besonderen Prägung ihres geschichtlichen Werdeganges und ihrer geschichtlichen Aufgabenstellung heraus.

Der engste Zusammenhang mit dem geistigen Mutterboden bleibt für das baltische Schrifttum selbtsverständliche Grundlage der Entfaltung. Die sich ablösenden Richtungen Barock, Rokoko, Aufklärung, Empfindsamkeit, die in gleichem Wellenschlage mit der Geistesströmung in Deutschland verlaufen, ineinanderrinnen, oft im Zustande eines eigenartigen Nebeneinander verharren, erhärten diese Tatsache.

Die Sturm- und Drangbewegung, der die baltische Volksgruppe in J. W. R. Lenz einen bedeutenden Vertreter stellt, zeigt in eben diesem Dichter ihren Zug nationalen Erwachens in besonderer Schärfe. Lenz vollzieht nicht nur jene allgemein werdende Achsenverlagerung von Paris nach London, sondern er erkennt, aus seiner nord-östlichen Heimat an den westlichen Rand des deutschen Volksbereichs verweht, die Sprache als Urgrund des Geistes und findet in der ihm eigenen genialen Vorwegnahme künftiger Entwicklung eine Prägung völkischer Schicksalsgemeinschaft von wirklicher Gültigkeit.

Den Geist der Völker als schöpferischen Urgrund in seiner ganzen Tiefe erschlossen zu haben, ist die bahnbrechende Entdeckung Herders. Wenn aber der geographische Raum mit der ganzen Summe seiner Gegebenheiten eine dynamisch mitformende Kraft, nicht ein statisch Totes ist, so geht diese umwälzende Tat Herders von Riga aus. Riga wird eingeschaltet in den Kraftstrom wirkungsgeschichtlichen Geschehens von grosser Spannweite.

Schiller, Goethe und der deutsche Idealismus überhaupt gehen in die Haltung des baltischen Deutschen ein, leben in Schrifttum, bildender Kunst, vor allem aber in der wissenschaftlichen Führung Dorpats, u. a. in Viktor Hehn, A. Harnack, Bunge, J. v. Üxküll, münzen sich, verknüpft mit dem protestantischen Glauben, zu einer Gegenwehr gegen die Russifizierungsversuche aus *).

*) Vgl. O. v. Petersen, Goethe und der baltische Osten. Kluge u. Ströhm, Reval 1930.

Es hiesse indessen sich das Problem leicht machen, wollte man in dieser Auseinandersetzung die einzige Art der Berührung zweier Welten sehen. Doppelt ist die Aufgabe des baltischen Deutschen. Er steht auf der Schnittlinie zweier Lebensräume. Abgrenzung und Aufgeschlossenheit erzeugen eine Spannung, deren fruchtbare Auswirkung sich in mehreren Teilbahnen vollzieht.

Neben die Stellung gegenüber dem Russentum gesellt sich die Auseinandersetzung mit dem lettischen und estnischen Volk. Im Gefolge der Ideen Herders sammeln deutsche Pastoren Volkslieder und pflegen das Volksgut. In die lettische Psyche versenken sich Elise von Keyserling (sie schrieb unter dem Pseudonym Ernst Klinge), Theodor Hermann Pantenius, Mia Wroblewska (»Die grauen Barone«). Auch der Explosivstoff, der in diesem Verhältnis liegen kann, kommt zum Ausdruck in Werken von Karl von Freymann (von hier aus gelingt ihm der grösste Wurf eines baltischen Dramas), Frances Külpe, Worms. Estnisches Bauerntum in seiner engen Verbundenheit mit der Landschaft gestaltet packend Peter Zoege von Manteuffel (»Estnische Bauernnovellen«, »Menschen des Nordens« etc.).

An das geschichtliche Schicksal und die völkische Polyphonie schliesst sich als bleibender Urfaktor das Land, die Erde. Sie wird erfasst und geliebt in ihren wechselnden Jahreszeiten, ihrer Meernähe, mit ihren endlosen Wäldern, mit ihren Sommernächten, der weiten Schlittenbahn im Winter. Karl von Fircks, Helene von Engelhardt, Pantenius, Siegfried v. Vegesack, Peter Zoege v. Manteuffel, Gertrud v. den Brincken u. a. sprechen diese schwingende Liebe zu Land und Erde aus.

Auf dem kampferfüllten Boden entwickelt sich ein besondrer Humor, eine Art des Lachens, die, von anderen Arten unterschieden, mit Landstrich, Menschenschlag, aber auch der Kampfstellung und Not und der damit in Verbindung stehenden Ausrichtung auf das Ewige zusammenhängt. Auf feine Weise prägt diesen Humor Karl von Fircks aus, der durch seine Sonette auf 1870 ein starkes nationales Bekenntnis ablegt. Er findet sich bei Werner Bergengruen, auch bei Pantenius. In weiterem Abstande folgen Schultz-Bertram, R. Seuberlich, Oskar Grosberg (»Meschwalden«). Oft beruht dieser Humor auf dem geselligen Charakter des baltischen Zusammenlebens, dem auch die verschiedenartigen Formen der Gelegenheitsdichtung und die Anekdoten entspriessen. Diese Anekdotenerzählungen werden öfters gehoben durch eine gepflegte Kunst, ja Meisterschaft der Darbietung.

Diese gepflegte Kunst, mehr und mehr gelöst von dem nur Anekdotischen, ist von Heutigen u. a. bei Werner Bergengruen und Herbert von Hoerner spürbar, dessen gerundete Erzählungen »Die Kutscherin des Zaren«, »Die letzte Kugel« bedeutsame Beispiele baltisch-deutscher Sprachkultur darstellen.

Es liegt nahe, zu meinen, dass der geschichtliche Überlieferungssinn auch seinen Niederschlag im historischen Roman zeitige. Besteht ein solcher? Er besteht und zwar in äusserst charakteristischer Form. Der baltisch-deutsche historische Roman hat sich bisher kaum die Lichtflächen der Zeitabschnitte gesucht. Die überwiegende geschichtliche Erinnerungsmasse des baltischen Deutschen ist belastet durch den Druck trüber Schatten und beispielloser Not. So wendet sich Pantenius in seinem Roman »Die von Kelles« dem Tiefstand baltischer Geschichte zu, einer Zeit selbstzerstörenden Haders, äusserer Not und Verzweiflung. (Die dramatische Prägekraft der von Balthasar Russow gestalteten Zeitschau des grossen »lyfflendischen Krieges« wirkt sich dabei über eine Spanne von nahezu drei Jahrhunderten aus!)

So verfährt auch Eberhard Kraus, so, zum Teil, Worms. Aber gerade hier setzt die entscheidende Wende ein. Gerade aus dem trübsten Niedergang heben die Dichter das tragende Lebensgesetz herauf. Gerade in der Zeit der Hoffnungslosigkeit und Verlassenheit, da alle Stützen niedergebrochen scheinen, entzündet sich der Mut, die ganze Zuversicht auf das Ewige zu werfen, entzündet sich der hohe Idealismus, zu dem der Mensch gerade in der äussersten Not begnadet wird. Etwas von der Kühnheit des besonderen Daseins spiegelt sich darin. So richtet Pantenius gegenüber dem Symbol der Selbstvernichtung das Beharrungsgesetz auf. So schaut auch Worms die Dinge. So arbeitet Eberhard Kraus den Lebenssinn heraus: »Für die Seinen zu kämpfen, ohne Lohn oder Preis zu empfangen, an den Sieg zu glauben, ohne ihn zu erleben.« So ist die schöne Ballade »Kurland« von G. von den Brincken gestaltet. Etwas von dem, was lebendiges Geschichtsbewusstsein genannt wurde, gerinnt hier zu künstlerischer Gestalt.

Und dieses Bewusstsein bleibt auch im Schrifttum der Gegenwart lebendig. Gerade am roten Sturmjahr 1919 vermochte es sich erneut zu entfachen. In vornehmer stiller Weise prägt sich dieses in Else Bernewitz' »Der Abschied des Fräulein von Guhr«, einer Novelle der Sammlung »Die Entrückten« aus. Vegesack in seiner »Baltischen Trilogie« findet die Prägung des Trotzdem-Gedankens: »Erst mit dem

Trotzdem fängt es an: einer gegen hundert, — und trotzdem!« Ist es nicht, als klängen über die Jahrhunderte hinweg die Worte der »oratio de Livonia« des Nicolaus Specht hinüber: »Livland, du Land unsäglicher Ausdauer...«

Wenn Werner Bergengruen in seinem Roman »Der Grosstyrann« ob auch in ausserheimatliche Umgebung übertragen, von Schicksal, Tragik, Grösse und Schuld des Heroentums berichtet, wenn Otto Freiherr von Taube in den »Löwenprankes« adlige Verpflichtung, Wille zum Ausserordentlichen und Schweren, zäh-stolzes Beharren in angestammter Art kündet, wenn Gertrud von den Brincken in ihren Gedichten herrenmässige Lebensart zu formen weiss, die in der Liebe und Hingabe an die Heimaterde Erfüllung sucht und nach der Einschmelzung der einzelnen in der Willensgemeinschaft drängt, so formt sich darin die Summe baltischen Schicksals.

Junge Dichtung der Zeit

Von Lex Schloß

Denn über Toten türmen sich die Taten.
Gerhard Schumann

Wer den Aufbruch unserer Zeit miterlebt hat, mit offenem Herzen und offenen Sinnen, wer mitgeschmiedet hat am glühenden Stahl der Tage, die eine neue Gegenwart eingeleitet haben, der liebt diese Zeit und fühlt sich ihrem starken Atemholen tief verbunden. Er weiss, dass der Pflug bis auf den Grund gegangen, dass der Acker so tief aufgerissen ist, wie die neue Saat es verlangt. Brachliegender Boden wird wieder fruchtbar. Die aber den Acker aufbrachen gestern, Säer müssen sie heute sein und Schnitter morgen für den Tag der Ernte.

Ein Abschnitt ist zu Ende und ein neuer beginnt.

Wir wissen, dass in allen Lebensgebieten des deutschen Volkes ein Tieferherab nicht mehr möglich war, sollte nicht der haltlose, der unaufhaltsame Absturz beginnen. In letzter Stunde ist die Wende gekommen. In letzter Stunde ist auch die Wende gekommen für die deutsche Dichtung, die deutsche Lyrik insbesondere. Nach den Toller, Tucholsky und Mühsam konnte es nichts mehr geben und sollte es auch garnicht.

Hatte sich im Lyrischen das Wesen deutschen Geistes am innigsten und reinsten offenbaren können, waren hier die seelischen

Gründe am klarsten zutage getreten, so mussten hier auch die Gegensätze zutiefst ansetzen. Die deutsche Lyrik war innerhalb des Schrifttums der Niedergangszeit am meisten zersetzt, unterwühlt und — dieses war der Zweck — in Verruf gebracht. Daher hiess es auch, Lyrik entspräche nicht mehr der Zeit, sei eine sterbende Kunstform.— Lyrik sollte tot sein, und sie war auch nahe daran.

Ein reinigendes Gewitter ist in das Gebäude der Nihilisten und Untergangskünder gefahren. Sie sind fortgefegt, die Ehrenstein und Toller, mit ihnen die Gefolgschaft derer, die ihr deutsches Herz verkauft hatten. Eine Lyrik hat sie abgelöst, zum kleineren Teil jener, die im Schützengraben gelegen hatten als Männer und Kämpfer, und zum grösseren jener, die Träger waren der Fahne während des Nachkrieges und der späteren Kampfzeit.

Das Lied der Jungen und Jüngsten ist es, das das Gesicht der Lyrik unserer Tage geprägt hat. Sie hörten den Aufruf Dietrich Eckarts am weitesten und stärksten hallend in seinem Sturmlied, er gab ihnen Inhalt und Form, Verkündung aller Symbole einer verschworenen Kameradschaft, der neuen Gemeinschaft des Wir. Fast ein halbes Jahrhundert altersmässigen Abstandes liegt zwischen Eckart und seiner Gefolgschaft, sind doch fast restlos alle die Jungen, von denen hier die Rede ist, innerhalb des ersten Jahrzehnts nach 1900 geboren: Möller, Schumann und Nierentz, Baldur v. Schirach und Ferdinand Oppenberg, Annacker, Altendorf, Baumann und Böhme, Brockmeier, Menzel und a. m.

Über ihnen lodert nun die Fahne der deutschen Dichtung.

Ein neues Zeitalter ist angebrochen, das sich in langen und schweren Wehen angekündigt hat. Nie vorher ist die Wesenseinheit von Dichtung und Volk so gross gewesen, nie vorher die willensmässige Haltung der politischen so bewusst gleichgerichtet. Nie vorher freilich sind auch die Möglichkeiten der Bindung der Kunst zu Volk, Staat und Raum so weitgehende gewesen. Alle aufbauenden Kräfte befinden sich in Position. Auch das Losungswort der Dichtung heisst Aufbau, aber immer noch kämpferischer Aufbau. Zu nahe steht noch der Abgrund von gestern. So bleibt willensmässig und zwangsläufig auch heute nach vollzogenem Umbruch und bereits fortgeschrittener Neuordnung die enge Verknüpfung von Dichtung und politischem Geschehen weiterbestehen. Der Aufrüttelung der Kräfte ist noch längst kein Gleichmass gefolgt. Ruf, Forderung und Befehl gehen weiter. Nur hin und wieder, zage, aber schon vernehmbar mischen sich zartere

Klänge in das Fanfarenschmettern und die gellen Trompetenstösse des nur langsam abebbenden Sturmes. Halten wir Ausblick auf die Dichtung der Jungen, so sind es eine Reihe von Symbolen, die immer aufs neue und in immer wechselnden Formen uns antreten. Beschwörend und kündend das Heldentum der Toten des grossen Krieges. So bei Eberhard Wolfgang Möller in seiner »Berufung der Zeit«:

O Krieg, o grosses Beten!
Wir wollen in den Stein
mit riesigen Alfabeten
Eure Worte graben ein

und bronzene Kränze legen
vor die Gruft, die Euch umhegt,
dass nicht der Wind und der Regen
unsern Dank von den Stufen fegt.

oder in der grossen Kantate, in der das kämpferische Heute eng verwoben ist mit dem riesenhaften Ringen von gestern:

Wir trauern nicht an kalten Sarkophagen.
Wir treten hin und sagen: einer war,
der das gewagt hat, was wir alle wagen,
Sein Mund ist stumm. Wir treten hin und sagen:
die Kameradschaft ist unwandelbar.

und in dem lyrisch schönsten und reinsten Gedicht der »Briefe der Gefallenen«:

Meine liebe Mutter, diesen letzten Brief
wirst du haben, wenn ich in der Erde,
die mich unaufhörlich zu sich rief,
mit den andern Kameraden liegen werde.

Meine liebe Mutter, diesen armen Sand
musst du lieben, der mein Leben schlürfte,
Doch was gäb ich, wenn ich deine Hand
einmal noch, nur einmal streicheln dürfte.

Meine liebe Mutter, dieses eine Wort
sollst du gut verstehn und ohne Klagen:
eine kleine Wolke wird mich fort
in das Land, für das ich sterbe, tragen.

Meine liebe Mutter, diese Wolke wirst
du am Himmel sehen ruhig treiben.

Fromm und silbern wird sie überm First
unsers kleinen Hauses stehen bleiben.

Ehre, Treue, Opfermut, Heldentum; leuchtende Sterne einer grossen Vergangenheit, einer anbrechenden grösseren Zukunft stehen in weissem Glanze am Himmel der neuen Welt, strahlen von Aufgang zu Niedergang. Zwischen Führung und Gefolgschaft vollzieht sich das Geschehen, wie bei Baldur v. Schirach:

Ihr seid vieltausend hinter mir,
und ihr seid ich, und ich bin ihr.

Oder ein fast fanatisches Verhaftetsein an die Grösse des neuaufzurichtenden Baues. Ein Verhaftet- und Verschworensein, das die letzten Kräfte des Ich einschaltet ins ewige Bekenntnis, das der Selbstaufgabe nahe kommt.

Aus dem gleichen Willen entsprossen kündet sich das Werk, der grosse Rhythmus neuer Arbeit, der aus dem Heute in die Zukunft dringt, klangvoll, und doch hart, die Überwindung des Toten und Versunkenen durch die Tat ebenfalls bei Gerhard Schumann in seiner »Heldischen Feier«:

Denn er befiehlt, dass wir gehorchen dürfen.
Und tausend Fäuste packen zu und schaffen
Aus schwarzen Mooren Äcker umzuschürfen,
Durchs Land in kühnen ungeahnten Würfen
Stürmische Strassen aus dem Grund zu raffen.
Rauchsäulen wehen von feuersatten Essen.
Die Erde dröhnt vom Marschtritt der Soldaten
Geschwader donnern schwarz ins Licht, indessen
Die schimmernden Schiffe stumm die Flut durchmessen.—
Denn über Toten türmen sich die Taten.

Über allen Symbolen ragt als grosser heiliger Schatten die Fahne. Keiner der Jungen, dessen inbrünstige Verse sie nicht beschwören; bald im Sturmlied, strahlend und vorwärtstreibend, wie bei Werner Altendorf:

Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit —
Reisst die Fahnen höher, Kameraden!...

bald gebunden in tiefe und starke Frömmigkeit, dem verständlich, der das Flattern eines Symboles in seiner Heiligkeit verspürt hat. Als Zeitdokument mögen hier die Verse Herbert Böhmes stehn:

Wo wir die Fahnen erwarten,
wächst ein heiliger Raum,
den der Reine erahnt,
den der Gläubige schaut.

Unter dem Glanz der Standarten
spüren wir kaum
noch den Leib, aber es mahnt
Gott aus dem knatternden Laut.

Neu verwurzelt ist der Mensch im Boden der Heimat. Fernab vom städtischen Betrieb, von lärmenden Strassen, Rauch und Qualm der Fabriken zieht der Bauer den Pflug durch die Erde. Aus ihr hervor blühen all jene erhaltenden und verjüngenden Kräfte. Nicht umsonst ist das Wort von »Blut und Boden« geprägt. Ein grosser Strom fliesst hin und wider. In den Boden sickert das Blut der gefallenen Helden. Aus dem Boden hervor wächst das Brot, Grundlage allen Lebens des Volkes. Ehrfurcht heischt der Hüter der Erde, der Bauer, heilig ist seine schwere Arbeit.

Schwer und ernst wie die Erde selber klingt das Thema aus der Bauernkantate von Möller.

Gesetz ist die Bindung an die Erde und an das Land dem jungen Deutschen aus der Stadt. Nicht mehr ahasverische Flucht in die Ferne, rastloses, wurzelloses Sein, wie beim Kaffeehausdichter der Niedergangszeit, sondern Gebundenheit an die ewige Heimatscholle.

Einwühle in den Boden Fuss und Hand.
Atmend reisse Himmel in dich ein.
Du musst verwurzeln im Land
Wie Baum und Gestein.

erschallt der Mahnruf W o l f g a n g B r o c k m e i e r s.

Aus dem mechanisierten Zeitalter heraus, wächst die junge Dichtung zurück ins Organische, eingefügt in das Natur- Gotthafte sucht sie ihren Weg. Aus der Zerrüttung der Grosstadt, dem nervenzerreissenden Takt der Maschinen schmiegt sie sich in die Stille sonntäglicher Natur:

Wir gehen durch einen Garten.
Er ist von Blüten und Blumen
und herrlichen Düften voll.
Nun stehen wir im Blühen und warten,
dass etwas geschehen soll:

ein Wunder, ein Traum, der die Hände
und Leiber vom Werken befreit
und nicht mehr das Stampfen und Rasen,
den Takt der Maschinen schreit.

Aber wenn Erich Krüger hier in die Stille weist, so kennt er an anderer Stelle ebenso den grossen lebendigen Rhythmus der Arbeit:

Sei du das Herz der Zeit,
du Arbeitsmann!
Das Werk beginnt.
Pack an!

Wie in Krüger hat der Arbeiter und Arbeiterdichter Heinrich Lersch auch sonst zahlreiche Nachfolger gefunden. Arbeiter, Bauern, Sodaten — hier steht die festgefügte Front des neuen Volkes auch in seiner Dichtung. Aber es klingt nicht mehr der verbissene Hassgesang des proletarischen Dichters. Riesengross erwächst die Aufgabe vor dem Arbeiter. Symbol wird auch sein Werkzeug, wie bei Georg Zemke:

Schlag zu! Du triffst des Volkes Not
mit deinen Hammerschlägen.
Auch auf dem Amboss wächst das Brot
und reift sein Erntesegen.

und wieder ganz realistisch bei Helmut Hansen:

Der Hammer saust,
der Hammer fällt,
die Flamme zischt,
die Flamme gellt.
Die Schiene ächzt,
die Schiene stöhnt,
die Nieten glühen,
der Amboss dröhnt.
Der Hammer saust,
der Hammer fällt,
die glühende Flamme
ist unsere Welt...

Voll Frieden aber ist dies Lied des neuen Arbeiters, voll guten Willens, so wie Lersch sang:

Leuchte, scheine, goldne Sonne
Unserm Vormarsch in die Welt . . .

Weit ranken die Zweige der jungen Dichtung. Aufsteigend aus knorrigem Wurzelwerk wächst der Baum hinauf bis ins fernste lichtgrüne Geäst. Neben dem dröhnenden Wir der marschierenden Kolonnen, dem durch die Schollen brechenden Pflug und dem Grollen des Dampfhammers klingt auch leise und zart das Du wieder an, selten noch, und vielfach unbeachtet kündet sich das Lied aus den stilleren Tiefen der Seele — Mutter und Frau. Das ewige deutsche Liebesgedicht findet wieder Raum nach den Trompetenstössen der Kampfzeit. Vertraut ist das Bild der Frau, nicht mehr ins Dirnenhafte oder Mondäne verzerrt, nicht mehr gepeitscht durch die Schlacken einer Unterwelt, wie die höhnende Triebhaftigkeit einer artfremden Dichtung sie sah. Gefährtin ist die Frau wieder, Freundin und — Geliebte:

Wenn die Lawinen mir das Werk zerschlugen
Da griffst du zu, dass wirs zusammen trugen.
Wenn schwarze Stunde mich schier brach, am Ende
Hobst du den Trost in deine schmalen Hände . . .

dankt und grüsst Gerhard Schumann in seinem neuen Gedichtband »Wir dürfen dienen«*) und freier noch und nur dem Seelischen nachgehend:

Liebe.

O Spiel der Spiele, süsses, wunderbarstes.
Im Traum anhebend, endend tief im Ernst . . .

oder:

Was liebe ich dich?
Können wir die Seelen tauschen,
Stumm erlöst, verzaubert und eins geworden?
Ich weiss es nicht.
Vielleicht wirst du mich nie verstehen.
Vielleicht wirst du tief einsam deinen Weg gehen
Und deine Schönheit durch die Nächte tragen
Wie eine Bürde.

Im gleichen Bande spricht Schumann es auch aus, was ihm Wesen und Sinn seines Werkes und der Dichtung ausmacht.

---

*) Gerhard Schumann »Wir dürfen dienen«, München 1937, Langen/Müller.

Heiligende Kunst.

Nicht Almosen, die man den Bettlern gibt,
Nicht Brocken von der Reichen üppigem Tisch,
Nicht schaler Freuden mageren Ersatz,
Nicht satten Trost vergönnen wir dem Volk.

Nein, was da stark, was froh und mutig macht
Und was aus Stille und Geheimnis weht,
Und was durch Traurigkeit zum Wesen zwingt,
Was tief im Blut und hoch in Sternen zieht — . . .

. . . . . .

Das alles brennt aus uns. Wir wollen die Fackeln
Mit starken Händen in die Zukunft tragen.

Wenigen Lyrikern vor 1933 war es vergönnt, die Fahne deutscher Dichtung und Kunst rein durch die strudelnde Zeit zu tragen. Wenigen. Heute ist der Weg frei geworden. Elementare Gewalten haben die Bande gesprengt. Aus Kampf und Not ist die neue Formung entstanden. Mitten in der Gemeinschaft haben diese Jüngsten der deutschen Dichtung gekämpft und gelitten, gehofft und gebangt. In den Reihen der marschierenden Kolonnen pulste ihr Blut. Aus diesem Kampf mündeten auch ihre Quellen der Kraft. Wen darf es Wunder nehmen, wenn ihr Lied hell wurde und kühn, oder auch schwer und lastend vom Ernst der Stunde. Nicht Vollendetes ist hier geschaffen, der Durchbruch ist nicht die Vollendung, wohl aber prägt sich hier das Gesicht der Zeit. Dokument ist diese Dichtung.

Der Weg zur Reife ist noch weit, nicht alle werden ihn gehen, denn auserwählt sind immer nur wenige. Doch es muss gesagt sein: diese hatten das Recht so zu dichten, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht. Sie waren die Bereitschaft, eingesetzt zum Sturm. In ihre Hände wird noch viel Geschick gelegt werden. Wir können an ihrer Dichtung nicht vorbei gehen — wir dürfen aber auch nicht in ihr stecken bleiben.

Für sie selbst gilt diese Gefahr am wenigsten, wohl aber für jene, die sie ablösen. Wir wollen nicht immer weiter Spaten, Soldaten und Taten gereimt hören. Die Gründe des Friedens sollen wieder blühen dürfen, Frucht tragen der zerrissene Boden. In die Zukunft gerichtet ist das Gesicht des deutschen Volkes, diese Zukunft soll den Frieden tragen und mit ihm die Innerlichkeit; voller werden die Harmonien, reiner die Klänge. Auch der Geigenton gehört hinein in die deutsche Dichtung und das lichte, stille Lied. So liegt es in

der Wesenheit unseres Volkes begründet. Aus dem grossen Heute vorwärts gerichtet ist auch schon die Schau, wenn Hans Jürgen Nierentz singt:

Gott war in uns, als wir die Fahne trugen,
Und über uns erglomm das Firmament,
Und Glocken von den Kathedralen schlugen
Wie Herzensschlag, der nach dem Wunder brennt.

So wurden wir zu Klingen und zu Klängen:
Vor lichter Zukunft, die sich offenbart,
Stehn wir gebannt in rauschenden Gesängen,
Entflammt vom Wunder grosser Gegenwart.

Raimund Mühlen und Hans Schmidt

Von Ernst von Mensenkampff

In Keuro*)

In die Jahre vor 1905 fallen die Besuche, die ich mit den Eltern in Keuro und Fellin machte. Die Höfchen Keuro und Lauchstedt gehörten meiner damals schon neunzigjährigen, völlig verblindeten Urgrossmutter Schmidt. Keuro war ein Idyll, wie man es nur ganz selten finden mag: das bis an den Schornstein weinumsponnene Bauernhäuschen, mit der grossen, offenen Veranda davor, stand an einem Abhang, der terrassenförmig zum Karolenschen See abfiel. Treppenstufen führten zwischen Zierbüschen und künstlerisch angelegten, farbenfrohen Blumenrabatten ans Ufer hinunter, und alles das spiegelte sich zauberhaft im stillen Gewässer. Unten am Steg lag ein grosses Ruderboot, umgeben von weissen und gelben Seerosen. Dieses Märchenbild muss ich mit der Seele gesehen haben, so tief hat es sich mir eingeprägt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass leibliche Knabenaugen überhaupt fähig sind, die Stimmung einer Landschaft, einer Wasserfläche, eines Blumengartens so innerlich zu erfassen und festzuhalten.

Urgrossmutters einziger Bruder, Eduard Lenz, hatte es in Petersburg zu hohen Ämtern und Würden gebracht. Am Anfang seiner wissenschaftlichen Beamtenlaufbahn gehörte er in die bescheidene Rangklasse der Kollegienräte, was seine Schwester seinerzeit aus irgend einem Dokument ersehen hatte. Dieser Titel war ihr im

*) Aus den unveröffentlichten Erinnerungen des Verfassers (»Baltische Menschen und Schicksale«).

Gedächtnis haften geblieben, und durch vierzig Jahre richtete sie ihre Briefe an den »Herrn Kollegienrat« Lenz. Bei seinem letzten Besuch in Fellin bemerkte Urgrossonkel Eduard lachend: »Liebes Malchen, wenn du mir schreibst, dann lass doch lieber den Titel weg, — und wenn es denn unbedingt sein muss, dann schreib schon lieber »wysokoprewoshodjitelstwo« (Hohe Exzellenz), denn ich bin unterdessen ein wenig avanciert...« In seinem Ministerium aber hatte er den Spitznamen »Kollegienrat« weg.

Die gleiche Unkenntnis und Geringachtung aller Titulaturen war bei uns allgemein; ich habe durch Jahre mit Leuten verkehrt, ohne zu ahnen, welcher Hof- oder Zivilrang ihnen zukam. Ausserdienstlich-gesellschaftlich wurden die Menschen nur beim Namen genannt, was den Umgang wesentlich vereinfachte. Ebenso sagte man niemals etwa Durchlaucht, sondern kurz und bündig Fürst. Auch nicht Herr Graf, sondern einfach Graf. Einmal wollte ein baltischer Edelmann einen »überdünschen« Fürsten Lieven foppen und fragte hinterhältig: »Sagen Sie mal, wie redet man eigentlich solche Fürstlichkeiten, wie Sie, an? Sagt man da nicht Hoheit, oder genügt Ew. Gnaden?« Er war jedoch durchaus an den Falschen geraten, denn die sehr verbindliche Antwort lautete: »Sehen Sie, lieber Baron, meine Freunde rufen mich am Vornamen, meine Bekannten nennen mich Fürst — aber für Sie und die Diener bin ich natürlich Durchlaucht!« Ergebnis — eine Forderung.

Mein Urgrossonkel war übrigens ein echter, von merkwürdigen Hemmungen geplagter Lenz: der weit über den Durchschnitt begabte Mann konnte als Student kein Examen machen. Im entscheidenden Augenblick verliess ihn sein ganzes Wissen und alle Versuche schlugen fehl. Da lud ihn der Dekan seiner Fakultät eines Tages ganz harmlos zum Essen ein, an dem mehrere Professoren teilnahmen. Bei Tisch entwickelte sich eine angeregte fachwissenschaftliche Unterhaltung, an der Lenz — durch Widerspruch angestachelt — sehr lebhaft teilnahm. Nach dem Essen schüttelten die Professoren dem Studiosus die Hand und gratulierten ihn zu dem ausgezeichnet bestandenen Staatsexamen. Diese gutmütige List rettete ihn vor dem Schicksal eines gescheiterten Akademikers.

Raimund Mühlen

Die Sommer in Keuro hat Monika Hunnius in ihrem »Weg zur Kunst« sehr viel lebendiger geschildert, als ich das aus eigener Erinnerung vermag. Der geniale baltische Sänger Raimund v. zur Müh-

len hielt damals in Fellin seine berühmten »Sommerkurse« ab, die von jungen Künstlern und Künstlerinnen aus aller Welt besucht wurden. Er stand auf der Höhe seines Ruhmes, und dieser Glanz strahlte auf Keuro aus, wo sein Freund und kongenialer Begleiter, Grossonkel Hans Schmidt, wohnte. Ihre menschliche und musikalische Freundschaft stammte aus frühester Knabenzeit, denn Mühlens väterlicher Besitz — das Gut Neu-Tennasilm, wo er 1854 geboren wurde — lag nahe bei Fellin.

Raimund Mühlen hatte damals noch eine wunderbare Naturstimme, die alle Menschen in Verzückung brachte; doch dieses Gottesgeschenk ging — vielleicht durch Überanstrengung — nach dem Stimmbruch so weit verloren, dass niemand an eine Sängerlaufbahn dachte. Ein starkes zeichnerisches Talent, verbunden mit viel Geschmack und Farbensinn, brachte Mühlen auf den damals geradezu unerhörten Gedanken, in grossem Stil Modellschneider zu werden. Mit einem Stück Seidenstoff und den nötigen Stecknadeln komponierte er am lebenden Modell — z. B. seinen Schwestern — wahre Wunderwerke. Ohne sich lange zu bedenken, trat Raimund von zur Mühlen — der baltische Landedelmann! — in ein grosses Berliner Modehaus ein. Bald aber stand er am Scheidewege, denn eine in Berlin ansässige vornehme Dame seiner Verwandtschaft teilte ihm in nackten Worten mit, dass sie ausserordentlich bedauere, ihn nicht mehr in ihrem Salon empfangen zu können. Er müsse doch verstehen, dass ein Schneider... usw. Dieser drohende Ausschluss aus den gewohnten Gesellschaftskreisen traf Mühlen zu hart, als dass er fähig gewesen wäre, darauf zu »pfeifen«.

So sattelte er um und liess sich zum Sänger ausbilden. Mit dem Erfolg, dass er einer der ganz Grossen seiner Kunst wurde. Was ihm an natürlichem Stimmaterial verlorengegangen war, ersetzte Raimund Mühlen durch einzigartige Beherrschung der Mittel und durch eine Vortragskunst ohne Beispiel. Er war — im wahrsten Sinne des Wortes — ein Meister des Gesanges, der es verstand, Menschenherzen glühend mitzureissen und bis zum fast körperlichen Schmerz zu erschüttern. Wenn jemand seine Stimme bewunderte, so pflegte er heftig abzuwehren: »Ich habe überhaupt keine Stimme! Wenn ich S t i m m e hätte... Ihr ahnt ja nicht, Kinder, wie ich jeden Ton künstlich aus dem Nichts schaffen muss!« Diese ungeheuere Arbeit an sich selbst war es wohl auch, die ihn zum schöpferischen Lehrer prädestinierte. Damit ist eigentlich alles gesagt, was ich von Raimund

Mühlen als Sänger zu berichten weiss. Auf mich — das Kind — hat seine Kunst einen so erregenden, schmerzhaften Eindruck gemacht, dass ich in Keuro unter Tränen bat: »er soll aufhören, er soll aufhören!« Verzweifelt lief ich in den Garten und versteckte mich im Gebüsch.

Mühlen liebte es gar nicht, in Gesellschaft zum Singen aufgefordert zu werden, doch wenn ihn die Stimmung überkam, konnte er plötzlich ausrufen: »Kinder, heute sing ich soviel Ihr wollt und was Ihr wollt!« Und dann sang er — sich selbst übertreffend — bis spät in die Nacht hinein. Im Konzertsaal war er nervös und grenzenlos empfindlich. Irgendein Geräusch konnte ihn veranlassen, mitten im Liede abzubrechen und, mit wutverzerrtem Gesicht, eine nicht gerade schmeichelhafte Bemerkung in den Saal zu zischen. Einmal hatte er gerade begonnen, als eine Dame — ihren Platz suchend — den Gang heraufkam. Mit einer kurzen Bewegung der rechten Hand winkte er Hans Schmidt am Flügel ab, stiess dann den ausgestreckten Zeigefinger vor und herrschte: »Die Dame da, in der roten Bluse, soll sich sofort setzen!!« Schreckgelähmt knickte die Unglückliche auf dem nächsten Platz zusammen.

Als Mensch war Raimund Mühlen ein sprühend geistreicher, bestrickender Unterhalter, eine grosszügige Herrennatur und zugleich ein tyrannischer Egoist von reinstem Wasser. Eine Persönlichkeit von mächtigem Format, ein Schaffender aus Leidenschaft und Begnadung, doch ebenso rücksichtslos, wie treulos in seinen Beziehungen zur Umwelt. Stimmungsschwankungen unterworfen wie eine launische Primadonna, vereinigte er in sich die merkwürdigsten Gegensätze. Niemals wusste man bei ihm genau, was echtes Gefühl und was klug berechnete Pose war. Mühlen — der scharfsichtige Menschenkenner — verstand es, die Leute zu nehmen, sie in grenzenloser Ergebenheit an sich zu fesseln und seinem Willen unterzuordnen. Wo er war, da herrschte er autokratisch. Auf der anderen Seite aber liess er sich ausbeuten und verschwendete seine Kunst wie sein Geld, ohne danach zu fragen. Viele hat er bereichert, beschenkt und beglückt — vielen sehr weh getan und mit krassem Undank gelohnt. Will man ihn als ein Genie erkennen und bewundern — was er ganz zweifellos war —, so darf man keinen bürgerlichen Masstab anlegen und muss die sehr negativen Seiten seines Charakters mit in den Kauf nehmen. Wo viel Licht war, musste auch viel Schatten sein.

In Fellin hatte er sich das »alte Schloss« — einen langgestreckten, hölzernen Bau — gemietet, das ganze Haus heben lassen und die

Räume nach eigenen Entwürfen und künstlerischen Einfällen wunderbar ausgestattet. Innenarchitektur war seine grösste Liebhaberei, der er in seinem Leben Unsummen geopfert hat. Einmal fand er irgendwo eine besonders schöne Türklinke, und von dieser Klinke ausgehend, schuf er stilgerecht den ganzen Raum: nach seinen Angaben mussten die Türen angefertigt, die Wandbezüge gewebt, die Möbel aus der entsprechenden Zeit beschafft und jede Kleinigkeit der Gesamtwirkung angepasst werden. Dabei stellte es sich heraus, dass die von Raimund Mühlen gewünschten Vorhänge und Portieren angeblich nur in Venedig hergestellt werden konnten. Quer durch ganz Europa reiste er sofort hin, und zwar im Einzelabteil erster Klasse, da er es nicht leiden konnte, durch andere Menschen gestört zu werden. Er trug nur Hemden, die ihm eine Londoner Firma nach Mass nähte, und war der Wäschevorrat erschöpft, so fuhr er einzig zu diesem Zweck nach England. Seine Konzertreisen brachten ihm oft grosse Summen ein, doch im Handumdrehen war nichts davon übrig. Die Raimund Mühlen sehr gewogene alte Landrätin v. Richter wollte ihn gern zu grösserer Sparsamkeit erziehen. Als sie ihn nach einer besonders erfolgreichen Tournee fragte, ob er denn nun wenigstens etwas erübrigt habe, beteuerte Mühlen: »doch, doch« und zog aus seiner Hosentasche einige Geldstücke hervor. Das war alles...

Mühlen hatte die Gewohnheit, sein Geld überall in der Wohnung sorglos zu verstreuen. In Berlin machten ihm Freunde deswegen Vorwürfe, und von da ab stopfte er seine Einnahmen unbesehen unter eine grosse chinesische Vase. Brauchte seine Bedienerin Wirtschaftsgeld, so wies Mühlen stumm auf das Versteck. Eines Abends erschien das hübsche Mädchen in einer ebenso kleidsamen, wie kostspieligen Robe, und auf die erstaunte Frage, wo sie denn das Geld zu dem Kleide her habe, kam die offenherzige Antwort: »Natürlich von unter der Vase«, worüber Raimund Mühlen sich köstlich amüsierte. Er war im höchsten Grade selbstsüchtig, nicht geizig.

Während der Berliner Lehrtätigkeit scharten sich viele Bewunderinnen und reiche Gönnerinnen um den grossen Künstler. Mehrere alte Damen haben ihn sogar letztwillig mit erheblichen Summen bedacht und bei Lebzeiten seine hohen Ansprüche finanziert. Wo das Geld, das er brauchte, herkam, ist ihm immer vollkommen gleichgültig gewesen; nur durften die edlen Spender keinerlei Gegenleistungen erwarten. Geborgtes Geld gab er grundsätzlich nicht zurück und zwar mit der logischen Motivierung: »Seid Ihr ganz verrückt geworden!

Mein Geld brauche ich selber, und wenn ich welches hätte, brauchte ich nicht zu pumpen!« Dabei war Raimund Mühlen durchaus kein bewusster Schmarotzer, sondern stand ganz einfach auf dem Standpunkt, dass es die Pflicht und Schuldigkeit der »oberen Zehntausend« sei, ihm die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen: »Wenn sie sich an meiner Kunst bereichern wollen, dann sollen sie auch zahlen!« Eine sehr reiche Dame der Berliner Finanzaristokratie überraschte Mühlen — der sich bitter über seine derzeitige Unterkunft beklagt hatte — mit einer kostbar und geschmackvoll eingerichteten Wohnung, von der er nur Besitz zu ergreifen brauchte. Das tat er auch, war aber grenzenlos empört, als die Gönnerin mit ihm gesellschaftlich prunken und über seine Zeit verfügen wollte. Die Entrüstung schaffte sich mit dem Ausruf Luft: »Was bildet sich die Person ein — ich bin doch nicht ihr Maitresserich!«

Als ich Raimund Mühlen zum ersten Mal sah — stand er in einem roten Kardinalgewand in der Pergola des »alten Schlosses«, empfing seinen Vater und mich herzlich und zeigte uns die in solch künstlerischer Vollkommenheit nie geschaute Einrichtung. Papa blieb bewundernd vor einer besonders schönen Reproduktion des Böcklin-Gemäldes »Vita somnium breve« stehen, dessen tiefblauer Rahmen das Bild wirkungsvoll umschloss. Sofort nahm Mühlen den Böcklin von der Wand und kommandierte im Befehlston: »Nimm's mit!« Da half keine Widerrede, und ich besitze das Bild noch heute.

Die besagte Kardinalrobe hat 1905 eine höchst eigenartige Rolle gespielt. Ich glaube, es war in Dorpat: revolutionäre Arbeitermassen veranstalteten eine Strassendemonstration, was den gänzlich apolitischen Sänger als farbiges Schauspiel interessierte. Mühlen trat auf den Balkon hinaus. Als die Kundgeber der roten Gestalt ansichtig wurden, glaubten sie wohl, einen »Volksmann« im Mantel des Aufruhrs vor sich zu haben und brachten ihm begeisterte Ovationen dar. Sofort erwachte in Raimund Mühlen der Komödiant — er richtete sich majestätisch auf, streckte die Arme aus und segnete die »klassenbewussten Proletarier«, die nicht wussten, wie ihnen geschah ...

Ein hübscher Zug im Wesen Mühlens war die neidlose Anerkennung, die er fremdem Können zollte. Er, der stets vor sich und anderen posieren musste, bewunderte die bescheidene Schlichtheit hervorragender Künstler. Ebenso war er für fremden Geist und Witz sehr empfänglich, doch wehe der prüden Spiesserseele, die sich in seine Gesellschaft verirrte. Dann zog er alle Register des Spottes und gab

Dinge zum besten, dass sich auch abgebrühten Leuten die Haare sträubten. Mit dem »einfachen« Volk ging er sehr nett um und war »hochgestellten« Personen gegenüber keineswegs devot. In Berlin nahm ein weibliches Mitglied des Herrscherhauses bei ihm Gesangstunden. Im Eifer des Unterrichts trat er einmal auf die Prinzessin zu, versetzte ihr einen leichten Schlag auf den Leib und sagte: »Hier muss der Ton gebildet werden.« Das Zurückweichen und die eisige Miene seiner Schülerin bemerkend, fügte er gelassen hinzu: »Schadet nichts, Hoheit, auch Prinzessinnen haben einen Bauch.« Für den Unterricht erhielt er — wie so oft — kein Honorar, wohl aber goldene Manschettenknöpfe mit Brillanten.

Sowohl damals in Keuro-Fellin, wie in Königsberg habe ich Mühlen nur in heiterster Stimmung, als charmanten Gesellschafter erlebt. Die Laune konnte aber plötzlich hemmungslos umschlagen und einer höchst dramatischen Verdüsterung Platz machen, was für die Umgebung nichts Gutes bedeutete. Wenn es seinem sacro egoismo so passte, liess er langjährige, vertraute Freunde kaltherzig fahren. Ob er — ausser seiner Mutter gegenüber — wirklicher Liebe und Anhänglichkeit fähig gewesen ist, lässt sich stark bezweifeln. Raimund Mühlens vierzigjährige Freundschaft mit Hans Schmidt endete jedenfalls mit einem schroffen Bruch, der später nur äusserlich übertüncht wurde.

In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hat Raimund Mühlen die alte Heimat nicht mehr besucht. Erst Berlin, dann London waren sein ständiger Wohnort, wo er als Pädagoge — wenn auch nicht mehr als Konzertsänger — grösstes Ansehen genoss. Einmal brannte sein Haus nieder, und von einem geretteten Lehnstuhl aus musste Mühlen zusehen, wie die kostbare Einrichtung in Rauch aufging. Damals veranstalteten seine englischen Freunde eine öffentliche Sammlung für ihn. Sein neues Heim in Kensington soll dann an geschmackvollem Luxus alles überboten haben, was man bei ihm gewohnt war. Als ein Landsmann ihn dort nach dem Weltkriege aufsuchte, sagte er lachend: »Du fragst Dich wohl, wo ich das her habe? — Alles vom lieben Gott.« Nach seinem Tode riss sich die Londoner Gesellschaft geradezu um die Hinterlassenschaft, und es wurden so hohe Preise erzielt, dass alle Schulden gedeckt werden konten.

Hans Schmidt

Mein Grossonkel und Pate Hans Schmidt ist der deutschen Nachwelt höchstens als talentvoller Liederkomponist und Dichter der

Brahmsschen »Sapphischen Ode« bekannt. Den Pianisten und ausgezeichneten Mozartspieler hat man ausserhalb seiner baltischen Heimat nicht sonderlich beachtet, denn grosse Klavierkonzerte hat er — in weiser Erkenntnis seiner Grenzen — niemals gegeben. Der zeitgenössischen Musikwelt war Hans Schmidt dagegen ein fester Begriff, vor allen Dingen als Pädagoge und hervorragender Begleiter.

Der Musikkritiker Guido Hermann Eckardt schrieb über ihn: »Gilt es, die erste der Eigenschaften anzuführen, die ihn (Hans Schmidt) auszeichneten, so ist es seine wahrhaft geniale pädagogische Veranlagung. Es ist hier in der Hauptsache nicht nur das gemeint, dass er ein vorzüglicher Klavierlehrer war, sondern man denkt daran, was Hans Schmidt gewesen ist und was er bedeutet hat für die Vielen, denen er als der allzeit bereite Förderer auf dem Podium zur Seite stand. Waren es grosse Künstler, die er zu begleiten hatte, so gab er seine Mitwirkung den Interpretationen erst recht den Atemzug in sich geschlossener Vollendung. Wo aber vokale Darsteller und Darstellerinnen nicht des höchsten Ranges vortraten, nahm er sie in seine Führerschaft, die scheinbar eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit äusserte, eigentlich aber jeweils eminenten Einfluss hatte auf die Wiedergabe der Kunstwerke. Dieses war eine Art praktischer Pädagogik, wie sie in gleicher Meisterschaft wohl nirgends sonst und von keinem anderen erreicht worden sein mag.«

Darin lag seine überragende Stärke. W i e er das tat, und wie Hans Schmidt die mit ihm studierenden Sänger, durch die Steigerung ihrer Ausdrucksfähigkeit und ihres Vortrages, förderte, konnten nur wirkliche Kenner richtig bewerten. Oft genug hat man ihn dringend aufgefordert, ganz nach Deutschland überzusiedeln, um dort sein grosses Können dauernd zur Geltung zu bringen. Er war jedoch nicht dazu zu bewegen; teils aus Anhänglichkeit an die Heimat und seinen Freundeskreis, andernteils aber auch, weil er in Riga als Lehrer und Musikkritiker — ja als Mittelpunkt des regen Musiklebens überhaupt — eine befriedigende Lebensaufgabe gefunden hatte. Hier war er tonangebend und meinungsbildend. In Deutschland dagegen wäre er nur einer unter vielen gewesen und hätte vielleicht auf die volle Entfaltung seiner künstlerischen Persönlichkeit zugunsten einseitiger Spezialisierung verzichten müssen. Jedenfalls meinte er wohl, seine im Jahre 1885 in Riga begonne Arbeit nicht verlassen zu sollen. An der Möglichkeit zu grosen Konzertreisen durch ganz Europa — mit Raimund Mühlen, Pitt-Chatham und anderen Künstlern — hat es ihm ja nicht gefehlt.

Hans Schmidt wurde am 6. September 1854 in Fellin geboren und natürlich in der Anstalt seines Vaters erzogen. Seinem Streben zur Tonkunst legte der »alte Schmidt« straffe Zügel an und verlangte von ihm, dass er vor jeder musikalischen Ausbildung die Schule beenden und sein Abiturium machen sollte. Der Sohn fügte sich, diente auch sein Jahr beim Militär ab und war dann kurze Zeit Hauslehrer in Pernau. Erst nach dem Tode des Vaters bezog Hans Schmidt 1875 das Leipziger Konservatorium — zu spät, um noch Klaviervirtuose zu werden. Nebenbei hörte er philosophische Vorlesungen an der Universität. Er wurde Hauslehrer in der Familie des Direktors der Berliner Hochschule für Musik, Joseph Joachim. Als Begleiter des Geigers Joachim trat Hans Schmidt zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit.

Dort lernte er auch Johannes Brahms kennen. Die persönlichen Beziehungen zu dem grossen Tonschöpfer nahmen davon ihren Anfang, dass mein Grossonkel ein Weihnachtsspiel schrieb, das von den vier Joachimschen Kindern aufgeführt wurde. Johannes Brahms wohnte als Weihnachtsgast der ihm zu Ehren veranstalteten Aufführung bei und begann sich für den Verfasser zu interessieren, dessen eigene Kompositionen ihn angenehm überraschten. »In seinen jüngeren Jahren« — so sagt Eckardt — »hat Hans Schmidt manches gute und feine Gedicht geschrieben, von denen eine Reihe auch veröffentlicht wurde, ebenso wie die episch gehaltenen »Ein Sommertagstraum« und »Der Schatten«. Brahms liess sich die Gedichte zeigen und hat später mehrere von ihnen vertont, so vor allem die »Sapphische Ode«. Nur die allerwenigsten Brahms-Verehrer mögen ahnen, wer der Textdichter mit dem landläufigen Namen gewesen ist, mit dessen Versen in der Hand der Meister der deutschen Romantik für immer die Augen schloss.

Johannes Brahms zog seinen jungen baltischen Freund nach Wien, lenkte seine weiteren Studien und sah auch seine Kompositionen selbst durch. Die Briefe von Brahms im Nachlass meines Grossonkels zeugen von warmer Anteilnahme. Der Wiener Zeit folgte ein Aufenthalt in Frankfurt am Main, wo Raimund Mühlen bei Stockhausen studierte.

Damals begannen die Konzertreisen mit Mühlen, die den Begleiter-Ruf meines Grossonkels begründeten. Ein Vierteljahrhundert gemeinsamer Arbeit hat dem geistes- und wesensverwandten, charakterlich jedoch grundverschiedenen Künstlerpaar seinen unver-

wischbaren Stempel aufgedrückt: sie glichen sich in ihren gesellschaftlichen Talenten, in der Art des Sichgebens, in ihrem Humor. Manchmal konnte man beinahe den Eindruck gewinnnen, als ob einer den anderen unbewusst imitiere. Im entscheidenden Gegensatz zu Raimund Mühlen war Hans Schmidt jedoch ein ausserordentlich wohlwollender und warmherziger Mensch; ja, es ist sogar behauptet worden, dass Mühlen seinen verinnerlichten und beseelten Vortrag wesentlich dem Freunde zu verdanken hätte. Ob dem wirklich so war, muss dahingestellt bleiben. Andererseits unterliegt es gar keinem Zweifel, dass mein Grossonkel — als der viel Weichere — unter dem Einfluss Mühlens stand.

Im Wechselspiel der Gedanken regten sie sich gegenseitig so lebhaft an, dass es ein Genuss war, ihnen zuzuhören. Die Kunst des Umgangs mit Menschen öffnete ihnen Türen, die sonst vielleicht verschlossen geblieben wären. Mühlen und Schmidt feierten nicht nur im Konzertsaal verdiente Triumphe, sondern genossen als Lieblinge der Gesellschaft alle Vorteile und Vorzüge persönlicher Beziehungen zu den »Grossen dieser Welt«. Im Hause der Frau v. Guaita musizierten sie im »kleinen Kreise«, vor dem alten Kaiser Wilhelm, im Salon der von den beiden Künstlern entzückten Fürstin Johanna Bismarck begegneten sie auch dem Alt-Reichskanzler — Raimund Mühlen schrieb einmal aus Friedrichsruh: »Denkt Euch, Gottvater selbst (Bismarck) hat mir zum Frühstück Rotwein eingeschenkt«, — und mehrere europäische Höfe bewiesen ihnen Wohlwollen. Auch die russische Kaiserin war ihnen besonders gewogen, doch zeigte sich St. Petersburg als ungünstiger Boden für Mühlens Kunst. Man bevorzugte dort stimmgewaltige Sänger und hatte mehr Sinn für italienische Arien, als für das deutsche Lied. Es gab Achtungserfolge, doch nicht den hingerissenen, begeisterten Beifall, der sonst jedes Mühlen-Konzert zu begleiten pflegte.

Der finanzielle Fehlschlag seiner Lehrtätigkeit in Frankfurt veranlasste Hans Schmidt zur Rückkehr in die Heimat, wo er in Arensburg auf Oesel vorübergehend eine bescheidene Anstellung als Organist fand. Schon 1885 siedelte er nach Riga über und ist hier bis zu seinem Tode, am 29. August 1923, als Pädagoge, Kritiker, Dirigent und Begleiter tätig gewesen. Mehr als dreissig Jahre lag die musikalische Kritik der »Rigaschen Rundschau« (»Zeitung für Stadt und Land«) in seinen Händen. In dem von ihm ins Leben gerufenen und bis zum Weltkriege geleiteten Musikverein »Crescendo« konzertierten

berühmte ausländische Gäste — hauptsächlich aus dem Deutschen Reich —, und seine Wohnung war ein Treffpunkt künstlerisch oder geistig hervorragender Menschen. Von dieser Geselligkeit auf höherer Ebene ging ein Fluidum aus, das die Menschen bereicherte und über den Alltag hinaushob. Dabei war sie vollkommen ungezwungen, materiell anspruchslos und zu kultiviert, um in »Bohème« auszuarten.

Im Jahre 1915 bin ich zwei Wochen lang Gast meines Grossonkels gewesen. Sein Tag war mit Arbeit ausgefüllt, mit Klavierstunden, Konzertbesuchen und vielen Stunden am Schreibtisch. Ihm war noch die Gabe des Briefschreibens gegeben, die heute fast ausgestorben ist: jeder Brief — deren er mit Raimund Mühlen und anderen Freunden tausende gewechselt hat — war ein in sich geschlossenes Kunstwerk der Plauderei. Seiner Mutter schrieb er durch vierzig Jahre jede Woche einen Bericht, und wenn die Tage dazu nicht langten, mussten die Nächte zu Hilfe genommen werden. Als ich bei ihm weilte, hatte er den grössten Teil seiner Lebenserinnerungen beendet, die kulturgeschichtlich bestimmt sehr wertvoll gewesen sind. Bald nach meiner Abreise aus Riga fand jedoch bei ihm eine Haussuchung statt, wobei seine Manuskripte beschlagnahmt wurden und — leider — auf Nimmer-Wiedersehen verschwanden. So fiel der Niederschlag eines reichen Künstlerlebens der russischen Kriegspsychose unwiederbringlich zum Opfer. — Die Haussuchung war übrigens erfolgt, weil Hans Schmidt die »Unvorsichtigkeit« begangen hatte, reichsdeutschen Kriegsgefangenen oder internierten Künstlern Geld zukommen zu lassen, was natürlich als »Paktieren mit dem Feinde« angesehen wurde. Kurz vor der drohenden Verhaftung gelang es dem Grossonkel, aus Riga zu fliehen und sich im Inneren des weiten russischen Reiches verborgen zu halten.

Unter dem Kriege mit Deutschland litt er namenlos, denn über das natürliche Gefühl der Blutsverbundenheit hinaus wusste er dort das geistige Vaterland seiner Kunst und dachte mit Schmerz an die nahen Freunde, die sich diesseits und jenseits der Fronten gegenüberstanden. Die Politik als solche war ihm jedoch vollkommen gleichgültig und wesensfremd. Der nationalen Gebundenheit jeder echten Kunst, als Ausdruck der Volksseele, mag er sich wohl bewusst gewesen sein, doch standen ihm in allen Ländern zu viel Menschen persönlich nahe, als dass er einen eindeutigen Standpunkt gefunden hätte. Das ist ja gerade die Gefahr des Internationalismus — auch des »weltmännischen«, — dass er die Menschen zwischen die Fronten stellt,

und ihnen die Unbedingtheit der Zugehörigkeit raubt. So litt Hans Schmidt zugleich als Kosmopolit und als Baltendeutscher.

Nun will ich noch eine kleine Anekdote erzählen, die meinem Grossonkel und die — unter dem Namen Namen Ossip Schubin bekannte — Romanschriftstellerin Aloysia Kirschner betrifft: Auf einer Gesellschaft hatte Hans Schmidt den Wunsch geäussert, Ossip Schubin kennenzulernen. Raimund Mühlen wollte die Bekanntschaft vermitteln, doch die sehr kapriziöse Schriftstellerin lehnte mit den Worten ab: »Schmidt — Schmidt — wer ist überhaupt Hans Schmidt? Nein, danke — mich interessiert er nicht.« Einige Wochen später fügte es sich so, dass mein abgewiesener Grossonkel auf einer anderen Gesellschaft mit ihr zusammentraf und neben Ossip Schubin sass. Sie ahnte nicht, wen sie vor sich hatte, und Hans Schmidt zog alle Register seiner Unterhaltungskunst. Die Schriftstellerin war entzückt und bat den neuen geistreichen Bekannten um eine Eintragung in ihr Album. Mit grösster Bereitwilligkeit stimmte Hans Schmidt zu und liess sich das Album in seine Berliner Wohnung schicken. Unter Benutzung der Romantitel Ossip Schubins schrieb er:

»Ehre gönne freundlich allen,
Seis auch nur aus Etikette.
Dann wird sicher um die Wette
Bravo rechts und links erschallen.«
Hans Schmidt.

Am nächsten Tage reiste mein Grossonkel ab, ohne zu wissen, wie die selbstbewusste Schriftstellerin seine kleine Rache aufgenommen hatte. Jedenfalls — fügte er hinzu — konnte Ossip Schubin das Blatt nicht ausreissen, denn auf der anderen Seite stand der Namenszug des grossen Feldmarschalls Moltke.

Alt-Rigas Musikkultur*)

Von Nikolaus Busch †

Das erste musikalische Ereignis, das sich in unserer Heimat nachweisen lässt, fällt in die Zeit, in der Bischof Albert für die Bewohner des Landes den Weg eröffnete zu dem gewaltigen Geistesbau, den das Mittelalter auf der Grundlage der antiken Kultur errichtet hat. Im Jahre 1208 wurden die mit den Deutschen verbündeten Letten in der Burg Beverin von den Esten belagert. In der Bedrängnis stieg ein Priester — es ist wohl der Chronist Heinrich von Lettland selbst — auf die Böschung des Burgwalls und begann, während die anderen kämpften, der Geschosse der Feinde nicht achtend, auf einem Musikinstrument zu spielen. Die Angreifer hielten, verwundert ob solcher Freudigkeit, inne; jene fremdartigen Klänge mochten ein unwiderstehlicher Schlachtenzauber sein, man begann zu verhandeln, es kam zum Vertrag und Abzug der Feinde.

Die Musik, jene Sprache des erhobenen Gefühls, die allen Völkern verständlich ist, hat wie alle Künste im Mittelalter eine Heimstätte in der Kirche gefunden. In jedem Bistum war einem der Domherren, dem Kantor, die Musikpflege an der Kathedrale und im Stift anvertraut. Von einem der Rigaer Erzbischöfe wird berichtet, dass ihm diese Kunst besonders am Herzen gelegen habe. Von Thomas Schöning (1528—1539) heisst es: »war eines Bürgermeisters Sohn aus Riga, war nach der alten Welt, hielt es auf päpstliche Weise und war ein Liebhaber der Musica, war selbst ein Musicus«. Die Reformation hat hier ein reiches Erbe übernommen. Riga hat sehr früh, bereits 1530 ein eigenes Gesangbuch erhalten. In der dritten Ausgabe, Lübeck 1548,

---

*) Nach einem Manuskript des 1933 verstorbenen Rigaer Historiker wird hier ein Neudruck des 1927 im 5. Hefte der »Woche im Bild« erschienenen Aufsatzes geboten. Wir freuen uns, die Arbeit des um die baltische Musikgeschichte hochverdienten Verfassers noch einmal allgemein zugänglich machen zu können. — Verwiesen sei hier auf eine kurze Notiz Buschs in der »Rig. Rundschau« vom 28. I. 1929 über den Kantor Paul Bucaenus zu Riga, der 1582 an der Rigaer Domschule wirkte, 1583 eine Rigenserin, Anna Fahrenheide, heiratete und 1586 im Februar starb. »Nun ergibt sich, dass die Berliner Staatsbibliothek eine Reihe seiner Vokalwerke besitzt: ausser einer Passion zum Gebrauch der Rigaer Kirche, die 1578 in Stettin gedruckt ist und identisch sein dürfte mit der sechsstimmigen Matthäuspassion in der Bibliothek der Musikfreunde in Wien, haben sich Handschriften von Messen, Motetten usw. erhalten.« Widmungen an eine Reihe Rigaer Ratsherrn und Prediger lassen sich nachweisen. (D. Schriftl.).

wird gesagt (die niederdeutschen Worte werden hier in unserer heutigen Sprache wiedergegeben):

». . . So haben wir auch viele tröstliche und liebliche, lateinische und deutsche Introitus mit ihren Noten, die man am Anfang der Messe singet für etliche Sonntage und auch für die vornehmsten Festtage, dazu auch Sequenzen und Responsoria mit ihren Noten in dieses Buch setzen lassen, auf dass die heranwachsende Jugend dadurch geübt und gewöhnet werde sowohl lateinisch als deutsch zu singen und von früher Jugend an zur Musik geschickt werde . . .«

Das Rigaer Gesangbuch ist grundlegend für einen Teil Deutschlands geworden. Den Einfluss Rigas auf liturgischem Gebiet zeigt unter anderem ein 1690 in Leipzig erschienenes und für Deutschland bestimmtes »Rigisch oder allgemein, ausserlesen christliches Gebet-Buch«, das auch eine Sammlung »geistreicher« Lieder enthält.

An die Stelle des Kantors im Rigaer und Revaler Domkapitel trat der Kantor der Domschulen; er war der gelehrte Musiker, die höchste Autorität in musikalischen Dingen in der Stadt. Dem 16. Jahrhundert ist die Entwicklung der polyphonen Vokalmusik eigen; zu ihrer Ausübung in den Kirchen wurden auch in Riga die Schüler herangezogen. Von dem Domkantor Johannes Nobius 1585—1602 rühmt seine Grabschrift, er habe sich der Musik mit solcher Treue angenommen, dass es in seiner Zeit keinen wohlgebildeten Schüler gegeben habe, der nicht schön hätte singen können. Eine in Riga entstandene Originalkomposition aus dem Jahre 1595 hat sich im Archiv der Schwarzhäupter-Gesellschaft erhalten, es ist eine sechsstimmige Harmonia sacra des Martin Crusius aus Meissen. Unter den Noten des Rigaer Jesuiten-Kollegs, die jetzt in der Universitätsbibliothek in Upsala liegen, befinden sich Kompositionen des Fürsten der Musiker im 16. Jahrhundert, des Orlando di Lasso.

Bereits im 14. Jahrhundert lassen sich bei uns Orgeln nachweisen. Die beherrschende Stellung in der Kirchenmusik hat die Orgel auch im baltischen Gebiet um die Wende zum 17. Jahrhundert gewonnen. Der Organist tritt in der Folge immer mehr in den Vordergrund. 1601 wurde Joachim Peterssen aus Itzehoe zum Organisten an der neuerrichteten Rigaer Domorgel angestellt mit dem Rechte, ohne Hinderung der Stadtmusikanten mit seiner Symphonia (mit diesem Namen wird ein klavierartiges Instrument bezeichnet) überall aufzuwarten, wohin er erfordert wird, 1614 hat der Rat den Moritz Wenth als Or-

gelbauer in Dienst genommen, 1630 den Johann Pauli, 1642 den Jakob Went.

Im 17. Jahrhundert nimmt der mehrstimmige Gesang die Instrumentalmusik zur Begleitung in seinen Dienst, zugleich wird die selbständige Ausgestaltung der Instrumentalmusik immer reicher. Aus dieser Zeit besitzt die Stadtbibliothek Werke von den Domkantoren Jakob Lotichius aus Königsberg 1616—1659, Daniel Kahde aus Königsberg 1660—1689 und Friedrich Wilhelm Hoppenstädt aus Lüneburg 1696 bis 1700.

Die berufsmässige Pflege der weltlichen Musik lag im Mittelalter in den Händen der Spielleute, die der Erzbischof von Riga, der Ordensmeister, die Städte Riga und Reval in ihrem Solde hielten. Es war nicht nur der Wunsch, die Lustbarkeit bei Hochzeiten und Trünken, das festliche Gepränge bei Einzügen und Empfängen zu erhöhen, sondern auch die Notwendigkeit, Bläser im Felddienst zu haben, die zur festen Anstellung solcher Gruppen geführt hat. Wiederholt haben die Ordensmeister die Revaler Spielleute für ihre Feldzüge erbeten, 1433 z. B. lässt die Stadt für solch eine Fahrt zum Meister ihre sieben Musiker mit peltzgefütterten Röcken neu einkleiden; auch an dem Sommerfeldzug nach Litauen 1435 haben die Revaler Spielleute teilgenommen. 1444 schreibt der Meister an den Revaler Rat, da die Nowgoroder wohl schon in das Land eingefallen seien, möge man ihm schleunigst Trompeter und Pfeifer senden. Die Verpflichtung, mit ins Feld zu ziehen, ist den Rigaer Stadtmusikanten bis ins 17. Jahrhundert verblieben.

Die mit dem Jahre 1558 beginnenden Russenkriege rissen die hohe Kultur des Landes zu Boden. Erst im Jahre 1575 hat man in Riga auch wieder auf den Brauch vor dem Kriege zurückgegriffen und den Versuch gemacht, einen Meister und Gesellen für die Musik anzustellen. Von dann an lässt sich die Geschichte der Rigaer Stadtmusikanten einigermassen verfolgen. Von 1648 bis in die 90-er Jahre ist Kaspar Springer der Leiter der Instrumentisten gewesen. Er ist ein Vertreter des neu erstandenen deutschen Kunstliedes in Riga (»Amanda, darf man Dich wohl küssen!« usw.). Bei seiner Anstellung verpflichtete ihn der Rat zur Mitwirkung bei allen Kirchenmusiken, zum Spiel bei den Hochzeiten, die damals auf der Gildstube gefeiert werden mussten; seine Aufgabe war es, dass er »überhaupt, wann es von ihm begehrt würde, mit lieblichem Saitenspiel unverdrossen aufwarte«. Er sollte ferner morgens und abends ein geistliches Lied vom Petri-

turme hören lassen und am Sonntag, Dienstag und Donnerstag mittags und abends mit seiner ganzen Gesellschaft gute Motetten vom Rathausturm blasen. Ausserdem hatte er aber alle Nacht und bei Kriegszeiten Tag und Nacht die Wacht auf dem Petriturme zu bestellen. Namentlich über das Nachtwachen der Instrumentisten hat sich Springer beschwert; in den fünfziger Jahren hatte er den Dienst auf dem Petriturme dem Friedrich Weismann übertragen, einem hochgebildeten Musiker, der nach dem Zeugnis des Kantors Lotichius sehr zu unterscheiden sei von den Stümpern, Hackbrettspielern und Sackpfeifern, »bei denen ein La-Mi ausschlage«.

Nach dem Glockenschlage musste Springer die Stunden abblasen, die Schadenfeuer signalisieren lassen, desgleichen Heroldsdienste im feindlichen Lager leisten und im Kampf Trompeter der städtischen Reiter sein. Neben seinem Anteil bei den Hochzeitsmusiken, sowie bei den dreimal im Jahr, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, veranstalteten Rundgängen durch die Stadt erhielt er für alle seine Dienste ein Salarium von 200 Reichstalern zugesichert. Diese Gage wurde ihm 1657, im Jahre nach der russischen Belagerung, aus Sparsamkeitsrücksichten kurzerhand gestrichen, ihm dabei jedoch sehr nachdrücklich bedeutet, dass er für seine freie Wohnung schuldig sei, Kirchen und Türme fleissig und getreu zu bedienen.[1])

Der öffentliche Musikbetrieb war völlig zunftmässig geordnet, neben den Stadtmusikanten haben weitere Gruppen von Musikern um die Berechtigung gerungen, ihr Gewerbe auszuüben. Im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gibt es eine zweite, im letzten eine fünfte »Kompanie«. Die Klage vor dem Rat, dass die Stadtmusikanten zwei Hochzeiten an einem Tage mit Musik versorgt hätten oder eine Hochzeit in der Stadt und eine auf dem Lande, hören ebensowenig auf, wie die Beschwerden der ersten Kompanie über Bönhasentum und unberechtigten Wettbewerb.

Das 17. Jahrhundert ist die Blütezeit der Gelegenheitskompositionen. Die Mode, für öffentliche und private Festlichkeiten besondere Musikwerke zu schaffen, bot dem Prinzipal-Instrumentalmusikus wie den Kantoren eine erwünschte Einnahmequelle. Solche Carmina haben sich in nicht geringer Zahl erhalten. Von den Hochzeitsliedern mit ihren Ritornellen und Brauttänzen wird man manches auch heute noch

---

[1]) Vgl. den Aufsatz des Verfassers »Zur Geschichte des Rigaer Musiklebens im 17. Jahrhundert.« Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte u. Altertumskunde, Riga 1910.

gerne hören mögen, mit Ausnahme freilich der oft Unglaubliches wagenden Texte.

Zu den Personen, die im 17. Jahrhundert auf dem Gebiete der Musik bei uns schöpferisch gewesen sind, zählt vor allem ein Mann, der durch seine politische Tätigkeit am schwedischen Hofe einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung des Landes geübt hat, der Landrat Gustav von Mengden 1625—1688. Seine Werke »Sonntagsgedanken eines Christen, so sich an Gott vermiethet«, Riga (gedr. bei Nöller, undat.) und »Der verfolgte, errettete und lobsingende David«, Riga, Nöller 1686, enthalten auch 36 vierstimmige Choräle, die Woldemar von Bock 1864 von neuem herausgegeben hat.

Noch im 17. Jahrhundert geboren war das musikalische Wunderkind Regina Gertrud Schwartz.

In ihrem Werk »Angestellte Freude über den längst gewünschten Frieden«, Stralsund 1707, bezeichnet sie sich selbst als Regina Gertrud Schwartzin »von Dörpt aus Livland«. Sehr wahrscheinlich ist diese jugendliche Künstlerin gemeint, wenn der Rigaer Domorganist Meder erzählt, dass bei seinen Aufführungen der Kantaten Keysers und Bronners sich Mademoiselle Schwartzin ausgezeichnet habe.

*

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, Forschungen über die Musikpflege am Hofe der Herzöge von Kurzeme aufzunehmen. Eine Reihe deutscher Musiker ist nach einer Wirksamkeit in Kuldiga und Jelgava weiter nach Riga gezogen, so Jakob Lotichius, der 1611 zum Direktor der herzoglichen Schloss-Musik berufen worden war, so der Engländer John Stanley[2]), der von der Leitung der herzoglichen Kapelle 1648 als Musiklehrer in »die weitberühmte und bei den Musis verdiente« Stadt Riga kam.

Herzog Friedrich Casimir 1682—1698 hat bekanntlich zu den Fürsten gehört, denen der Versailler Hof als höchstes Vorbild galt. Es hat unter ihm eine Hofoper bestanden. In seine Regierungszeit fällt die Anwesenheit des Augsburgers Johann Fischer[3]), der zur

[2]) Zu den Angaben über das frühere Wirken dieses Künstlers, die der Verfasser in seinem angeführten Aufsatz aus dem Rigaer Ratsarchiv beigebracht hat, lässt sich hinzufügen, dass Stanley später der herzoglich-schlesischen Hofkapelle in Brieg angehörte, wo er 1668 die »Musikalische Taffel-Erlustigung« seines genialen Genossen Esajas Reusner nach französischer Art in 4 Stimmen gebracht hat.

[3]) Vgl. dazu N. Busch »Johannes Fischer, ein herzoglich Kurländischer Kapellmeister des 17. Jahrhunderts«, Rig. Rundschau 1929 Nr. 51 u. 53 vom 4. u. 6. März. (D. Schriftl.).

Kapelle des grossen Lulli, des Dirigenten am Hofe Ludwigs XIV. gehört hatte. Fischer hat sich durch seine Kompositionen (Musikalische Maienlust, Die himmlische Seelenlust, Feld- und Heldenmusik usw.) einen Namen gemacht. Er ist 1694 in Jelgava nachweisbar, 1697 nennt er sich in Riga gewesener Fürstlich Curländischer Capellmeister. Fast ein Jahrhundert später (1782) hat ein anderer bekannter Komponist in der Residenz des Herzogtums gelebt, Johann Adam Hiller, den man den Begründer der deutschen Oper genannt hat.

Aus den Kreisen baltischer Studenten in Leipzig wird eine Courante (ein am Anfang des 17. Jahrhundertes moderner Nachtanz) stammen, die sich in einem Lautenalbum von 1612 in der Leipziger Stadtbibliothek befindet, sie führt den Namen »der Curländer«; das Tanzlied beginnt mit den Worten: »Knecht sauf dich nicht voll« [4]).

*

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts tritt ein angesehener Künstler in den Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Riga, Johann Valentin Meder. Er schafft den neuentstandenen Kunstformen bei uns Raum [5]).

Meder war 1649 in Wasungen im Hennebergischen (Franken) geboren; sein Vater und seine drei Brüder haben im Kantoramt gestanden. 1670 nahm er das Studium der Theologie an der Universität Leipzig auf, wo er noch im folgenden Jahre weilte, dann wandte sich der mit einer schönen Stimme begabte Jüngling ganz der Musik zu [6]).

---

[4]) Vgl. auch N. Busch, »Die Musikkultur in Kurland zu herzoglicher Zeit«, Rig. Rdschau 1929 Febr. 19. Die Notiz befasst sich mit dem begabten Dietrich Ewald v. Grotthus, — von dem Handschriften heute noch in der Berliner Staatsbibliothek erhalten sind. Ein Rondo wurde anlässlich eines Konzerts der Herdergesellschaft in Riga 1929 gespielt. (D. Schriftl.).

[5]) Johannes Bolte hat ihm mehrere Aufsätze in der Vierteljahrsschrift für Musik-Wissenschaft 1891, 1892 gewidmet. Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga besass vor der Übernahme ein mit Noten und Bildern reich geschmücktes Stammbuch Meders, von dem Bolte bei Abfassung seiner Aufsätze nur einen Teil der Blätter gekannt hat.

[6]) Mit Benutzung des Stammbuches, aus dem sich vielfach Neues über sein Leben ergibt, lassen sich die Aufenthaltsorte des viel Gewanderten feststellen: Gotha, Meiningen 1671, Eisenach 1672, Febr. 2, Rothenburg, Kassel 1672, Bremen 1672, 1673, Hamburg 1673, Kopenhagen, Lübeck 1674. Der berühmte Meister des Orgelspiels in der Hansastadt, Dietrich Buxtehude, der nachmals Bachs Lehrer werden sollte, hat seinem hochgeehrten Gönner, der ein seltenes Beispiel der gleichen Freude an den Wissenschaften, wie an der Musik darstelle, einen vierstimmigen

Ausser im Jahre 1682 treffen wir ihn in Riga noch 1685, sowie 1686 März 22. Im Jahre 1687 wurde er zum städtischen Kapellmeister in Danzig berufen, wo er sich 1688 verehelichte. Die Misshelligkeiten, die sich an das Verbot der Aufführung seiner Opern Nero und Coelia knüpften, werden die Veranlassung gewesen sein, dass er 1698 Danzig verliess.

Seine Lage scheint damals eine sehr schwierige gewesen zu sein; das folgt aus den tröstenden Worten seines Freundes Georg Riedel aus Sensburg, des späteren Königsberger Kantors, dessen hervorragende Bedeutung als Oratorienkomponist erst in jüngster Zeit erkannt worden ist. In Königsberg, wo Meder »ecclusiae Marianae Musices Director« genannt wird, wirkte er 1698. Von dort ging er 1699 nach Riga. Hier erteilte ihm der Rat das Amt des Organisten am Dom, das er bis zu seinem Tode 1719 Ende Juli innegehabt hat.

Wie sein Kampf um die Einführung der Oper in Danzig musikgeschichtlich von Belang ist, so bieten seine Verhandlungen mit dem Rigaer Rat in den 80er Jahren einen wertvollen Hinweis auf die Widerstände, die sich der Entwicklung des Passionsoratoriums aus der Passionsliturgie entgegengestellt haben. Meder hatte eine von ihm komponierte, mit vielen geistlichen Liedern gezierte Lucaspassion dem Rat mit der Bitte überreicht, sie drucken und in der Kirche aufführen zu lassen. Das Konsistorium entschied sich auf die Anfrage des Rates am 10. März 1685 dahin, »dass das Werk an und vor Ihm selbsten ohntadelhaft sein möchte«, es könne nichts dagegen gewendet werden, dass Meder es beim Kantor probiere und von sich aus drucken lasse; man bat aber nachdrücklich, dass es der Kirche ferngehalten werde! Dieses ernste Künstlerleben, das äusserlich fast in Dürftigkeit verlaufen ist, weist auch jene charakteristischen Eifersüchteleien des Kantors gegen den Organisten auf: es bedurfte bei dem Widerstande des Kantors Johann Georg Andreä, 1701—1710, eines besonderen Eingreifens des Rates, damit Meders Lob- und Dankmusik auf den Sieg bei Klissow zur Aufführung gelangte.

Meders eigenhändige Niederschrift einer Matthäuspassion zu fünf Stimmen und sechs Instrumenten hat sich in der Berliner Bibliothek erhalten. Andere Kompositionen liegen in der Stadtbibliothek zu Riga.

Canon ins Stammbuch geschrieben; am 14. Juni ist von Meders bevorstehender Abreise aus Lübeck die Rede. Die Stammbucheintragungen ergeben ferner: Reval 1674 August 12. bis 1680, er wird in diesem Jahr als Kantor am Gymnasium bezeichnet, Riga 1682, Aug. 25., Reval 1682, 1683.

in Danzig, Wolfenbüttel und Upsala. Sein Sohn hat 92 von seinem Vater hinterlassene Kompositionen — Passionen, Cantaten, Hymnen usw. — dem Rigaer Rat übergeben; von diesen aber ist bisher keine wieder ermittelt worden.

Die Bedeutung, die man im 18. Jahrhundert dem Rigaer Meister zuschrieb, ist aus den Worten ersichtlich, die ihm Mattheson in seinem Werk »Die Grundlagen einer Ehrenpforte« 1740 widmet:

> »Von Verfertigung starker Kirchenstücke hat er am meisten Wesens gemacht. Was uns davon zu Gesichte kommen, ist in Wahrheit mit solcher Gründlichkeit, mit solchem grossen Fleisse und mit nicht minderer Anmuth ausgearbeitet, dass es nicht ohne sonderbares Vergnügen anzuhören. Vor anderen verdient der Mann deswegen gelobt zu werden, dass er seines grossen Alters ungeachtet, bei kräncklicher Leibesbeschaffenheit, dennoch in seiner Composition sich nach dem Geschmack der heutigen niedlichen Ohren zu bequemen und die neue oratorische Schreibart mit Nachdruck anzubringen jederzeit für seine Schuldigkeit und Ergötzung gehalten hat.«

Das namenlose Elend, das der Nordische Krieg über das Land brachte, gipfelte in der Pestzeit des Jahres 1710. Erst sieben Jahre später hat man in Riga wieder einen Kantor erhalten, Johann Heinrich Beuthner aus Hamburg. Ihm fiel 1725 die Aufgabe zu, am Tage der Bestattung Peters des Grossen eine eigene Trauer-Kantate aufzuführen. Als Beispiel, was die Komponisten jener Zeit von den Dichtern der ihnen zugewiesenen Texte zu leiden hatten, kann sein »Musikalisches Opfer« dienen. Die Kantate hebt also an:

> »Ihr Tannen heult!
> Die Ceder ist gefallen.
> Ein winselndes Gethöss
> Mit wiederholten Schlucksen untermischt
> So bald zusammen, bald zertheilt,
> Bald wiederum durch Ach und Weh erfrischt
> Sich in ein fürchterlichs Geräusch verkehrt,
> Wird unserm Jammer-Stand gemäss
> In Russlands weitem Staat gehört.«

Musikwerke von Beuthner sind auch beim Gedenkfeste an die Übergabe der Augsburger Confession 1730 und beim Tode Peters II in Riga aufgeführt worden. Er hat sich nach den Worten des Rates ein grosses Verdienst um das Rigaer Musikleben erworben. Als er

mit der Aufführung eines Passions-Oratoriums »seine Bemühungen mit seinem Leben rühmlich beschlossen hatte«, wandte sich der Rat der Stadt Riga in einem mit Schnörkeln des Respektes auf das Zierlichste ausgestatteten Schreiben an niemand Geringeren als den hochgefeierten Dichter des Werkes »Das irdische Vergnügen in Gott«, den Hamburger Senator Barthold Heinrich Brockes, und stellte diesem im Laufe der Verhandlungen die Wahl eines Rigaer Kantors anheim. Brockes hat damals dem in Hamburg weilenden Telemann, einem Künstler, den seine Zeit höher als Bach stellte, die Übersiedlung nach Riga vorgeschlagen, und als es nicht zu einer solchen kam, einen sehr tüchtigen Musiker, Andreas Elias Erhard aus Erfurt nach Riga gesandt, der von seiner Tätigkeit am Gothaer Hof nach Hamburg gekommen war. —

*

Die Residenz an der Newa hat im Laufe des 18. Jahrhunderts eine immer grösser werdende Anziehung auf die Künstler ausgeübt. Die Hauptstrasse aus Westeuropa nach Petersburg aber führte über Königsberg und Riga. Riga wurde ein beliebter Rastort auf der beschwerlichen Reise, das hat vielfach Konzerte ausländischer Kräfte mit sich gebracht. 1758 z. B. hören wir, dass:

»... Operisten, so nach St. Petersburg gehen wollen, Concerten auf dem schwartzen Häupter Hause gehalten, zuletzt aber Masqueraden daselbst angestellt, wobey viele vornehme Dames und Cavallieres mit masquiret zugegen gewesen, getanzet und gespielet.« —

Seit den 40er Jahren hatten sich Fachmusiker und kunstgeübte Liebhaber zu gemeinsamen Konzerten zusammengefunden. Aus diesem Kreise ist 1760 die »Musikalische Gesellschaft« erwachsen, die in der Folge die Führung im Rigaer Konzertleben gehabt hat. Jener Zeit entstammt die Bedeutung, die der Schwarzhäuptersaal bis heute für alle Kunstfreunde besitzt. Im Jahre 1764 ist in Riga das Werk Hasses »Die Pilgrimme zum heiligen Grabe« zur Aufführung gelangt, das folgende Jahr brachte ein grosses Kirchenkonzert gelegentlich der Einweihung des neuen Rathauses; von den fünf geistlichen Konzerten des Jahres 1768 sei nur die Aufführung von Grauns »Te Deum laudamus« auf dem Schwarzhäupterhause erwähnt — anlässlich der grossen Festlichkeiten, die einem Ukas entsprechend drei Tage hindurch veranstaltet wurden, als der Kaiserin Katharina II, die Pockenimpfung wohl bekommen war.

In diese Blütezeit des Musiklebens in Riga fällt der Aufenthalt Herders 1764—1769. In der Ausübung ist Herder nur Dilettant geblieben, aber sein musikalischer Sinn hat die grösste Bedeutung für sein gesamtes Schaffen gehabt, und eben jener Sinn sollte in dem musikfreudigen Riga reichste Nahrung finden. Von den Brüdern Berens hatte der eine, Georg, der Herder besonders nahe stand, mit Beifall an den Veranstaltungen der Freunde teilgenommen, die die Gründer der Musikalischen Gesellschaft wurden. Johann Georg Hamann, »der Magus des Nordens«, der Lehrer im Berens'schen Hause gewesen war und 1765—1767 in Jelgava weilte, von wo aus er sein »allerliebstes Herderchen« und die anderen Rigaer Freunde besucht hat, war Musikenthusiast und im Lautenspiel so geschickt, dass er daran denken konnte, sich öffentlich hören zu lassen. Herders vertrauter, fürsorgender Freund Hartknoch, dessen umfassende Verlegertätigkeit eine weit über das Land hinausgehende Bedeutung hat, war Sohn eines Kantors und musikalisch weitgehend gebildet; in seinem Verlage sind nicht nur die Werke Kants, Herders und Hamanns, sondern auch Kompositionen Philipp Emanuel Bachs, Christian Bachs, des sog. Londoner Bachs, Reichardts, Müthels u. a. erschienen. Die Abende im Hartknoch'schen Hause waren einer erlesenen Hausmusik gewidmet, zu deren regelmässigen Hörern Herder zählte.

Um 1753 hatte der kunstsinnige Freiherr Otto Hermann von Vietinghoff zum Leiter seiner Privatkapelle den Schüler und Hausgenossen Johann Sebastian Bachs, Johann Gottfried Müthel, berufen (geb. 1728 Jan. 17 zu Mölln, gest. auf einem »Höfchen« bei Riga, Juni 1788). Ausgezeichnet durch seine »gute Geschicklichkeit und Wissenschaft in der Musique«, von der man »verschiedene Proben mit Vergnügen gesehen«, erhielt Müthel 1756 vom Rat die Anwartschaft auf die erste freiwerdende Organistenstelle. Er hat nachmals stellvertretend und dann als erster Organist an der Petrikirche gewirkt. In einem 1783 erschienenen Buche (Kerten, Auszug aus dem Tagebuch) werden bei den musikalischen Aufführungen in Riga die Meisterwerke eines Bach hervorgehoben; hier wird man die Einwirkung Müthels annehmen müssen, der im Besitze Bach'scher Manuskripte gewesen sein soll. Die bisherigen Nachforschungen nach Bach-Handschriften in Riga sind vergeblich gewesen. Der Gedanke, dass sich etwa eine der verlorenen Passionen Bachs wiederauffinden liesse, ist so verlockend, dass man weiter nachspüren sollte.

Müthel hat zu den berühmtesten Orgelvirtuosen seiner Zeit gehört, auch sein Klavierspiel bewunderte man in Riga. Innere Notwen-

digkeit, nicht herkömmliche, äussere Veranlassung führt Müthel zu seinen Werken, in denen eine grosse Künstlerpersönlichkeit sich selbst, nicht den vielen anderen genug tun will. Von Müthels Kompositionen sagt der englische Musikhistoriker Charles Burney, gest. 1814, er fände sie schwieriger, als die von Händel, Scarlatti und Bach, aber so voll von neuen Gedanken, von Anmut und Kunstfertigkeit, dass er sie unter die grössten Produkte seiner Zeit rechne[7]).

Im Jahre 1759 gab Müthel sein Werk »Auserlesene Oden und Lieder« bei einem Hamburger Verleger heraus. Im Vorbericht heisst es: »Da meine vor einigen Jahren herausgegebene Sonaten und Variationes für das Clavier das Glück gehabt, den Beyfall verschiedener Kenner und Liebhaber zu erlangen: so wage ich es um so viel dreister, diese Geburten des Scherzes, des sanften Vergnügens und der Freude öffentlich zu zeigen. — Als Erfordernis der hier gepflegten Kunstgattung stellt Müthel hin: »eine besondere fliessende Melodie, ein Überfluss an schönen Einfällen, eine scharfe Musterung und kluge Wahl der Einfälle, um den Affect der Poesie auf das natürlichste und lebhafteste auszudrücken; unerwartete, und doch ungezwungene, feine, zärtliche Züge, müssen bey Arbeiten dieser Art sich vorzüglich zeigen.«

»Die Poesien — berichtet er — sind nicht alle von mir gesammelt. Ich habe verschiedene von guten Freunden und Freundinnen geschrieben erhalten, und kann ich also für die gänzliche Richtigkeit derselben nicht stehen. Die Namen der Poeten würde ich gern beygesetzt haben; weil aber die mehresten Poesien ohne Namen erschienen, und die von dem Herrn von Hagedorn, dem Herrn Professor Gellert, dem Herrn Lessing, und aus den Belustigungen und Beyträgen bekannt genug sind: so habe es deswegen unterlassen.«

Mehrfach sind gerade Texte von Hagedorn verwendet worden. Man hat diesem liebenswürdigen Dichter, dessen Einfluss in der Entwicklung der deutschen Literatur unverkennbar ist, verfeinerten Formensinn, Geschmack an witzigen Übergängen, am sinnreich Überraschenden nachgerühmt. Er hat in Müthel einen ebenbürtigen musikalischen Partner gefunden. — Der Vorbericht lässt übrigens ein Streiflicht auf die literarischen Zustände in Riga fallen. Neben den Werken der genannten Dichter waren offenbar die Zeitschriften Schwabes »Belustigungen des Verstandes und Witzes« und die »Neuen Beiträge,

[7]) Ein zweiter Bachschüler Christian Leberecht Zimmermann hat seit den 60er Jahren des 18. Jh. gleichfalls als Organist in Riga gelebt.

zum Vergnügen des Verstandes und Witzes« (die sog. »Bremer Beiträge«) Gemeingut der Gebildeten. Es wäre vielleicht näher zu untersuchen, ob sich unter den Texten nicht auch Verse von Müthel selbst und seinen Rigaer Freunden finden. Im Jahre 1767 erschienen in Riga bei Hartknoch zwei Konzerte Müthels für Klavier und vier Streichinstrumente.

Herder und Müthel, diese beiden auserwählten Menschen, sind damals in Riga einander in Freundschaft nahe getreten.

Schon im Mai 1765 hatte Hamann an Herder geschrieben: »Concerte pflegen dort (in Riga) ein Schlüssel zum Umgang zu sein. Sollte Ihr Genie zur Musik für Riga nicht brauchbarer sein, als Ihre archäologische Muse?«. Herder folgte diesem Hinweise. Seine tätige Anteilnahme an den musikalischen Bestrebungen wurde ein weiteres Band, das ihn mit seinen Mitbürgern verknüpfte. Rektor Schlegel hatte eine stümperhafte Osterkantate veröffentlicht, und Herder litt darunter, dass man ihm das Machwerk zuschrieb. Seine Pfingstkantate sollte ein Gegenstück bilden. In einer Abhandlung, die er dieser Dichtung in den »Gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen« 1766 vorausschickt, sagt er:

> »...Da das gegenwärtige Blatt, meistens bloss für unsere Gegend bestimmt ist, so ist die folgende Kantate zufrieden, wenn sie nur den Beifall der hiesigen Kenner der Tonkunst und insonderheit eines Müthels erhält, den auch auswärtige Gegenden in seinen Kompositionen schätzen. Ja, da der feine Musikalische Geschmack überhaupt an unserem Orte blüht: so würde ich mich freuen, wenn ich eben durch das Gefallen, auch erbauen könnte!«

Eine weitere Kantate Herders zur Einweihung der Kirche in Bikernieki (1. Oktober 1766) hat einen Komponisten in Daniel Boetefeur, dem späteren Stadthaupt, gefunden. Der Druck dieser Kantate ist gleichzeitig mit einer lettischen Übersetzung bei der Feier verteilt worden. Das Rigaer Musikleben ist Herder in dankbarem Andenken geblieben. Noch auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1788 erinnert er sich, bei Gelegenheit eines grossen Konzerts in Nürnberg, wie oft er dergleichen in Riga mitgemacht habe.

Mit der Begründung eines ständigen Schauspielhauses, in dem Singspiele aufgeführt wurden, beginnt ein neues Kapitel in der Geschichte des reichen Musiklebens in Riga. Es hiesse aber, den Äusserungen eines höher entwickelten Lebens in Riga im 18. Jahrhundert nicht gerecht werden, wenn man an der tief wurzelnden Musikkultur,

die von der städtischen Gesellschaft gepflegt wurde, vorübergeht. Unsere alten Musikalien sind nicht nur als Urkunden zur Psychologie vergangener Zeiten wichtig, sie bergen vielfach einen Wert, der uns wie jedes wahre Kunstwerk auch heute noch reicher machen kann.

Die Musikbewegung der deutschen Jugend

Von Jo Kölschbach

Wenn unsere Zeit dem jungen Menschen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wenn sie ihn von innen heraus erfassen und ihn so erziehen will, dass ihm die notwendigen Masstäbe gleichsam im Blute verankert liegen und er auch ohne eine besondere Führung lediglich infolge dieser seiner Anlagen niemals einen falschen Weg einschlagen kann, muss notwendig auch die Musik in ihrer erzieherischen Kraft stärker in den Vordergrund rücken. Denn wer vermöchte unmittelbarer zum inneren Menschen zu sprechen als die Musik?

Von der Voraussetzung ausgehend, dass das Selbstmusizieren das tiefste Musikerlebnis vermittelt und die Seele den erzieherischen Kräften der Musik am wirksamsten aufschliesst, wird die Notwendigkeit offenbar, den jungen Menschen zum eigenen Musizieren, wenn auch in der bescheidensten Form, anzuhalten. Dass durch Einrichten von Spielmannszügen, Musiziergruppen, Singgegruppen, Jugendchören, durch Hilfe bei der Beschaffung von Instrumenten usw. die Zahl der Musizierenden innerhalb der organisierten Jugend im Deutschen Reich gewaltig gestiegen ist, lässt nicht übersehen, dass trotzdem natürlicherweise nur ein ganz geringer Teil der grossen Bewegung auf diese Art erfasst wird; die übrigen aber sind höchstens Zuhörer. Aber gerade diese Zuhörer, diese Vielen, gehören auch zu denen, die erzogen werden sollen durch Musik. Und hier zeigt es sich, dass ein einfaches Bekanntmachen mit Musik wenig hilft.

Die nächstüberkommenen Musizierformen, die grösstenteils in der Zeit der Klassik ausgebildet sind, wie auch vielfach die Musikinhalte kommen kaum dem Wollen, wie es die Jugendführung fordern muss, nach, — was jedoch keineswegs ein Urteilen über den Wert der Werke dieser Epoche bedeuten soll. Ist doch der Kreis derer, die erfasst werden sollen, wesentlich grösser und schliesst Menschen weit verschiedenartigerer Bildungsschichten ein, als derjenige, für den die vergangene Zeit ihre Werke schuf. — Das Wesentlichste aber ist, dass Jugendliche erfasst werden sollen, während alle vorhergegangene Musik

sich lediglich an reife Menschen wandte. Das Wenige, was in dieser Zeit ausdrücklich für junge Menschen geschrieben wurde, entspricht keineswegs der Mentalität des Jugendlichen; dort ist der Jugendliche nur ein verniedlichter Erwachsener. So sind diese Werke für unsere besonderen Besterbungen völlig ungeeignet. Es muss notwendig eine neue Art Musik geschaffen werden, die den neuen Voraussetzungen gerecht wird.

Es wäre nun töricht anzunehmen, dass plötzlich Werke entstünden oder entstanden wären, die mit einem Male die einzig richtige Lösung zeigten. Vielmehr begegnet man vielen Versuchen nach verschiedenen Richtungen hin, die jedoch alle einen starken Willen zur Erreichung des Zieles aufweisen, wenn sie auch nicht als gültige Lösungen angesehen werden können.

Der erste neue Gesichtspunkt, die bewusste Beschränkung auf die Erlebnisfähigkeit einer bestimmten Altersstufe, bringt grosse Schwierigkeiten. Ganze Regionen der Erlebnisfähigkeit Erwachsener müssen ausgeschaltet werden. Es ist z. B. dem Jugendlichen seiner seelischen Struktur gemäss selbst bei höchstmöglichem intellektuellem Erfassen nicht möglich, den tragischen Gehalt des pathetischen Adagios aus der Pathétique Beethovens zu erleben, wie ihm ebenso die klare freudigruhende Herrlichkeit der Variationen in A-Dur aus Mozarts Sonaten verschlossen ist. Hier scheiden sich gewiss auch die Geschlechter; bei den Mädchen ist jedoch eine gewisse musikalische Schwärmerei nicht mit Erlebnis zu verwechseln.

Man gehe nur die einzelnen Möglichkeiten durch, die Seele in Bewegung zu setzen, wie sie uns die bekanntesten Werke der bekanntesten Meister bieten, um zu betroffen sehen, wie wenige von diesen Möglichkeiten die Jugendlichen wirklich zu erfassen vermögen.

Dieser Altersstufe bleibt schliesslich nur das Gerade, Kräftige, das einen gewissen Heroismus Atmende.

Wenn nun die neue Musikbewegung vorwiegend nach diesen Gesichtspunkten abgestimmte Themen sucht und solche bearbeitet, so ist der Grund dafür also keineswegs in erster Linie in einer rein äusserlichen, vielleicht politisch oder völkisch augenblicklich notwendigen Stärkung besonders männlicher Ideale zu suchen — wie häufig abweisend geklagt wird, — sondern ist in der Beschaffenheit der Jugendseele selbst notwendig begründet. Aus dieser Kenntnis heraus zeigen die deutschen Jugendliederbücher vorwiegend die Betonung des Männlichen, Starken; es ist dabei gleichgültig, ob es sich um Scherz-, Abend-

oder Abschiedslieder handelt. Jedenfalls muss alle Betonung des Weichen oder gar Weichlichen fehlen.

Aber nicht allein das Liedgut muss so der Jugendseele gerecht werden, auch alle Instrumentalmusik, gleichgültig, um welches Instrument oder welche Instrumentalgruppe es sich handelt. So ist es z. B. kein Zufall, dass die Fanfare als ein besonderer Vertreter der schlichten kargen Kraft in den Vordergrund getreten ist. Blockflötengruppen werden nur solange Erfolg haben, als sie von eigentlichen Kindern gespielt werden. Der Jugendliche ist durch diesen zärtlichen Klang nicht mehr zu erfassen. — Freilich nicht nur die Form, sondern auch der Gehalt der Komposition muss sich dieser Mentalität anpassen. So wird es verständlich, warum vielfach auf Instrumentalmusik des Barock zurückgegriffen wird, weil eben dieser ganzen Zeit in allen ihren Kunstäusserungen der Stempel des Heroischen aufgedrückt ist.

So wird J. S. Bach immer mehr zum Mittelpunkt der Musikbewegung innerhalb der deutschen Jugend. In ähnlichem Sinne benutzen die Komponisten aus ihren Reihen die Formen der vorklassischen Musik, da diese dem unmittelbaren kraftvollen Erleben näherstehen, als die nach ungleich höheren, verfeinerten Gesichtspunkten gebauten Formen der klassischen Zeit.

Die reine Instrumentalmusik wird den jungen Menschen immer nur sehr schwer zu einem Erlebnis verhelfen, da sich die Musik ihrer Art nach zum grössten Teil an das Gefühl wenden muss, das vom Jugendlichen jedoch infolge der ersten Reibungen mit der Umwelt sorgsam verborgen gehalten wird und kaum eine Berührung mit der Umwelt duldet. Tritt jedoch das Wort zur Musik hinzu, so wird gleichzeitig der Intellekt angesprochen und auch die Musik findet in die Seele ihren Einlass. Daher werden notwendig die Formen der Kantate bevorzugt. Nachdem etwa ein Gedanke, den der Jugendliche hat aufnehmen können, durch den Chor vorgetragen wurde, ist er unmittelbar danach in der Lage, einen reinen Instrumentalsatz, der den gleichen Gedanken noch einmal wiederholt, zu erfassen. So hat sich allmählich für die Kantate herausgebildet, dass einfach begleitete Chorsätze mit reinen Instrumentalsätzen gleichen Gepräges abwechseln. Dem Ganzen aber muss ein leicht fassbarer, kräftiger Gedanke zugrunde liegen. In diesem Sinne sind etwa die Kantaten von Heinrich Spitta, Herbert Napiersky und Georg Blumensaat angelegt. In zweiter Linie kommt erst in Frage, dass sich die Kantate durch ihren locke-

ren Bau, der Einschiebungen und Kürzungen verträgt, besonders für die von verschiedensten Gedanken getragenen Feiern eignet.

Die zweite grosse Schwierigkeit in der Musikgestaltung der deutschen Jugend besteht darin, dass der ganz und gar unvorgebildete letzte Junge eines entlegnen Dorfes ebenso erfasst werden muss wie der durch Grosstadteinflüsse verdorbene. Hier werden die noch vorhandenen und als lebendig erlebten Musiken der Bräuche im Jahreskreis wieder belebt. Bekannte, der oben gezeigten Mentalität entsprechende Lieder des Maisingens oder des Winteraustreibens oder der Fastnachtsumzüge werden zusammengefasst. Von dieser Basis aus werden alsdann auch eingeflochtene instrumentale Variationen von jedem miterlebt werden können. Vom erlebten Volkslied aus, das in mancherlei Form gekleidet wird, wie sie die vielen verschiedenen Gelegenheiten und Gegebenheiten notwendig bedingen, wird so der Versuch zu grösseren Formen, die für alle verständlich sind, unternommen. Notwendig muss man dabei von komplizierteren Chorgebilden Abstand nehmen. Der einstimmige liedartige Gesang herrscht daher vor, ja innerhalb der Aufführung ist die Melodie so leicht verständlich, dass zum Schluss die Zuhörer mitsingen können oder sollen, wie etwa in Spittas Kantate »So treiben wir den Winter aus« oder beim Schlusshymnus in Blumensaats Hochzeitskantate.

In welcher Richtung die verschiedensten musikalischen Versuche auch laufen, alle werden nur verständlich aus dem Gedanken, dass sie dem nur Jugendlichen zum Erlebnis verhelfen sollen. Hier soll der junge Mensch nicht zum Kinde herabgedrückt oder plötzlich zum Erwachsenen erklärt werden; in seiner ganzen Schwierigkeit will er hier verstanden sein. Darum sind auch alle Feiern und Musiken der deutschen Jugend für Erwachsene erst aus diesem Geiste, aus dem Verständnis für diese besondere Seelenlage des Jugendlichen zu verstehen, während sie für den Jugendlichen selbst nur die einzig mögliche Art des Musikerlebens bilden. Darum sind solche Musikveranstaltungen, wo sie in Deutschland an die Öffentlichkeit treten, auch keineswegs eine schlechte Nachahmung des »grossen Konzerts«, sondern erfüllen, so wie sie geboten werden, ihren eigenen tiefen Sinn.

Rigas deutsche Bühne und ihr Wirkungsfeld

Von Hermann Grussendorf

In der Statistik, die jährlich über die Arbeit des Deutschen Schauspiels und deren Auswirkung aufgestellt wird, steht verzeichnet, dass die letzte Spielzeit (19363/7) den besten Theaterbesuch seit Gründung unserer Bühne aufgewiesen habe. Wir dürfen uns über den Hauptgrund für den erfreulichen Aufstieg der Besucherziffer ruhig Rechenschaft ablegen: er liegt in dem Erfolg, den Deutschen Rigas zum Bewusstsein gebracht zu haben, dass ein deutsches Theater im Auslande einen wichtigen und unentbehrlichen Kulturfaktor darstellt, der unmittelbar und höchst sinnfällig die Zusammenhänge zwischen der Kultur des Mutterlandes und des Volkstums erscheinen lässt. Mag sich auch die Leitung des Deutschen Schauspiels mit ihrer gesamten künstlerischen und technischen Gefolgschaft für die Stosskraft dieser Idee eingesetzt haben, — nicht minder wesentlich war der Werbewille all der Volksgenossen, die die Bedeutung eines Theaters für das deutsche Volkstum erkannt hatten und die nun auch entschlossen waren, jeweils in ihren Kreisen den Gedanken eines lebendigen volks- und zeitnahen Theaters tatkräftig zu fördern. Es waren ihrer vor zwei Jahren, als die Theatergemeinden gegründet wurden, noch nicht viele. Man verwechselte damals sehr oft die »Theatergemeinde« mit dem »Abonnement« und konnte die Werbung für diese Form von Theaterbesuch nicht recht begreifen; wie denn auch schon deshalb die Durchführung des Planes für hoffnungslos gehalten wurde, weil er den Besuchern zumutete, bald Plätze in den vorderen Reihen des Zuschauerraumes, bald aber auch in den letzten Reihen einzunehmen. Stand doch gerade diese Einrichtung in krassem Gegensatz zu der alten Gepflogenheit in Riga, nach der aus der Wahl des Theaterplatzes auf den Inhalt des Geldbeutels unfehlbare Schlüsse gezogen wurden.

Am wenigsten aber schien zunächst der Gedanke einzuleuchten, dass die Besucherschaft eines Theaters auch eine Theater-Gemeinde sein könnte — ein Gedanke, mit dem man sich ja auch in Deutschland erst allmählich vertraut machen musste. Es gab wohl immer eine »Wagnergemeinde« oder eine »Schillergemeinde«, auch eine Anhängerschaft dieses oder jenes beliebten Künstlers, die sich dann unpassend auch eine Gemeinde nannte — nie aber eine Theatergemeinde in dem Sinne, den wir heute diesem Wort geben. Denn

heute bedeutet uns eine Theatergemeinde eine Theatergemeinschaft, d. h. eine Gemeinschaft von Menschen, die das Wesen der Schaubühne als sinnfälligsten Ausdruck einer Volkskultur erfasst haben und die gemeinsam das Erlebnis des Theaters suchen .

Schon allein der Umstand, dass in Deutschland ein ganz neues Verhältnis zwischen den Theaterbesuchern und der Bühne angestrebt wird, sollte bestimmend sein, bei den Volksdeutschen im Ausland deutsches Theater zu pflegen. Diese neue Erlebnisform ist deutscher Art so eigentümlich, dass sie sich schwerlich in den Theatern anderer Nationen durchführen liesse. Sie kann also nur von einem Deutschen in einem deutschen Theater erfasst werden — und auch eben nur von einer Gemeinschaft Gleichgesinnter. Wie denn auch jede Äusserung oder jedes Urteil über das Erlebnis aus der Gemeinschaft dieser Gleichgesinnten wachsen muss. Der subjektiven Kritik, die früher in Deutschland schlimmste Blüten erzeugte, ist heute jeder Boden entzogen — soweit es sich um die Fachkritik handelt. Der Kunstbetrachter des neuen Deutschland gestaltet sein Urteil heute aus dem Gemeinschaftserlebnis, und er versucht seinen Lesern die neue Einstellung zum Theaterschaffen näher zu bringen. Nicht die Beurteilung der Einzelleistung steht so sehr im Vordergrunde, als die Beurteilung des Gesamtwillens, aus dem eine Aufführung geformt oder überhaupt ein Theater geleitet wird.

Nicht anders als in Deutschland sollte auch im Deutschtum Rigas hier das Urteil über die Arbeit des Deutschen Schauspiels einsetzen. Es muss von dem b e j a h e n d e n Bekenntnis zum Theater ausgehen. Es ist garnicht so entscheidend, ob z. B. in diesem oder jenem Stück diese oder jene Rolle zweckgemäss besetzt worden ist; auch technische Unvollkommenheiten, die nicht bezwungen werden können, sollten nicht bemängelt werden, wenn trotz des schwierigen szenischen Apparats eine wertvolle Dichtung eben um dieses Wertes willen in den Spielplan aufgenommen wird. Bei der Beurteilung der Theaterarbeit kommt es auf weit Wesentlicheres an. Wer heute über die Arbeit eines Theaters urteilen will, muss vor allem festzuhalten suchen, wie weit diese Arbeit im Fühlen und Denken unseres Volkstums verankert ist; welche Kräfte geweckt werden, um den Geist dieses Volkstums zu fördern; welche Möglichkeiten ausgenutzt werden, die Fäden zwischen Mutterland und den Volksgenossen im Ausland zu stärken; kurz wie weit das Theater ein überzeugendes Spiegelbild des deutschen Lebens wiedergibt. Volksnahes und zeitnahes

Theater — dies muss die Forderung sein, die mit besonderem Nachdruck gerade im Auslande an eine deutsche Bühne zu stellen ist.

Mit dieser ersten Forderung ist untrennbar die zweite verbunden, nach gleichen dynamischen Gesetzen den Geist der neuen Zeit auf der Auslandbühne anzufachen. Zwischen den Kulissen und Soffitten unserer deutschen Auslandbühne müssen wir das kräftige Wehen des Geistes spüren, der in Deutschland den Theatern neuen starken Lebensodem eingehaucht hat. Das Theater ist in Deutschland heute wahrhaft Ausdruck einer völkischen Kultur. Kann es im Auslande etwas anderes sein? Nein: m u s s es nicht gerade dieses sein? Das deutsche Theater im Ausland erschöpft sogar hierin vollständig seine Aufgabe.

Dieser neue Geist im Bühnenschaffen, mag er sich in der dramatischen Dichtung oder in ihrer Gestaltung auf den Brettern manifestieren, soll auch neue Bewegung in das Schrifttum der Auslanddeutschen bringen. Neue Anregungen, neue Vorbilder soll die deutsche Bühne den volksdeutschen Dramatikern schaffen. Wenn auf diesem Gebiete in den letzten Jahren in Riga wenig oder nichts erreicht worden ist, so ist dieser Misserfolg wohl darauf zurückzuführen, dass es vorläufig an dem Dramatiker-Nachwuchs in der Jugend fehlt. In der Hauptsache werden der Theaterleitung aus deutsch-baltischen Kreisen Dramen zur Uraufführung eingereicht, deren Ideengehalt der Vergangenheit angehört und die somit nicht der oben aufgestellten Grundforderung der Bühne der Gegenwart genügen: lebendiges, zeitnahes Theater zu bringen. Mit dieser Feststellung soll aber keineswegs gesagt sein, dass etwa die deutsch-baltische Jugend kein unmittelbares Verhältnis zur Bühne und ihrem Schaffen besitze. Gerade die deutsche Jugend bekennt sich mit einer solchen Einmütigkeit zu dem Wirken des Deutschen Schauspiels, dass sie der älteren Generation hierin Vorbild sein kann. Die entwicklungsfähigste unter den verschiedenen Theatergemeinden ist fraglos die Jugendbühne. Aus diesem lebendigen Bekenntnis der Jugend zu einem lebendigen deutschen Theater schöpfen Leiter und Darsteller des Deutschen Schauspiels den schönen und anspornenden Glauben, für eine gute Sache am rechten Platz zu wirken.

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Finnlands Aussenminister Holsti in Riga

Einen zweitägigen Besuch stattete der Aussenminister Finnlands Dr. Holsti in der lettländischen Hauptstadt ab. In einem Presseempfang betonte er die persönlichen Beziehungen, die ihn seit dem Jahr 1918 mit dem nachmaligen lettländischen Aussenminister Siegfried Meierowiz verknüpften. 1923—25 hat Dr. Holsti als finnländischer Gesandter in Riga geweilt und dabei Land und Leute gründlich kennenlernen können, was zumal in der Zusammenarbeit mit den lettländischen Delegierten im Völkerbund später manche Früchte zeitigte.

Zur allgemeinen Lage erklärte Minister Holsti u. a.:

»Wie Sie wissen, bin ich eben in Berlin gewesen. Es wurde dort über die allgemeine weltpolitische Lage und die gegenseitigen Beziehungen gesprochen. Ich kann mich über meinen Besuch in Berlin in jeder Hinsicht sehr zufrieden äussern. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Finnland sowie zwischen Deutschland und den Skandinavischen Staaten sind sehr gut. Im kommenden Jahre werden zwischen Deutschland und Finnland Wirtschaftsverhandlungen stattfinden. Die weltpolitische Lage ist eben nicht gerade glänzend, aber wir müssen hoffen, dass sich die Lage bessert.

Was die gegenseitigen Beziehungen zwischen Lettland und Finnland betrifft, so kann ich ganz offen sagen, dass zwischen beiden Staaten die allerbesten Beziehungen bestehen. Das ist nicht nur im politischen, sondern auch im allgemeinen Sinne gemeint.«

Anlässlich des finnländischen Aussenministerbesuchs brachte der »Rīts« einen Leitartikel, in dem auf die besonders engen finnländisch-lettländischen Beziehungen in den ersten Jahren nach der Begründung Lettlands hingewiesen wurde: »Mit der Zeit«, so heisst es weiter, »änderten sich Umstände und Stimmungen: die Nähe der skandinavischen Länder, der kulturelle und geschichtliche Einfluss Schwedens sowie die recht starke schwedische Minderheit haben ganz natürlicher Weise die politischen Sympathien Finnlands sich auf die Seite Stockholms neigen lassen und entfernten es damit von seinen südlichen Nachbarn. Endlich verbanden sich seine politischen Wege mit den skandinavischen Staaten, indem Finnland in den sogenannten »Nordischen Block« einging, dem noch Schweden, Norwegen und Dänemark angehören. Gleichzeitig damit wurde die offizielle und politische Abgrenzung Finn-

lands von den übrigen Baltischen Staaten immer sichtbarer und unterstrichener. Man muss aber anerkennen, dass diese Richtung in der finnländischen Öffentlichkeit keine einmütige und harmonische Zustimmung findet. Häufig werden in der Presse von Helsingfors Stimmen laut, welche die Entfremdung von den übrigen Baltischen Staaten scharf zum Vorwurf machen, wobei bemerkt wird, dass die Rolle der Baltischen Entente und ihr Gewicht im internationalen Leben stets wachsen und sich verstärken.«

Der Artikel schliesst mit einer herzlichen Begrüssung Dr. Holstis, an die die Hoffnung einer noch intensiveren Gestaltung der beiderseitigen Beziehungen geknüpft wird.

Dr. Holsti wurde anlässlich seines Rigaer Aufenthalts vom Staatspräsidenten und vom Aussenminister Munters empfangen und wohnte einer Ballettaufführung in der Nationaloper bei. Auf mehreren ihm zu Ehren veranstalteten Festessen wurden Ansprachen ausgetauscht, die die freundschaftlichen Beziehungen Lettlands und Finnlands zum Inhalt hatten.

Engere Wirtschaftsbeziehungen mit Polen

Der engeren wirtschaftlichen Knüpfung der lettländisch-polnischen Beziehungen diente der Besuch des polnischen Handels- und Industrieministers Roman in Riga auf der Durchreise von Helsingfors nach Warschau. Minister Roman besichtigte während seines dreitägigen Aufenthaltes die wichtigsten Industrieanlagen und hatte eine Beratung im Finanzministerium, über die eine öffentliche Verlautbarung erlassen wurde. In ihr wird festgestellt, dass beiderseits der Wunsch bestehe, die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Lettland und Polen enger zu gestalten. Erwähnt wird ferner, dass die praktischen Mittel und Wege zur Lösung dieser Frage Erörterung gefunden haben.

Lettländisch-deutsche Wirtschaftsverhandlungen

Eine deutsche Wirtschaftsdelegation unter Führung Ministerialrat Forkels traf in Riga ein, um Verhandlungen über den lettländisch-deutschen Handelsvertrag einzuleiten.

Die »Brīvā Zeme« zur internationalen Lage

Eine interessante und aufschlussreiche Beurteilung der antibolschewistischen Frontballungen bringt die »Brīvā Zeme« in einem Artikel »Einträgliche Moral« ihres Schriftleiters Grihns. In ihm heisst es unter Bezugnahme auf die »Heilige Allianz«, die bekanntlich zwischen den europäischen Siegermächten nach Abschluss der napoleonischen Kriege 1815 in Wien geschlossen wurde:

»Etwas der verewigten Heiligen Allianz Ähnliches kann man in der letzten Zeit über die alte Welt kriechen sehen. Sie scheint in der Ideologie der Schicksalsführer einiger Grosstaaten wiedergeboren zu sein und kommt in deren Aussenpolitik zutage, wobei sie versucht, ungefähr die gleichen Rechte für die Regelung der Schicksale anderer Völker in Anspruch zu nehmen, welche seinerzeit zu den gemeinsamen Wunschbildern des österreichischen Kanzlers und Realpolitikers Metternich, sowie des in Mystizismus versunkenen, romantischen Zaren von Russland Alexander I. gehörten. Schon jetzt kann man die Umrisse dieser entstehenden neuen »Heiligen Allianz« recht klar erkennen, und ihre Kräfte sind bereits in zwei Weltteilen, in Spanien und in China, am Werk.

Italien, von Deutschland unterstützt, hat mehrfach unterstrichen, dass es »eine Festsetzung der bolschewistischen Macht im Westen des Mittelmeers« nicht zulassen werde. Unter »bolschewistische Macht« ist hier die linke Republik Spaniens gemeint, deren Regierung bereits anderthalb Jahre mit den von General Franco geführten und von Italienern (zum Teil auch Deutschen) unterstützten Elementen des spanischen rechten Flügels kämpft. Da alle bisher von den Francisten errungenen grösseren Siege hauptsächlich mit Hilfe der italienischen Regimenter erfochten wurden, so scheint recht klar zu sein, dass die Sympathien der Mehrheit des spanischen Volkes nicht auf Seiten Francos sind. Sie liegen auch nicht auf der äussersten linken Seite, denn die Mehrheit der Spanier wünscht nur Frieden, gleichgültig, wer ihn gibt. — Sowohl die linken, als die rechten spanischen Kämpfer sind ermüdet, und es ist sehr möglich, dass sie, sich selbst überlassen, Verständigung finden, Frieden schliessen könnten.

Gerade das wollen England und Frankreich, indem sie die Rückberufung der ausländischen Freiwilligen aus Spanien fordern. Es gibt Nachrichten, dass sogar Franco bereit wäre, dem zuzustimmen, aber seine römischen Freunde denken anders. Mussolini will im Westen von Italien ein von fascistischer Ideologie geführtes Spanien sehen, was bedeuten würde, dass dieses fascistische Spanien ein treuer Verbündeter des fascistischen Italien sein würde. Für einen grossen und treuen Freund aber ist dem Freunde nichts zu schade. Weder Häfen, wo Unterseeboote und Seeflugzeugbasen angelegt werden können, noch für die Rüstungsnotwendigkeiten des Freundes die so unerlässlichen Erzgruben.

So kann die Verbreitung der eigenen Ideologie bezw. ihre Fest-

setzung in den Nachbarländern häufig auch Vorteile rein praktischer Natur bringen.

Für Deutschland, dessen Begründer des Nationalsozialismus erst kürzlich dem Begründer und Führer des Fascismus so feierlich die Hand zu ewiger Freundschaft reichte, für Deutschland wird seine Freundschaft zum Spanien Francos durch strategische Erwägungen bestimmt. Der Sieg Francos in Spanien würde die strategische Einkreisung Frankreichs bedeuten, und beim Ausbruch eines neuen Weltkrieges hätte Frankreich nicht mehr mit einer (deutschen), sondern mit ganzen drei (deutschen, italienischen und spanischen) Fronten zu rechnen.

Das sind also die Früchte, welche den Italienern und den Deutschen die unter der ideologischen Flagge der Zwillingsbrüder Fascismus und Nationalsozialismus zunächst halbverhüllten, und jetzt (von Seiten Roms) nicht mehr verhüllten Interventionen in Spanien geben. Die Bekämpfung der Ausbreitung des Bolschewismus wird zu einer Angelegenheit, die es wert ist, sie in Angriff zu nehmen.

Man wird uns darauf hinweisen, dass seinerzeit auch von einer Intervention Sovetrusslands in Spanien viel gesprochen worden ist. Tatsächlich war das seinerzeit auch so, doch jetzt ist es bereits schwer, davon zu sprechen. Es kann ja sein, dass in Spanien immer noch Offiziere der Roten Armee kämpfen, aber von irgendwelchen russischen Bataillonen oder Regimentern, ganz zu schweigen von Divisionen, ist in Spanien nichts zu hören, weder in diesem, noch im vergangenen Jahr. So ist und bleibt denn die Einmischung in die spanischen Angelegenheiten augenscheinlich in erster Linie und hauptsächlich ein italienisches Monopol.

Zum Block, der die Bekämpfung des Bolschewismus in aller Welt als seine Hauptaufgabe verkündet, gehört auch Japan. Auch dieses lässt seine Hände nicht in den Schoss sinken, sondern ist bemüht, das riesige, aber ohnmächtige China zu Boden zu zwingen, wobei behauptet wird, man tue das nur aus Sorge für das Schicksal Chinas: die jetzige Regierung Chinas sei befreundet mit Russland und Japan feindlich.

So wird denn auch im Fernen Osten die Bekämpfung des Bolschewismus oder die seiner »Freunde« zu einem sehr vorteilhaften Gewerbe, jedenfalls aber zu einem stolzen Deckmantel, welcher vielen Feinden der 3. Internationale in nahen und fernen Ländern die Augen blendet. Zu gleicher Zeit gestattet er, zu neuen Territorien zu gelan-

gen oder wenigstens zu strategisch wichtigen Punkten, zu Gruben und anderen guten Dingen.

Tatsächlich ein sehr handliches Rezept; man erkläre seine Nachbarn zu Kommunisten oder wenigstens zu deren Freunden und strecke die Hand nach dem Besitz und dem Leben dieser Nachbarn aus.

Ungefähr ebenso handelten die Kreuzritter auf ihren Zügen in Palästina und im Baltenlande. Nur wurden diese Kriege gegen die Heiden verkündet, die dann als Kinder des Teufels oder mindestens als Freunde des Teufels bezeichnet wurden. Auch diese Kreuzzüge waren eine einträgliche Sache: das deutsche Volk z. B. schob in ihnen seine ethnographische Grenze von der Elbe bis an die Memel vor, seine Reichsgrenze aber und die Burgen seiner Ritter auf eine gewisse Zeit sogar bis zum Peipussee.

Wenn man sagt, dass die Geschichte sich wiederhole, dann kann sie sich auch in der neuesten Zeit wiederholen. Was sich in Spanien oder China als vorteilhaft erwies, kann sich in jedem Augenblick — in der oder jener Weise — auch in einem anderen Teil der Welt wiederholen.«

Nationale Schulung der Genossenschaftsbeamten

Anlässlich der Eröffnung der Genossenschaftsschule des staatlichen Zentralverbandes »Turība« hielt der geschäftsführende Direktor Blumbergs eine Ansprache in der er u. a. ausführte:

»Uns allen ist klar, dass ohne gute Beamten ein fruchtbares, erfolgreiches und sicheres Verbraucher-Genossenschaftswesen nicht denkbar ist. In unserem Lande war eine gute Berufsausbildung stets üblich, nur im Handel war man bisher nicht so rege. Im Handel fehlte es den Letten im allgemeinen an Triebkraft und Ermunterungen, so dass dieser natürlicherweise in die Hände der Fremdstämmigen geriet. Aber ebenso wie die übrigen Wirtschaftszweige, muss auch der Handel in lettische Hände gelangen.«

Forstschutzgesetz

Zu dem vom Ministerkabinett erlassenen neuen Forstschutzgesetz gab Landwirtschaftsminister Birznieks der Presse eine erläuternde Erklärung ab:

»In unserem Lande sind schon seit langem solche Verhältnisse eingetreten, dass man die Forsten nicht mehr als eine Quelle unerschöpflichen Reichtums ansehen kann, die man uneingeschränkt auszunutzen vermag. Die Erkenntnis, dass der Wald nicht nur der jetzi-

gen Generation gehört, sondern dass der Bestand und die Nutzungsmöglichkeiten des Waldes auch für die Zukunft gesichert werden müssen, wächst und bestärkt sich immer mehr.

Von diesem Gesichtspunkt aus musste das im Jahre 1923 erlassene Forstschutzgesetz umgearbeitet werden. Das neue Gesetz bezieht sich auf alle Forsten in Lettland, unabhängig von ihrer Grösse oder ihrem Besitzer. Für die kommunalen und privaten Forsten sieht das neue Gesetz vor, dass das Schlagen von Wald für die Bedürfnisse der Wirtschaften frei ist, wenn während eines Jahres nicht mehr geschlagen wird, als der 10-jährige Nachwuchs ausmacht. Wird aber Wald für den Verkauf geschlagen, so muss davon der zuständigen Oberforstei drei Wochen vorher Mitteilung gemacht werden. Beträgt die Waldfläche nicht mehr als 8 Hektar, so ist eine Genehmigung zum Schlagen nicht notwendig. Im allgemeinen sieht das Gesetz Beschränkungen der Forstausnutzung nur dann vor, wenn der Waldbesitzer unwirtschaftlich vorgeht und den Wald verwüstet.

Das Ausroden von Wald zwecks Landkultivierung ist nur dann gestattet, wenn die Waldfläche der Wirtschaft mehr als 10 v. H. beträgt und falls alles übrige Land schon kultiviert ist. Der Waldbesitzer muss auch dafür sorgen, dass die gerodete Fläche der aufgeforsteten entspricht.«

In seinen weiteren Ausführungen unterstrich der Minister die Notwendigkeit einer staatlichen Kontrolle der Forstwirtschaft.

Ärztemangel auf dem Lande

Über den bestehenden Ärztemangel auf dem flachen Lande äusserte sich der Direktor des Gesundheitsdepartements: Es stünden heute der Bevölkerung des flachen Landes 341 Bezirksärzte und 11 Spezialisten zur Verfügung. Damit sei jedoch der Bedarf nicht gedeckt. Schon ein ganzes Jahr gebe es 10—15 unbesetzte Posten von Bezirksärzten, auf die sich keine Anwärter gemeldet hätten.

Zu diesem Thema schrieb die »Brīvā Zeme«, dass die eben in Arbeit befindliche neue Medizinalordnung eine strenge Zentralisierung werde durchzuführen haben.

»Ohne die Einmischung der obersten Behörde werde sich auch nicht die richtige Verteilung der ärztlichen Kräfte zwischen Stadt und Land erzielen lassen. Die Ableitung einer grösseren Zahl von Ärzten in die Provinz könnte man auch durch Verweigerung der Registrierung erzielen, denn auf diese Weise würden die sich Weigernden das Recht auf Praxis verlieren. Die Ärzte hätten dann keinen Grund zu

Vorwürfen und zur Erbitterung, denn man dürfe nicht vergessen, dass der Staat, der für die Ausbildung junger Ärzte grosse Gelder zuzuzahlen hat, auch das Recht hat, zu verlangen, dass ein Arzt zum mindesten die Anfangsjahre seiner Praxis dort verbringt, wo das aus staatlichem Interesse am meisten erforderlich ist.«

Riga, 28. Oktober 1937

ESTLAND

Um die kommenden Wahlen

Am 1. Januar des kommenden Jahres tritt bekanntlich die neue Verfassung in Kraft, und bald darauf werden die Parlamentswahlen stattfinden müssen. Diese Wahlen beschäftigen bereits seit einiger Zeit die estnische Öffentlichkeit, vor allem die Frage, in welcher Form diese Wahlen vor sich gehen werden. Von verschiedener Seite war bereits die Ansicht geäussert worden, dass zu den bevorstehenden Wahlen eine parteipolitische Betätigung wieder gestattet werden müsste, die bekanntlich seit dem 12. März 1934 vollkommen unterbunden ist. So Anfang Oktober das »Päevaleht«: »Wir sehen eigentlich darin keine Gefahr, wenn volksherrschaftliche (demokratische) und auf Freiheit gegründete Wahlmethoden zugleich mit dem neuen Parlament zur Geltung gelangen.«

Allen Debatten über die Frage, ob bei den kommenden Wahlen die Bildung politischer Parteien gestattet werden solle, wurde auf einer Tagung des Vaterländischen Verbandes durch eine offizielle Verlautbarung ein Ende bereitet. Der stellvertretende Ministerpräsident und Innenminister Eenpalu erklärte auf dieser Tagung ganz eindeutig, dass bei den kommenden Wahlen eine Bildung politischer Parteien jedenfalls noch nicht zugelassen werden könne. Zwar werde im Hinblick auf die demokratische und parlamentarische Staatsordnung in Zukunft fraglos eine politische Organisierung des Volkes erfolgen, doch könne davon erst nach dem Zusammentritt des neuen Parlaments die Rede sein. Denn dieses werde erst neue Ideen für die politische Organisierung des Volkes zu finden haben. Auch der Staatsverweser Päts selbst erklärte bei gleicher Gelegenheit, dass die früheren Parteien nicht wiedererstehen würden, »sondern es werden Parteien anderer Art kommen, die aus dem Herzen des Volkes hervorwachsen müssen, damit sie ihre Aufgabe richtig erfüllen können.«

Ferner verkündete Minister Eenpalu, dass bei den kommenden

Wahlen auch alle diejenigen öffentlichen Institutionen, die sich sonst mit Politik nicht befassen dürfen, dafür zu arbeiten hätten, dass die vom Staatsverweser verkündete Verfassung mit Hilfe derselben Kräfte und auf denselben Grundlagen ins Leben gerufen wird, wie sie angenommen wurde. Es handle sich bei den bevorstehenden Wahlen um die Durchführung einer völkischen Aufgabe; »bei völkischen Aufgaben aber, und bei Aufgaben, die dem Volk durch seinen einmütigen Willen gestellt worden sind, ist Politik keine Parteipolitik, sondern eine Demonstration der gemeinsamen Kraft.« In einem ähnlichen Sinne hatte sich übrigens schon früher der Oberkommandierende Laidoner in Bezug auf das Schutzkorps geäussert: das Schutzkorps habe sich als bewaffnete Macht nicht mit Politik zu beschäftigen. Bei den bevorstehenden Wahlen müsse das Schutzkorps sich aber ebenso wie bei den letzten Wahlen zur Nationalversammlung betätigen, und zwar indem es dazu beiträgt, dass bei der Aufstellung von Kandidaten möglichst einmütig vorgegangen wird und keine Zersplitterung der Kandidaturen eintritt.

Rundreise estnischer Journalisten durch Deutschland

Einer deutschen Einladung folgend, unternahmen im September die Chefredakteure der grösseren estnischen Zeitungen eine Rundreise durch Deutschland, wobei sie auch dem Reichsparteitag in Nürnberg beiwohnten. Nach ihrer Rückkehr veröffentlichten die estnischen Redakteure in ihren Blättern längere Artikel über ihre Reiseeindrücke in Deutschland.

Es waren teils ausgesprochen anerkennende Urteilen (»Vaba Maa«), teils eine sachlich-aufmerksame Berichterstattung, wie die im halbamtlichen »Uus Eesti«. Etwas reservierter schrieb nur das »Päevaleht« über das grosse »Experiment« des Dritten Reiches, dessen Ausgang noch nicht ganz gewiss sei.

Fraglos als Reaktion auf diese Berichterstattung über Deutschland brachte dann freilich die von dem Verbande der estnischen Studentenvereine herausgegebene Monatsschrift »Akadeemia« in ihrer September-Nummer die estnische Übersetzung einer Schmähschrift aus der Feder des ehemaligen kommunistischen Reichstagabgeordneten Pieck, die bezeichnenderweise unter dem Titel »Der Fluch von Nürnberg« in Prag erschienen ist.

Diese Demonstration kann mit Recht dahin ausgelegt werden, dass gerade in der akademischen Schicht die deutschfeindliche Strömung nicht unterschätzt werden darf.

Neues Hochschulgesetz

Ende September wurde ein neues Hochschulgesetz als Dekret des Staatsverwesers verkündet. Es tritt am 1. Januar 1938 in Kraft und bezieht sich sowohl auf die Universität in Dorpat als auch auf die technische Hochschule in Reval. Das Gesetz gibt der Staatsregierung einen wesentlich grösseren Einfluss auf die Leitung der Hochschulen, als das bisher der Fall war.

Ganz besonders einschneidend sind vor allem die Änderungen, welche die Organisation der Studentenschaft betreffen. Die Studentenparlamente werden nicht mehr wie bisher von der ganzen Studentenschaft gewählt, sondern sie bestehen aus Vertretern der studentischen Verbindungen, die den offiziellen Namen »Konvente« erhalten. Die unorganisierten Studenten erhalten nach dem neuen Gesetz keine Vertretung im Studentenparlament. Jeder »Konvent«, also auch die bisherigen Korporationen, muss nach dem neuen Gesetz mindestens 20 Mitglieder haben, widrigenfalls Zwangsliquidierung eintritt. Ferner hat jeder »Konvent« aus der Zahl seiner alten Herrn einen »Ältesten« zu wählen. Diese Ältesten haben eine Aufsicht über die Erziehungsarbeit der Korporation an ihren Mitgliedern und bilden zusammen den »Ältestenrat der Studentenschaft«. Dieser wählt die »Kuratore der Studentenschaft«, die vom Bildungsminister bestätigt werden müssen und deren Aufgabe darin besteht, einen Kontakt zwischen dem Ältestenrat der Studentenschaft und der Universitätsverwaltung herzustellen. Auf diese Art soll eine Vereinheitlichung der Erziehungsarbeit in allen »Konventen« der Studenten und eine Beseitigung vorhandener Gegensätze erreicht werden.

Kulturselbstverwaltung der russischen Volksgruppe

Bisher haben, wie bekannt, nur die Deutschen und die Juden Estlands von dem ihnen zustehenden Rechte auf eine Kulturselbstverwaltung Gebrauch gemacht und entsprechende Institutionen ins Leben gerufen. Die Russen dagegen haben dieses Recht bisher noch nicht ausgenutzt. Jetzt endlich wollen auch die Russen ihre Kulturselbstverwaltung verwirklichen. Nach längeren Vorarbeiten haben die drei grossen Zentralorganisationen der Estland-Russen, der russische völkische Verband, der russische Bildungsverband und der Zentralverband der russischen Lehrer, diesbezügliche Beschlüsse gefasst und dieser Tage beim Staatsverweser die Durchführung der Kulturselbstverwaltung beantragt.

Dorpat, den 29. Oktober 1937. *Leo von Middendorff*

Deutsches Schauspiel zu Riga

Wenn über einer Heeresgruppe, die kämpfend oder rastend sich lockerte, die Hörner zum Sammeln schmettern, strömen alle, die sich aufgerufen wissen, zu den grossen vereinbarten Treffpunkten, die, weithin sichtbar, die Landschaft überragen. Langsam lernen auch wir die natürliche Notwendigkeit solcher Sammelstellen begreifen, die den bestehenden Verbänden und Organisationen erst die sichtbare Überschau ermöglichen, dem Einzelnen aber das gute und grosse Gefühl schenken, dabeisein zu dürfen und zu müssen.

Unser »Deutsches Schauspiel« hat oft zum Sammeln geblasen. Sein Horn hat einen so guten Klang: was schön, gross, beglückend jede deutsche Seele füllt, schwingt in seiner Melodie. Wahre Kunst führt den, der sich ihr öffnet, zu sich selbst und damit selbstverständlich zum Nachbarn gleicher Art und gleichen Blutes. Theater wird so vom »gesellschaftlichen Ereignis« zur Gemeinschaftsfeier gesteigert.

In zwei schweren Aufbaujahren hat die neue Leitung unseres Schauspiels alle Mühe darauf verwandt, diesen Gedanken einer kameradschaftlichen Theaterfeier unserer Volksgruppe geläufig zu machen. Sie hat damit etwas völlig Neues geschaffen — denn natürlich sind es nicht die steigenden Besucherzahlen allein, deren stetig wachsende Kurve auf der letzten Generalversammlung des Theatervereins festgestellt werden konnte, die den Wandel begründen; sie bilden vielmehr nur die sichtbare Erscheinungsform für jenen Gesinnungswandel, auf den wir zielen. Der Mut, mit dem das Wagnis unternommen wurde, hat das Recht behalten (Mut behält immer Recht!); die Sorge, die in früheren Jahren wie ein düsteres Gespenst an der Pforte der Eröffnungsvorstellung wachte, hat sich hinter den zähen und unabänderlichen Willen, weiterzubauen, verkriechen müssen. Denn natürlich können zwei Jahre, so erfolgreich sie immer auch waren, nur einen Grund legen, nur andeuten, wo das Ziel liegt, das erreicht werden soll; und alle Arbeit war umsonst, wenn nun etwa bei den Helfern am Werk (das heisst aber: bei der ganzen Volksgruppe) das Gefühl Platz greifen wollte, dass wir schon am Ziel ständen.

Wir gehen einem Winter der Bewährung entgegen.

*

Dass es uns in allen seinen Einzelheiten bekannt und vertraut ist, darin liegt der heimliche Zauber eines heimatlichen Hauses. Wir freuen uns, dass unser »Schauspiel« in diesem Herbst in kaum gewandelten Bestande zu uns spricht. Denn die Sucht, unter allen Umständen neue Gesichter sehen zu wollen, ist ja auch nur ein Teil jener oberflächlichen Theaterschau vergangener Jahre, die Kunst zur Revue hinabwürdigte. Der schöne Aufschwung, den das deutsche Theater Rigas auch und ganz besonders in künstlerischer Hinsicht in den letzten zwei Jahren genommen hat, bringt es ja gerade mit sich, dass wir Gestalter unter uns wissen, die in jeder Rolle neu zu sein verstehen; und die spannende Frage, was der oft Bewährte nun heute aus seiner Aufgabe herausholen wird, gibt jedem Abend seine eigene, sehr vertraute und doch immer wieder reizvolle Note. Wir lernen tiefer zu werten, je mehr wir erkennen, dass der Unterschied zwischen Können und Routine dem zwischen Einheitlichkeit und Einförmigkeit entspricht. Denn wahre Einheit scheint erst in der

Fülle bunter Vielgestaltigkeit auf; Einförmigkeit aber ermüdet.

Das haben wir wohl am eindringlichsten an den Gestalten studieren können, die Herr Radke prägt. Es ist immer wieder erstaunlich, wie wandlungsfähig seine Kunst ist und wie überraschend sie sich im Lauf der wenigen Jahre, die wir ihn zu uns zählen dürfen, vertieft hat. Wir sahen ihn in diesem Herbst erst zweimal[1]): als gutartigen Einbrecher in Ivers' Kriminalstück »Parkstrasse 13« und dann in »Romeo« als Diener Peter — zwei kleine Rollen, ohne entscheidende Bedeutung für den Gang der Handlung, aber wie hat Radke in ihnen die Bühne beherrscht! Er ist Charakterdarsteller von hohen Graden; Spiel und Maske fesseln in gleicher Weise den Schauenden; der beseelte Ausdruck der Gebärde und zumal der Mimik zwingen zu gespanntester Aufmerksamkeit. Es gelingen ihm so immer wieder Sinndeutungen der dichterischen Absicht, die in ihrer unerwarteten Neuartigkeit bereichern und beglücken. Dass wir in seinem Spiel die Entfaltung eines Künstlers von grossem Rang miterleben können, gibt den Abenden, an denen er auftritt, besonderen Gehalt.

Auch Fräulein Maroldt weiss in jeder neuen Spielzeit neue Töne anzuschlagen. Ihre Julia zeigte eine eigentümliche, sehr bezaubernde Mischung von Herbheit und Süsse. Durch plötzlichen Wechsel der Stimmlage gab sie einzelnen Sätzen ein Profil von erschütternder Kraft; Gelöstheit und Spannung wachsen zur Einheit und enträtseln seelische Vorgänge, die eigentlich unaussprechbar sind. Der Beginn der berühmten Brautnachtsszene wurde durch ihre Sprechkunst zu einem Erlebnis, das in allen, die es hören durften, noch lange nachklingen wird: wie sie da die ersten Sätze gegeneinander abzustufen wusste, das war schlechthin meisterhaft. Es liessen sich mehr Beispiele zur Verdeutlichung dessen, was ich meine, anführen. Von der weichen Kindlichkeit ihrer Maria Stuart über Fausts Gretchen im letzten Spielwinter bis zu dieser Julia geht der Weg einer reifenden, unablässig an sich arbeitenden Kunst, den wir mit wachsender Spannung weiterverfolgen. — Im Zusammenspiel mit Gerda Maurus (»Rätsel um Beate«, Rolle der Ursula Klausegger) zeigte sie zunächst eine befremdliche Befangenheit, aber das lag wohl an der Rolle, deren Zwiespältigkeit und Unausgeglichenheit den Verfassern des schwachen Stückes zur Last fällt.

Wolfgang Obsieger ist nun seit vielen Jahren einer der Eckpfeiler unseres Hauses. Ich suche nach einem kennzeichnenden Wort für das, was er uns ist, und ich finde kein anderes, treffenderes als »bewährt«. Es berührte fast symbolisch, dass er in der Rolle des Dr. Elken, des »langjährigen Freundes des Hauses« (»Parkstrasse 13«) in diesem Herbst zum ersten Mal wieder die Bretter betrat: welch eine sichere, ausgewogene Leistung! Oder sein Tybalt im Shakespeare-Stück: wie gerundet, glaubhaft, fest stellte er ihn vor uns hin! Seine Regiekunst arbeitet behutsam die Feinheiten des Stückes heraus, gibt jedem Einzelspieler vorsichtig die Entfaltungsfreiheit, die er nötig hat, um Leben verständlich zu machen, und schliesst doch alle zur selbstverständlichen Spielgemeinschaft zusammen (»Parkstrasse 13«).

Frau Christann muss in Obsiegers unmittelbarer Nachbarschaft genannt werden, auch sie gefestigt, reif

[1]) Das Scribe-Lustspiel „Was den Damen gefällt" konnte ich noch nicht sehen; ich stelle seine Würdigung zur nächsten Besprechung zurück.

und von eindeutigem Profil, auch ihr Wirkungsradius von erfreulicher Breite. Wir sahen sie als Baronin Bornegg (»Parkstrasse 13«) — köstlich, wie sie die Hysterie dieser schrecklichen Person verständlich zu machen wusste! Ihre Gräfin Capulet war sicher und in sich geschlossen. Manchmal möchte man eine weichere Linienführung wünschen; zu scharfe Profilierung wirkt leicht kantig.

Gerade die Charakterrolle verlangt Sparsamkeit der Mittel, um glaubhaft zu werden. Fräulein Lohr versteht es ausgezeichnet, die vielen Seltsamkeiten ihres Geschlechts dem Zuschauer zu Gemüte zu führen, und schmunzelnd danken wir ihr die vielen drolligen Lichter, die sie ihren Gestalten aufzusetzen weiss. Die Amalie Wipperling (»Der Meisterboxer«), die ihren Mann mit ihrer Fürsorge zur Verzweiflung treibt, die eifersüchtige und — nun, sagen wir einmal höflich: neuigkeitslüsterne Frau Forster (»Rätsel um Beate«), das sind Typen, über die wir um so lieber lachen, als sie uns nur zu gut bekannt sind. Dennoch glaube ich, dass es zweckmässiger wäre, Bewegung und Stimmlage manchmal mehr abzustufen, um die Grenze zwischen Type und Groteske nicht zu verwischen.

Diese Grenze ist eindeutig bestimmt, wenn Max Tobien die Bühne betritt. Wie soll man ihn anders nennen als »springlebendig« — nicht nur im Hinblick auf Sprache und Mimik, sondern auch in Würdigung seiner Einfälle als Spielleiter? Der gute, alte »Meisterboxer« bot ihm ein rechtes Tummelfeld — wie er da, nachdem er alle Mitspieler in einer kaum zu beschreibenden Weise durcheinander gewirbelt hatte, im rot-weiss-gestreiften Trikot auf dem Ofen hockte, die Szene wird jeder, der sie sah, zu den entspannendsten Minuten dieses Herbstes rechnen! Auch dem wenig rätselhaften »Rätsel um Beate« wusste sein Temperament einen Anflug von Spannung zu geben. Dass er mehr ist als nur ein freilich höchst witziger, urberlinerischer Spassmacher, bewies dem, der es noch nicht wusste, sein Capulet in »Romeo und Julia«, eine sehr eindrucksvolle Gestaltung!

Seine Gattin Frau Baumann wirkt neben ihm, wie nun einmal der echte Niedersachse neben dem wendigen Berliner wirken muss: fest, unerschütterlich, fast männlich in ihrer matronenhaften Herbheit. Im Zusammenspiel des Ehepaares wird das greifbar deutlich: die Gattin des Meisterboxers war nicht minder eindrucksvoll als jener! Bemerkenswerter noch, weil tiefer gegründet, die Verkörperung der Amme in »Romeo und Julia« — fürwahr eine ausgezeichnete Leistung in ihrer Betulichkeit und schwatzhaften Kupplerseligkeit, in ihrer Charakterlosigkeit und ihrer Liebesblindheit!

Herr Haussmann hat eine besondere Gabe, spitzige Menschen auf die Bühne zu stellen. Sein Kriminalinspektor (»Parkstrasse 13«), sein ganz leise gegen die stachlige Gattin löckender Dr. Forster (»Rätsel um Beate«) bewiesen so Neigung wie Geschick hierzu. Die leichte Verzweiflung des innerlich Gehemmten weiss er trefflich glaubhaft zu machen: darin liegt seine Stärke. Aber auch ihm war im »Romeo« gute Gelegenheit geboten, als Benvolio zu zeigen, dass sein Darstellungsvermögen fern aller Einseitigkeit ist.

Wer möchte Herrn Pilat einer solchen zeihen? Dennoch wird man sagen dürfen, dass ihm das Fliessende mehr als das Feste liegt, dass er da besonders gut ist, wo er weich sein darf. Er gab den Romeo, und er hat es verstanden, zu schwärmen, ohne in Pathos und

gerührtem Auswalzen der Stimmung breiig zu werden; er hat es verstanden, von Liebe zu sprechen, ohne kitschig, von Tod, ohne sentimental zu werden. Das ist eine grosse Kunst. In seinem Munde klangen die Verse des grossen Briten (wie sind sie immer wieder schön!), so musikalisch, wie dieser grosse Lyriker sie zweifelsohne gemeint hat. — Auch der Schauspieler Nordau (»Parkstrasse 13«) gelang ihm gut — freilich weiss er den schönen Rausch der Liebe glaubhafter zu gestalten als den gemeineren des Alkohols!

Die heimischen Künstler hier zu diagnostizieren, mag mir heute erspart sein. Wir freuen uns ihrer Leistung, freuen uns besonders darüber, dass ihr Zusammenspiel mit den Gästen immer nahtloser wird. Dennoch soll Herrn Rentsch ein besonderes Wort gelten. Immer stärker wächst er ins Charakterfach hinein, immer geschliffener und eigenwilliger werden seine Gestalten. Im »Rätsel um Beate« zwar war ihm wenig Raum zur Entfaltung gelassen (»1. Herr«), und auch der Gregorio im Shakespearestück gab ihm nicht allzu viele Möglichkeiten frei. Aber sein Kanzleirat Wipperling (»Meisterboxer«) war eine Studie, die wieder aufhorchen liess — befreit von einigen Übertreibungen könnte man ihr ein ausgezeichnetes Prädikat geben! Herrn Couété sahen wir an den vier Abenden, die hier zur Besprechung stehen, in sanften Rollen, von denen ihm der Professor Jäger (»Rätsel um Beate«) in Maske und Spiel am besten gelang. Frau Rée wusste aus der kleinen Lotte Breitenbach (»Meisterboxer«) eine der niedlichen Haustöchterchen zu machen, die ihr besonders liegen. Auch Frau Schachoff sahen wir bisher nur in diesem Schwank, als Mädchen Rosi, handfest und recht überzeugend. Frau Brahma wird immer zu den problematischen Figuren unserer Bühne gehören, immer interessant und daher immer fesselnd, dazu von erfreulicher Wandlungsfähigkeit. Die gequälte Evelyn Schratt (»Parkstrasse 13«) profilierte sie sehr fein; die liebestolle Tänzerin im »Meisterboxer« war etwas zu übersteigert, um ganz echt zu wirken. Herr Ruschmann schliesslich spielt noch zu sehr sich selbst, d. h., er gibt seinen Figuren zu wenig Tiefenwirkung, sie gleichen sich alle auf das Haar, ob er nun den alten Diener Franz oder den jungen Lausbub Fritz spielt. Dennoch zeigte sein Montague hübsche Ansätze, deren Vertiefung die Mühe schon lohnen würde.

Wird von den »Alten« gesprochen, darf der Bühnenbildner nicht vergessen werden. Herrn Tschakstin's Raumkunst trägt zum Erfolg unserer Theaterabende sehr wesentlich bei, und wir sind fast bei jedem seiner Bühnenbilder erstaunt, wie meisterhaft er es versteht, dem kleinen Räumchen den Schein einer unbeengten Weite zu geben. Im »Romeo« feierte sein Geschick einen Triumph; es ist recht undankbar, dass wir, die wir beglückt den Zauber seiner schönen Raumgestaltungen auf uns wirken lassen, seiner nicht auch dankbar gedenken, wenn der Vorhang sich zur verdienten Ehrung der Künstler hebt.

*

In diese reiche Schar unserer »alten« Freunde treten nun, mit neugieriger Spannung begrüsst, die »Neuen«. Ist es Unrecht, heute schon ein wertendes Wort zu wagen? Ich glaube, doch nicht — wenn auch natürlich die Beschreibung einstweilen statt der Beurteilung gelten muss. Herr Grossmann erfreut auf den ersten Blick durch seine Erscheinung; Gemessenheit der Bewegungen und Tiefe der Stimmlage geben

im Zusammenklang ein geschlossenes Bild. Verhaltene Charaktere scheinen ihm besonders zu liegen, die sparsame Andeutung innerer Spannungen seine vornehmliche Stärke zu sein. So nehmen wir seinen gedämpften Farmer Molander (»Parkstrasse 13«) und den sehr fein abgewogenen Klubpräsidenten Klausegger (»Beate«) gern als Verheissungen für die Zukunft. Aufhorchen aber liess vornehmlich der Mercutio, dem er grosse Momente zu leihen verstand, auch hier sehr sparsam, aber auch sehr wählerisch in der Verteilung der Akzente!

Herr Ernst hat eine betont liebenswürdige Art, seine Gestalten auf die Bühne zu stellen; er fasste denn auch seinen Paris (m. E. mit vollem Recht!) nicht so schwankhaft auf, wie man das manchmal sehen kann, sondern gab dem Zuschauer ein Bedauern ins Herz, dass dieser anständige Junge (oder, um mit Shakespeare zu sprechen, dieser »edle Jüngling«) nicht mehr Glück bei seiner Julia haben kann. Dementsprechend war sein Meisterboxer Breitenbach auch mehr ein reizender Schwerenöter, denn ein Athlet (ich glaube, wenn Tobien so gekonnt hätte, wie seine Rolle es nicht wollte, er hätte nicht den rettenden Ofen aufzusuchen brauchen — freilich hätte er dann wohl auch auf den Beifall bei offener Bühne verzichten müssen!). Als Gegenspieler der vom Dichter rätselhaft genannten »Beate« konnte Herr Ernst zeigen, wie liebenswürdig-schwerenöterhaft er sein kann, wenn er will. Das war recht angenehm anzusehen.

Von den jungen heimischen Kräften lässt sich einstweilen wenig sagen. Herr Möller allein trat in grösserer Rolle (als Prinz im »Romeo«) hervor; er verfügt über ein beachtliches Stimmaterial, muss aber noch mehr lernen, mit ihm hauszuhalten; jedenfalls macht er aufhorchen.

Ich wünsche allen, die nun hier wirken wollen, dass ihnen gelinge, was ihre Berufsgenossen uns zu Freunden gemacht hat: die schöne, kameradschaftliche Einfügung ins Ganze und die Gewinnung des festen Bewusstseins, dass, wer in Riga spielt, mehr tut, als zu »zerstreuen«. Viel mehr.

*

Was unausgesprochen in allen Zeilen dieser Um- und Vorschau steht, muss am Ende doch noch in Worte gefasst werden, die Tatsache nämlich, dass alles Bemühen noch so trefflicher Künstler umsonst wäre, lenkte sie nicht ein kluger Wille und eine sichere Zügelhand. Was Intendant Dr. Grussendorf in den zwei Jahren seines Wirkens aus unserem Theater gemacht hat, ist nicht leicht zu beschreiben und erschöpft sich jedenfalls nicht in der darstellerischen Leistung, so grossartig auch der Aufschwung aus dem Tiefstand, in dessen Wellental er eintrat, anmutet. Wer das bisher noch nicht sehen wollte, konnte es in seiner »Romeo«-Aufführung, an deren Möglichkeit auf unserer kleinen Bühne vor noch gar nicht so langer Zeit niemand ernstlich geglaubt hätte und die eine der besten Romeoaufführungen war unter all den vielen, die ich bisher (an sehr viel grösseren Bühnen!) gesehen habe, endgültig lernen. Wichtiger als das alles aber ist die Tatsache, dass es ihm gelungen ist, uns allen eine neue Lust zum Theater zu schenken, und dass dadurch unser »Deutsches Schauspiel« immer mehr zu einem der wertvollsten Mittelpunkte unseres völkischen Lebens geworden ist. Der freudige Widerhall, den seine pietätvolle Flexfeier (anlässlich des 20. Todestag des heldischen Dichters) bei allen Deutschen und zumal bei der Jugend gefunden hat, mochte ihm eine Andeutung von der grossen Anerkennung geben, die er geniesst.

Eine besondere Überraschung bereitete der Intendant gleich zu Beginn der Spielzeit uns dadurch, dass er uns Gelegenheit gab, in Gerda Maurus einen berühmten Gast kennen zu lernen. Ihr Spiel (»Beate«) fesselte durch den Charme der Konversation und die schöne Leichtigkeit der anmutigen Gebärdensprache. Diese Abende waren ein Geschenk, für das die Deutschen Rigas ihr mit Recht warmen Dank zollten.

*

Mit gutem Mut gehen wir ins neue Spieljahr, das unter so glückhaften Vorzeichen und mit so trefflich gelungenem Start begann. Glückauf denn — und an uns solls gewiss nicht fehlen, dass alles so werde, wir es sein muss und —werden soll! *Mackensen*

BUCHBESPRECHUNG

Magdalene v. Tiling, »Die Altersstufen im menschlichen Leben«. I. F. Steinkopf, Stuttgart 1937.

Überall, wo man sich der Zeitwende bewusst ist, in der wir stehen, wird heute die Frage des Verhältnisses zwischen Alten und Jungen aufrüttelnd erlebt und leidenschaftlich umkämpft. Ja, diese Frage ist nahezu das Problem unserer Zeit, an dessen Lösung das Schicksal jeder Gemeinschaft sich entscheiden muss — das Schicksal der kleinsten Zelle gesunden Gemeinschaftslebens, der Familie, nicht minder als das ganzer Völker und Staaten.

Wenn die Verfasserin der prächtigen Bücher »Grundlagen pädagogischen Denkens« und »Grundfragen pädagogischen Handelns« zu diesem Problem das Wort ergreift, wird man von vornherein erwarten, sehr Wesentliches über die in Frage stehenden Dinge zu hören. Diese Erwartung wird durch das kleine Büchlein denn auch voll gerechtfertigt. Freilich — es handelt sich nicht um Reformpläne und weitausgreifende Organisationsvorschläge für die Neugestaltung des Erziehungswesens. Deren haben wir ohnehin genug. Das Buch M. v. Tilings zeigt, was der Einzelne an seinem Platz dazu tun kann, dass aus dem Widereinander ein ehrlicher Friede wird.

Aus nüchterner wissenschaftlicher setzmässigkeit aufgewiesen, die den Rhythmus des Wachsens und Reifens bestimmt, und mit überzeugender Klarheit das Wesentliche jeder Altersstufe in grossen Zügen bündig herausgearbeitet. Und dabei ergibt sich dann die schlichte Wahrheit. dass alle die Gegensätze, die dem Erzieher so oft als krankhafte Ausartungen erscheinen, etwas Natürliches, mit dem Wesen der Altersstufen selbst Gegebenes sind, das nicht etwa ausgelöscht oder fugenlos überbrückt, wohl aber durch die rechte verstehende Haltung der Älteren den Jüngeren gegenüber fruchtbar gemacht werden kann und muss. Wie dann auf diesem Grunde die Begriffe »Führung« und »Lebenshilfe« klargestellt werden, ist meisterhaft und zwingt förmlich dazu, immer wieder gelesen und durchdacht zu werden. — Es ist ein feines und kluges Buch, und — das will mehr bedeuten — ein Buch voll reifer, gütiger Liebe, von dem wir uns gern den Weg weisen lassen. *B-r.*

MITTEILUNG DER SCHRIFTLEITUNG

Dr. Roland Seeberg-Elverfeld bittet uns darauf hinzuweisen, dass sich in seinen Aufsatz „Die Academia Petrina“ Balt. Monatshefte 1937 Heft 7/8, S. 417, ein Druckfehler eingeschlichen hat: Die schwedische Universität Dorpat ist bekanntlich 1632 (und nicht 1622) gegründet und hat somit nur 33 Jahre bestanden.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Professor Dr. *O. von Petersen*, Riga, Herderinstitut / *L. Schloss*, Riga / Hauptschriftleiter *E. von Mensenkampff*, Riga / Dr. h. c. *N. Busch* † / *Jo Kölschbach*, Bitburg (Eifel) / Intendant Dr. *H. Grusendorf*, *Riga* / Dr. *L. von Middendorff*, Dorpat / Professor Dr. *L. Mackensen*, Riga, Herderinstitut. / *Harald Becker*, Riga

Soeben erschienen:

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT UND DES HERDER-INSTITUTS ZU RIGA

SECHSTER BAND Nr. 1

NICOLAUS BUSCH

STUDIEN ZUR BALTISCHEN VORGESCHICHTEI.

DER GROSSE TÖLL

EINE SAGENVERGLEICHENDE STUDIE

Preis Ls 3.20

Zu beziehen durch den Buchhandel und den Verlag der A.-G. »Ernst Plates«

Verantwortlicher Schriftleiter: **Nikolai Klot**, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates“, Riga, Mazā Monētu ielā 18



NARVA

Das deutsche Dorf

Von Friedrich Griese

Was alles auch geschehen sein, wie vieles sich geändert und abgewandelt haben mag, es kann doch nichts daran ändern, dass das deutsche Dorf aus der Familie heraus entstanden ist. Es fing nicht gross und herrlich an, es begann vielmehr so, wie alle deutschen Dinge beginnen: hart, gewalttätig, voll zorniger Mühsal. Mächtige Feinde und übermächtige Schicksalsgewalten bedrohten die Menschen von damals, Moor und Sumpf und unergründlicher Wald stellten sich ihnen entgegen, aber aus der widerstrebenden Erde rissen sie ein Stück Acker, einen Fleck Weideland heraus, und sie hielten und mehrten das so Erworbene, indem die Sippe, die Verwandtschaft zusammenblieb. Es war ihnen -hausen, -stedt, -stetten: Ein Ort, an dem man sich aufhält. Es war -hagen: Das Gehegte. Es war ihnen -wörde, -wörden, -wurt oder -wört: Ein Stück Erde, das man aus dem grösseren Stück, dem Allgemeinen, herausgelöst hat. Und noch deutlicher war es ihnen -leibe: Das Überkommene, das Nachgelassene, das Erbe.

Es ist nicht möglich, diese Entstehung aus der Familie heraus von dem deutschen Dorf fortzudenken. Denn immer ist dort noch ganz deutlich und unverkennbar das ausgeprägt, was wir Elternehrung, Ahnenehrung nennen. Und wir wissen, wie stark gerade dieser Zug in der Gegenwart wieder in den deutschen Dörfern auflebt.

Das ist keine tote Wissenschaft für die Dorfleute. Denn sie wollen die Ahnen nur ehren, wie sie die alten Eltern bei deren Lebzeiten ehren. Diese Ehrung drückt sich auf die ihnen gemässe Weise aus, und keinesfalls geht es dabei hoch und festlich her. Aber wenn die Eltern ihren Hof zum leiba, zum Erbe machen, dann bleiben sie doch noch darin. Sie gehen auf das Altenteil, das heisst: Sie bekommen auf dem Hof wohl ihre besondere Wohnung, aber sie nehmen ihre Erde mit. Ihnen gehört noch ein Acker, eine Wiese, sie haben eine Kuh, vier Schafe, sie haben ein Stück Weideland, es ist ihnen wörden, wurt: Ein Stück, das zu dem grösseren Stück gehört, wenn es auch

aus ihm herausgelöst ist. Es gehört ihnen auch dann, wenn Kuh und Schaf auf der gemeinsamen Weide grasen. Sie sind nicht die, die nach dem Willen der Kinder ernährt werden sollen, sie ernähren sich selbst, und wenn der alte Vater im Vorfrühling über die Felder geht, dann trifft sein Fuss noch immer eigenes Land.

Noch tiefer, wenn möglich, noch weiter zurück ist das zu suchen, worauf sich bei den Leuten auf den Dörfern die Mutterehrung gründet. Als die alte Mutter oder ihre Ältermutter jung, ein Kind, eine kleine Tochter war, hat ihre eigene Mutter sie vielleicht mit Korn, das zur Einsaat benutzt werden sollte, überschüttet. Dadurch schützt sie es in ihrem Sinn vor Krankheit, und wenn es ein schwächliches Kind war, machte sie es auf diese Weise gesund und kräftig. Lag ein anderes der Kinder auf den Tod, dann holte die Mutter den Brautkranz hervor und legte ihn dem Kinde auf die Brust. Und in seinen ersten Tagen, als es eben geboren war, hat sie es am Morgen auf die Erde legen lassen, die schon erwärmt, aber noch feucht vom Tau war. Wie kurz, wie übersichtlich und wie wenig seltsam ist von hier aus der Weg in jene Zeit, da die Mütter es waren, — was geschah, was geschieht, was geschehen wird —, die unter der Weltesche sassen und die Wurzeln des Baumes begossen. Ihre Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass die Wurzeln des Weltmutterbaumes nicht dürr wurden, damit das Leben nicht erstarb.

Die Leute auf den Dörfern wissen verstandesmässig nichts davon, aber immer wieder bringen ihre alten Berichte, bringt ihr einfaches und starkes Brauchtum die Mütter mit dem pflanzlichen Leben, auf dessen Frucht alle angewiesen sind, zusammen, und immer sind sie es, die dieses Leben mit dem Bestand des menschlichen Lebens verbinden. Eine alte, wundergläubige und in den ersten Anfängen unseres Volkstums gegründete Lehre, aber wir stehen noch heute in ihrem Bann, wenn wir dort, wo wir das Letzte und Tiefste und Heiligste beschwören wollen, von der Mutter Erde sprechen, — wenn wir uns an die Zusammengehörigkeit von Blut und Boden erinnern, ein Wort, dessen tragende Bedeutung nur der Deutsche seiner letzten Bedeutung nach erfassen, das man dem westlichen Menschen niemals sinnfällig machen kann. Immer wieder stiegen wir zu den Müttern hinab, immer wieder rufen wir nach Land, nach der Erde, und niemals werden wir so hart getroffen, als wenn man uns das weigerte oder uns unsere wurt, unseren hagen, unser leiba nahm. Und gerade wir erkennen wieder, dass wir darin niemals altern.

Vor ungefähr sechzehn Jahren schrieb ein Mecklenburger ein Buch, kein mächtiges Buch, aber eins, das von einem Mann erzählte, der in seiner Jugend der Sohn armer Katenleute und ein Knecht gewesen war, es drüben zu Landbesitz gebracht hatte und nun in Briefen an seinen alten Lehrer von dem berichtete, was ihm wichtig erschien. In diesen Briefen, die mit schwerer und unbeholfener Hand geschrieben wurden, die immer wieder eine Wahrheit mit einem alten Spruch belegen, wird, ohne dass der Schreiber es weiss und will, das eine dargetan, dass er die Verbindung mit den neuen Menschen und ihren Einrichtungen nicht finden kann, die Verbindung mit der neuen E r d e aber von vornherein vorhanden ist. Sie ist ihm nichts Neues, eben weil es Erde ist, Erde, die ihn auch in den Katen im Mecklenburgischen getragen hat. Immer spricht er im Grunde nur von ihr, und da er sie überall mit seinen alten Sprüchen und dörflichen Ausdrücken verbinden kann, hat er seine Wurte um sich. Immer wieder möchte er sich frei machen, weil es ihn schmerzt, dass es so viele Dinge gibt, die seinem alten Dorf nicht gleich laufen. Wenn er in der grossen Stadt bunte Tücher gekauft hat, dann hängt ihm das Garn und das gebleichte Linnen der alten Mutter dazwischen, aber wenn er Korn gemäht hat, das Gemähte ordentlich daliegt, so dass er es in seiner mecklenburgischen Sprache ein Schwad nennen kann, dann wohnt er in seinem Hagen.

*

Wer in den deutschen Dörfern heimisch ist, weiss, dass jedes von ihnen sein deutliches, unverwechselbares Bild aufgerichtet hat. Der Weg von einer grossen Stadt zur andern ist zuweilen nicht so weit wie der Weg von einem Dorf in das andere. Man kommt aus dem einen schwer hinaus, und man kommt noch schwerer in das andere hinein. Wer sich bei ihnen sesshaft machen will, muss, nach einem ihrer alten Sprüche, einen Acker mit der Hand umgraben, ehe er sich umsehen darf. Die Beispiele sind nicht selten, dass es einem so Eingewanderten für sein ganzes Leben unmöglich war, als Gleicher aufgenommen zu werden, und oft gelang es nur seinen Kindern. Die waren dann freilich ein Teil des Dorfes. Sie hatten in ihm ihr Recht, sie waren Erben. Leichter wird es nur dem gemacht, der, wie man sagt, in einen Hof hineinheiratet. Er wird ohne weiteres aufgenommen, weil er durch die Verbindung mit der Tochter sogleich im Erbe sitzt.

Es ist der Sinn für Ordnung, für Gesetzmässigkeit, der Sinn für

das Gewordene und Werdende, der in all diesem den Mann von den Dörfern treibt. Die ursprünglichste Offenbarung dieser Ordnung kannte der erste Mensch in seinem Hagen schon, wie die Leute in den Dörfern sie heute noch kennen. Sie lesen sie heraus aus den Gestirnen des Himmels, aus den Witterungserscheinungen der Jahreszeit. Alle diese Dinge bedeuten für den Mann auf seinem Hof etwas ganz anderes als für den aus der grossen Stadt. Es ist so notwendig wie unausbleiblich, dass der Vorfrühling den richtigen Strich der Winde bringt, wie es unausbleiblich ist, dass die Gestirne zu ihrer Zeit am Himmel aufziehen. Er kennt seine ganz bestimmten Jahrestage, die L o s t a g e für ihn sind, und es ist sehr wesentlich für ihn, was der Johannistag für Witterung bringt und was drei Tage später für ihn am Himmel heraufzieht. Wenn die Garben auf den Feldern stehen, durchgetrocknet sind und unter Dach gebracht werden sollen, sieht er an der Art, wie die Sonne untergeht, was ihm der nächste Tag bringen wird. Und an dem Blätterrauschen vom Dorfplatz her erkennt er, ob der Wind dieselbe Richtung innehalten, oder ob er in der Nacht noch umschlagen wird. Es gibt zu Zeiten nichts Wichtigeres für ihn als den Mond am abendlichen Himmel, und wenn es in der Höhe um den herum dunstig und rauchig ist, dann ist das ein Zeichen, das gar nicht falsch gedeutet werden kann.

Sie ist wunderlich genug, diese Wissenschaft, wunderlich und nicht leicht erlernbar. Sieben Jahre muss man in der Pflugfurche gelegen haben, den Jahresbogen über sich. Sie ist auch Irrtümern unterworfen, weil zuweilen Dinge vorhanden sind, versteckt und unübersichtlich, die später sehr wichtig sein können. Aber das ändert doch nichts daran, dass Monat um Monat, Jahreszeit um Jahreszeit die grosse Ordnung aufgezeigt, die innere Gesetzmässigkeit offenbart wird, die dem ersten sesshaft gewordenen Menschen so bedeutungsvoll war, wie sie es dem Mann von den Dörfern heute ist. Die Wettervorhersage kommt noch auf andere Weise zu ihm als durch die abendlichen Bekanntmachungen. Diese Ordnung ist nicht die Ordnung der kleinen Dinge. Ihre Entstehung lässt sich weit zurückverfolgen, und unzweifelhaft kam es dem Menschen von damals nicht nur darauf an, diese Ordnung zu kennen, um sie sich im täglichen Sinne nutzbar zu machen.

Wenn die Menschen früherer Zeit Tierbilder in die Höhlenwand ritzten, dann taten sie das nicht aus Lust am ersten künstlerischen Spiel, sondern sie wollten damit, dass sie das Mammut, den Elch so

an der Steinwand festhielten, den übermächtigen Feind bannen, seine Kraft lähmen. Wenn wir das mit unsern Worten benennen wollen, war es die erste Besiegung des Gegners mit geistigen Waffen. Es war eine Zauberformel, eine Beschwörung des Feindes. So lag dem Menschen von damals wahrscheinlich nicht so sehr daran, ein Wetterkundiger zu sein, als: Ein Wissender zu sein. Frost und Unwetter, Sturm und Blitz und Donner war ihnen nicht eine Witterungserscheinung, es war ihnen das Werk wilder und schrecklicher Gottheiten; das Werk von Geistern und Dämonen. Man konnte nur versuchen, ihnen auf die eine Weise zu begegnen, nämlich auf die Weise, dass man um ihre Gewalt und ihre Absicht wusste. Zwischen Wald und Sumpf wohnend und ihrer Macht preisgegeben, versuchten sie, hinter die Absicht und den Willen dieser unheimlichen Geister zu kommen. Es gelang ihnen. Aus den immer wiederkehrenden Zeichen und Äusserungen der Dämonen wuchs ihnen eine Wissenschaft, die sie in Sprüchen, in Beschwörungen, in Zauberformeln festhielten. Einer sagte sie dem andern, die alte Mutter sprach sie den Enkeln vor, vielleicht schrien sie ihre Sprüche auch gegen den tobenden Himmel. Sie wollten die Geister bannen, ihre Macht brechen.

Diese Meinung, mag sie auch neu sein, findet ihre Bestätigung in manchem. Von den Menschen späterer Zeit wird berichtet, dass sie beim Herannahen eines Gewitters von ihrem selbstgebackenen Brot nahmen und es in einen hölzernen Trog legten, den sie über der Tür angebracht hatten. Gewitter trieb Unwetter heran, es konnte ihnen das Korn auf dem Feld vernichten, also das Brot für das nächste Jahr nehmen. Da zeigten sie dem Feind, dass sie um seinen Willen wussten. Sie hielten ihm Brot entgegen. Sie wussten, was er vorhatte, und sie sagten es ihm. Was für eine einfache Art, dem übermächtigen Gegner zu begegnen, aber auch was für eine geschmeidige und gefährliche Art. Sie trafen damit gleichsam sein Inneres, sie bohrten einen Pfeil hinein, sie hatten ihn erkannt. Sie waren mächtiger als er: Sie wussten. Später wurden aus Zauberworten und Beschwörungsformeln Wetterregeln. Aber die Leute auf den Dörfern bewahrten die Erinnerung an jene Zeit. Es gibt noch heute Donnersprüche.

*

Wenn auch die Zeit, das immer wiederkehrende Jahr, an den alten deutschen Dörfern geändert hat, so erkennt doch der, der mit ihnen und ihrem Hagen gelebt, ihr Brot mit ihnen gegessen hat, wie hartnäckig sich alle ersten Dinge selbst in der hier und da abgewan-

delten Gestalt erhalten. Zwar könnte das Bild des deutschen Dorfes dem schnellen Beschauer nicht überall mehr ganz rein erscheinen. Hier haben sich Häusler an das Ende des Dorfes gehängt, kleine Leute, die ihre Hausung, ihren Stall wie in grosser Eile angelegt haben. Sie arbeiten im Sommer auf den Höfen, im Winter in den nahegelegenen Forsten. In einem andern Dorf treffen wir neben den Höfen ein Gut, das in jener trüben und für das Eigenleben der Dörfer so verderblichen Zeit nach dem dreissigjährigen Kriege entstand, als man die Höfe legte, das heisst: sie zusammenschlug, die Hofgebäude abriss und über Hofstelle und oftmals wüst daniederliegendes Ackerland den Pflug gehen liess, den dann Tagelöhner, Knechte führten. Das alles und noch viele andere Dinge, die vom Wesen des deutschen Dorfes ablenken könnten, sind da, sie können nicht geleugnet werden. Aber im Grunde sind sie doch bedeutungslos, und immer wieder — wie gerade jetzt — geht der Deutsche daran, das Gewordene wiederherzustellen.

Er kann es, weil dem Mann von den Höfen, dem Menschen der Dörfer alles Urtümliche und Wesenhafte in jedem Jahr unverfälscht und ungewandelt dargeboten wird. Wenn der Roggen, diese deutsche Frucht, auf den Feldern wächst, dann wächst das Brot. Sein Wachsen ist übersichtlich, von Woche zu Woche lässt es sich verfolgen. Die Erde gibt ihre Kraft aus sich, das Blatt steigt nach oben, aus ihm streckt sich die Ähre, man erkennt ihr Wachsen, und eines Tages weht grauer und gelber Fruchtstaub wie Rauch über die Felder. Nach heissen und dürren Tagen ist die Regenwolke trächtig von Segen, und wenn die Sonne durch die fallenden Tropfen scheint, laufen alle Dorfjungen barhaupt über die Strasse, nach einem alten Wort wachsen auch die Kinder, wenn solcher Regen sie trifft. Und nicht nur auf dem einen Acker wächst das Korn, das ganze Dorf ist von Feldern umgeben, überall treibt die Erde, es bewegt sich in ihr, es perlt, es rumort, es dehnt und weitet sich da: Sie ist in Aufruhr, in dem heiligen Aufruhr des Werdens und Wachsens.

Auch in der Stadt wird das Leben zurückgehalten, es kann nicht weiter, es quält sich so hin, es stirbt ab. Wenn aber die Dörfer mit einem harten und kalten Frühjahr, mit einem dürren Sommer geschlagen werden, dann ist es das Absterben in seiner unverhülltesten Gestalt, es ist der nackte Tod. Er sieht an dem einen Ende des Dorfes nicht anders aus als an dem andern. Weiden und Äcker liegen unter der gleichen harten Hand. Alles tierische Leben wird nicht weni-

ger schwer getroffen, als das pflanzliche, und niemals werde ich die Kühe vergessen, die in dem dürren Sommer des Jahres 1924 Nacht um Nacht über die kahlen Weiden wanderten, von Zeit zu Zeit anhielten, die Häupter senkten und gegen die ausgedörrte Erde brüllten.

Man achtet heute in der Welt auf den deutschen Menschen. Man ist überrascht von dem, was man als einen seiner plötzlichen Ausbrüche kennzeichnet, stellt aber zugleich fest, dass man es wohl nicht anders erwarten dürfe, und macht sich das Wort jenes Franzosen zu eigen, der vor mehr als hundert Jahren Deutschland bereiste, es dunkel und ohne Anmut fand und den Deutschen einen schwerfälligen Menschen nannte, der nur durch heftige und immer erneuerte Stösse in Bewegung zu halten sei. Die deutsche Landschaft, also das, was wir Hintergrund und Lebenskreis des deutschen Dorfes nennen, erscheint ihnen als eine dumpfe Höhle, die in einer sehr bösen Art rätselhaft in ihrer Dumpfheit ist.

Nun, wir wissen es anders. Wir wissen, dass der Mensch der Dörfer noch eingespannt ist in den orphischen Gesang des Werdens der Dinge, und es ist gar nicht lehrreich und wichtig, ob er immer und überall noch darum weiss. Wichtig ist nur dies: dass diese Welt des deutschen Dorfes mit all ihrem Vermögen auch heute noch vorhanden ist und immer vorhanden sein wird, wenn wir sie nur in ihrer Einmaligkeit anerkennen und uns ihr hingeben wollen.

Landarbeitswerk in der Bewährung

Betrachtungen zu den Ergebnissen des Sommers 1937

Von Heinrich Bosse

Als vor 5 Jahren deutsche Jungen und Mädel in Lettland aus eigner Verantwortung und auf eignen Entschluss in geschlossenen Arbeitsgruppen erstmalig aufs Land hinauszogen, Rodungen, Planierungen, Entwässerungen auf deutschen Höfen in Angriff nahmen, da ging es um die Verwirklichung einer Idee, der allenthalben Skepsis und Achselzucken entgegengebracht wurde. Diese Bedenken und Hemmnisse haben dem Werk keinen Abbruch getan. Sie entfachten vielmehr den Trotz und Stolz, sich leistungsmässig durchzusetzen. Wenn in jedem folgenden Sommer die Zahl der Meldungen wuchs: von rund 80 (1933) auf 180 i. J. 1934, auf 297 i. J. 1935 und auf 325 i. J. 1936, so stand dahinter nicht zuletzt das Bewusstsein, dass es hier um ein

eigenstes Werk der Jugend ging und um den oft genug angezweifelten Leistungsbeweis für ihren Einsatzwillen.

Auf der anderen Seite konnte und durfte das Werk bei seiner wachsenden Bedeutung als einer Landhilfe der städtischen Jugend nicht ausserhalb der Gesamtplanung der Volkstumsarbeit bleiben, nachdem erst das landische Deutschtum aus seiner anfänglichen Skepsis herausgetreten war und durch seine uneingeschränkte Zustimmung die Vorbehalte städtischer Erzieherkreise weitgehend entkräftet hatte. So übernahm folgerichtigerweise 1935 die »Deutsch-baltische Volksgemeinschaft in Lettland« die oberste Verantwortung und wies der Leitung des Werkes einen Platz im Stabe ihrer Sacharbeiter und Amtswalter an. Damit erfolgte der notwendige Einbau in die geschlossene Volkstumsarbeit, ohne dass jedoch der besondere Charakter des Landarbeitswerkes als eines selbständigen Bewährungs- und Arbeitsgebiets der Jugend hierdurch eine Einbusse erfuhr.

Es war nicht zu erwarten, dass bei den heissen Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Jugend in jenen Jahren das Landarbeitswerk ausgenommen werden würde, um so weniger, als dank seinem sonderartigen Aufbau sich hier der Boden einer eigenverantwortlichen Tätigkeit bot. Das war auch nicht der Fall. Entscheidend blieb aber, dass dennoch die Zusammenfassung aller mit einander ringenden Kräfte gelang. Mochten sich auch in der Vorbereitung der Planung mancherlei Schwierigkeiten ergeben — der Arbeitseinsatz blieb gemeinsam, und in der nüchternen und sauberen Kameradschaft der Arbeitsgruppe, vor der nie das grosse Wort, sondern immer nur die Tat, oder wie wir sagten, d e r K e r l selbst Bestand hatte, wurde jene Entgiftung und Versachlichung der Atmosphäre weitgehend vorbereitet, die im Herbst 1937 die Zusammenschweissung der gesamten Jugendarbeit ermöglichte.

Von den Aufgaben, die sich das Landarbeitswerk der deutschen Jugend in Lettland stellte, sind damit nach den ersten 5 Jahren sehr bedeutsame Teilgebiete aufgerollt worden: es gelang der organisatorische Aufbau eines wichtigen völkischen Arbeitsgebietes, das eine stärkere Bindung der deutschen Jugend an ihre Heimatscholle durch gemeinsamen Arbeitseinsatz ermöglicht und die Fremdheit zwischen Stadt und Land überwinden hilft. Es gelang die Durchführung wirtschaftlich nicht unwesentlicher Bodenverbesserungsarbeiten auf deutschen Höfen, die ohne diese Arbeitshilfe aus eignen Kräften kaum oder nur mit grossen Schwierigkeiten dazu in der Lage gewesen wären.

Es gelang die Beseitigung bestehender Spannungen innerhalb der Jugend durch disziplinierten Arbeitseinsatz an einem gemeinsamen Werk. Es gelang endlich, in unseren »Pimpfenarbeitsgruppen« eine Form zu entwickeln, die geeignet und berufen ist, dem bisherigen »Ferienheim«-betrieb (soweit es sich um körperlich gesunde Kinder handelt) eine neue erzieherische Wendung zu geben bzw. ihn abzulösen.

*

Diesen ganz unstreitigen Erfolgen steht aber auf der anderen Seite eine Tatsache gegenüber, die wir nicht länger als solche hinzunehmen gewillt sind: dass nämlich, wenn vom Arbeitseinsatz der deutschen Jugend die Rede ist, bisher praktisch nur von der organisierten Jugend die Rede sein konnte. Der Anteil der Unorganisierten machte 1935 nur ein knappes Sechstel aus (15 v. H.), 1936 war die Zahl sogar auf 13,5 v. H., also weniger als ein Siebentel (!) gesunken, und 1937 war wiederum unter 7 Dienstwilligen nur einer nicht über eine deutsche Jugendorganisation dem Werk zugeführt worden! Es sind dabei absichtlich die Pimpfengruppen ausser Acht gelassen worden, weil die Zählung hier noch viel trübere Ergebnisse bringt (drei Nichtorganisierte unter 55 Pimpfen i. J. 1937!).

Selbstverständlich unterstreichen diese Zahlen zunächst einmal die ausserordentliche Bedeutung der Jugendorganisationen gerade im völkischen Einsatz, — und sind daher auch mit Recht bei allen Auseinandersetzungen zum Thema: Jugendbund oder nicht? in dieser Richtung verwertet worden. Andererseits aber belegen sie die Hilflosigkeit jeglicher Werbung über die Kreise der organisierten Jugend hinaus mit einer Eindeutigkeit, die wohl nachdenklich machen kann. Die allgemeine Unkenntnis über das Landarbeitswerk ist eigentlich seit 1935, spätestens seit 1936 im Ganzen überwunden. Auch der stille grundsätzliche Widerstand, der gerade in Erzieherkreisen kein zu unterschätzender Gegner war, konnte gebrochen werden. Vergünstigungen und Ausbildungsstipendien werden an den Nachweis des abgeleisteten völkischen Arbeitseinsatzes gebunden.

Wenn trotzdem das Ergebnis der Werbung ausserhalb der Jugendorganisationen so erschütternd blieb, so ist das wohl darauf zurückzuführen, dass es bisher noch nicht gelang, eine deutsche öffentliche Meinung zu schaffen, die zum mindesten gesellschaftliche Druckmittel anzuwenden hätte. Dass sich so und soviele Volksgenossen über lebenswichtige Gebiete des völkischen Lebensganzen ihre unbekümmerte, abseitige »freie Meinung« bilden, wird sich ja nicht so schnell

ändern lassen. Wohl aber die Gleichgültigkeit, Duldsamkeit und Indolenz, mit der wir gewöhnlich derartigen Leuten gerade auf gesellschaftlicher Ebene begegnen.

Es gibt unzählige deutsche Jungen und Mädel, denen ihre Ferienzeit zu schade ist für die Landarbeit »und ähnlichen Unsinn«. »Sie haben Besseres im Sommer zu tun, — genau so, wie es ja noch immer nicht wenige Frauen gibt, die »nichts von Kindern halten«, oder »sich keine leisten wollen«. Wir müssen das zur Kenntnis nehmen — aber nicht anders, als die Gesellschaft seit jeher asoziale Neigungen zur Kenntnis nimmt!

Wir haben vom Landarbeitswerk aus nicht anders als von vielen anderen völkischen Lebensgebieten her das Missverständnis zu zerstören, als ob es hier um Dinge ginge, an denen die einen bauen, während die anderen gelangweilt, ablehnend oder wohlwollend zusehen dürfen. Es gibt Briefmarkensammler, Gartenfreunde und ähnliche Leute, und wenn ich ihre Sonderleidenschaft nicht teile, so bin ich noch kein schlechterer Kerl als sie. — Aber es gibt daneben völkische Arbeitsgebiete, die zwar auch nur der besonderen Leidenschaft eines kleinen Menschenkreises ihre Entstehung verdanken; solange sie im Wachsen und in der Bewährung sind, mag man sogar noch darüber diskutieren. Von einem bestimmten Zeitpunkt an aber ist das nicht mehr möglich, und wenn ich dann noch weiter »den Standpunkt einnehme«, dies ginge mich nichts an, d a n n b i n i c h e i n s c h l e c h t e r e r K e r l — und soll das auch zu fühlen bekommen!

*

Wenn im Arbeitsbericht des Vorjahres ein Rückgang der Beteiligungsziffer für 1937 als wahrscheinlich vorausgesagt wurde — weil nämlich die Jugendorganisationen in den vergangenen Jahren gewissermassen »ausgepumpt« wurden und der altersmässige Zuwachs von unten den natürlichen Ausfall nicht voll zu decken imstande ist —, so hat der vergangene Sommer die Bestätigung dieser Voraussage gebracht. Ein erneutes Anwachsen der Beteiligungsziffer wird sich auch solange nicht erreichen lassen, als die Werbung innerhalb der unorganisierten Jugend nicht entscheidend vorgetrieben werden kann. Damit ist ein Hauptziel für die Planung des Jahres 1938 abgesteckt. In die Verantwortung für den Erfolg dieses Werbefeldzuges wird sich die Arbeitsleitung, der natürlich die Initiative zufällt, mit den Deutschtumsorganisationen des Landes zu teilen haben.

Leistungsübersicht des Landarbeitswerks 1937

Arbeitsgruppen	Roden und Planieren	Neue Gräben		Graben reinigen	Verschiedenes	Arbeitstage	Voller Wert (5/6)
		Kubatur	Länge				
Pimpfengruppen							
1. Šampeteri . . .	400 m³ Trancheen einebnen				Jäten, Giessen, Umgrab., Heu machen	404	100.—
2. Pelciķi	1,25 ha Heuschlag säub. u. planier.					389	100.—
3. Purabuči				2736 m	125 m³ Schüttungen	685	160.—
Jungengruppen						1478	360.—
4. Krussat-Droga . .	1,84 ha Stubbenland . . .					246	235.—
5. Graudupe . . .		166 m³	496 m	519 m		174	85.—
6. Vec-Arpji . . .	2,35 ha Stubben, 1,4 ha Strauchschlagen				700 m Koppel ziehen	217	285.—
7. Irši	3,0 ha Heuschlag säubern	786 m³	1026 m	150 m		217	265.—
8. Ozoli	1,55 ha Stubbenland . . .	121 m³	275 m	967 m		290	315.—
9. Plānīca	0,75 ha Heuschlag säubern	184 m³	210 m	681 m	(980 m Dränagen (320 m³))	240	395.—
10. Pūre	0,4 ha Stubben u. Unterholz				(250 m³ Teich reinigen)	81	65.—
11. Puze	0,5 ha Stubben	100 m³	104 m	1107 m		170	185.—
12. Ligute	2,25 ha Wiesenland einebnen	507 m³	610 m	90 m		177	260.—
13. Strumpe	0,64 ha Heuschlag reinigen	550 m³	566 m		Kanal entschlammen	265	185.—
Einzellandhilfe . . .					Erntehilfe	48	96.—
Insgesamt	14,93 ha; davon 6,64 ha Stubbenland	2414 m³	3317 m	6322 m	rd. 700 m³ Aushub, 1 km Dränagen u. a.	2125	2371.—
Jungmädelgruppen							
14. Apšukalns . . .						335	100.—
Mädelgruppen							
15. Ozoli						333	
16. Valteri						178	
17. Irši I						130	
18. Irši II	Erntehilfe, Gartenarbeiten u. s. w.					194	
19. Irši III						137	
20. Irši IV						231	
21. Vīksle						195	
22. Rokaiži						178	
Wirtschaftsmädel in den Jungengruppen						937	
Einzellandhilfe . . .						120	180.—
Mädels insgesamt . .						2966	1462.—
Zusammen						6551	4193.—

1576 Mädchentagewerke je Ls —.75

Im einzelnen erfasste das Landarbeitswerk im vergangenen Sommer 111 Jungen und 128 Mädel; hinzu kamen 55 Pimpfe und 11 Jungmädel, die in 4 gesonderten Gruppen mit 6-stündiger Arbeitszeit angesetzt wurden — im ganzen also 305 Teilnehmer gegen 334 im Vorjahre.

Die Zahl der Arbeitsgruppen betrug 18, und zwar zehn Jungen- und acht Mädelgruppen. Abgeleistet wurden 6551 Tagewerke, so dass im Durchschnitt auf den Teilnehmer 21 Tagewerke kommen, oder 25 Tage, wenn man die gesamte, in der Arbeitsgruppe verbrachte Zeit veranschlagt.

Die Arbeitswilligen waren organisiert:

	Verband dt. Jugend	Jugendring	Verein. f. Heimatkunde	In keiner Jugendorganisation	Zusammen
Jungen	73*)	15	5	18	111
Pimpfe	52	—	—	3	55
Mädel	108**)	4	—	16	128
Jungmädel . . .	11	—	—	—	11
Zusammen †)	244(259)	19 (22)	5 (5)	37 (48)	305 (334)

*) Davon Deutsche Jungenschaft 42
**) Davon Deutscher Mädelbund 95
†) In Klammern die Zahlen des Vorjahres

Der in der Gesamtzahl wenig spürbare Rückgang der organisierten Jugend beträgt — wenn wir Pimpfe und Jungmädel in beiden Jahren unberücksichtigt lassen — 28 v. H., ist also nicht gering, aber nach den oben angeführten Überlegungen unvermeidlich und begründet. Umso erstaunlicher war die Beobachtung, dass auch die Zahl der Nichtorganisierten, statt zu wachsen, fast im gleichen Verhältnis (23 v. H.) abgenommen hat! Von dem Absolventenjahrgang der deutschen Gymnasien Rigas war ein knappes Drittel durchs Landarbeitswerk hindurchgegangen — wobei der Verhältnissatz für die einzelnen Gymnasien merklich schwankte.

Die Altersgliederung der Arbeitswilligen zeigte gegenüber dem Vorjahr kaum eine merkliche Verschiebung.[1])

[1]) Pimpfe und Jungmädel sind nicht berücksichtigt, hier wie in den ff. Aufstellungen.

Jahre	Jungen 1937	Jungen 1936	Mädel 1937	Mädel 1936	Zusammen 1937	Zusammen 1936
16	20	31*	26	43	46	74
17 — 19	44	53	51	65	95	118
20 — 25	37	41	44	44	81	85
26 — 30	8	10	6	4	14	14
über 31	2	6	2	3	4	9
Insgesamt	111	141	129	159	240	300

*) Nach Abzug der 34 Pimpfe des Vorjahres wurden die restlichen zehn Jungen, die das volle 16. Lebensjahr noch nicht erreicht hatten, in die Gruppe der 16-jährigen hineingerechnet. Die Zahl 31 ergibt sich also aus der Rechnung (44—34 = 10) + 21!

Wohl aber ist eine solche bei der Berufsgliederung insofern festzustellen, als die Zahl der Berufstätigen sogar absolut gestiegen ist, während Schüler und Studenten eine merkliche Abnahme zeigen. Insgesamt bilden Schüler und Absolventen etwa die Hälfte der Arbeitswilligen, Berufstätige ein Drittel, während die Studentenschaft einen Anteil von 10v. H. stellte (1935 noch 33 v. H.!).

Berufsgliederung:

	Jungen 1937	Jungen 1936	Mädel 1937	Mädel 1936	Zusammen 1937	Zusammen 1936
Schüler u. Absolventen	51	75	61	104	112	179
Studenten	22	33	8	9	30	42
Haustöchter	—	—	9	11	84	68
Hauswirtschaft (gelernt)	—	—	4			
Akad. Berufe und Erziehung	6	8	16	15	22	23
Angestellte	7	9	11	8	18	17
Handwerk u. Werktätige	19 (38)	14 (33)	15 (46)	8 (35)	34 (84)	6 (68)
Landwirtschaft	6	2	4	4	10	22
	111	141	138	159	239	300

Wenn die geringe Beteiligung der Studentenschaft in der vielfach durch den Studiengang oder äussere Not erzwungenen Werkarbeit im Sommer eine (allerdings nicht ganz genügende) Erklärung

finden mag, so lässt sich am Rückgang der Schülerzahl nichts beschönigen — hier gilt es einfach eine ärgerliche Scharte auszuwetzen!

Als ein ausgesprochen erfreuliches Zeichen muss das starke Anwachsen der Beteiligung aus der »Provinz« genannt werden. Insgesamt entstammten dies Jahr 80 Teilnehmer den kleineren Städten des Landes, und zwar 30 Jungen (27 v. H.), 27 Pimpfe (50 v. H.) und 33 Mädel und Jungmädel (23 v. H.).

*

Von der Leistung her können wir auf den verflossenen Sommer mit Anerkennung und berechtigtem Stolz zurücksehen [2]). Es ist wirklich allerhand geschafft worden. Ein wertrechnungsmässiger Vergleich mit dem Vorjahr ergibt kein rechtes Bild, da 1936 die Umrechnungsnormen noch sehr schwankend waren (sie sind selbst heute nicht ganz zufriedenstellend!). Erfordert auch beim Graben ein Kubikmeter hartgetrockneter Lehm wenigstens die dreifache Arbeit wie ein kbm Moorerde, und ist auch das Roden ausgeschlagener alter Eichenstubben etwas anderes als bei jungem Tannenbestand oder gar das Räumen (»Jäten«) eines strauchverwachsenen Heuschlages, so zeigt doch die Gegenüberstellung:

Gesamtleistung der Jungenarbeitsgruppen

	1937	1936
Roden u. Planieren . .	14,9 ha	3,9 ha
Grabenziehen	9,6 km	10,9 km
Dränagen	1 km	—
Wegebau	—	0,3 km
Gesamtaushub	3100 kbm	4000 kbm

dass trotz des zahlenmässigen Rückgangs die Gesamtleistung eher gesteigert werden konnte, — ein Ergebnis, das wohl nicht zuletzt durch die Auswahl und Ausbildung der Gruppenführer erzielt wurde.

Der Gesamteinsatz des verflossenen Sommers auf eine Arbeitsstelle zusammengezogen, — hätte die Rodung und Kultivierung einer ansehnlichen Jungwirtschaft ermöglicht!

---

[2]) Es muss hier angemerkt werden, dass die Arbeitsgruppe Graudupe, wo infolge von Krankheit der grösste Teil der Belegschaft und zweimal der Führer wechselte, leistungsmässig einen Versager darstellte. Dies war aber e i n e von insgesamt 22 Gruppen!

Der durchschnittliche Leistungswert eines Jungen betrug Ls 1.10 gegen Ls —.95 im Vorjahr,[3]) der eines Pimpfentagewerkes gleichbleibend etwa 25 Sant. Die Pimpfengruppen sind also auf erhebliche Zuschüsse angewiesen, immerhin stellen sie sich bei weitem billiger als der übliche Ferienheimbetrieb (Die Nettounkosten betrugen Ls—.75 je Tag und Pimpf). Gerade als Ergebnis der Pimpfenarbeit dieses Sommers lässt sich feststellen: körperlich gesunde deutsche Jungen und Mädel haben ab 1938 in Ferienheimen alten Schlages nichts mehr zu suchen. Sie gehören ins Lager! Dass dieser Satz fortan nicht mehr ignoriert oder umgangen werden darf, darüber zu wachen, wird ein wichtiges Teilgebiet der künftigen Planungsarbeit sein.

*

Die Verantwortung für 300 deutsche Jungen und Mädel, die ja nun alljährlich durch die Arbeitsgruppen hindurchgehen, hat nicht zuletzt auch die Einführung einer sorgfältigen ärztlichen Kontrolle und Betreuung notwendig gemacht, deren Ausbau vornehmlich im Sommer 1937 erfolgte. Jeder Arbeitswillige wird zuvor auf seine körperliche Eignung und Tauglichkeit von Vertrauensärzten untersucht,[4]) und für Riga, das ja den Hauptstrom der Meldungen stellt, konnte sogar erstmalig eine obligatorische Röntgendurchleuchtung sichergestellt werden. Die Dringlichkeit dieser Forderung steht heute eindeutig fest, nachdem es sich erwies, dass bei 250 vorgenommenen Durchleuchtungen nicht weniger als 5 Fälle aktiver Tuberkulose ausgesiebt werden konnten (wobei in allen 5 Fällen dieser Tatbestand weder den Betreffenden noch den Schulärzten bewusst gewesen war!).

Diese Erfahrungen werden nicht nur für das Landarbeitswerk, sondern darüber hinaus für die Organisation von Ferienlagern, -heimen und dergl. in Zukunft richtunggebend sein. Denn auch hier darf hinfort auf eine vorherige Reihendurchleuchtung unter keinen Um-

---

[3]) Der im Bericht für 1936 angegebene Leistungsdurchschnitt von 80 Sant ist unter Miteinrechnung der Pimpfentagewerke errechnet worden.

[4]) Das Gesamtergebnis der Untersuchungen zeigte folgendes Bild: Untersucht wurden im ganzen 403 Arbeitswillige (von denen ein Teil später zurücktrat), in Zweifelsfällen trat neben ein internistisches Gutachten noch das eines Chirurgen. Es wurden auf Grund dieser Untersuchungen 29 Anwärter abgelehnt und 56, oder 14 v. H. den Gruppenführern als körperlich etwas schonungsbedürftig bezeichnet; der Rest war tauglich.

ständen verzichtet werden (wobei die ärztliche Kontrolle möglichst unzersplittert in eine Hand zu legen wäre, bzw. wenigstens unter einheitlicher Aufsicht erfolgen müsste).

Bei einem sorgfältigen Aufbau der Gesundheitskontrolle war eine ärztliche Betreuung der Gruppen am Arbeitsplatz nicht zu umgehen. Tatsächlich wurde jede einzelne von einem Vertrauensarzt besucht und die Hygieneverhältnisse an Ort und Stelle geprüft. Dass dabei im besonderen den Pimpfengruppen erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wurde, ist selbstverständlich.

*

Das Landarbeitswerk der deutschen Jugend steht heute fest und wohlausgebaut als Teilgebiet der völkischen Gesamtarbeit in unserer Heimat da. Erwachsen aus der trotzig begeisterten Einsatzbereitschaft der organisierten Jugend, sieht es die vornehmlichste Aufgabe der künftigen Arbeit in der Erfassung all der unzähligen »privaten« deutschen Jugendlichen — gerade angesichts ihrer unbekümmerten Vereinzelung, mit der die Volksgruppe sich nicht abfinden darf. Bei diesem Vorhaben werden die vorhandenen Volkstumsinstitutionen Hilfestellung zu leisten haben. Denn dies soll und muss für jeden deutschen Jungen und jedes deutsche Mädchen zum selbstverständlichen Erlebnis seiner Lern- und Ausbildungszeit werden: der Sommer in der Arbeitsgruppe — im Dienst an Volkstum und Heimatscholle.

Fünf Jahre deutscher Landdienst in Estland

Von Arved von Taube

In diesem Sommer wurden es 5 Jahre seit dem Tage, als die deutsche Jugend Estlands zum ersten Mal zum Spaten griff und hinauszog aufs Land, um ihre Kraft und ihren Aufbauwillen durch die Tat zu beweisen und für die Sache der deutschen Bodenständigkeit in der Heimat einzusetzen. Noch sah man keinen klaren Aufbauplan, noch ging ein starkes Fragen und Suchen durch die Jugend, doch das eine wurde damals erkannt: aus dieser unfruchtbaren Problematik, aus endlosen Diskussionen über die baltische Aufgabe und den Zweck unseres Daseins in der Heimat führte nur ein Weg hinaus — der Weg des tätigen Einsatzes. »Wir hassen das Wort und wir wollen die Tat!« — wurde die Parole der Jugend.

Sommer 1933 — die ersten Anfänge — ein Arbeitslager wird von privater Seite aufgezogen, und die ersten Jugendtrupps ziehen aus Re-

val zum Sonntagslanddienst hinaus. 1934 — die Leitung des Landdienstes wird nach Schaffung des Jugendamts von der Kulturverwaltung übernommen, mehrere Lager werden durchgeführt, darunter das bisher grösste Lager in Heimtal. Das Jahr 1935 bringt mit 10 Lagern den Höhepunkt des Landdienstes in der Form des geschlossenen Lagers, daneben beginnt sich der Sonntagslanddienst stärker zu entwickeln. 1936 — wirtschaftliche Hochkonjunktur, Landarbeitermangel auf dem Lande, — Rückgang des Lager-Landdienstes, Einführung des Einzellanddienstes; der Sonntagslanddienst überbietet an Zahl der geleisteten Tagewerke den Lager- und Einzellanddienst. Höhepunkt der Leistung des Landdienstes als Ganzes. 1937 — weiteres Absinken des Landienstes in Lagerform, weitere Steigerung der Leistung im Sonntagslanddienst, die Gesamtleistung von 1936 kann wieder erreicht werden.

Fünf Jahre sind eine kurze Spanne Zeit, und doch zeigen diese wenigen Jahre eine deutliche Entwicklung, die vielleicht nicht allen unseren Wünschen entspricht, aber wohl in ihrer Art notwendig und natürlich gewesen ist. Deutlich ist das Zurückgehen des Landdienstes in der Form des geschlossenen Lagers zugunsten des sogen. Sonntags- und Einzellanddienstes. Die Leitung war in den ersten Jahren bemüht, den Landdienst in Lagerform so weit als möglich auszubauen, sprach doch so vieles dafür, — der erzieherische und verbindende Wert des Zusammenlebens Jugendlicher aus den verschiedensten Berufen, die Möglichkeit zur Durchführung grösserer Meliorations- und Entwässerungsarbeiten, die grössere Rentabilität, — und schwebte uns doch das Wunschbild vor, den Landdienst zu der grossen Schule der Kameradschaft und der Arbeit werden zu lassen, durch die jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädel vor dem Eintritt ins Berufsleben hindurchgehen und dort seiner Pflicht gegenüber dem deutschen Boden genügen sollte. Dieses Ziel hat sich in unserer Lage infolge Fehlens jeglicher organisatorischen Machtmittel nicht erreichen lassen. Alljährlich war man auf die überaus unsicheren Ergebnisse der Freiwilligenwerbung angewiesen. Es bedeutete praktisch nicht allzuviel, dass einige studentische Verbindungen die Teilnahme an den Lagern ihren Mitgliedern zur Pflicht machten; mit dem Ansteigen der wirtschaftlichen Konjunktur, dem Verschwinden deutscher Erwerbsloser und der Besserung aller Verdienstmöglichkeiten im Sommer schrumpfte der Lager-Landdienst von Jahr zu Jahr zusammen, ein Beweis für die Tatsache, dass auf der Grundlage absoluter Freiwilligkeit ohne organisierte Gefolgschaft sich derartige Arbeiten auf

die Dauer nicht durchführen lassen. Das Erbe des Lager-Landdienstes hat im Wesentlichen der Sonntagslanddienst angetreten. Er unterschied sich vom Lager-Landdienst von Hause aus dadurch, dass er von straff disziplinierten Gemeinschaften bezw. Organisationen getragen und im Wesentlichen von deren Mitgliedern als Gemeinschaftswerk durchgeführt wurde. Seine Steigerung ist im Wesentlichen mit dem Wachsen der Mitgliederzahlen dieser Organisationen wie der »Selbsthilfe« in Reval, der »Volkshilfe« in Dorpat, sowie des Deutschen Pfadfinderkorps verbunden und durch den Übergang zu pflichtmässigem Landdienst seitens dieser Organisationen zu erklären. Die Lehre, die sich daraus für uns ergibt, ist die, dass bei uns alle straff geführte Volkstumsarbeit, beim Fehlen jeglicher Machtmittel, nur als Gemeinschaftsarbeit denkbar ist und nur durch das Bestehen straff disziplinierter völkischer Organisationen — durch das Vorhandensein einer Mannschaft — sichergestellt werden kann.

Allerdings wäre es aber falsch, wollten wir nun befriedigt feststellen: der Landdienst habe sich eben unseren Verhältnissen angepasst, die übernommene Form des Lagers hätte sich nicht durchgesetzt, und der Sonntagslandienst sei nun eben die bei uns bodenständige und natürliche Form des Landdienstes, an der wir uns genügen lassen können. Zweifellos ist diese Entwicklung auch durch die berufsständische Struktur des estländischen Deutschtums bedingt, aber trotzdem dürfen wir uns nicht daran genügen lassen, dass der Sonntagslanddienst bei uns gut funktioniert, vor allem weil dieser doch immer nur den in erreichbarer Nähe einer Stadt gelegenen Höfen zu Gute kommen kann, und weil er infolge der ständigen Fahrten natürlich wesentlich grössere Unkosten verursacht als der Lager- bzw. Einzellanddienst, d. h. weniger rentabel arbeitet. (Die Unkosten je Mann und Tag ohne Verpflegung betrugen 1937 im Sonntagslanddienst 0.51 Kr. und im Lager und Einzellanddienst 0.36 Kr.). Hinzu kommt, dass mit Hilfe von Sonntagslanddiensten die vorschriftsmässige Durchführung grösserer Entwässerungsarbeiten kaum möglich erscheint.

So wird es auch in Zukunft notwendig sein, allsommerlich ein Kader von Freiwilligen zu werben, das sich für mehrere Wochen dem Landdienst zur Verfügung stellt, das aber wohl in Zukunft weniger in der Form des geschlossenen Lagers als vielmehr in Form des Einzellanddienstes zum Einsatz kommen müsste, nimmt doch der Landarbeitermangel bereits derartige Ausmasse an, dass die Versorgung möglichst vieler deutscher Höfe mit je 1—2 freiwilligen Hilfsarbeitern

heute bereits dringlicher erscheint als die Ausführung je einer grösseren Melioration jährlich auf einem deutschem Stammhof oder in der Bauernsiedlung. Tatsächlich ist auch schon in den letzten Jahren diese Entwicklung eingetreten, denn auch die Lager selbst haben sich in der Richtung zum Einzellanddienst entwickelt; wurde doch die Lagerbelegschaft in Heimtal nicht mehr geschlossen untergebracht, sondern zu zweien und dreien auf einzelnen Bauernhöfen einquartiert, wo die Dienstwilligen dann vollständig in den bäuerlichen Betrieb eingespannt sind und dem Bauer zu jeder beliebigen Arbeit zur Verfügung stehen. Diese Regelung ist von den Bauern durchaus begrüsst worden und liess sich durchführen, da die grossen Entwässerungsarbeiten, die eine grössere, geschlossene Belegschaft erforderten, bereits abgeschlossen sind. Sie hat den Vorzug, dass der städtische Dienstwillige viel stärker mit dem Bauer und seinem Hof verwächst, seine Sorgen und Freuden kennenlernt und das Landleben so sieht, wie es wirklich ist. Ausserdem hat diese Regelung zu einer ganz beträchtlichen Steigerung der Arbeitleistung geführt, da die Dienstwilligen hierdurch vom 9-Stundentag absehen und den landwirtschatlichen Arbeitstag von 10—11½ Stunden durcharbeiten, wodurch natürlich auch die Rentabilität des Landdienstes eine beträchtliche Steigerung erführt.

Es muss allerdings in Kauf genomen werden, dass das Lagerleben fortan fast völlig verloren geht, da die Arbeitskameraden nur einmal die Woche zu einem Kameradschaftabend zusammenkommen, so dass der Lager-Landdienst in Heimtal sich im Grunde genommen kaum mehr vom sog. Einzellanddienst im Wissuster Streugebiet unterscheidet. Der Nachteil, dass dadurch die Möglichkeit eines geregelten Gemeinschaftsbetriebes verloren geht, fällt praktisch kaum mehr ins Gewicht, da die meisten Dienstwilligen sowieso aus völkischen Gliederungen kommen und bereits über eine feste Ausrichtung verfügen. Die von ausserhalb dieser Organisation Kommenden sind selten geworden, und es erweist sich, dass der Landdienst im Grunde nur von denen als völkische Pflicht erlebt wird, die auch sonst in der völkischen Aufbauarbeit stehen.

Im Sonntagslanddienst marschiert wiederum Dorpat mit 687 Tagewerken vor Reval mit 671 an der Spitze aller Städte. Hier erfüllt er auch besonders gut seinen Zweck, da in der Umgebung Dorpat eine grosse Zahl kleinerer deutscher Wirtschaften gelegen ist, die dringend der Hilfe bedürfen. Erwähnung verdient, dass in diesem Jahr der

weitaus grösste Anteil der von Dorpat aus geleisteten Tagewerke auf Schüler entfällt, von denen es einer auf 33 (!) Landdienstsonntage gebracht hat. Erfreulich ist eine bedeutende Leistungssteigerung in Pernau und die Aufnahme der Landdienstarbeit seitens der Jugend in Weissenstein. Die Zeiten der ersten Begeisterung, da mancher vielleicht noch »interessehalber« oder weil er gerade nichts anderes vorhatte, in den Landdienst ging, sind vorbei, es ist auch im Landdienst Alltag geworden, und wer heute in den Landdienst kommt, wird dort sein Bestes geben. Es geht auch hier wie auf manchem anderen Arbeitsgebiet — was wir an Möglichkeiten äusseren Hervortretens verlieren, gilt es durch sachliche Leistung zu ersetzen. Von dieser sachlichen Leistung aber kann sogar der Nichtfachmann sich überzeugen, der vor 1934 und heute in Heimtal gewesen ist und die grosse Mustelsche Wiese gesehen hat. Wo man im Sommer 1934 noch bis über die Knöchel im Wasser eine mit sauren Gräsern und Wollgras bestandene sumpfige Wiese durchwatete, über der die Kronschnepfe ihren klagenden Pfiff ertönen liess, da dehnen sich heute wogende Kornfelder, grüne saftige Kunstwiesen. Der Bauer denkt in Jahren und Jahrzehnten und ist karg an Worten und vorsichtig im Anerkennen des Neuen. Heute ist auch er sich über die Bedeutung des Landdienstes im Klaren und die Steigerung des Ernte-, vor allem aber des Milchertrages spricht eine sachliche und überzeugende Sprache.

Vergleichende Übersicht über die Ergebnisse des estländischen Landdienstes in den Jahren 1933—1937

	Landdienstlager + Landhilfe					Sonntags-Landdienst			Gesamtergebnis		
	1933	1934	1935	1936	1937	1935	1936	1937	1935	1936	1937
Geleistete Tagewerke	ca. 200	880	1877	1631	1456	925	1650	1769	2802	3280	3224
Gesamtwert der geleisteten Arbeit in Kr.	190	884	1445	1696	1530	712	1700	1857	2229	3550	3387
Rentabilitätswert der Arbeit abzügl. Kosten der Verpflegung . . .	—	—	351	1277	901	342	1040	973	693	2360	1874
Durchschn. Wert eines Tagewerkes in Kr.	—	—	0.77	1.03	1.22	0.77	1.03	1.05	—	—	—

Estländische Städtebilder

Narva

Von Liesbeth von Hueck

»Wer jetzig Zeiten leben will,
muss hab'n ein tapfers Herze,
es sein der argen Feind so viel,
bereiten ihm gross Schmerze.
Da heisst es stehn ganz unverzagt
in seiner blanken Wehre,
dass sich der Feind nicht an uns wagt,
es geht um Gut und Ehre.«

Auf einem alten fliegenden Blatt überliefert

An durchsichtig hellen Septembertagen kann es geschehen, dass man die Wesensart der Heimat neu erlebt.

In einer tief eingeschnittenen Furche rauscht die Narve am östlichen Grenzsaum Estlands dem Meere entgegen. In gewundenem Lauf hat sie die Kalksteinschichten durchsägt, braust ungestüm durch die steilwandige Rinne und stürzt grollend die Stufe hinab, die in sechs Meter Höhe überwunden werden muss. In tosendem Schwall flutet das Wasser hinab, der Gischt springt empor und verschleiert die wirbelnden Strudel.

Über den unbändigen Wassern, in dem weiten Bogen des Ufers strahlt das Gold der Herbstbäume in das Blau des Himmels. Seltsam ruhig, klar und nah erscheint die Ferne.

»Vnd ys gahr ein eben Landt, darin keine grothe vnd hoge Berge sint,« heisst es in der »Lyfflendischen Chronica« des Balthasar Russow — anno 1577. Aber liest man nicht hier in den geheimnisvollen Runen der Erdoberfläche von einem unruhevollen Kampf? Tief eingekerbt in die ebene Kalksteintafel ist das Flusstal der Narve.

Dort, wo der Fluss unterhalb des Wasserfalles schiffbar wird, 12 km von der Mündung entfernt, liegt auf dem linken hohen Ufer die Stadt Narva. Ihre ernsten Züge tragen das Gepräge einer Vergangenheit, deren Inhalt Kampf war, denn Narva war ein Bollwerk des deutschen Ordens gegen die Völkerflut des Ostens und ist heute der Torwächter Estlands an der Grenze zweier Welten. Die schützende Burg mit dem hochragenden Burgfried, dem Hermannsturm, ist das älteste Mauerwerk der Stadt.

Nachdem im Jahre 1346 König Waldemar IV. von Dänemark ganz Estland samt der Stadt Narva für 19000 Mark Silber »Kölnischen Gewichts« an den Hochmeister des deutschen Ordens in Preussen verkauft hatte, überliess dieser schon im folgenden Jahre Estland Goswin von Herike, dem 27. Ordensmeister in unserem Lande. Narva wurde ein Vorposten des Ordensstaates.

Schweigend, kühn und standhaft auf kargem Raum erhebt sich die alte Feste über dem Fluss, wie emporgewcahsen aus dem grauen Kalkstein der felsigen Ufer. Man muss das feste Mauergefüge des Hermannsturmes sehen, dessen Erbauer der Ordensmeister Hermann von Brüggeney-Hasenkampff war (1535—1549), man muss die Treppen im Turm in der Höhe von acht Stockwerken emporsteigen und oben in der engen Turmspitze stehen, um Ausschau zu halten, dann spürt man noch etwas von dem festen Schritt jener Zeit, da »schlichte vnd geringe Meister in Lyfflandt dem Rüssen starck vnd mechtich genoch gewesen sint.«[1])

Droht nicht dort auf dem gegenüberliegenden Flussufer der kampfbereite Gegner? Die Russenfeste Iwangorod, ein ungeheures Mauerviereck, liegt wie ein plumper Riese in brutaler Kraft da. In geduckter Stellung scheinen die runden Mauertürme unter flachen Kappen in jedem Augenblick sprungbereit zu sein.

»Anno 1492 hefft Iwan Wasiliewitz de Grothförste van der Muscow dath Schloth Iwangorodt (yp düdesch de Russche Narue geheten) angefangen tho buwende yp der Lyfflendischen grentze . . . mit velen hogen dicken Törnen vnde Müren vor gewalt . .«

Die Nachbarschaft der andrängenden Macht im Osten hatte in der gewaltigen Feste Iwangorod einen sichtbaren Ausdruck gefunden.

Im Jahre 1558, in einer Zeit der Wirren und des Haders, brach der russische Riese ein. Die Waffen des Ordens sanken.

»Wo scholde de Muscowiter nicht mechtig vnde geweldich syn, dewyle de Christlike Könnige vnd Potentaten, vnder sich vneinich sint . . . «[2])

Ist es nicht, als wisse der Wachtturm der alte Ordensburg von Schuld und Verhängnis und trüge in seinem Inneren das Bewusstsein der Verantwortung und Verpflichtung?

*

[1]) Balthasar Roussouwen, Chronica der Prouintz Lyfflandt. Reuel 1577.

[2]) Dat Drüdde deel der Lyfflendischen Chronica.

Burg und Stadt gehören zusammen. Der Deutsche Orden hatte die Planung, Befestigung und Sicherung der Stadt zielbewusst geleitet. Nach dem Willen des tatkräftigen Ordensvogtes Hinrik van Oldendorp war die Stadt um 1380 mit einem festen Mauergürtel umgeben und mit den Befestigungswerken der Burg verbunden worden. Oldendorp hatte den Stadtplan entworfen, die Bauplätze verteilt, Bürgermeister und Rat nach dem Vorbild deutscher Städte eingesetzt. In späterer Zeit wurde ausserhalb der Stadtmauer ein Graben gezogen, die Mauertürme wurden verstärkt, und die Tore erhielten schützende Vorbauten.

Obgleich Narva im Mittelalter mehrmals verheert und niedergebrannt worden ist, obgleich von der alten Stadtmauer nur noch unscheinbare Überreste erhalten sind,spricht der Grundriss der Altstadt noch heute von dem Gestaltungswillen des Deutschen Ordens.

Alte Stadtpläne sind wertvolle historische Urkunden, Zeichnungen und Kupferstiche reden eine eindringliche Sprache, ganz unmittelbar aber ersteht das Bild der mittelalterlichen Stadt in dem plastischen Relief am Grabmal des schwedischen Feldherrn Pontus de la Gardie in der Domkirche zu Reval.

Auf dem Grabstein ist die Eroberung der Stadt Narva durch die Schweden im Jahre 1581 dargestellt. Hoch erhebt sich der Turm der Burg über dem Gedränge der Häuser, und aus der Mauer, welche die ganze Stadt umschliesst, treten Türme und Pforten deutlich hervor.

Mit der Eroberung der Stadt durch Pontus de la Gardie begann die Zeit der schwedischen Herrschaft, die bis 1704 währte.

Adam Olearius, der Narva 1643 besuchte, berichtet in seiner berühmten Reisebeschreibung[1]):

»Narva ist zwar zu unserer Zeit nicht gross, aber weil sie eine Grenzfestung, dennoch mit starken Wallen und steinern Mauren neben guter Besatzung wohl versehen. Man hat auch etlich wenige Jahre her kostbare und herrliche steinerne Häuser aufgeführet und wird noch stets mit Stein gebauet.«

Narva ist buchstäblich dem Boden entstiegen, auf dem die Stadt liegt: es wurde fast ausschliesslich der grobkörnige, spröde graue Kalkstein als Baustoff benutzt. Nach einer verheerenden Feuersbrunst am 5. Juni 1659 wurde die Stadt im Laufe weniger Jahrzehnte wieder aufgebaut. Die meisten Bürgerhäuser der Altstadt tragen noch heute

[1]) A. Olearius: Oft begehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise. Schleswig 1647.

die charaktervolle Prägung des 17. Jahrhunderts, einer Zeit wachsenden Wohlstandes.

Die »Lange Gasse« oder Burggasse — jetzt Suur tänav — war die Hauptstrasse der mittelalterlichen Stadt. In leicht geschwungenem Zuge führt sie von der Burg durch den ältesten Teil der Stadt, vorüber an der alten Stadtkirche, deren Mauerwerk noch aus der Zeit der Ordensregierung stammt, die aber auf Befehl Zar Peters des Grossen 1708 zur russischen Kathedrale umgewandelt worden ist. Die Lange Gasse führt weiter am Marktplatz vorbei bis zu der Stelle, wo sich einst das Haupttor, die »Karjepforte« befand, die erst im 18. Jahrundert (1777) abgetragen wurde. Ein Rest der Stadtmauer steht noch eben traumverloren in einem alten Garten.

Wer durch die Altstadt hierher gelangen will, muss acht geben auf die Gassen und Gässchen, welche die Lange Gasse begleiten oder sie durchschneiden: die Marktstrasse, die Bäckerstrasse, die Schulstrasse, die im Mittelalter Nordergasse hiess, und die Ritterstrasse, die vom Marktplatz zur Bastion am Flussufer führt, wo einst die »Dunkelpforte« stand, jetzt aber braungoldnes Herbstlaub alter Bäume leuchtet.

*

An der Kirchengasse (Rahu tänav = Friedensstrasse) steht die ehemals schwedische Domkirche, die jetzt der deutschen Gemeinde gehört. Die 1648 vollendete und »wohleingerichtete« Kirche wurde gleich der alten Stadtkirche vom grossen Brande des Jahres 1659 zerstört. Die Gewölbe hatten wohl im Feuer standgehalten, aber die Kirche stand lange ohne Turm, Dach, Fenster und Glocken — »als wie nackend«, — wie der Superintendent Rudbeckius 1662 schreibt. »Die Reparation der Kirche muss nämlich in diesem Sommer geschehen, damit unsere Nachbarn, die Russen, nichts an uns zu tadeln haben.« Dank Rudbeckius' Energie gelang es auch, die Kirche wieder herzustellen, — Rudbeckius musste alles, was er besass, zusetzen, damit sie unter Dach kam.

Als die Russen im Jahre 1704 Narva erobert hatten, ergriffen sie am Tage nach der Erstürmung der Stadt von der schwedischen Kirche Besitz. Nachdem sie aber die alte deutsche Stadtkirche übernommen hatten, die heute durch eine stillos aufgesetzte, plumpe Turmkuppel schmerzlich entstellt ist, wurde die schwedische Kirche der

deutschen Gemeinde überlassen. Der schlanke Turm steigt über den Häusern empor, blickt in alle Gassen und beherrscht das ganze Stadtbild wie ein verwegener Wächter, ausgerüstet mit Helm und Hellebarde.

Einen freien Blick hat man vom Turm über die Stadt — Vergangenheit und Gegenwart zusammenfassend. Ungegliedert lagern sich um den strengen alten Stadtkern die weiten Vorstädte, mit ihren niedrigen zweistöckigen Holzhäusern, einförmig aneinandergereiht, mitunter in täppischer Geschmacklosigkeit hilflos einen rohen Villencharakter andeutend. Autos holpern über das runde Pflaster dem Bahnhof zu oder dem Industrieviertel dahinter, das sich um die klotzigen roten Backsteinwürfel der grossen Manufakturwerke an den Narvefällen zusammendrängt. Unschön und östlich sind diese Vorstädte, aber sie sind da und bestimmen also auch das Gesamtbild der Stadt. Und dennoch — schon die vielen Uniformen, denen wir in ihren Strassen begegnen, erinnern uns daran: nahe, nur wenige Kilometer jenseits der grossen Industriebauten verläuft die Grenze. Grenzfeste ist Narva immer noch, heute wie in den Jahrhunderten seiner grossen Vergangenheit. Seltsam vertraut sind uns die stillen, menschenleeren schmalen Strassen der Altstadt — auch wenn sie neue Namen tragen —, und es ist ein Wiederfinden ganz eigener Art. Treten nicht altbekannte Bauten aus der Reihe der braunroten Satteldächer über hohen Speicherböden, aus dem Gefüge der scharfkantigen Treppengiebel mit ihren Kranluken; ist es nicht, als ob die schweigsamen Mauern der Häuser und Höfe schwerfällig herantreten? Wollen uns die kunstvollen Portale mit ihren Steintafeln und Inschriften einen festlichen Empfang bereiten?

*

In der Östergasse, die den Blick zu den Burgen am Flussufer freigibt, steht das Haus des Bürgermeisters Johann Christoffer Schwartz. Das zweistöckige Haus hat im Obergeschoss vorspringende Erker, die mit ihren fröhlich blinkenden Fensterscheiben fast leichtfertig ins Freie zu streben scheinen, als wüssten sie nichts von Kälte und Sturm, obgleich aus der holzgeschnitzten Umrahmung der Eingangstür nicht nur der Sommer mit Ähren und Sichel hervorschaut, sondern auch in fellumrandeter Kappe der bärtige Winter, der fröstelnd die Hände im Fellmuff birgt. Über dem Portal liest man die Jahreszahl 1666 und folgende Worte:

»Den Eingang segne Gott,
Den Ausgang gleichermassen.
Beschere, was dem Leibe not,
Die Seele führ auf Himmelsstrassen,
Endlich schenk ein selig Sterben
Und mach uns zu Deinen Erben.«

Das Haus des Bürgermeisters hatte der Baumeister Georg Teuffel aus Nürnberg gebaut, nach dessen Plänen hernach auch das Rathaus der Stadt errichtet wurde.

Wer auf dem Marktplatz vor dem Rathaus steht, hat zunächst das Gefühl, nicht mehr in Narva zu sein. Der Platz wird auf der einen Seite von dem ehemaligen Börsengebäude, auf der andern Seite von der Stadtwaage und der alten Stadtapotheke begrenzt, das Rathaus aber beherrscht den Raum in stiller Würde und Überlegenheit. Allen derberen Bauformen gegenüber wirkt es feingliedrig und anmutig. Das schlanke, durchbrochene Dachtürmchen, das schmiedeeiserne Gitterwerk des Treppengeländers, das an der hohen Freitreppe emporsteigt und dabei von hell blühenden Blumen begleitet wird: das ist Ausdruck beschwingter Lebensfreude, wie sie der Norden nur selten erlebt.

Betritt man aber den grossen, niedrig wirkenden Rathaussaal mit der braundunklen Deckenmalerei, die wahrscheinlich zum Empfang Zar Peters hergestellt worden war, so ist man wieder ganz im Banne der geschichtlichen Wandlungen der Stadt. Sachlicher Ernst und bürgerliche Schlichtheit herrschen in diesen Räumen des Rathauses, die sich den wechselnden Forderungen der Zeit stetig haben anpassen müssen.

Wer aus den Fenstern der Gerichtsstube die rotbraunen Ziegeldächer, die hellen Giebel und die spitzen Türme der Kirchen sieht, der blickt hinein in eine Stadt, deren Schicksal ein Spiegelbild der Geschichte unseres ganzen Landes ist.

Die Wesensart dieser Stadt an der Schwelle zwischen West- und Osteuropa erfühlt und erkennt, »wer den Kampf als Inhalt der Geschichte begreift, den Kampf, zu dem jeder Handelnde verdammt und begnadet ist.«

POLITISCHE CHRONIK

LETTLAND

Der Staatspräsident zum Nationalitätenproblem

Anlässlich einer Ansprache auf dem Wirtschaftskongress äusserte sich Staatspräsident Dr. K. Ulmanis auch über die von ihm geförderte lettische Staatsnation:

»Wenn wir in einer in ganz Riga bekannten deutschen Zeitung über die Aktivität des lettischen Volkes in wirtschaftlicher Hinsicht lesen, dann wünsche ich, das allen, die dieses Wort schreiben oder lesen, der Begriff des Wortes in seiner ganzen umfassenden Bedeutung aufgeht, dass man den Begriff »lettisches Volk« in Lettland genau so auffasst, wie »deutsches Volk« in Deutschland, wie den Begriff »französisches Volk« in Frankreich, wie den Begriff »italienisches Volk« in Italien. Die Prägung des Begriffs »deutsches Volk« ist ja auch nicht eine Erfindung der letzten Zeit. Diesen Begriff gab es schon vor 40, vor 50 Jahren, als noch viele Angehörige anderer Völker — wie Polen, Hebräer, Dänen — in den gesetzgeberischen Körperschaften Deutschlands sassen. Wenn wir zu einer solchen Auffassung des Begriffs »lettisches Volk« gelangen, dann werden wir alle die gleichen Aussichten in unserer Arbeit und in unserem Leben in Lettland haben. Dann wird keiner mehr abseits zu stehen und müssig zuzuschauen brauchen.«

Aussenminister W. Munters über die politische Lage

In seinen Ausführungen auf dem Wirtschaftskongress betonte Aussenminister W. Munters, dass die Politik Lettlands eine ausgesprochene Neutralitätspolitik sei. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen wegen der Betonung einer positiven Einstellung zu einer europäischen Gleichgewichtspolitik. In Bezug auf Deutschland und Russland formulierte Aussenminister W. Munters die Stellung Lettlands wie folgt: »Es ist in der letzten Zeit zur Gewohnheit geworden, die Sovetunion und Deutschland in einem Atemzuge zu nennen. In den letzten Jahren, wo in den politischen Beziehungen zwischen der Sovetunion und Deutschland eine Spannung eintrat, bemerken wir auf beiden Seiten ein wachsendes Interesse für die aussenpolitischen Bestrebungen der Staaten an der Ostsee. Häufig hört man die Frage über eine Orientierung auf die Seite Deutschlands oder Sovetrusslands aufwerfen. Eine derartige Frage ist für uns nicht annehmbar,

denn die aussenpolitische Unabhängigkeit ist uns zu teuer, um sie durch die Hinneigung auf die eine oder andere Seite zu bedrohen. Da das Problem des Kommunismus in Lettland schon längst überlebt ist, so beobachten wir kaltblütig die ausserhalb Lettlands bestehenden sogenannten »ideologischen Gegensätze« und wünschen an ihrer Lösung nicht teilzunehmen«. In Bezug auf die Methoden sagte Aussenminister Munters, dass Lettland sowohl die kollektive, als auch die regionale und auch die bilaterale anerkannt, wenn es sich einen Erfolg in den Grundsätzen seiner Politik verspricht.

Aussenminister W. Munters Gast in Paris

Am 22. November traf Aussenminister W. Munters zu einem offiziellen Besuch in Paris ein. Der Besuch verlief im Zeichen der Freundschaft zwischen Frankreich und Lettland. Anlässlich dieses Besuches veröffentlichte der »Temps« einen Artikel, den wir nach dem Referat der »Jaunākās Ziņas« wiedergeben. Der Besuch sei eine Höflichkeitsvisite, die keinen bestimmten politischen Zweck hätte, die aber für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und den Baltischen Staaten bezeichnend sei. Diese Staaten hätten würdig ihre Rolle im Aufrechterhalten des europäischen Gleichgewichts durchgeführt, obgleich ihr Territorium und die Einwohnerzahl nur gering sei. Wenn man in Betracht zieht, dass diese Staaten sich zwischen der Sovetunion und Deutschland befinden, so müssten diese Staaten sehr vorsichtig sein, um nicht in den Streit der Grossmächte hineingezogen zu werden, denn dieser Streit bedeutet eine Drohung für den Weltfrieden. Deutschland und die Sovetunion bemühen sich die Baltischen Staaten unter ihren Einfluss zu bekommen, und auch Polen interessiert sich für diese Staaten. Die Baltischen Staaten hätten verstanden, dass sie bei gesondertem Leben nur zu leicht der Raub ihrer starken Nachbarn werden könnten, daher hätten sie sich zusammengeschlossen, um in lokaler Zusammenarbeit ihre gemeinsamen Ideale und Interessen zu verteidigen. — Die grösste Sorge der Baltischen Staaten sei, im Falle eines Konflikts der Grossmächte zum Schlachtfeld fremder Armeen zu werden, d. h. für einen Krieg bezahlen zu müssen, für dessen Entstehen sie nicht verantwortlich sind. Die wichtigste Aufgabe der Baltischen Staaten ist: die Freiheit des Baltischen Meeres zu verteidigen, damit dieses Meer auch in Zukunft das bleibe, was es eben ist. — der einzige Verkehrsweg der Baltischen Staaten mit dem Ausland. Wenn die Baltischen Staaten eines schönen Tages zum Schlachtfeld der deutschen Armeen würden, dann würde das Baltische Meer auto-

matisch zum »Mare Germanicum« werden, was eine schwere Bedrohung des gesamten europäischen Systems bedeuten würde.

Die Tätigkeit der Kreditbank

Der Direktor der Kreditbank Andr. Behrsinsch erstattete Vertretern der Presse Bericht über die Tätigkeit der Bank. Die Bilanz der Kreditbank ist von 66 Mill. Lat (1. I. 36) auf 178 Mill. Lat (1. I. 37) angewachsen. Im Einvernehmen mit der Regierung hat die Kreditbank insgesamt 8 Banken, 11 Kreditgesellschaften und 14 Handels- und Industrieunternehmungen übernommen und liquidiert. Das ausländische Kapital sei von 15,3 Millionen auf 3,4 Mill. Lat zurückgegangen. — Die Kreditwirtschaft sei lettisch geworden, doch im Handel und in der Industrie herrsche noch immer ein für die Letten ungünstiges und wirtschaftlich unerträgliches Kräfteverhältnis. Daher wurden auf dem Einigungswege 10 Industrieunternehmungen erworben und durch Umwandlung als nationallettische Unternehmungen neu gegründet. Zu diesen gehören: »Aldaris«, »Laima«, Ķieģelnieks«, Kalķis«, »Degviela«, »Rīgas vilnas rūpnieks«, »Ogle«, »Apvienotās kuģniecības A/S« und auch die Tabakfabrik »Asimakis«. Besonders weitgehende Vorhaben bestünden in Bezug auf die Bierindustrie (Errichtung eines Netzes von Brauereien auf dem Lande).

Der Bildungsminister über Berufsfragen

Während einer Rundfunkansprache für Schüler sprach der Bildungsminister Prof. A. Tentelis über die Berufswahl und wies darauf hin, dass manche Berufe von der Jugend zu wenig beachtet würden. So fehle es z. B. an qualifizierten Kräften zur Bedienung landwirtschaftlicher Maschinen, an vorgebildeten Verkäufern und an tüchtigem Nachwuchs bei den Handwerkern. Viele Leute suchten Arbeit in den Ministerien, doch finden sie sie nicht; sie wollten aber in Riga bleiben und bequem leben und mieden die kleineren Städte und das Land. Der Minister warnte vor diesen Strömungen in der Jugend.

Überlange Universitätsstudien

Rektor Prof. Dr. M. Prihmans äusserte sich Pressevertretern gegenüber über aktuelle Fragen des Universitätslebens. Vor allem wies Prof. Prihmans auf das Missverhältnis zwischen Studierenden und Absolventen hin. Insgesamt gab es im vergangenen Jahre 6778 Studierende, davon nur 535 Absolventen, das sind 7,5%.

Der Hauptgrund für diese unnormalen Verhältnisse ist der Um-

stand, dass sehr viele Studierende schon in bezahlten Stellen arbeiten und schliesslich weder Zeit noch Lust haben, das Studium erfolgreich zu beenden.

„Rigaer Städtisches Englisches Gymnasium"

Das erste Rigaer Städtische Gymnasium hat die englische Sprache als Unterrichtssprache erhalten, um Schüler auszubilden, die der englischen Sprache vollkommen mächtig sind.

Delegiertentag der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft

Am 6. und 7. November tagte in Riga der Delegiertentag der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland. Der Delegiertentag stand im Zeichen der im Herbst d. J. erfolgten inneren Befriedung und Arbeitseinigung der Volksgruppe. Diese fand vor allem auch in den Wahlen ihren Ausdruck, die eine Reihe neuer Köpfe in die Leitung der Db. Volksgemeinschaft brachten. Als Präsident wurde Ältester Erich Mündel wiedergewählt. Auch die Posten der beiden Vizepräsidenten (Stegman, E. Schwartz) erfuhren keine Neubesetzung. Das Präsidium dagegen erfuhr eine Erweiterung von 5 auf 8 Köpfe. Zum bisherigen Bestande traten Dr. Wachtsmuth, Dr. Westermann und als Vertreter der jüngeren Generation Dr. Wilh. Lenz. Der Hauptvorstand wurde von 28 auf 32 Glieder erweitert.

Nach den Wahlen gelangten zwei Anträge von grundsätzlicher Bedeutung zur Annahme.

1. beschliesst der Delegiertentag die Stützung und Förderung kinderreicher und erbgesunder deutscher Familien. Voraussetzung ist die Zugehörigkeit zur Db. Volksgemeinschaft.

2. wird das Amt für Landbevölkerung beauftragt, dafür Sorge zu tragen, dass deutscher Landbesitz hinfort keine testamentarische Zersplitterung im Erbgang erfährt. Zugunsten des Anerben sollen die übrigen Erbberechtigten, soweit kein Vermögen vorhanden, auf ihr gesetzlich vorgesehenes Pflichtteil beschränkt werden.

Der am Vortage verlesene Rechenschaftsbericht des verflossenen Arbeitsjahres konnte auf die wachsende Arbeit der Handwerksförderung, Werkhilfe, Arbeitshilfe, Rechtsberatung und Revisionstätigkeit hinweisen, die zu einer Erweiterung des Sacharbeiterstabes führten. Die Nachbarschaftsarbeit schlägt nun auch in der Provinz erfreuliche Wurzeln. Ein Misstand der kleinstädtischen Arbeitsgemeinschaften ist der Mangel an geeigneten Versammlungsstätten, der die Volks-

tumsarbeit sehr beeinträchtigt. Die Erfassung der Deutschen durch die Selbstbesteuerung ist mancherorts fast hundertprozentig gelungen.

Ein geselliger Abend aller Amtswalter und eine Festvorstellung »Klaus von Bismarck« im Deutschen Schauspiel schlossen den Delegiertentag ab.

Vereinsschliessung

Auf Verfügen des Ministers für öffentliche Angelegenheiten wurde der deutsche Verein »Pleskodahl« geschlossen. Die Bestimmung über das Vermögen des geschlossenen Vereins fällt dem Staat zu.

Zweck des Vereins »Pleskodahl«, dem das bei Riga belegene Höfchen Pleskodahle mit 70 ha Land und der dort errichteten Erziehungsanstalt im Gesamtwert von 190 000 Lat gehörte, war »die Erziehung verwahrloster und in sittlicher Beziehung gefährdeter deutscher Kinder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft«. Das Reineinkommen des an die Stadt Riga verpachteten Höfchens wurde der Rigaer Stadtmission, dem deutschen Frauenbunde und dem deutschen ev. Notstandskomitee für deren Kindergärten und Kinderferienheime zugeleitet.

Die Schliessung des Vereins erfolgte auf Grund des Gesetzes über das Vereinswesen, wonach Vereine, deren Tätigkeit als schädlich für die staatlichen oder öffentlichen Interessen angesehen werden muss, einer Schliessung unterliegen können.

Lettische Sänger in Deutschland freundlich aufgenommen

Der lettische »Reiterchor« veranstaltete in der ersten Hälfte des November eine Konzertfahrt nach Berlin, Leipzig, Hamburg und Königsberg. Die Fahrt wurde ein künstlerischer Erfolg für den Chor. Die freundliche Aufnahme, die der Chor in Deutschland fand, wurde in der lettischen Presse mit Aufmerksamkeit vermerkt.

ESTLAND

Wahlenvertagung der Gemeinden und des deutschen Kulturrats

Durch Dekret des Staatsverwesers ist ein Gesetz erlassen worden, nach welchem die am 15. Februar 1938 fälligen Neuwahlen in die Kommunalparlamente der Städte, Flecken und Landgemeinden, sowie die im März 1938 fällige Neubewählung des estländischen deutschen Kulturrates bis zum 15. August 1939 hinausgeschoben worden sind. Gleichzeitig sind durch dasselbe Gesetz die Vollmachten der derzei-

tigen Kommunalparlamente in ihrem derzeitigen Bestande sowie des derzeitigen Bestandes des deutschen Kulturrates bis zum genannten Termin verlängert worden. In dem Motivenbericht zu diesem Gesetz wurde die Vertagung der Wahlen damit begründet, dass die neue Staatsverfassung in Bezug auf die örtlichen Kommunalselbstverwaltungen und die Kulturselbstverwaltungen der völkischen Minderheiten wesentliche Abänderungen der zur Zeit geltenden Ordnung enthält. Bis zum Frühjahr des kommenden Jahres könnten die durch diese Änderungen bedingten Vorarbeiten nicht erledigt werden, weshalb die Wahlen vertagt werden müssten, bis sie auf der Grundlage der neuen Verfassung durchgeführt werden könnten.

Vorläufig keine Kulturselbstverwaltung der Russen

Über die Eingabe der Vertreter der Zentralorganisationen der Estland-Russen, in welcher die Durchführung der Kulturselbstverwaltung der Russen beantragt wurde, hat die Staatsregierung auf Antrag des Innenministers folgenden Beschluss gefasst: »Da das Verfahren in Sachen der Einführung von Institutionen einer Kulturselbstverwaltung der russischen Minderheit teilweise in die Zeit der Geltung der derzeitigen Verfassung, teilweise aber in die Zeit der Geltung der am 1. Januar 1938 in Kraft tretenden neuen Verfassung fallen würde, und da weiter deren Vorschriften über die Organisation der Selbstverwaltungen und damit auch der Kulturselbstverwaltungen der völkischen Minderheiten von den entsprechenden Vorschriften der geltenden Verfassung abweichen, ist die Einführung einer neuen Kulturselbstverwaltung einer völkischen Minderheit auf der Grundlage der geltenden Bestimmungen vor dem Inkrafttreten der neuen Verfassung und vor der Inkraftsetzung eines neuen Gesetzes über die Kulturselbstverwaltungen der völkischen Minderheiten unmöglich. Aus diesem Grunde kann die Staatsregierung der in Sachen der Einführung der Kulturselbstverwaltung der russischen Minderheit eingereichten Eingabe keine Folge geben.«

Landkäufe genehmigungspflichtig?

Wie die estnischen Blätter zu berichten wissen, hat das Landwirtschaftsministerium einen Gesetzentwurf ausgearbeitet und der Staatsregierung zur Beschlussfassung vorgelegt, nach welchem für den Kauf und Verkauf aller landischen Grundstücke, deren Grösse 10 ha übersteigt, die Genehmigung des betr. Vorsitzenden der Kreisverwaltung notwendig ist. Durch diese Massnahme soll, wie es in den

estnischen Blättern hiess, verhindert werden, dass Ausländer oder Personen, die selbst gar nicht Landwirte sind, landwirtschaftlich genutzte Grundstücke ankaufen und durch ihre grössere Kapitalkraft die estnischen Bauern von ihrer Scholle verdrängen. Weiter enthält dieser Gesetzentwurf Bestimmungen, die den Zweck verfolgen, die Aufteilung bestehender landischer Wirtschaften in allzukleine und dadurch lebensunfähige Einheiten zu verhindern. Bisher hat die Staatsregierung über diesen Gesetzentwurf noch keinen Beschluss gefasst.

Inländisches Superphosphat

Da Untersuchungen der estländischen Phosphoritlager ergeben haben, dass diese sich sehr gut zur Herstellung von Superphosphat eignen ,hat die Staatsregierung jetzt auf Antrag des Wirtschaftsministers beschlossen, in Koppel bei Reval eine Superphosphatfabrik zu errichten. Durch die Herstellung inländischen Superphosphates wird die estländische Wirtschaft jährlich eine grössere Menge ausländischer Devisen einsparen können,

Jahrestag des Freistaates Lettland

Wie alljährlich, so wurde auch in diesem Jahre der Jahrestag des Freistaates Lettland in Reval festlich begangen. Aus Riga waren zu dieser Feier der lettische Minister für öffentliche Angelegenheiten Bērziņš als Vertreter seiner Regierung und eine Abordnung des lettisch-estnischen Freundschaftsvereins nach Reval herübergekommen. In den zahlreichen Reden, die auf den verschiedenen aus Anlass dieser Feier stattgehabten Veranstaltungen gehalten wurden, wurde immer wieder der Wille zu einer Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen beiden Staaten betont: das Trennende müsse überwunden, das Gemeinsame immer mehr betont werden. Auch die estnische Presse widmete dem lettischen Staatsfeiertage lange Leitartikel, die auf denselben Ton gestimmt waren. Nur wurde hier ernster, als das in den Festreden der Fall sein konnte, darauf hingewiesen, dass alle die Beziehungen zwischen beiden Staaten trübenden Angelegenheiten ernstlich geprüft und baldmöglichst geregelt werden müssten, damit, wie es im »Päevaleht« hiess, »die Missverständnisse nicht zu unüberwindlichen Gegensätzen würden.«

Neues Handelsabkommen mit dem Deutschen Reich

Ende Oktober wurde in Reval ein neues Zusatzabkommen zum deutsch-estnischen Handelsvertrage unterzeichnet, das den künftigen

Warenaustausch und den Verrechnungsverkehr zwischen beiden Ländern betrifft. Besonders wichtig ist die Bestimmung des neuen Abkommens, dass der Verrechnungsverkehr nicht mehr wie bisher eine Angelegenheit der deutschen und der estnischen Emissionsbank sein wird, sondern ab 1. Januar 1938 von den beteiligten Staaten selbst übernommen wird. Dadurch werden hoffentlich die bis jetzt stattgehabten grossen Schwankungen im Kurse der Reichsmark zur Estn. Krone in Zukunft fortfallen.

Deutscher Marinebesuch

Am 19. November traf der deutsche Kreuzer »Leipzig« zu einem mehrtägigen Besuch in Reval ein. Aus diesem Anlass fanden eine Reihe von offiziellen Feiern statt. U. a. machte der estnische Oberkommandierende General Laidoner in Begleitung einer Reihe höherer estnischer Offiziere einen Besuch an Bord der »Leipzig«. Der Kommandeur des deutschen Kriegsschiffes legte unter den üblichen Ehrenbezeugungen Kränze am Ehrenmal für die Gefallenen des estnischen Freiheitskrieges, auf dem Revaler deutschen Heldenfriedhofe aus dem Jahre 1918 und am Ehrenmal für das Baltenregiment nieder.

Dorpat, den 23. November 1937 *Leo von Middendorff*

Deutscher Kulturrat in Estland

Herbsttagung 1937

Sonntag, den 7. November d. J. fand die Tagung des deutschen Kulturrats in Reval statt.

Wieweit der heute im Amte befindliche Kulturrat ein getreues Bild der Stimmung unserer Volksgruppe gibt, ist eine Frage für sich. Er ist bekanntlich zu einer Zeit gewählt worden, in der die jungen Kräfte des Volkstums noch nicht sichtbar in Erscheinung treten konnten; Kräfte, die heute unsere Volkstumsarbeit bereits zu einem sehr wesentlichen Teile tragen. Wenn dieses im Bericht des Kulturpräsidenten nicht besonders erwähnt wurde, so hat der Kulturpräsident dies wohl als bekannt vorausgesetzt.

Die Tagung brachte im Wesentlichen:

1) Eine interessante Rede des Kulturpräsidenten, die einen Überblick über die Ereignisse der letzten fünf Jahre und einen Ausblick auf die Aufgaben der Zukunft brachte.

2) Die laufenden Berichte der Ämter und einen Bericht des Vertreters der Kulturselbstverwaltung in der Nationalversammlung.

3) Eine Resolution des Kulturrats.

4) Den Beschluss, in Stift Finn eine Frauenschule zu gründen.

5) Den Beschluss, die Schaffung einer Zentralstelle für die deutsche Jugendarbeit anzustreben.

*

In der Annahme, dass die Kulturverwaltung zum letzten Male vor den Kulturrat in der gegenwärtigen Zusammensetzung trete (die Neuwahlen waren ursprünglich zum Februar 1938 vorgesehen), gab der Kulturpräsident Baron Wrangell einen Überblick über die Tätigkeit der Kulturverwaltung in den letzten fünf Jahren.

In ihrer Arbeit habe sich die Kulturverwaltung von folgenden Richtlinien leiten lassen:

1) Sie sei bemüht gewesen, die Beziehungen zwischen Staat und Volksgruppe, sowie zwischen den estnischen Heimatgenossen und den estländischen Deutschen klar zu halten und nach Möglichkeit zu vertiefen. Dieses sei erreicht worden: durch laufenden Kontakt mit den zuständigen Amtsstellen, sowie durch direkte Vorträge Baron Wrangells beim Staatspräsidenten. Darüber hinaus sei auch eine innere Annäherung auf gesellschaftlichem Wege angestrebt worden.

2) Der zweite Gesichtspunkt sei die Erhaltung des Deutschtums, und zwar nicht als einer abgesonderten Splittergruppe, sondern als eines lebendigen Teiles des deutschen Gesamtvolkes. Obgleich das estländische Deutschtum mit der Organisation der N. S. D. A. P. nichts zu tun habe, so brauche es doch den Geist der deutschen Erneuerung als festen Angelpunkt seiner Haltung. Der notwendige Neuaufbau könne nur beim Zurücktreten des Einzelinteresses gegenüber dem Gesamtinteresse und bei kameradschaftlichem Zusammenhalten aller Deutschen durchgeführt werden.

3) Der dritte Grundsatz sei gewesen, die in einer Zeit des Umbruches unvermeidlichen Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen. Da die Kulturverwaltung noch keine Organisationsform mit historischer Tradition sei, und da sie über keine äusseren Machtmittel verfüge, so sei sie hierbei auf die Mithilfe weiterer Kreise, insbesondere der Kulturratsglieder angewiesen.

Anschliessend gab der Kulturpräsident einen Überblick über die von der Kulturverwaltung geleistete praktische Arbeit:

Die bereits 1933 geplante Katasterzählung musste bis zum Jahre 1936 verschoben werden, da die Resultate der staatlichen Volkszählung von 1934 erst abgeschlossen vorliegen mussten. Auf Grund der Daten der Katasterzählung und der von Dr. Hippius durchgeführten Eignungsprüfungen kann heute ein Bild von der inneren Gestalt der Volksgruppe, seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen gegeben werden. Danach müssen wir auch unsere Schulpolitik ausrichten.

Auf dem Gebiete des Schulwesens musste ein Abbau des vor 20 Jahren allzu breit angelegten Schulnetzes durchgeführt werden. Dabei war man bestrebt, jedem deutschen Kinde den Unterricht zu ermöglichen, der seinen Anlagen entspricht.

In der Jugendarbeit hatte sich in den vergangenen fünf Jahren eine gesunde Entwicklung angebahnt, die dazu führte, dass das Deutsche Pfadfinderkorps immer mehr die Gesamtführung der deutschen Jugend übernahm. Diese Entwicklung wurde durch die staatliche Neuregelung mit dem 1. März 1937 abgebrochen. Die Jugend, die bereits ihre eignen Lebens- und Gemeinschaftsformen geschaffen hatte. wurde gezwungen, sich umzustellen und sich in neuen, nicht aus der Jugend entstandenen Formen (den Schülerbünden) zurechtzufinden. Dieser Umstellungsprozess ist heute noch nicht beendet. Die dabei entstandenen Schwierigkeiten und Reibungen sind grossen Teils auf das Fehlen einer zentralen deutschen Leitung der Schülerbünde zurückzuführen.

Aus der Tätigkeit des Amtes für Jugend- und Volkstumsarbeit konnte Baron Wrangell über die gesunde und stetige Entwicklung des Landdienstes berichten. Der Landdienst in geschlossenen Lagern ist zwar weiter zurückgegangen, doch wird dieser Rückgang durch Ausbau des Sonntags-Landdienstes und des Einzellanddienstes wieder wettgemacht. Als neues Arbeitsgebiet ist die Betreuung der kleinen Städte durch Reisen von Sing-, Spiel- und Jugendgruppen sowie Förderung und organisatorische Zusammenfassung der sportlichen Arbeit hinzugekommen.

Das Kulturamt hat eine Reihe von Vorträgen veranstalten können, wobei es jedoch infolge technischer Schwierigkeiten nicht gelungen ist, eine einheitliche Ausrichtung der Vorträge nach einem grossen Plane zu erreichen. Das Bibliothekswesen hat einen erfreulichen Aufschwung genommen.

Das Finanzamt hat im Zusammenhang mit der Wirtschaftskrise eine schwierige Zeit durchmachen müssen. Die letzten Jahre zeigen

eine Zunahme des Steuereinkommens, während die Steuerrückstände nahezu völlig verschwunden sind.

Auf Grund der Erfahrungen der letzten Jahre stellte Baron Wrangell zum Schluss noch 8 Thesen als Arbeitsprogramm der Kulturverwaltung für die kommende Zeit auf.

»1) Wir erstreben eine organische Eingliederung des Deutschtums in den estländischen Staat unter voller Wahrung der nationalen Eigenart.
2) Wir sehen uns als Teil des deutschen Gesamtvolkes an, dessen geistige und kulturelle Entwicklung eine gemeinsame ist.
3) Wir müssen innerhalb unserer Volksgruppe stets das Gemeinsame betonen und das Trennende zurückstellen.
4) Ausgangspunkt für die Volkstumsarbeit ist die Gesundung des Volkskörpers selbst. Sie kann nur durch systematische Hinleitung der Jugend zu d e n Berufsgruppen erfolgen, die ihren Anlagen entspricht.
5) Die Schul- und sonstigen Ausbildungsmöglichkeiten müssen nach diesem Grundsatze geschaffen werden, unter Berücksichtigung der Erhaltung unseres Kulturniveaus.
6) Die Erziehung der Jugend auch ausserhalb der Schule muss vereinheitlicht werden.
7) Eine stärkere organisatorische Durchgliederung des Deutschtums, namentlich in den grösseren Zentren ist notwendig.
8) Nur eine enge Zusammenarbeit aller deutschen Spitzenorganisationen kann die Durchführung des Gesamtplanes gewährleisten.«

Unter den abgegebenen Arbeitsberichten beanspruchte das grösste Interesse der Bericht des Vertreters der Kulturverwaltung in der Nationalversammlung Dr. Hellmuth Weiss.

Dr. Weiss griff in seinem Bericht die beiden für die Volksgruppe wesentlichsten Fragen: die Frage des muttersprachlichen Unterrichts und die Frage der Vertretung der deutschen Volksgruppe in der zukünftigen Staatsversammlung heraus. Im ursprünglichen Verfassungsentwurf war der muttersprachliche Unterricht nur für die Volksschule vorgesehen, während die Frage der Unterrichtssprache in den höheren Schulen offen geblieben war. Es gelang zwar, den Ausdruck »Volksschule« durch den allgemeinen »Schule« zu ersetzen, doch kam es dann in der ersten Kammer zu lebhaften Debatten und infolge der Erregung politischer Leidenschaften zur Annahme einer Formulierung,

nach der die Muttersprache auf den zweiten Platz nach der Staatssprache verwiesen wurde; für alle Schulen (auch die der völkischen Minoritäten) wurde eine Erziehung in »estnisch-völkischem Geiste« gefordert. Das zwischen den beiden Kammern getroffene Kompromiss stellt zwar eine Abmilderung des extremsten Entwurfes dar, konnte jedoch, wie Dr. Weiss erklärte, die Deutschen in keiner Weise befriedigen. Es hebt die bisher bestehende Garantie des muttersprachlichen Unterrichts auf und führt im Grundsatz die zweisprachige Schule ein, wobei die endgültige Regelung dieses wichtigen Problems dem Gutdünken des jeweiligen Gesetzgebers überlassen bleibt. Dadurch werde ein Unruhefaktor in das deutsche Schulleben getragen, der zu ernsten Besorgnissen Anlass gibt.

Die Vertretung der völkischen Minderheiten in der Staatsversammlung war im ursprünglichen Regierungsentwurf derart vorgesehen worden, dass jede Kulturselbstverwaltung der Minoritäten einen Vertreter im Oberhause haben sollte. Diese Lösung trug dem Umstande Rechnung, dass die zerstreut siedelnden Volksgruppen infolge des geänderten Wahlgesetzes keine Möglichkeit mehr haben, einen Vertreter ins Unterhaus zu entsenden. Im Verlaufe der Verhandlungen wurde jedoch unter dem Ansturm der verschiedensten Ansprüche auf Sitze im Oberhaus endlich festgesetzt, dass in Zukunft eine einzige Person sämtliche Volksgruppen im Staatsrat zu vertreten hätte. Diese Lösung entwerte den gesunden Gedanken des Regierungsprojektes, allen Minderheiten eine Vertretung in der Staatsversammlung zu schaffen.

Von der Einsicht der augenblicklichen Staatsführung und der zukünftigen Gesetzgeber werde es abhängen, ob der Rahmen der Verfassung in positivem oder negativem Sinne ausgefüllt wird, und wieweit die schweren Sorgen der deutschen Volksgruppe sich als begründet erweisen würden.

Die anschliessende Aussprache förderte keine wesentlich neuen Gesichtspunkte zu Tage. Das Problem des drohenden Volkstodes war im Kulturrat vor einem Jahr bereits verhandelt worden. Es scheint, dass zunächst auch keine konkreten Schritte in dieser Richtung unternommen worden sind. Indirekt schafft, wie Baron Wrangell richtig bemerkte, die planmässige Berufsberatung und Berufsausbildung die Vorbedingung für eine frühere Selbständigmachung und damit eine erhöhte Kinderzahl in der Ehe. Auch der Gedanke der gegenseitigen Hilfe könne in Erwägung gezogen werden.

Ein Vorstoss Dir. Walters in der Frage der früheren Eheschliessung blieb im Wesentlichen ohne Folgen.

Die bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Kulturrats stark registrierende Grundhaltung der Verhandlungen kam auch hierin zum Ausdruck.

Als Ergebnis der Aussprache wurde nachfolgende Resolution angenommen:

»Der Kulturrat hat die Berichte des deutschen Vertreters in der Nationalversammlung und des Präsidenten der Kulturverwaltung entgegengenommen und kann nicht verhehlen, dass die ungeklärte Lage der Frage des muttersprachlichen Unterrichts und der Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften ihn mit grosser Sorge erfüllen. Der Kulturrat kann sich dem nicht verschliessen, dass weite Kreise der deutschen Volksgenossen mit den schwersten Befürchtungen in die Zukunft blicken. Der Kulturrat muss die Forderung aufstellen; dass jedes einzelne Ratsglied seine ganze Kraft einsetzen muss zum Besten unseres Volkstums, und dass vor allem die Kulturverwaltung bestrebt sein muss, die praktische Verwirklichung der uns gestellten Aufgaben und unserer Interessen durchzuführen, das Deutschtum des Landes zusammenzufassen, die Führung aller aufbauwilligen Kräfte des Deutschtums zu gewinnen und, unterstützt vom Kulturrat, die Heimatrechte der Volksgenossen zu wahren und zu schützen.«

*

Sehr zu begrüssen ist, dass der Kulturrat die Einrichtung einer Frauenschule in Finn endgültig beschlossen hat. Das Bedürfnis nach einer Frauenschule ist im ganzen Lande bereits seit längerer Zeit lebhaft empfunden worden. Die Schule soll dreijährig sein, in einen hauswirtschaftlichen und einen gartenbaulichen Zweig gegliedert sein und den Absolventinnen das Recht geben, bestimmte Fakultäten der Universität zu besuchen (Landwirtschaftliche Fak., Technologie an der techn. Hochschule, Wirtschaftl. Abteilung der juristischen Fakultät). Der Erfolg dieser wichtigen Neugründung wird allerdings entscheidend von der Persönlichkeit des Leiters, sowie dem Geiste abhängen. in dem die Arbeit durchgeführt werden wird.

Von lebenswichtiger Bedeutung ist ein Antrag über die Schülerverbände, der debattenlos zur Annahme kommt. Er lautet: »Um die im Gesetz über die Kulturselbstverwaltungen vorgesehene Überwachung des deutschen Schulwesens durchzuführen, beauftragt der

Kulturrat die Kulturverwaltung, bei den zuständigen staatlichen Stellen zu erwirken, dass der Kulturverwaltung neben der zuständigen Stelle des Bildungsministeriums die Überwachung der Tätigkeit der Schülerbünde an den deutschen Schulen zugestanden wird.« Es ist dringend zu hoffen, dass die Schritte der Kulturverwaltung in dieser Angelegenheit von Erfolg gekrönt werden, denn nur durch Ausarbeiten genauer Richtlinien für die Tätigkeit der Schülerbünde und deren zentrale Leitung lassen sich die in letzter Zeit zu Tage getretenen Schwierigkeiten in der deutschen Jugendarbeit Estlands überwinden.

K. Moritz

Wissenschaftliche Umschau

Nachgelassene Schriften von Dr. phil. h. c. Nikolaus Busch. Stadtbibliothekar zu Riga, II. Band: Die Geschichte der Rigaer Stadtbibliothek und deren Bücher. Redigiert von L. Arbusow. Herausgegeben von der Rigaer Stadtverwaltung, Riga 1937. 98 S., Oktav.

Der Sammelband, dessen Manuskripte sich im Nachlass von Nikolaus Busch vorfanden, enthält zwei grössere, bisher noch ungedruckte Arbeiten: eine Einführung in die Geschichte der Rigaer Stadtbibliothek und ihre Bestände, 1925 als Vortrag gearbeitet und in den Räumen der Bibliothek gehalten (S. 1 ff.) und eine Abhandlung über »Die mittelalterlichen Bücher der Rigaer Stadtbibliothek« (S. 32 ff.), an der Busch viele Jahre und bis zu seinem Tode gefeilt hat; zwei Mitteilungen, in Sitzungen der »Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde« 1920 und 1922 vorgetragen, runden das Ganze ab (über Bruchstücke des niederdeutschen Rigaer Gesangbuches, S. 93 ff., und über Rigaer mittelalterliche Handschriften aus Upsala, S. 95 ff.). Als Ganzes genommen, stellen diese Aufsätze einen sehr wichtigen Beitrag zur mittelalterlichen Geistesgeschichte Rigas dar; nicht nur als höchst anregender Wegweiser zu den kostbaren alten Beständen der Rigaer Stadtbücherei hat das Büchlein seinen unbestrittenen Wert, sondern auch als sehr lebendiges Kulturbild einer für die Beurteilung der geschichtlichen Situation entscheidend wichtigen Zeit reiht es sich in die wertvollsten Quellenschriften zur baltischen Landeskunde ein und ergänzt F. Koehler's leider ganz vereinzelt gebliebene Untersuchungen über »Estländische Klosterlektüre« (Reval 1892) sehr wirkungsvoll. Unnötig zu sagen, dass die weitausholende Gelehrsamkeit eines Busch alles, was erörtert wird, mit profundem Wissen und einer erstaunlichen Vollständigkeit behandelt: hinter dem bescheidenen Titel des Werkes verbirgt sich auf weite Strecken eine Fülle von Notizen und Nachweisen zur mittelalterlichen Literaturgeschichte, die wohl die Anlage eines Namenregisters gerechtfertigt hätte. Die Rigaer Stadtverwaltung hat sich durch die Herausgabe dieser Nachlassschriften nicht nur den aufrichtigen Dank aller, die landeskundliche Studien treiben, erworben, sondern darf gewiss sein, auch der Erforschung der mittelalterlichen Literatur einen nicht unbeträchtlichen Dienst erwiesen zu haben.

Leonid Arbusow hat mit grösster Behutsamkeit und Pietät seines Amtes als Redakteur gewaltet. Die schwierige Aufgabe, die vorgefundenen, z. T. nicht abgeschlossenen, z. T. nur in Notizform vorliegenden Arbeiten so aufeinander abzustimmen, dass ein lesbares Ganzes entstand, das zudem der Zielsetzung des verstorbenen Verfassers entsprach, darf als erfüllt bezeichnet werden. Auch dass er versucht hat, einige Lücken durch eigene Zusätze in den Fussnoten zu schliessen, ist dankenswert. Ein kleines Versehen ist ihm in der 2. Anmerkung auf S. 5 unterlaufen: der Familienname des Bücherstifters Stulbars findet sich allerdings in Bleses »Verzeichnis lettischer Personennamen« (Latv. personu vārdu studijas, 1929) auf S. 261. Daran, dass der Name deutscher Herkunft ist, kann allerdings wohl nicht gezweifelt werden angesichts der zahlreichen niederdeutschen Belege für stul(e)bars(e) = Kaulbarsch. Zudem besass der Vater dieses Heinrich St. ein Haus am Rigaer Markt, und Nichtdeutsche durften damals keinen städtischen Grundbesitz erwerben. Mehrere Mitglieder der Familie sind zwar der überwiegend lettischen geistlichen Bruderschaft der Bierträgergilde beigetreten, aber das haben damals zahlreiche Deutsche aller Stände aus kultischen Gründen getan.

Mackensen

Deutsches Schauspiel zu Riga

In einem seiner frühesten und schönsten Dramen, im »Philotas«, hat Lessing das Wesen des Helden begreiflich zu machen gesucht und es in der Fähigkeit gefunden, auf Persönliches zu verzichten, um dem Ganzen zu dienen. »Klaus von Bismarck«, dessen Gestalt der junge Flex zumal der deutschen Jugend vor die Seele gestellt hat, geht diesen Weg des heroischen Helden, einen Weg, der aus allen Bindungen hinausführt, um grössere, ewigere Bindungen zu bejahen, der sich dem Verständnis der Vielen verschliessen muss, um sie alle schliesslich verstehen zu lehren, was nötiger sei als Sitte und Tradition, einen Weg, der Ehre und Treue den Rang von selbstverständlichen Verpflichtungen leiht. Stendal oder Brandenburg, das persönliche Ich oder das deutsche Ganze, das ist hier die Frage — es ist die gleiche Frage, die an jeden von uns gestellt wird, die von jedem Entscheidung verlangt. An ihr trennen sich die Geister; deshalb wohl hat sie seit den Tagen Rüdigers von Bechelaren immer wieder dichterische Gestaltung erzwungen. Klaus v. Bismarck ist nur eine unter den vielen Figuren, die mahnend und fordernd vor die deutschen Leser und Hörer treten, sie daran zu erinnern, was allein not ist.

Die Darstellung im »Deutschen Schauspiel« arbeitete diesen ethischen Kern gut und eindringlich heraus. Die einsame Gestalt des heroischen Helden (Joachim Ernst) stand ganz im Mittelpunkt, fest, männlich und überzeugend im schmerzhaften Gang hinaus aus allem, was ihm lieb und vertraut gewesen, fort von den Freunden der Jugend, fort auch von der Geliebten (Eva Maroldt)), nur begleitet von der mütterlichen Mutter (Charlotte Christann), hin zu dem Herrn, der ihm Symbol für die ewige Verpflichtung wird, hin zum Markgrafen Ludwig (W. E. Obsieger) und dann weiter, über den verlorenen Posten bei dem pflichtleeren Otto (Christ. W. Radke) und hin zum bitteren Ende. Einzelnen Szenen gelang packende Deutung: der Zusammenstoss zwischen Älterleuten und

Aufständischen (Stotfalke: Erich Ruschmann), die Begegnung mit den unglücklich und heimatlos gewordenen Freunden der Jugend (Godin: Max Tobien). Obsiegers Regie bemühte sich, die jugendliche Empfindsamkeit der häufigen Sterbeszenen vom heldischen Grundton des Ganzen überscheinen zu lassen; das war richtig und gelang auch.

* * *

Lächeln, schmunzeln, lachen sind drei verschiedene Äusserungsformen menschlicher Fröhlichkeit; das Lächeln kommt aus dem Herzen, das Schmunzeln aus dem Gehirnkasten, das Lachen aber eindeutig aus dem Zwergfell, das die Alten für den Sitz des Verstandes hielten (was sich dann aber als Irrtum herausgestellt hat). Das Eine wird vom Humor, das Andere vom Scherz, das Dritte vom Witz ausgelöst. Befreiend wirken sie alle drei, nur die seelischen Spannungen, die sie lockern, lagern in verschiedenen Bereichen des menschlichen Innenlebens. Wodurch der Einzelne sich am meisten entspannt fühlt, hängt von seiner seelischen Bauform ab (und diese mag sich wohl je nach der Stimmung ein wenig verschieben). Es ist also sehr schwer, ja unmöglich, dem einen vor dem anderen den Vorzug zu geben, etwa zu sagen, zu lächeln sei edler als zu lachen, oder schmunzeln sei geistreicher und daher gebildeter als lächeln.

Wir sahen nacheinander lächelnd Scribes sehr hübsches Lustspiel »Was den Damen gefällt«, dem Hans Sassmann geschickt ein neues Gewand angezogen hat, schmunzelten über Herczegs Salonkomödie »Blaufuchs« und lachten ziemlich laut über Bunjes feldgraues Lustspiel »Der Etappenhase«. Drei Erfolge, verdient durch die dreifach treffliche Regie (Obsieger-Haussmann - Tobien!), drei psychologische Studien über das liebe Publikum und seinen Geschmack, gleichzeitig, wenn man so wollte, drei Volkscharakterologien (wiewohl in »Was den Damen gefällt« der deutsche Bearbeiter erfreulich viel zur Eindeutschung des französischen Stückes getan hat!). Und wem solche Gedankengänge dem unbeschwerten Abend nicht angemessen schienen, dem blieben jedenfalls drei sehr verschiedene und doch gleich reizvolle Mädchengestaltungen, um die sich dreimal das Geschehen drehte (beim Lustspiel dreht es sich meistens, im Gegensatz zum Trauerspiel, um weibliche Wesen; leider muss ich es mir hier versagen, aus diesem noch nicht genug gewürdigten literaturhistorischen Blickwinkel auf die Stücke des Monats zu schauen!): Charlotte Christann (Claire von Auterevall), Irene Rée (Lisi), Gisela Lohr (als flämisches Meisje Marie) boten drei Typen, jede in ihrer Art gleich besinnlich stimmend, zumal die beiden ersten Gelegenheit fanden, sich gegen andere Frauentypen des gleichen Stükkes abzugrenzen: Frau Christann in ihrer mütterlichen Tiefe gegen Frau Rée (Leonie). Jungmädchenschwärmerei (bei der ja immer ein bischen Spitzbüberei mitspielt!), Irene Rée gegen Frau Brahmas (Ilona) reife Überlegenheit. Wenn denn schon über die Güte der einzelnen Aufführungen gebeckmessert sein soll, so muss wohl gesagt werden, dass, was den Damen gefällt, auch mir am besten (aufs Spieltechnische gesehen) gefallen hat: das war wirklich eine Aufführung aus einem Guss, in der jede Rolle sass, vom edel-männlich-schönen Heldenoberst (Joachim Ernst) über den etwas weniger heldischen Grignon (Werner Haussmann) und den sehr überlegenen, ausgewogenen Andree (Peter Grossmann) bis zu der geradezu brillanten Gestalt des

mephistophelischen Sekretärs (Christian W. Radke).

Aufs Ganze gesehen, hat das »Deutsche Schauspiel« wohl noch nie so eindeutig seine immer aufs neue überraschende Vielseitigkeit unter Beweis gestellt, wie in diesen so grundverschiedenen Stücken des November. Die Würdigung der Festaufführung vom 18. Nov. behalte ich mir für die Januarbesprechung vor.

* * *

Unser Bühnenbildner Tschakstin, dessen noch im letzten Monatsbericht rühmend gedacht wurde, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Seine Kunst hatte, beflügelt durch den frischen Geist unserer Bühne, in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen, der fast von Bühnenbild zu Bühnenbild zu spüren war. Inszenierungen wie der Urfaust, Macbeth, Romeo sind durch seine geschickte Hand, seinen Ideenreichtum zum vollen Erfolg geführt worden. Er hat es vermocht, die kleine Bühne in des Wortes wahrster Bedeutung wachsen zu lassen; am grossen Aufstieg unseres Theaters hat er seinen unvergessbaren Anteil genommen. So hat er sich in der Geschichte des »Deutschen Schauspiels« seinen bleibenden Ehrenplatz selbst gebaut.

Lutz Mackensen

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Carl von Bremen, »Die Schifferwiege«. Eher-Verlag, München 1937.

Ein Roman ist dies Buch ja nun eigentlich nicht, trotz des Untertitels. Und wiederum: ein Novellenband auch nicht. Das erst recht nicht. In vier Stücken schildert der Estländer Carl von Bremen den Aufstieg des unbedeutenden Mecklenburgischen Fischerdorfs zur »Schifferwiege« eines kraftvollen Seefahrerschlages. Vier Kapitel einer Chronik. Sie hat einen Anfang, aber wie jede lebendige Chronik hat sie kein Ende. Sie reisst nun kurz vor dem Kriege ab, — aber sie könnte mit nicht geringerem Recht durch die Kriegs- und Nachkriegszeit, über den Aufbau der deutschen Handelsschiffahrt bis in die Gegenwart geführt werden, und wir würden diesen anderen Band mit nicht geringerer Anteilnahme lesen als den ersten.

Die lockere Form, die sich Carl von Bremen wählte, ist dem Stoff angemessen. Aber wir sollten nicht übersehen, dass darin gleichzeitig eine Selbstbescheidung liegt, die Bremen nicht nötig hat. »Die Schifferwiege« ist kein Roman, aber sie entstammt einer künstlerischen Befähigung, die auch straffere formale Mittel fraglos zu meistern vermöchte. Ob uns Bremen einmal einen baltischen Roman schreibt? Er hat eine eigentümliche Fähigkeit, nicht den Einzelnen, sondern die grosse Gemeinschaft — hier die Sippe, das Dorf — als Helden seiner Handlung in den Mittelpunkt zu stellen. Und wiederum: an dem Entwicklungsgang eines Dorfes zeigt er einen weiten Ausblick in das Werden der deutschen Handelsschifffahrt aus wahrhaft bescheidenen Anfängen zu ihrer späteren Machtstellung. Ist das nicht eine Gabe, die ihn zu dem Auftrag besonders befähigen könnte, den die Heimat noch jedem baltischen Schriftsteller gab: vor dem Gesamtvolk von ihrer besonderen Art und Schicksalhaftigkeit zu zeugen? Carl von Bremen hat sich einen Rang als deutscher Schriftsteller erobert. Ein Baltendeutscher — wie die Zillich und Wittstock Siebenbürger, die Pleyer und Rothacker Sudetendeutsche sind — ist er noch nicht.

Elsa Bernewitz. »Dorothea«. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Wenn man dies Buch weglegt, ist man tief ergriffen. Wir haben in Elsa Bernewitz eine baltische Dichterin, die diesen Namen schon verdient. Wie sie das Thema anschlägt und — eigentlich in vier Bildern nur — ein Frauenschicksal gestaltet, dem ganz früh eine Lebenswurzel zerrissen wurde und das trotzdem tapfer, eigengesetzlich und aus einer stillen Kraft weiterwächst und sich abrundet, das ist feine, verhaltene Kunst von grosser Reife.

Dabei stimmt das Buch traurig. Es ist nicht nur der thematische Grundton. der so stark weiterschwingt; es ist ein anderes Bedauern: musste dies Buch einer wurzelechten baltischen Frau so sehr an dem Fiebern und Ringen ihrer Volksgruppe vorbeigehen? In der Absicht gleichsam raum- und zeitlos angelegt, atmet es zwar die Luft eines baltischen Pastorats, baltischer Landschaft und Jahreszeiten, aber nur wer diese Umwelt kennt, erkennt mit liebender Freude seine Heimat wieder. Nicht zuletzt auch in der seltsamen Doppelgründigkeit der Zeichnung: dem engen Familienkreis des Doktorats und dem rahmenhaft getönten Hintergrund des Gesindes und der landischen Patienten,— deren Form ja nicht nur ein beabsichtigtes künstlerisches Mittel ist, sondern baltische Wirklichkeit war: das andere Volkstum, mit dem es kaum Überschneidungen des persönlichen Erlebens gab.

Eduard v. Keyserling steht irgendwie bei diesem Roman Pate. Künstlerisch ist er fraglos eingeholt. Aber auch seine Müdigkeit schwingt in diesen Herbstfarben nach, wenngleich Elsa Bernewitz kraftvoller ist als er. Anlässlich eines Aufsatzes über ihn im Aprilheft der »Balt. Monatshefte« fielen befremdete Fragen: Keyserling sei doch tot; wozu die Auseinandersetzung mit ihm? Hier ist die Antwort. — Es ist schade, dass ein so reifes Können, wie das der Elsa Bernewitz, so sehr im Gestern verhaftet bleibt. Schwermütige, wenn auch fromme und seelisch beherrschte Resignation liegt über dem Roman. Stünde die Dichterin lebendiger im Wachstum ihrer Volksgruppe verhaftet, sie wüsste, dass sie ihr mit solcher Kunst zu wenig gibt.

Hans Zöberlein, »Der Befehl des Gewissens«. Fr. Eher Verlag, München. RMk. 7.20.

Dieser Roman aus den Wirren der Nachkriegszeit und der ersten deutschen Erhebung soll und darf nicht auf seine Romanhandlung hin beurteilt werden. Das wäre ein ganz falscher Masstab, der diesem Werk nicht gerecht würde. Er ist eine Zeitschilderung von ungeheurer Wucht, ein Erlebniswerk, wie es in vielleicht noch stärkerem Mass ja auch Zöberleins bekanntes Kriegsbuch war; ein Querschnitt durch die deutsche Nachkriegszeit, gespiegelt in der Männergeneration der Front. — Ein baltischer Dichter, Bergengruen, hat dies vor Jahren in seinem »Goldenen Griffel« versucht. Unzweifelhaft ist Bergengruen künstlerisch der Überlegene. Und doch, wie blass, hilflos, ausweglos mutet sein Roman im Vergleich zu Zöberlein an, auch wenn ihm sicherlich keine Schematisierungen nachzuweisen sein werden, wie wir sie mitunter bei Zöberlein antreffen mögen.

Denn Zöberleins Nachkriegsbuch ist ein einziges Zeugnis des instinktsicheren männlichen Willens, der sich aus elementarer Kraft einen Weg durch das Chaos des Zusammenbruchs bahnt, weil er Befehl ist. Bergengruen schrieb von

den Zerbrochenen; Zöberlein berichtet von den unverzagt Aufbauenden. Sie haben gesiegt, ja mehr: sie sind einem heranwachsenden Geschlecht Masstab geworden. Und weil Zöberlein einer dieser Männer ist, darum lassen wir uns packen und erschüttern von der heissen Kraft seines Zeugnisses.

Heroische Anekdote

Eine neue Kunstform beginnt sich im deutschen Schrifttum abzuheben. Und Geltung heischend für diese Kunst und ihren besonderen Stil steht uns ein Buch vor Augen: »Männer« von Erhard Wittek (Franck, Stuttgart).

Was ist das Besondere an diesem Buch? Es gehört (insofern kommt die Betrachtung eigentlich fast nachgehinkt) zu einem der gelesensten Bücher unserer Jugend- und Jungmannschaftsbibliotheken. Es muss mit auf die Fahrt, es wird im Lager hervorgeholt wie im Heim. Da wird daraus vorgelesen. Zu einem Heimabend. Oder nur während einer Marschpause; dann ein Lied, und es geht weiter. Ein Zeichen, dass die Form der künstlerischen, hier der heroischen Anekdote einem vorhandenen Bedürfnis antwortet. Und also wird sie bleiben.

Ist die Form der Anekdote uns so neu? Vor einem Jahr besprachen wir montenegrische Volksgeschichten, von G. Gesemann (»Helden, Hirten und Haiduken«) herausgegeben. Da ist Ähnliches, gerade auch in seiner heroischen Haltung, angelegt. Nur dass es sich dort um Balkanluft, also eine uns unsäglich fremdartige Welt handelte. Wesentlich ist dabei, dass diese Anekdotenform dort restlos Volksdichtung ist. Die Anekdote darf ja eigentlich nicht gelesen, sie muss erzählt, zum wenigsten vorgelesen sein. Und ich erinnere an einen deutschen Namen, da die Anekdote ebenfalls noch ganz im Volksboden gebunden ist (hier als Kalendergeschichte): an den alten Johann Peter Hebel mit seinen gar moralischen und lustigen Geschichten vom Zundelheiner und dem Star von Segringen, oder Kannitverstan und wie sie alle heissen mögen. Gerade wer an das »Rheinische Schatzkästlein« denkt, wird sich dessen bewusst werden, wie sehr die Anekdote eben eine mündliche Kunstform ist. — Und wenn in unserer Zeit Wilhelm Schäfer in seinen »Anekdoten« eine neuartige Form der literarischen Kurzerzählung schuf, klassisch in ihrem feinst zugeschliffenen Deutsch und damit in bestem Sinne »Literatur«, gerade die schönsten von ihnen verlangen geradezu danach, gehört, vorgelesen zu werden, wie es dem eigentlichen Wesen der Anekdote entspricht.

Wir aber wollten über Witteks »Männer« berichten und haben doch das Wesentlichste schon gesagt — nämlich dass die Jugend von ihm Besitz ergriffen hat. Sie tat das um der Anekdotenform willen, deren kraftvolle Mündlichkeit ihren Einheiten dienstbar wird (nicht anders wie Hebels Schatzkästleinerzählungen auf die Haus- und Familiengemeinschaft rheinischer Bauern zugeschnitten waren); und es ist die männlich-heroische Haltung, an der sie sich begeistert und in die sie wachsen will. Gibt es ein besseres Zeugnis für ein Buch unserer Zeit? Nein, es gibt keins.

Nachhall des grossen Krieges

Wir haben ein Kriegsbuch vor uns: eines der besten, die erschienen. Es ordnet seinen Verfasser neben Jünger, Beumelburg, Zöberlein, Goltz und Wehner. Er heisst Erhard Wittek und das Buch »Durchbruch anno achtzehn«.

(Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Wir baten es uns aus, als wir Witteks Anekdotensammlung »Männer« gelesen hatten. Bekannt war sein Kriegsbuch uns schon von früher, aber nur vom Hörensagen. Das ist bei diesem Buch zu wenig. Man muss es schon gelesen haben.

Auf dem Einband trägt es als einzigen Schmuck das Kreuz des »Pour le mérite«. Es gilt dem Hauptmann, für den und um den dieses Buch von der letzten erfolgreichen deutschen Grossoffensive eigentlich geschrieben ist. Es ist ein Erlebnisbuch, und ein Lied vom Führertum und stellenweise eine Dichtung vom Kriege. Die atemberaubende Spannung der letzten Minuten vor der Artillerievorbereitung des Grossangriffs, das ist keine Schilderung mehr, das ist grosse starke Dichtung.

Walter Kramer, »Die heiligen Nächte«. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

Walter Kramer schrieb eine Novelle »Heimgang in Flandern«. Damals erschienen sehr viele Kriegsbücher, auch gute darunter, aber diese Novelle liess inmitten der ganzen Fülle der Kriegsbücher auf den Verfasser aufhorchen: er würde wohl noch mehr zu sagen haben.

Und hier liegt nun der Novellenband vor: sieben Geschichten, eingebettet in eine Rahmenerzählung. Wiederum gibt der Krieg das Thema, denn die Überlebenden erzählen einander dort oben in der Skihütte im Gebirge von dem Leben und Sterben ihrer Kameraden. An diesen Berichten findet einer, der sein sinnlos gewordenes Leben wegwerfen wollte, sich selbst wieder. So die Rahmenerzählung. Das ist sehr anspruchsvoll ersonnen. Denn: Welche Grösse müsste aus diesen Novellen zu sprechen vermögen, dass wirklich ein Zerbrochener daran Halt fände!

So wird die Rahmenerzählung zur Probe auf die Echtheit des Buches. Und dass der Band die Probe wirklich besteht, weist ihm einen stillen, aber sichtbaren Platz in unserem Schrifttum an. Von siebenfachem Sterben erzählt das Buch. Und jeder Tod ist das Schlussiegel unter ein andres Leben, im Stil jeweils so verschieden, wie das Sterben dieser sieben ist. Aber gemeinsam ist die soldatische Gesinnung und die Sauberkeit der Haltung. — Ein schönes, ein kraftspendendes Buch.

Alexander Langsdorff, »Flucht aus Frankreich«; Kriegserlebnisse eines jungen Soldaten. Langen/Müller, 1937.

Wilhelm von Bülow, »Durch Stacheldraht und Steppe«. C. H. Beck, München 1937.

Schliesslich noch zwei Bücher, die von der Flucht zweier deutscher Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft handeln. Beide blutjung, achtzehn oder neunzehn. Der eine versucht es fünfmal (!), der andre zweimal. Der eine flüchtet aus der raffinierten Grausamkeit französischer Gefängnisse, der andre aus dem primitiven Entsetzen russischer Gefangenenlager. — Langsdorff erzählt betont knapp. Er weiss, dass die Zahl dieser Bücher nicht gering ist. Und er streicht sich nicht heraus, klagt auch nicht leidenschaftlich an, wo er wohl Grund zum Anklagen hätte. Er lässt nur Tatsachen reden. Die sagen genug. — Der Verfasser ist übrigens heute SS-Führer und dabei Professor, wie wir aus dem Geleitwort Himmlers zu seinem Buch erfahren. Das scheint uns wichtig. Diese Doppelheit ist deutsch. Und

aus der Spannweite, die sie in sich schliesst, werden dann Taten wie die des Kriegsfreiwilligen Langsdorff geboren.

Bülows Buch interessiert uns aus einem besonderen Grunde. Der Verfasser erlebt die ersten Anfänge des Dorpater Selbstschutzes vor dem Einrücken der deutschen Truppen 1918. Sehr schmeichelhaft ist seine Schilderung nicht: »Die Mitglieder waren zum grössten Teil Zivilisten, denen jeder Sinn für Disziplin und Pünktlichkeit fehlte. Ein grosser Teil waren Jugendliche, die sich begreiflicherweise auf Abenteuer freuten und eine Gelegenheit suchten, ihren Mut zu zeigen. Familienväter waren da, die nach jedem Schuss... Urlaub nahmen, um zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Nicht einmal die Hälfte der Mitglieder, die in der Nacht Dienst tun sollten, war anwesend. An der Führung beteiligten sich alle in einem unaufhörlichen Kriegsrat und schickten ihre Beschlüsse als Meldungen oder Anfragen in das Hauptquartier. Wer gerade Lust hatte, nahm sich ein Gewehr und lief in der Stadt als Patrouille herum.«

Ein Jahr später freilich hat das gleiche Aufgebot als »Baltenregiment« die Roten aus der Heimat jagen geholfen.

Viceadmiral Gordon Campbell, »Wir jagen deutsche U-Boote«, (Mk. 2.85), — Werner v. Langsdorff, »U-Boote am Feind« (Mk. 4.40), Verlag Bertelsmann, Gütersloh.

Die niederträchtige Kriegslist der sog. »U-Bootfallen« ist in der Marinegeschichte unvergessen: schwerbewaffnete Hilfskreuzer, als harmlose Handelsschiffe — oft unter neutraler Flagge — maskiert, hatten deutsche U-Boote anzulocken, nach empfangenem Warnungsschuss oder Torpedo Boote herabzulassen, um das U-Boot, sowie es zur Übernahme der vermeintlich hilflosen Besatzung auftauchte, mit Schnellfeuersalven zusammenzuknallen. Im Kriege sind viele Mittel erlaubt; ein rühmliches aber waren die U-Bootfallen nicht!

Und dennoch, trotz unserer offenkundigen Abneigung gegen die heimtükkische Form jener Kriegsführung, wir legen diese spannenden Erinnerungen des nunmehrigen Admirals Campbell mit ehrlicher Hochachtung beiseite. Donnerwetter, was waren das für Kerle, die auf diesen Fallen Dienst taten! Männer, die wirklich dem Tod ins Auge blicken konnten, deren Aufgabe es ja war, den tödlichen Torpedo auf sich zu lenken; denn erst, wenn die Falle offensichtlich lahmgeschossen war, tauchte doch das U-Boot auf, dessen Niederkämpfung der Zweck der Ausfahrt war. Hartes Kämpfertum, Disziplin, Verwegenheit und eiserne Nerven gehörten dazu, und Campbell versteht es, packend von diesem Dienst und seinen Leuten zu erzählen. Dass er mit seiner infamen Falle das dritte und letzte Mal einem misstrauischen deutschen U-Boot gegenüber den Kürzeren zog, freut einen aber doch!

Über Langsdorffs U-Bootbuch, das in 45 Einzelberichten U-Booterlebnisse aus dem Weltkrieg zusammenfasst, ist eigentlich nicht viel zu sagen. Bei der Vielzahl der Verfasser vermag das Buch sehr gesteigerten Ansprüchen nach dramatischer Schilderung nicht durchweg zu genügen; soll es auch nicht, denn es sind Seeleute, die erzählen, keine Dichter. Aber der Querschnitt durch die Tätigkeit der U-Bootwaffe wird umso lebendiger — und darauf kam es an. Wir erinnern an das ähnlich zusammengestellte Fliegerbuch des gleichen Verfassers.

Ruth M. Roelling, »Soldaten, Tod, Tänzerin«. Bertelsmann, Gütersloh.

Es haben so viele Menschen Grauenerregendes im Sturm der russischen Revolution erleben müssen, es sind so viele erschütternde Tatsachenberichte darüber erschienen, dass daneben die Erlebnisse dieser deutschen Tänzerin wenig bedeutsam erscheinen. Der »schmissige« Titel wird dabei nicht einmal durch eine übermässig packende Darstellung gerechtfertigt. Alles in allem ein Buch, dessen Nichterscheinen wir ruhig hätten tragen können.

Bertha von Günzel, »Ein Frauenschicksal im Räderwerk der Zeit«. Briefe 1913—20. Sanssouci-Verlag, Potsdam.

Diese Sammlung von Briefen aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren hat gewiss auch ihre Aufgabe: in jenen Frauenkreisen Deutschlands, für die der Begriff des Luisenbundes einmal kennzeichnend war, Anteilnahme für das Schicksal einer baltischen deutschen Frau zu werben und damit eine volksdeutsche Aufgeschlossenheit vorbereiten zu helfen. Als Zeitbilder sind die im übrigen natürlich ganz privaten Briefe nicht uninteressant, und sie vermögen manche Erinnerung in uns zu wecken; helle, öfters schmerzliche. Dass es in Riga keine »hl.-Geistkirche« gibt, hätte die Verfasserin bei Durchsicht der Korrektur eigentlich wissen können. So lautet nämlich die Beschriftung unter einem Bild des Turmes von St.-Peter.

Die Kleine Bücherei

Dieser Besprechung, die im einzelnen kurz, stichwortartig sein soll, muss eins vorangestellt werden, das wie eine abgehobelte Phrase klingen kann, aber keine ist: der Referent entsinnt sich nicht, jemals eine Gabe gleichzeitig herausgebrachter Bändchen von solch künstlerischem Niveau vor sich gehabt zu haben. Das ist eine Verlagsleistung. Das soll zuvor ausgesprochen sein.

Ein deutsches Gesamterleben liegt ihnen allen zugrunde, keines ist aus einzelmenschlicher Problemhaftigkeit erwachsen. Und wiederum keines, da dieses Gesamterleben eines Volkes sich nicht in einem besonderen Einzelschicksal erfüllte. »Urlaub auf Ehrenwort« heissen die Geschichten von Kilian Koll. Anekdotisch zugeschliffen die Titelerzählung mit ihrem sauberen Ethos. Tapfer und aufrecht vor allem der Bericht, wie die Stadt Tirschtiegel im Ostmarkenkampf deutsch bleibt, und von einer seltsamen zwischenzeiligen Innerlichkeit die beiden letzten Geschichten. Wie ist doch dies Büchlein kostbar!

Wer Joachim von der Goltz's starkes Erlebnisbuch »Der Baum von Cléry« kennt, der wird es begrüssen, die Aufzeichnungen des Leutnants Bruckner als Sonderbändchen »Einst auf der Lorettohöhe« besitzen zu können: phrasenfeindliches männliches Soldatentum.

Wir lesen heute viel von Bauern und schlichten Menschen. Da ist aber der Regimentstag eines Garderegiments; nicht zuletzt ein gesellschaftliches Ereignis. Welche Kunst, heute in diese (übrigens bejahte) Umwelt eine so feine Novelle der Verhaltenheit zu verlegen, wie dies Georg Grabenhorst (»Der Regimentstag«) glückt! Wir sind manchmal schon so starke Schematisierung gewohnt, dass man an dieser Erzählung erneut spürt: wir haben Ansprüche zu stellen. — Solchen Ansprüchen im umrisshaften Andeuten einer bäuerlichen Welt (wo nun Acker

und Scholle gar nicht vorkommen, wohl aber Menschen, und die sind echt!) genügt auch Karl Kaltwassers »Schicksalbuch«. Inhaltlich geht es um Hans Grimms »Volk ohne Raum«, das einen Fremdenlegionär in die Heimat zurückruft.

Von grenzdeutschem Erleben ist Wilhelm Pleyers »Gasthaus zur deutschen Einigkeit« getragen. Pleyer ist in erster Linie Künder von seiner Volksgruppe und ihrem Daseinskampf. Vielleicht wird später ein abgeklärtes Wägen seine künstlerische Bedeutung auf ein gutes Mittelmass bewerten. Was geht uns das heute an! Wie stark und nachhaltend klingt in uns seine Geschichte vom Judas an, dem Starrkopf von Bauern, der als Verräter am deutschen Boden sich den Strick um den Hals legt. Ruf laut, Wilhelm Pleyer, Rufer der volksdeutschen Wachsamkeit!

All diese Bändchen sind in der Kleinen Bücherei von Langen/Müller in München erschienen (je RMk. —.80), ebenso wie die Sammlung Hans Grimmscher Aussprüche (»Glaube und Erfahrung«) sowie Erwin Wittstocks Erzählung »Miesken und Riesken«, die von der seltsamen Verbundenheit zweier Zwillingsschwestern sagt. Hier meint man freilich, es eher mit einer knappen Romanskizze zu tun zu haben. Zuviel ist hineingedrängt, oft nur mit gar flüchtigen Pinselstrichen angedeutet. Wittstock hätte sich nicht mit der anspruchslosen Erzählungsform bescheiden brauchen.

Novellen

Vor uns liegen drei grössere Bände: gesammelte Novellen von Wilhelm von Scholz, Will Vesper, sowie eine neue Folge der Anekdoten Wilhelm Schäfers.

Es ist ein eigenartig Ding um Novellensammlungen. Manchmal gewinnt man den Eindruck, wie bei dicken Sträussen kostbarer Blumen. Die Fülle kann die Schönheit der einzelnen erdrücken. Das braucht nicht immer der Fall zu sein, ist aber gleichwohl eine Gefahr, die bei der Zusammenstellung derartiger Sammlungen in Rechnung gestellt werden muss. Sie ist dort gebannt, wo die einzelnen Geschichten bewusst um ein grosses gemeinsames Thema komponiert sind. Wir denken etwa an Boccaccios klassische Dekamerone oder an Paul Ernsts Schaffen. Ein andres ist es, wenn aus mehr verlegerischen Gesichtspunkten heraus eine Zusammenstellung einzeln verfasster Novellen erfolgt, um dem Freundeskreis, den sich der Dichter warb, eine verbilligte Gesamtausgabe auf den Tisch legen zu können. Dann will der Band nicht in einem Zuge von vorn bis hinten durchgelesen sein, sondern wir greifen ihn uns in einer stillen Stunde heraus, blättern in ihm, finden, was uns einstmals freute, und freuen uns von neuem an dem kostbaren Einzelstück. — Besonders wertvoll aber wird die Sammlung, wo das Buch sich in unserer Heimkultur wieder seinen Platz zu erobern beginnt, wo vorgelesen wird, sei es in der Familie, sei es in anderen Gemeinschaften. Das gilt besonders für jene knapp auf einen Gedanken, eine bestimmte Situation zugespitzte Erzählung, für die Wilhelm Schäfer den Begriff der Anekdote neu geprägt hat.

So soll denn unter den drei vorliegenden Sammlungen der »Wendekreis neuer Anekdoten« von Wilhelm Schäfer (Verlag Langen/Müller, München 1937) an erster Stelle genannt werden. Ja, dieser Band ist uns eine festliche Gabe. Die Geschichten sollen aufrichten in lebensbejahender tapferer

Fröhlichkeit, oder nachdenklich machen, denn beides wird uns not tun. Schäfer weiss in prägnantester, scharf belichteter Formvollendung zu erzählen, wie etwa seine Behandlung des bekannten Themas vom Rudolstädter Frühstück oder — noch schöner fast in ihrem zwischenschwingenden Gehalt — die Geschichte vom Siegelring von Tirol zeigt. Nicht alles ist von solch eminent politischem Erleben getragen, aber deutsch, grunddeutsch sind alle seine Anekdoten.

Wilhelm von Scholz, »Gefährten« (Paul List-Verlag, Leipzig) bringt eine Zusammenfassung früher erschienener Erzählungen und Geschichten. Für sie gilt das oben einleitend Ausgeführte. Besonders freut einen das Wiedersehen mit der künstlerisch ganz besonders hochwertigen Novelle »Die Pflicht«, die ich früher einmal in einer Zeitschrift las. Hier ist wahrhafte Meisterschaft am Werk gewesen. Wir haben nicht viele solcher Kabinettstücke in unserem Schrifttum. Wieder andersartig, aber nicht weniger fein in den sorgsam verhaltenen Pastelltönen das »Kleine Damenbildnis«. Bei der »Lübecker Feuerprobe« drängt sich der Vergleich mit Werner Bergengruens bekannter Novelle auf, die ja ein sehr ähnliches Motiv behandelt; Bergengruen erweist sich dabei freilich als überlegen, was uns für den Landsmann freut.

Wenn schon die »Gefährten« von Scholz eine vielfarbige Verschiedenheit auch in der künstlerischen Fertigkeit der Stoffbehandlung zeigen, so gilt ein gleiches in erhöhtem Masse von Will Vespers »Geschichten von Liebe, Traum und Tod« (Gesamtausgabe seiner Novellen bei Langen/Müller, München 1937). Will Vespers besondre Neigung erstreckt sich auch auf das Gebiet der kurzen historischen Erzählung oder Anekdote, und es ist wahrlich nur ein Gewinn, wenn wir hin und wieder das grössere Vorbild Paul Ernsts in der Erzählweise durchspüren. Nicht überall. Und weh und schmerzlich wird die eigene Art Will Vespers in der letzten Erzählung von der »schwarzen Maske«, die ein keineswegs neues Motiv zur symbolhaften Anklage gegen das unselige Verhängnis deutschen Bruderkampfes überhöht.

Eine Anmerkung freilich am Schluss — sie ist im übrigen bereits von anderer Seite in der baltischen Presse gemacht worden: ein deutscher Dichter soll, wenn er deutsche Menschen vor fremde Nationen stellt, diese nicht verzeichnen. Er kann bitter ironisieren oder idealisieren. In jedem Fall müssen sie als deutsche Menschen kenntlich sein, oder wir müssen den Fehlgriff mit Recht auch als einen künstlerischen bemängeln. Ähnliches gilt in gewissen Grenzen auch von der Herausstellung stammlicher Merkmale. Wenn nun Vesper in einer seiner Erzählungen (»Der Balte«) einen mehr slavischen als baltischen Edelmann in den Mittelpunkt stellt und der Schilderung zum Überfluss eine allgemeine und höchst unglückliche Betrachtung über diese »Deutschrussen« voranschickt, so sind wir sowohl erstaunt als geärgert. Vor zwanzig Jahren hatten wir noch häufiger Anlass, gegen diesen aus kleindeutschem Denken entstandenen Begriff zu Felde zu ziehn. Heute sollte das gegenüber einem repräsentativen deutschen Schriftsteller nicht mehr nötig sein. Das müssten Will Vesper auch der »Deutschrumäne« Zillich oder der »Deutschtscheche« Kolbenheyer bestätigen können! *B.*

*

Joseph Ponten. Novellen. Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlangsanstalt. 552 S. Geb. 5,80 RMk.

Als ich den stattlichen Band durchgelesen hatte, war es Mitternacht. 12 — Eine gute Zahl, 12 Novellen, unter ihnen weitaus die beste »Die Insel«. Die Geschichte des Mönches Spirideon, der auf diesem Eiland voll Sonne und Glut lernen sollte Busse zu tun für Sünden, die er nicht begangen hatte. Auch das Wiedersehen mit den »Bockreitern« war höchst erfreulich — eine prachtvolle Sprache, Tollheit und tief innerliches Gefühl. Wie ist es angenehm gruselig, mit den Lausbuben das geheimnisvolle »Haus des Arztes« zu stürmen! Den Schüler Ulrich begleiten wir auf seiner »Ersten Rheinreise« und erleben die Tragik seines Mannwerdens. — Alle diese Novellen haben das Gemeinsame des Gegenwärtigen, des Glaubwürdigen, des starken Kolorits, der Schönheit der Sprache und des Besinnlichen, — sie zu lesen war ein einziger Genuss. *Heinrich Bosse d. Ä.*

Blick in die Welt mit Colin Ross

Als Reiseschriftsteller und Auslandjournalist hat der Deutsche Colin Ross fraglos einen europäischen Namen. Gerade an diesem Mann kann die doppelte Bedeutung seines Berufes klar werden: dem eigenen Volk eine Ausweitung des Blickes über die engeren Landesgrenzen hinaus in die Welt zu geben, — und anderen Nationen als Deutscher die Wesensart und Daseinsansprüche seines Volkes begreiflich zu machen: Vorurteile zu zerstören, die sich seit dem Kriege, ja aus der Vorkriegszeit her an den deutschen Namen heften und durch ihr Missverstehen auch in der grossen Politik nicht selten eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben.

»Die erwachende Sphinx« so heisst der uns vorliegende Afrika-Band. Ein Reisebericht, der uns quer durch den ganzen Erdteil führt, vom Kap nach Kairo. 1927 ist er geschrieben. Das bedeutet, dass manche Beobachtungen heute nicht mehr voll zutreffen werden. Im Besonderen für eine Urteilsbildung über die Verhältnisse in den ehemals deutschen Kolonien würde ich Colin Ross nicht heranziehen. Da gibt es doch bereits gründlicheres und neueres Schrifttum. Umso wertvoller sind uns seine Betrachtungen über das Grundproblem des ganzen Erdteils, die Farbigenfrage. Colin Ross bringt hier eine Blickweite mit, wie sie wenige besitzen, — er vermag kühle, nüchterne Vergleiche mit anderen Kontinenten anzustellen; ja aus dieser Blickweite heraus rollt er oftmals erst Probleme auf, die dann freilich als zwingende und notwendige Fragestellungen einleuchten. Bei der neuerwachten Aktualität der Kolonialfrage wird dieses Buch fraglos wertvolle Dienste erweisen können, — freilich nicht ohne die Einschränkung, die wir oben zu machen genötigt waren.

Sehr seltsam, genialisch und in jedem Falle aufrüttelnd ist das neue Werk des gleichen Verfassers »Unser Amerika«. — U n s e r Amerika: der deutsche Anteil an der Erschliessung, der Organisation dieses Erdteils, an seinen Freiheitskämpfen und seiner wirtschaftlichen Entwicklung ist das Thema. Und dahinter steht nun nicht jene tantenhafte Lehrpropaganda, die einer wirklich volksdeutschen Weltschau gerade innerhalb des Binnendeutschtums nur zu oft in verhängnisvoll-wohlmeinender Weise die Voraussetzungen zerstörte. Nein, da steht der Deutsche mit angelsächsischem Blutsanteil, der durchaus das Schwergewicht auf den Amerikaner gelegt wissen will, wenn vom Deutsch-Amerikaner die Rede ist. Der aber von diesem Deutschamerikaner ein Selbst-

bewusstsein verlangt, das durch den Anteil seiner Vorfahren am Aufbau Amerikas begründet wird. Ein Mann, den — wir wollen hier eine sehr baltische Wendung gebrauchen — die »Fechtbodistenrolle« des deutschen Blutsanteils in der Unionsbevölkerung erbittert — und fraglos zu Recht erbittert.

Nicht alldeutscher Propoganda, wohl aber der Schaffung eines gesunden Selbstbewusstseins der Deutschamerikaner will dieses Buch mit dem anspruchsvollen (sehr »amerikanischen«) Titel »Unser Amerika« dienen. Denn dieses Selbstbewusstsein des deutschen Blutsanteils wird für den neuen Typus der Amerikaner, den Colin Ross im Anmarsch sieht, notwendige Voraussetzung sein. Er mag recht darin haben. Wir aber lernen ein anderes aus dem Buch: die deutsche Leistung in der Welt stolzer und richtiger einzusetzen. Und das kann uns wiederum nichts schaden.

*

Sven Hedin: »Die Seidenstrasse«. und »Die Flucht des Grossen Pferdes«. Brockhaus Leipzig 1937. Geb. je 8 Mk.

Sven Hedin, der Forscher und Schriftsteller, — wer von uns ist nicht mit ihm als Junge »Von Pol zu Pol« geschweift. Mit der Erinnerung an sein volkstümlichstes Reisebuch soll freilich keine bewertende Parallele gezogen werden. Die beiden uns nunmehr vorliegenden Werke stellen andre Ansprüche.

»Die Seidenstrasse« ist recht eigentlich ein Rechenschaftsbericht. 1933 wurde der schwedische Forscher von der chinesischen Zentralregierung mit der Leitung einer Expedition betraut, die die Möglichkeiten einer direkten Autostrasse quer durch die endlosen Wüsten Innerasiens nach Chinesisch-Turkestan zu untersuchen hatte. Der Plan ging auf seine eigne Anregung zurück, die vergessene zweitausendjährige »Seidenstrasse«, den grossen Karawanen- und Handelsweg von China nach Europa, als moderne Verkehrsschlagader wieder ins Leben zu rufen. 17 000 km hatte die Autokolonne Sven Hedins zurückzulegen, wertvolle Untersuchungen wurden angestellt, endlose Strapazzen und Widerwärtigkeiten überwunden. Von all dem berichtet der reich mit Aufnahmen des Verfassers ausgestattete Band, sachlich, aber in der lebhaften Darstellungsart, die wir bei Sven Hedins Büchern gewohnt sind.

Einen besonderen Erlebnisabschnitt dieser Expedition schildert nun das zweite Buch »Die Flucht des Grossen Pferdes«. Wider Willen werden die Forscher hineingerissen in eine der vielen Fehden und Kriege jenes weltfernen Niemandslandes zwischen China und Russland. Beschlagnahme der Autos, Gefangennahme, Erschiessungsdrohungen, östliche Liebenswürdigkeit und heimliche Bespitzelung, — und dabei erleben die Teilnehmer der Expedition nur gleichsam vom Rande aus den dramatischen Ablauf des Geschehens mit, in dessen Mittelpunkt General Ma Chung-yin, der Tungusenführer, »das Grosse Pferd« steht: energisch, blitzschnell, zäh und ehrgeizig; dabei von jener rätselhaften, schlechthin asiatischen Grausamkeit im Grossen, vor der der Europäer letztlich doch immer fassungslos bleibt. Eine Fehde, ein Wüstenkrieg. Aber das Ergebnis sind zerstörte Landstriche, ausgemordete Siedlungen, jammervoll verarmte Bevölkerungsreste. Welche Mächte hinter diesen innerasiatischen Wirren stehen, bleibt undurchsichtig.

Dass sich dieser Band, der im übrigen gerade durch die Wirrnis der geschilderten Verhältnisse eine eindrucks-

volle Vorstellung von jenem fernöstlichen Kraftfelde der internationalen Weltpolitik unserer Zeit vermittelt, ungleich lebendiger und packender liest, als der zuvor genannte Fahrtbericht der Expedition, unterliegt keinem Zweifel. Wir haben Anlass, auf einen dritten Band, der vornehmlich die Auswertung der Funde und Ruinenforschung des im Sande verwehten grossen Handelsweges der Vorzeit bringen soll, gespannt zu sein.

A. R. Lindt, »Im Sattel durch Mandschukuo«. Als Sonderberichterstatter bei Generälen und Räubern. Mit 74 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und 3 Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1934. Geb. RM. 5.—.

Wenn man dieses Buch, das aus der Feder eines Schweizer Journalisten stammt, zur Hand nimmt, erwartet man zunächst nichts weiter als fesselnde Reportage. Aber von Seite zu Seite steigert sich mit der Spannung das Staunen über die so unwahrscheinlich fremde Welt, die sich uns erschliesst: die Welt, in der Japan sich anschickt, ein asiatisches Grossreich zu schaffen. Und von diesem und jenem Erlebnis, das der Verfasser aus den Tagen der »Gründung« Mandschukuos erzählt, von der einen und anderen Persönlichkeit aus, die er uns in Wort und Bild vorführt, fällt dann ein überraschendes Schlaglicht auf die Ereignisse, die sich heute im Fernen Osten abspielen. Und über den Erkenntnissen, die das Buch gibt, erhebt sich unheimlich und drohend die Frage: Ist das die Welt von morgen, die sich da am Ostrande Asiens nach eigenen Gesetzen gestaltet, unbekümmert um die furchtbare Problematik, die das Abendland in nun schon jahrelanger Krisis durchfiebert? Oder werden die weissen Völker erstarkt und gesundet aus dieser Zeit der Entscheidung hervorgehen und einmal wieder Führer und Vorbilder der Farbigen sein? *B—r.*

Das Denkmal

Hans Fuchs, »Lody«. Ein Weg um Ehre. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1937.

Dies ist die Geschichte eines deutschen Seeoffiziers, der, kriegsuntauglich geschrieben, auf eigne Initiative nach London ging, dort im Dienste des deutschen Nachrichtenwesens tätig zu sein. Als er wenige Monate später von dem englischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt wurde, geschah dies unter Anteilnahme der gesamten englischen Öffentlichkeit. Die ritterliche, makellose Gestalt Lodys, der sich mit flammender Empörung dagegen verwahren konnte, als bezahlter Spion verleumdet zu werden, nötigte dem Gegner Achtung ab. Im Tower zu London wurde er erschossen. Er fiel als Soldat auf dem Felde der Ehre.

Die Darstellung von Hans Fuchs entspricht dem Gegenstande: ein tief sittliches Buch, das erschüttern und aufrichten kann. —

Ein Gedenkbuch an den Berliner Sturmführer und Schöpfer der andern deutschen Reichshymne — nicht im Stile einer pathetischen Apotheose, sondern aus der einfachen Schau der Kameraden, die mit ihm marschierten und sich mit ihm und für ihn schlugen, die auf seiner Bude sassen und mit ihm durch die märkischen Dörfer zogen — das ist das Horst Wessel-Buch von Erwin Reitmann (»Horst Wessel«. Steuben-Verlag, Potsdam). Dass es schon 1932 geschrieben wurde, macht vielleicht seinen besonderen Wert aus: die anspruchslose Echtheit.

*

Franz Tumler, »Der Ausführende«. Albert Langen/Georg Müller, München 1937.

Dieser eindringliche Roman von seltsam verhaltener Unheimlichkeit hat mit Recht Beachtung in der deutschen Öffentlichkeit erregt und eine betont zustimmende Bewertung von wirklich urteilsfähigen Köpfen erfahren. Dies sei vorausgeschickt, wenn hier das Bekenntnis erfolgt, dass der Referent nicht anders kann, als das Buch innerlich abzulehnen. Sachlich unanfechtbar wird dabei vielleicht der Einwand sein, dass Tumlers Darstellungsstil im ersten Drittel des Buches etwas zu langsam den eigentlichen Gegenstand umkreist und dadurch weitschweifig wirken kann. Aber dieser Einwand fällt im weiteren in sich zusammen. Der Rhythmus wird vielmehr fast jagend, um erst am Schluss mit lähmender Schwere abzuklingen. Also das ist es nicht.

Nein, es ist ein anderes: Tumler gelingt es nicht, uns klarzumachen, warum dieser Befestigungsbau, um den es geht, ein böses Werk ist. Wir erfahren, dass es so ist. Eine Landschaft wird zerstört, vergiftet, Menschen vernichtet, der Held, »der Ausführende« wird zum gefühllos entseelten Vollstrecker. Aber wo liegt die innere Notwendigkeit? Ein Dichter, der diesen Ablauf so zwingend schilderte, durfte die Antwort auf diese Frage nicht schuldig bleiben.

Jon L. Idries, »Lasseters letzter Ritt«, bei Bertelsmann—Gütersloh 1937.

Ein Goldgräberschicksal aus der australischen Wüste, nüchtern in der ganzen Tragik erzählt, unter der es abrollte. Das Buch, eine Übersetzung, wirkt so stark, weil das begütigende Gefühl eines weiten zeitlichen Abstandes nicht geduldet wird: vor sehr wenigen Jahren vollzog sich dies Geschehen. Das Buch verdient unter den sog. Abenteuerromanen der Gegenwart eine Hervorhebung.

»Der Finstere Franz« heisst ein Seeräuberroman von Anton Schnack, der soeben im Paul List-Verlag (RM. 4.50) erschienen ist. Im Aufbau etwas zwiespältig (einmal Biographie des L'Olonois, dann wiederum eine gesonderte, übrigens wenig glücklich durchgeführte Liebeshandlung enthaltend) sucht es die Welt der westindischen Flibustier ohne romantische Verbrämung in tiefdunklen, übersatten Farben hinzumalen: Raub, Brand, tierisches Saufen und Völlerei, Weiber, Seeruch und Tropensonne. Das ist ja wohl geglückt — aber was ist damit erreicht? Wir wissen mit dem Buch, das jedenfalls kein Jungenbuch ist, eigentlich wenig anzustellen.

Robert Hohlbaum, »Die Prager«. Verlag Junge Generation, Berlin.

Wenn wir ehrlich sein wollen, so ist der beherrschende Eindruck von diesem Kreis von Erstlingsgeschichten Hohlbaums der, welch erstaunliche Entwicklungslinie von diesen Ansätzen zu dem späteren Schaffen des Dichters führt (Gerade auf dem Gebiet der knapp zugespitzten Erzählung sei etwa an das 1934 erschienene Bändchen »Getrennt marschieren« erinnert!). Das ist nun aber an sich kein Grund für eine Neuauflage. Gewiss, auch in diesen Erzählungen spüren wir eine Ankündigung seiner späteren Kunst. Aber wozu diese unfertigen Ansätze ausgraben, wenn wir doch wirklich Hochwertiges aus der Feder des gereiften Hohlbaum besitzen? Die Frage bleibt unbeantwortet.

Friede H. Kraze, »Einer Mutter Weg«. Bertelsmann, Gütersloh, Mk. 4.40.

An diesem Buch wird zweierlei klar: dass nämlich die Verfasserin eine Erzählerin von gutem Können ist, aber auch, dass sie sich leicht — wie man bei uns sagt — übernimmt. Es gehört eine ganz besondre Begabung dazu, von Übersinnlichem zu erzählen, und zwar so zu erzählen, dass wir uns damit als einer schlichten, wenn auch unerklärlichen Tatsache abfinden (wie es die Lagerlöf verstand oder in unseren Tagen ein Friedrich Griese oder auch Wilhelm von Scholz in seiner »Perpetua«). Friede H. Kraze gelingt das nicht — sie gleitet dann leicht ab in eine künstlich mystische Sentimentalität, aus der heraus das Problem der Hexen und Hexenbrennerzeit jedenfalls nicht wirklich erfasst werden kann. In dem gleichen Zu-hoch-hinausgreifen liegt wohl ein zweiter kennzeichnender Zug dieses Buches bedingt: man spürt stellenweise allzu deutlich die Absicht der inneren Linienführung durch — und das darf bei einem hochwertigen Werk nicht sein. Über das, was der Dichter uns sagen wollte, sollen wir uns wohl Rechenschaft geben können, nicht aber während des Lesens den Zeigefinger spüren: aha, jetzt wirds symbolisch.

Uns schienen diese beiden kritischen Auslassungen dem Roman gegenüber (dessen Titel übrigens nicht glücklich gewählt ist — wiederum: zu anspruchsvoll und inhaltlich nicht einmal ganz gerechtfertigt) am Platz, denn hier liegt doch schon mehr als jene bedeutungslose Durchschnittlichkeit vor, die mit ein paar allgemein freundlichen Worten abgetan werden kann. Die Verfasserin hat eine ansprechende und durchaus farbigherzliche Erzählgabe entwickelt, an der man seine Freude schon haben kann. Nur wollen wir sie bitten, ihre weiteren Bücher (und es kommen bestimmt noch viele) mit einer schlichteren Planung anzulegen und auf das zu verzichten, was man mit einem neuen Modewort wohl »hintergründig« nennt — es liegt ihr und es bekommt uns nicht.

Georg Grabenhorst: »Unbegreifliches Herz« Albert Langen/Georg Müller, München 1937. Mk. 4.50.

Man muss diese Erzählung mit wachen Sinnen ergründen, denn es liegt vieles in ihr verborgen, das herauszufühlen und zu begreifen der Dichter uns selbst überliess. Dabei wird das Ganze getragen von einer höchst rhythmisch-klangvollen Sprache, die Naturerlebnis und Handlung zu einer Einheit verwebt, wie sie feiner und köstlicher uns selten zu begegnen pflegt. Wahrhaftig, diese Erzählung bereichert einen jeden, der sie in die Hand nimmt; bereichert in uns jenen heimlichen Schatz, der uns immer wieder von neuem die Kraft gibt, an das Köstliche, an das Verschwenderische dieses Lebens zu glauben. *R. Berg*

Leopold Ziegler: »Vom Tod«. Essay. Paul List Verlag, Leipzig 1937.

Im ersten Kriegswinter, als der Tod wieder mahnend ins Leben trat, ist der Essay entstanden. Ziegler erkennt, dass der Tod Pflicht ist, um das Leben in der Idee zu erhalten. Tod und Gemeinschaft stehen in Wechselwirkung. — Der Stil, in dem Ziegler seine Betrachtung schreibt, ist sehr rein, d. h. die Sätze sind sinnvoll und ohne jegliches erschwerende Beiwerk. *R. Berg*

Fritz Diettrich: »Das Gastgeschenk«. Ausgewählte Gedichte. Paul List Verlag, Leipzig 1937.

Fritz Diettrichs Gedichtband »Das Gastgeschenk« begleitet uns durch das

Jahr. Eine sehr starke und innig gefühlte Naturverbundenheit spricht aus diesen Versen, die Sprache ist bilderreich, ohne doch in Worten zu ertrinken. — Wie Fremdkörper muten freilich manche eingestreute Gedichte an, zum Teil Gedankenfetzen, dann wieder Strophen eines klassizistischen Formsehnens oder andre, die an Münchhausens Balladenstil erinnern. Überhöhte Unverständlichkeit berührt hier sich leicht mit Banalem, was durch manch gezwungenen Reim unterstrichen wird.

R. Berg

Wäscha Kwonnesin - Grau-Eule: Kleiner Bruder.

Kleiner Bruder nennt Wäscha Kwonnesin sein Buch; — Kleines Volk, Kleiner Bruder sagen die Indianer, wenn sie an den gewaltigen Strömen ihrer Heimat auf die Kolonien der Biber stossen. Wer das Buch der Grau-Eule liest, wird den tiefen Sinn dieser Bezeichnung erst voll verstehen. Hier schildert ein Indianer, der nach einem Leben, das ihn nach England, an die Westfront und dann wieder in seine Heimat Kanada führt, die er jahrelang als Pelzjäger und Fallensteller durchstreift, — wie er fast durch einen Zufall und zunächst widerwillig dazu geführt wird, sein weiteres Leben eben der Erhaltung der Biber zu widmen, deren Ausrottung durch seinesgleichen bereits unvermeidlich scheint. Die grosse Naturnähe seines Volkes mag dazu beitragen, dass Wäscha Kwonnesins Buch viel mehr ist als eine gute Schilderung von Menschen und Tieren; wer es liest, fühlt und lebt mit dieser Familie der zwei Menschen und ihrer Biber. Manches mag vielleicht dem naturentfremdeten Europäer übertrieben erscheinen und ist doch nur der Ausdruck eines Einfühlungsvermögens, einer Verwandtschaft zum kleinen Volk der Tiere, die kaum einer von uns noch findet, weil Zivilisation und Kultur die Organe verschüttet haben, die sie aufnehmen könnten.

Eine Empfehlung hat dieses Buch nicht nötig: wer es gelesen hat trägt sie weiter, diese eigenartige Schilderung eines Zusammenlebens von Mensch und Tier.

v. H—n.

Georg Britting, »Der bekränzte Weiher«. Erzählungen. Albert Langen/Georg Müller. München 1937.

Dieser neue Band Erzählungen von Georg Britting ist wieder ein köstliches Geschenk für alle, die es noch verstehen, in stiller Besinnung innezuhalten und auf das leise Klingen verborgener Glocken aus einer Welt jenseits der Erscheinungen und Ereignisse zu horchen. So meisterlich Britting in seiner wunderbar schönen und schlichten Sprache Gestalten oder Landschaften mit bildhafter Eindringlichkeit gegenwärtig zu machen weiss — nie ist man im Zweifel darüber, dass alles sichtbare Geschehen sich nur im Vordergrunde abspielt. Was dahinter steht, wird nicht etwa ausgedeutet oder gar enthüllt, sondern der Dichter bescheidet sich damit, den Schleier des Geheimnisses unendlich zart und ehrfürchtig zu berühren. Gerade dadurch aber wird das, was er erzählt, in einem höheren Sinne glaubhaft und wahrhaft. Denn letzte Zusammenhänge können immer nur geahnt, nie enträtselt werden.

B—r.

Gunnar Gunnarsson, »Der graue Mann«. Roman 1937 bei Langen/Müller in München.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, auf die »Eindeutschung« repräsentativer Dichter des nordischen

Völkerkreises einzugehen. Bei diesem Roman von Gunnarsson meint man fast, er sei eigentlich für uns Deutsche geschrieben. So sehr ist er aus einer Problemstellung des deutschen Menschen unserer Zeit erwachsen. Es ist eine sehr gedankenreiche Dichtung, in Romanform gegossen. Der Roman ist gut — aber das ist hier kaum entscheidend. Entscheidend ist die gedankliche Auseinandersetzung, für die die Romanhandlung gleichsam nur Vorwand ist.

Gunnarsson, der in seinen Romanen und Erzählungen scharfkantig den nordischen Menschen Altislands vor uns hinmeisselte: heroisch, hart, aber auch von brutaler Rücksichtslosigkeit, kampfgeformt, kampferzogen... Gunnarsson, der uns von dem nüchtern-unsentimentalen Rechtsdenken dieses Menschenschlages eine Vorstellung gab, Gunnarsson bereichert dieses Bild nun durch eine Kontrastzeichnung. Dafür sind wir ihm dankbar. Wir wollen kein verklärtes nordisches Heldenideal errichtet sehen, das sich dann als Phantasieschöpfung erweisen müsste. Wir wollen vom altnordischen Menschen wissen. Da gehört auch der Lump hinein, und die Schwächen und Schäden, die eine jede Gemeinschaftsform entwickelt. Denn auch diese sind ja in ihrer Weise stilbestimmt und gehören zum Gesamtbild.

Das Thema des Romans ist die Frage nach dem Recht: ein Schwächling, der sich nicht wehren kann, wird geschädigt, dann umgebracht. Für ihn ist kein Recht. Ein Lump verrichtet Schurkentaten. Er ist einem Grossen verschwägert. So ist das Recht für ihn. Ein Rechtsfall erregt ganz Island. Aber nur, weil sich jeweils zum Anwalt einer Partei einer der rivalisierenden Grossen macht. Recht ist diesen nordischen Bauernhelden kein ewiger Massstab. Recht ist eine Waffe. Man muss sie zu führen verstehen. Und man muss die Macht haben, sie zu führen.

Vielleicht — aber wer könnte das mit Sicherheit sagen? — hat Gunnarsson eine Frage zu beantworten gesucht, die uns so oft beschäftigt: Wie es möglich war, dass der dem nordischen Charakter so fremdartige Christenglaube die Welt, die dort vorfand, so schnell überwand. Dieses Buch gibt in manchem eine Antwort darauf.

Jugendbücher 1937

Die Auswahl an Kinder- und Jugendbüchern, die uns dies Jahr zum Fest zur Besprechung vorliegt, zeigt mit voller Deutlichkeit eine alte Wahrheit, wie schwer gerade in diesem Schrifttum sich wirklich Hochwertiges aus der Fülle des Durchschnitts sondern lässt — weil so selten wirklich gute Kinderbücher geschrieben werden.

Umso lieber weisen wir auf die kleine freundliche Märchengeschichte von Paul Alverdes »Das Männlein Mittentzwei« hin (Langen/Müller, München). Es ist eine Geschichte von der Art, wie sie uns als Kindern etwa die Mutter beim Nägelschneiden oder vor dem Einschlafen erzählte; eine Geschichte von dem bösen Männlein, das immer das Spielzeug zerbricht, aber von kleinen aufrechten Jungen überwunden werden kann, und man spürt ihr an, dass sie sicherlich erst Kindern erzählt und dann hernach einmal am Schreibtisch aufgeschrieben wurde. Die lustigen bunten Bilder von Beatrice Braunstock sind einprägsam genug, um immer wieder von neugierigen Kinderaugen betrachtet zu werden.

Eine Sammlung von alten Kinderreimen und -liedern erschien im Herold-Verlag (C. Wolfarth: »Kling, Glöck-

lein, kling«) ebenfalls mit hübschen Zeichnungen versehen. Natürlich ist es nur eine Auswahl aus der grossen und reichen Vielheit unserer deutschen Reime, aber mit Einfühlung zusammengestellt und sicher mancher jungen Mutter willkommen.

Etwas erfindungsarm und schematisch mutet zunächst Josephine Siebes Kinderbuch »Kasperle auf Reisen« an. Aber es wird, wie der Versuch ergab, von Kindern gern aufgenommen. Bierbaums »Zäpfel Kern« spüren wir deutlich durch, freilich ohne das intellektuelle und satirische Rankwerk, das diesem anhaftete.

Für etwas Ältere sind die »Fünf Schatzgräber« der gleichen Verfasserin, ein hübsches, freundliches Kinderbuch, an dem man seine Freude haben kann. — Ein gleiches gilt auch von »Struppi«, der lustigen Hundegeschichte von Georg U. Pijet. Mit List und Mühen, unter Schuleschwänzen und mancherlei Fährlichkeiten ist der kleine Köter vor dem Ersäufen gerettet worden, aber seine vier Lebensretter werden der Tat nicht so ganz froh; ungeahnte Sorgen kommen, bis das Schmerzenskind als ehrsamer Kettenhund beim Nachbarn eine bürgerliche Laufbahn zugewiesen erhält. —

Ein kleiner hölzerner Eichkater ist Sepp Bauers Kinderbuch »Hans Eichhorn, der Lausbub« als Lesezeichen beigegeben, — das ist eigentlich auch das Netteste an dem ganzen Buch, das sonst ein Musterbeispiel verniedlichter Tiergeschichten mit schelmischem Anflug darstellt, die wir als unecht ablehnen müssen.

»Drei Jungen spielen Robinson«. Sehr eingehend erzählt A. Answald-Heller, wie das nun vor sich geht. Ich fürchte, dass dieses Buch von den Jungen selbst, die es doch anregen will, einfach als —langweilig empfunden werden wird! Wesentlich lebendiger sind dagegen die »Drei Jungen auf dem Kriegspfad« von Christian P. Hansen geschrieben (RM. 2.50). Doch macht sich hier eine wenig glückliche Art von Humor geltend: indem der Verfasser sich nämlich über seine Helden und deren Wildwestphantasien selbst etwas lustig macht. Der richtige Jungenton ist damit jedenfalls kaum getroffen.

Das ist in anderem Grade bei der tapferen und frohen Geschichte von A. Answald-Heller »Wenn man will, sagt Günter« gelungen. Ein kleiner gelähmter Zärtling wird durch seinen unbekümmerten Kameraden zu einem rechten Jungen erzogen. Ist auch die Handlung etwas künstlich und der forsche Ton reichlich unterstrichen — das Buch kann einem doch gefallen.

Eine herrliche Detektivgeschichte, in der zwei Jungen auf einem Überseedampfer einen Bankdieb erwischen, ist »Ein Meter siebenundneunzig« von Zdenko von Kraft. Richtig aufregend und doch ohne künstliche Komplikationen; auf einen guten Einfall aufgebaut, dabei frisch und lebhaft erzählt.

All diese Bücher sind im Herold-Verlag, Stuttgart erschienen. Und wir müssen hier zum Schluss das »Herold-Knabenbuch« (hrsg. v. Fritz Nothart) anerkennend erwähnen. Es ist wirklich gut zusammengestellt, mit Beiträgen von Sven Hedin, dem Segelflieger Wolf Hirth, dem Rennfahrer Caracciola u. a. m. — das sind nicht »Knabenerzählungen«, sondern eigne Erlebnisse von Leuten, die sich den Wind um die Nase haben wehen lassen.

*

Für baltische Jungen wird »Der Strandreiter« von Heinz Oskar Schönhoff (Verlag Junge Generation,

RM. 2.80) von besonderem Interesse sein, weil diese Erzählung aus der Napoleonischen Zeit vor allem in unserer Heimat spielt. Sie ist spannend und recht gut geschrieben und mag bei dem Mangel landschaftsgebundener baltischer Jugendbücher wohl eine besondere Hervorhebung verdienen.

An etwas Jüngere richtet sich »Der kleine Jorgatz« von Hansgeorg Buchholtz (Herm. Schaffstein Verlag, Mk. 2.20), eine Erzählung aus der Ordenszeit, die nach Preussen führt, im Jahr der Schlacht von Tannenberg und des Kampfes um die Marienburg. Der kleine Jorgatz ist ein deutscher Bauernjunge aus dem Grenzgebiet, der die furchtbaren Verheerungen miterlebt, aber auch die Sammlung des Widerstandes und den Abzug der polnisch-litauischen Scharen. Das Buch kann empfohlen werden.

Recht ausgezeichnet ist das »Schülerheim zu Windhuk« von Bernhard Voigt (Safari-Verlag, Berlin). Diese Südwesterzählungen tragen den Stempel unzweifelhaften Erlebens: Jagdgeschichten, Abenteuer aus dem Hereroaufstande und manches andre, von unkomplizierten Jungen und Mädeln erzählt, die die junge Generation eines kampfgehärteten Kolonialdeutschtums bilden. Die etwas schleppende Rahmenhandlung könnte bei der nächsten Auflage auf eine knappe Einleitung zusammengekürzt werden. Das Buch würde dadurch vermutlich noch gewinnen.

Uneingeschränkte Anerkennung gebührt Fritz Steubens famosem Indianerbuch »Tecumseh der Berglöwe« (Franck, Stuttgart, RM. 4.80). Es ist eine echte Indianererzählung, aber für heutige Jungen mit fragenden, kritischen Gesichtern: eine Erzählung, die von Personen handelt, die wirklich lebten, von den mythisch gewordenen Helden des Grenzkampfes auf roter und weisser Seite, unsentimental und mit nüchterner Wahrhaftigkeit geschildert. Es entspricht dem Wesen eines Indianerbuchs, welches beim Pimpf als »in Ordnung« anerkannt sein will, dass es neben den üblichen Illustrationszeichnungen auch etwa Geländeskizzen zur Handlung bringt. Auch die verschiedenen Formen indianischer Waffen, Kanus usw. lernen wir aus Zeichnungen und Skizzen kennen. Kurz, es ist schon ein feines und packendes Buch, eins von denen, die der Vater unter den Christbaum legt, um es dann gleich seinen Jungen fortzunehmen und es erst selbst mal mit Beschlag zu belegen!

Marie Hamsuns »Langerudkinder« haben zwei Fortsetzungsbände erhalten: »Ola Langerud in der Stadt« und »Die Langerudkinder wachsen heran« (Langen/Müller, München, je RM. 3.80). Über Marie Hamsuns meisterhafte, herzhaft-fröhliche Erzählgabe Neues zu sagen, tut eigentlich nicht not. Die Tatsache, dass diese Fortsetzungen erschienen, ist ja nur ein Zeichen für den ungeheuren Erfolg ihrer »Langerudkinder«. Natürlich gilt für jede Weiterführung von Kindererzählungen vom Schlage der »Langerudkinder« in das reifende Alter hinein die gleiche Problematik: die ganz enge Geschwistergemeinschaft lockert sich, jedes beginnt seinen Weg zu gehen, und somit verliert notwendig auch die Erzählung an Einheitlichkeit. Trotzdem greift man gern nach dem Buch, — einfach weil man Marie Hamsun und ihre Langerudkinder liebgewonnen hat und weiter von ihnen wissen will, »wie es später ging«. Und das wird wohl gleichmässig für die alten wie für die jungen Leser gelten.

Was uns gewöhnlich als »Mädchenbücher« angeboten wird, ist meist abscheulich; wozu werden sie nur geschrieben? Unsere Mädels lesen sie nämlich gar nicht gern (Gott sei dank). Dennoch begegnen ab und an Erzählungen für Mädchen, denen der übliche Backfischton nicht anhaftet und über die wir uns dann doppelt freuen.

— Wir wollen nach den beiden Bänden von Marie Hamsun nur noch zwei Bücher anführen, die beide recht hübsch sind und jedenfalls zu den besseren Mädchenbüchern gerechnet werden können. Das eine, »Sabines Geheimnis« von Ilse Fahrenholtz ist eine etwas gefühlvolle, aber aufrechte und saubere Erzählung aus Preussens Notzeit 1806/7. »Edith ganz im Grünen« von Maria Grengg handelt von den Ferienerlebnissen eines Stadtmädels auf dem Lande; frisch geschrieben, unsentimental und fröhlich, lässt sich das Buch mit gutem Gewissen empfehlen.

MITTEILUNG DER SCHRIFTLEITUNG

Im Dezember erschien im Verlage der Baltischen Monatshefte ein Sonderheft »Aus völkischem Denken und Schaffen«, auf das die Schriftleitung ihre Leser hinweisen will. Die Aufsätze dieses Sonderhefts, das zum Preise von Ls 1.— im Verlage und durch die Buchhandlungen erhältlich ist, sind von der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft gesammelt und zusammengestellt worden. Oberpastor D. V. Grüner schreibt über den Dienst der Kirche am Volkstum, Direktor i. R. A. Unverhau über Muttersprache und Volkstum, Dr. F. A. Redlich über Volkstum und Brauch, R. Mettig über Volkstum und Bodenständigkeit. Anschliessend folgen Streiflichter zur Geschichte der baltischen Deutschen und zuletzt ein Rückblick auf die völkische Arbeit 1919—34. Der letztgenannte Aufsatz enthält in knappem Rahmen Tatsachenmaterial, das mit den Augen derjenigen gesehen ist, die in den anderthalb Jahrzehnten nach dem Kriege den Aufbau der Volkstumsarbeit vollzogen. Eine Auseinandersetzung darüber erscheint der Schriftleitung im Hinblick auf die Befriedung der Volksgruppe nicht zweckdienlich.

Latvijas Kara muzejs

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Friedrich Griese, Niehus bei Parchim, Mecklenburg / Dr. *Heinrich Bosse*, Riga / Mag. *Arved von Taube*, Reval / *Liesbeth von Hueck*, Reval / Dr. *Leo von Middendorff*, Dorpat / Dipl. Ing. *Kurt Moritz*, Reval / Prof. Dr. *Lutz Mackensen*, Riga, Herderinstitut / Dr. *H. Bosse*, d. Ä., Riga / *H. Becker*, Riga / *B. von Hehn*, Riga / *R. Berg*, Dorpat

Verantwortlicher Schriftleiter: Nikolai Klot, Riga, M. Monētu ielā 18

Druck und Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga, Mazā Monētu ielā 18